This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

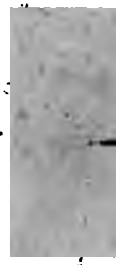
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ORD
SITY
IES

IV, 260.



THOMAS PHILI

VON DER HAGEN

Oeconomische Encyclopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der Russisch-Kaiserl. freyen oeconomischen Gesellschaft zu St. Petersburg Mitglied, der Götting. deutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienen-Gesellschaft, und der Leipziger oeconomischen Societät Eyren-Mitglied, wie auch der oeconomischen patriotischen Societät in Schlesien ordentliches Mitglied und Correspondent.

Funfzehenter Theil,

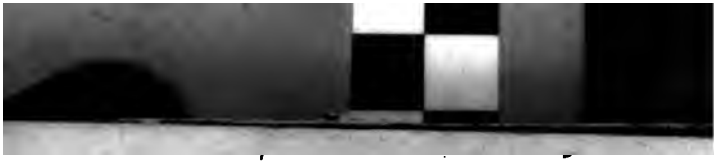
von Fre bis Gam.

Nebst 23 Bogen Kupfer.

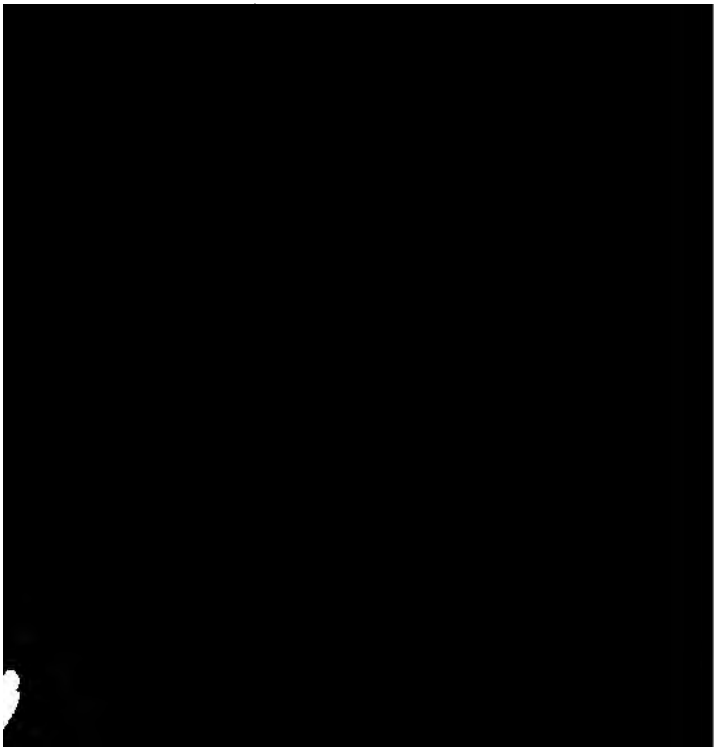
Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1778.

bei Joachim Pauli, Buchhändler.



AE27
K8
v.15
[redacted]
Stack



F. F.

Frech. 1. Stark, eine veraltete Bedeutung, in welcher noch Mathesius einen frechen Magnet denjenigen nennet, dessen Kraft durch nichts geschwächt wird.

2. Muthig, kühn, herzhaft, tapfer, in gutem Verstande. Diese Bedeutung, in welcher auch fraek im Schwed. üblich ist, ist im Hochdeutschen veraltet. Indessen sagt man noch in dem sächsischen Churkreise, der Rocken wuchs in wenig Tagen so frech, daß man sich darüber verwunderte, d. i. stark, muthig.

3. Im hohen Grade verwegen, sowohl die Gefahr auf eine unbesonnene Art verachtend, als auch die Gesetze des Wohlstandes, der Ordnung, der Menschheit und der guten Sitten ohne Scheu verletzend. Ein freches Maul. Besonders, die Schamhaftigkeit ohne Scheu verletzend, im hohen Grade unverschämt. Freche Geberden. Ein frecher Anzug. Eine freche Weibs-Person. Da dieses Wort ein harter Ausdruck einer verächtlichen Eigenschaft ist, so bedienet man sich oft, wenn die Umstände es nöthig machen, der gelindern Ausdrücke frey, ein wenig frey, allzufrey dafür.

Frideric le grand, heißen bey den Blumisten gewisse Nelkensorten; siehe unter Nelke.

Frigate, siehe Fregatte.

Fregaton, Fr. Frégaton, ein ſpaniſches und venetianiſches Fahrzeug, welches von mittelmäßiger Größe iſt, ein viereckiges Hintertheil, einen Mittelmaſt, Hinter-Maſt und ein Bugſpriet hat. Man bedienet ſich derſelben zur Transportierung der Truppen, und zur Abladung der Galeeren. Seine Ladung iſt ungefähr 800 bis 1000 Centner, oder 4 bis 500 Tonnen.

Die Fiſcher in der Provence nennen auch Frégaton ein kleines Fahrzeug, deſſen ſie ſich zum Fiſchfange bedienen. Es iſt daſſelbe an beyden Enden ſpitzig, 18 Fuß lang, 6 Fuß breit, vorn und hinten mit einem kleinen Verdeck verſehen, und wird entweder nur gerudert, oder führt Segel und Ruder.

Fregatte, aus dem Franz. Frégate, oder Ital. Fregata, Lat. Lembus exploratorius, Liburnica, Navis bellica minor, Holl. Fregaat, heißt auf dem Ocean eine Art leichter Kriegsſchiffe, welche von länglicher (d. i. nicht bauchiger oder galliotenartiger) Bauart iſt, nicht hoch über Waſſer geht, gemeiniglich nur zwey Verdecke oder Böden, und hinten einen Spiegel oder ein viereckiges Hintertheil hat. Es führt 20 bis 40, auch wohl mehrere Kanonen, und iſt, weil es ſehr leicht ſegelt, zum Kreutzen und Recognosciren ſehr bequem; daher man auch vor allen Seehäfen dergleichen Fregatten findet, deren man ſich zuweilen zu Convoyirung der Kauffahrdeyſchiffe, imgleichen zu Transportierung vornehmer Herren, mehrentheils aber zum Recognosciren der Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, bedienet.

In den franzöſiſchen Seedienſten wird gemeiniglich jedes Kriegsſchiff, welches weniger als 60 Kanonen führt, Fregate genannt.

Eine **Advis- oder Avis-Fregatte**, **Avis-Jacht**, **Avis-Schiff**, L. Navis tabellaria, Fr. Frégate d'avis, Holl. Advijs-Fregat, Advijs-Jacht, iſt ein kleines leichtes Schiff, welches wohl beſegelt iſt, deſſen man ſich, wie zu Lande der Couriers, bedienet, um von einem Orte zum andern, Briefe und Nachrichten geſchwinde zu überbringen. Ein ſolches Schiff iſt z. E. einer Armee

Packete

Packete und Verhaltungsbefehle, oder auch Kundschaft von andern Schiffen zuzubringen, bestimmt. Es geht mit Segel und Ruder; und seine Ladung ist von 120 bis 200 Tonnen.

Die Spanier schicken allemahl eines mit der Silberflotte nach der Havana in America, welches in dortigen Ländern von einem Handelsplatze zum andern geht, und von der Kaufmannschaft Nachrichten einhohlt.

Eine leichte Fregattte, Fr. Frégate légère, nennt man ein kleines Kriegsschiff, welches schnell segelt, nur Ein Verdeck hat, und 16 bis 25 Kanonen führt.

Ehemahls hatte man auch Fregatten auf dem mittelländischen Meere. Dieses waren lange Fahrzeuge mit Segeln und Ruder, kleiner als die Brigantine (s. Th. VI, S. 704, f.), höher von Bord als die Galeeren, und mit Löchern zum Durchstecken der Ruder versehen.

2. Die Fregatte, oder der Fregattvogel, Pelecanus Aquilus *Linn.* Fr. Oiseau-Fregate, Oiseau de frégattes, ist ein überaus hoch und schnell fliegender Schwimmvogel, welcher sonst auch der Kriegsschiff-Vogel, der schwarze Eisvogel, und die große Seeschwalbe genannt wird, und dem man den Nahmen Fregatte wegen seines schnellen Fluges gegeben hat; denn dieser ist, in Vergleichung mit dem Fluge anderer Vögel, eben das, was die leichte Bewegung einer Fregatte gegen den schweren Zug eines großen Last-Schiffes ist. Nach Albins Bericht, haben die Fregatten sich lange Zeit auf einer gewissen, in der kleinen Bucht von Guadalupe liegenden kleinen Insel aufgehalten und allemahl daselbst gebrütet, daher man ihr auch die Benennung der Fregatten-Insel, Fr. Isle des frégates, gegeben hat. Unter allen Vögeln fliegen diese am höchsten, am längsten, und mit größter Leichtigkeit. Selbst ein Adler kann ihre Geschwindigkeit im Fluge nicht erreichen. Man trifft sie zuweilen 3 bis 400 Meilen tief im Lande an. Ehe es ihnen einfällt, einmahl auszuruhen, haben sie oft *schon 7 bis 800* Meilen zu-

rückgelegt. Zuweilen schwingen sie sich zu einer solchen Höhe, daß man sie ganz aus dem Gesichte verlieret. Ihre ausgebreitete Flügel halten sie beständig schwebend in der Luft, ohne daß es nöthig wäre, dieselben zu bewegen. Sie ruhen sich daher nur selten an den Küsten, weil es ihnen zu beschwerlich fallen würde, sich oft wieder empor zu schwingen. Noch weniger darf man von ihnen glauben, daß sie zuweilen, wie andere Wasser-Vögel, auf dem Wasser ruheten; denn außerdem, daß ihnen ihre Füße nur schlechte Dienste auf dem Wasser leisten könnten, würde die Größe der Flügel ihnen besonders gefährlich werden. Sie ruhen beständig auf Bäumen, oder andern erhabenen Oertern.

Man findet die Fregatten auf dem Wege von Guinea nach Brasilien, oder von Europa nach den americanischen Inseln. Einige Naturkundige rechnen sie mit unter die so genannten Sturm = oder Ungewittervögel (Procellaria), und behaupten, daß ihr niedriger Flug über den Küsten allemahl ein sicherer Vorbothe eines bevorstehenden Ungewitters sey.

Diese Vögel erhaschen mit ihrem Schnabel, der wie bey den Charniergänsen gebildet ist, und mit ihren langen gekrümmten Krallen, die fliegenden und andern Fische, welche von den Goldfischen verfolgt werden. Letztere vertreten in diesem Falle die Stelle der Jagd-Hunde, weil sie das Wildbret für die Fregatten aufjagen. Wenn diese das Wasser in der Nähe bestreichen, fangen sie den gesuchten Raub mit einer so bewundernswürdigen Geschicklichkeit, daß er ihnen fast nie entwischen kann. Sie verfolgen auch die Mewen, Charnier-Gänse und andere Wasservögel, um ihnen ihren Raub abzujagen, und sich dessen als einer guten Beute zu bemächtigen. Bey dieser Gelegenheit pflegen die Charniergänse gemeiniglich ein großes Geschrey zu erheben, und ihren Raub nicht anders, als gezwungen, fahren zu laßen. Die verwegenen und stärkern Fregatten verachten

achten dieſes Geſchrey, und ſetzen ihre Verfolgungen ſo lange fort, bis es ihnen geglückt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, und ihren Feind endlich zum Gehorſam zu zwingen.

Man ſieht dieſe Art Vögel als Anzeiger eines nahen Landes an; doch iſt der Schluß nicht ſicher, wenn ſie ſich nur einzeln ſehen laßen, weil ſie ſich ſehr weit vom Lande entfernen. Wenn ſie aber in Haufen erſcheinen, ſo kann man ſich von der Nähe einer Inſel verſichert halten.

Das Fleiſch der Fregatten ſchmeckt zwar ein wenig nach Fiſchen, es iſt aber ſehr nahrhaft, und faſt von eben dem Geſchmack, als das Fleiſch der Flußteufelchen (Fulica aterrima *Linn.*). Ihr Fett ſchätzt man, zum Einreiben beym ſchmerzhaften Hüftweh, ſehr hoch. Um dieſes Fettes willen werden ſie ſehr verfolget. Wenn ſie auf ihren Neſtern ſitzen, ſchlägt man ſie mit langen Stäben, und ſie fallen ſodann faſt ganz betäubt aus dem Neſte.

Man gibt eigentlich zweyerley Arten von Fregatten, eine große, wie die jetzt beſchriebene, und eine kleine, an. Obgleich die erſte nicht größer iſt, als ein Huhn, ſo betragen doch die ausgebreiteten Flügel, von einer Spitze bis zur andern, 7½ Fuß. Ihr Hals iſt von einer mittelmäßigen Länge, ihr Kopf klein, die Augen groß und ſchwarz, ihr Blick ſehr durchdringend, die Füße ſind kurz, und ihr ganzer Leib iſt mit ſchwarzen Federn bekleidet; ihr Schwanz iſt gabelförmig zertheilt, der Schnabel dick, ſchwarz, und an 7 Zoll lang, auch etwas herabgebogen. Die Zeen ſind kurz, und es liegen zwo nach vorn und zwo nach hinten geſtreckt. Das Männchen, wenn es alt genug iſt, hat rothe knoſpige Kinnlappen, faſt wie ein welſcher Hahn. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch den weißen Bauch, und hat keine ſolche Kinnlappen.

Die kleine Fregatte, welche vielleicht nur das Weibchen der erſten iſt, hat einen minder langen, rothen Schnabel, und iſt übrigens roſenfarbig-braun, vorn aber weiß. Ihr Schwanz iſt eben ſo getheilt, und ſie kann ihre Flügel 5½ Fuß weit ausbreiten.

Berlin. Sammlungen, 5 B. S. 520, fgg. n. e. Abbild.
Neueſte Mannigfaltigk. 13 Hrg. S. 594, f.

Frei, und die damit zusammengesetzten Wörter; s. Frey.

Frein, siehe Gebiß. Zaum.

Freis, siehe Fraiß.

Freisamkraut, siehe Fraißamkraut.

Frelampe, eine kleine französische Scheidemünze, welche 12 bis 15 Deniers, oder nach unserm Gelde 4 bis 5 Pfennige gilt.

Frelon, siehe Horniß.

Fremd, L. Peregrinus, Extraneus, Fr. E'trange, E'tranger. 1. Eigentlich, entfernt, fern, in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es noch Ephes. 2, 14. vorkommt: daß ihr zu derselben Zeit waret — fremde von den Testamenten der Verheißung.

2. Figürlich. 1) Ausländisch, nicht aus unserm Lande. Fremde Völker, Länder, Städte. Fremder Wein, fremde Tücher, fremde Waaren. Ein Fremder, der nicht aus unserm Lande ist. 2) Nicht aus unserm Orte. So werden an vielen Orten die Fremden, oder wie man sie auch im Oberdeutschen nennet die Ausleute, den Bürgern und Einheimischen entgegen gesetzet. 3) Nicht zu unserer Zunft, Innung, Gesellschaft u. s. f. gehörig; in welchem Verstande dieses Wort gleichfalls sehr häufig ist. 4) Nicht zu unserm Hause gehörig. Fremde Kinder. Fremdes Gesinde. Ein fremder Hund. Personen, welche zum Besuche kommen, werden in Niedersachsen Fremde genannt. 5) Nicht uns gehörig. Fremdes Gut, Fremdes Brod schmeckt am besten. In fremde Hände kommen. In ein fremdes Amt greifen. Fremde Haare tragen. 6) Was uns nicht angehet, nicht zur Sache gehörig. Sich in fremde Händel mischen. Fremdes Licht, bey den Mahlern, dasjenige, welches von dem Hauptlichte verschieden, und zur guten Wirkung eines Gemähldes wohl angebracht ist. 7) Unbekannt. Fremde Thiere. Eine fremde Sprache. Das ist mir ganz fremd. Er stellet sich sehr fremde,

sehr

sehr unbekannt mit dieser Sache, il fait l'étranger. Ein Fremder, oder ein fremder Mensch, im gem. Leben auch jemand Fremdes. 8) Ungewöhnlich, seltsam, wunderlich, sonderbar. Sich fremd kleiden.

Fremde, die Fremde; ein Wort, welches nur im gem. Leben üblich ist, ein fremdes Land, einen fremden Ort zu bezeichnen. In die Fremde gehen, aus seiner Vaterstadt, aus seinem Vaterlande reisen. In der Fremde seyn, außer Landes. Aus der Fremde kommen.

Fremdling, Fr. Forain. 1. Eigentlich, eine fremde Person, ein Ausländer, der in unserm Lande und Orte nicht einheimisch ist.

2. Figürlich. In der Sache bin ich ein Fremdling, d. i. sie ist mir unbekannt, ich bin nicht darin erfahren.

Fremdlings-Recht, L. Albinagium, Jus Albinagii, Fr. Droit d'Aubaine, das Recht des Landesherrn oder der Obrigkeit des Ortes in Ansehung der Fremdlinge, d. i. Ausländer, nach welchem das sämmtliche Vermögen eines solchen Ausländers, wenn er ohne Kinder stirbt, dem Landesherrn anheim fällt; siehe vacante Güter, im Art Gut.

Frêne, siehe Esche.

Frère Claude, Frère Jean, Frère impérial und Frère royal, nennen die Blumisten gewisse Tulpensorten; siehe unter Tulpe.

Fresco-Mahlen, Fresco-Mahlerey, Mahlerey *al fresco*, aus dem Ital. fresco, frisch, Fr. Fresque, peindre à fresque, Mauergemählde, die Mahlerey mit Erdfarben auf den frischen oder nassen Kalk einer Wand oder Mauer, oder eines Plafonds.

Unter allen Arten von Mahlereyen, welche heut zu Tage üblich sind, kann ein vortrefflicher Künstler in der Mahlerey auf frischen Kalk, seine größte Geschicklichkeit anbringen, und *seinem Werke* die größte Stärke

geben. Allein, um hierin etwas rechtschaffenes zu leisten, muß er ein guter Zeichner seyn, eine große Uebung und besondere Kenntniß seines Werks, welches er vor sich hat, haben; sonst würde seine Arbeit armselig, frostig und unangenehm ausfallen, weil sich die Farben nicht so leicht, wie im Oehl, vereinigen, und zusammen wirken. Diese Art zu mahlen, hat in Italien große Künstler hervorgebracht, welche sich aber mit dem Wachsthume der Oehlmahlerey sehr vermindert haben; und es bequemt sich ein Mahler ungern dazu, da er mit dem Kopfe über sich, auf Gerüsten, und sehr eilfertig, auf dem Kalke der Decken (Plafonds) zu arbeiten genöthigt ist.

Nachdem sich also derselbe des Mäurergerüstes wohl versichert hat, und die schädlichen Dünste des angeworfenen Kalkes, durch den Beystand eines guten Luftzuges verwehen laßen, macht er die Verfügung, daß der trockne Kalk mit dünnerm Kalke, und dieser mit einer noch dünnern Tünche überpinselt werde.

Der erste Anwurf, welcher aus gutem Kalk und Kitt von gestoßenen Ziegelsteinen gemacht werden könnte, wird gemeiniglich von groben Flußsand und gutem Kalk gemacht. Ehe man ihn aufträgt, muß man in die Steine, wenn sie nicht so porös und durchlöchert als sonst viele Bruchsteine sind, schräge Löcher von allerhand Art meisseln, damit die Tünche desto besser eingreife, und nicht abfalle. Ist die Mauer von Ziegelsteinen, nimmt sie den Mörtel vor sich selbst schon an. Dieser erste Auswurf muß wohl zugerichtet, aber sehr rauh seyn, damit der zweyte desto besser fasse, und sich mit dem ersten völlig vereinige.

Ehe man das zweyte mahl bewirft, feuchtet man den ersten Auftrag an, um ihn zur Aufnahme des zweyten geschickt zu machen. Zum zweyten Anwurf nimmt man Kalk, welcher seit einem Jahre, oder wenigstens seit 6 Monathen gelöscht worden, weil man aus der Erfahrung weiß, daß der Anwurf von diesem Kalke nicht aufspringt. Man braucht hierzu Flußsand, welcher weder zu grob noch zu fein seyn muß. In Italien, und besonders in Rom, bedient man sich des puteolanischen Sandes, welcher bey Grabung der Brunnen aus der Erde gebracht wird; weil aber die Körner desselben ungleich sind, ist es auch schwer,

davon

von einen guten Anwurf zu machen. Weil aber dieser zweyte Anwurf sehr leicht seyn soll, und man auf demselben nur naß mahlen kann, muß man einen geschickten Mäurer haben, der ihn gehörig gleich mache, und nur so viel auf einmahl verfertige, als man in Einem Tage bemahlen kann.

So bald die Mauer übertüncht worden, muß man mit einem Pinsel die kleinen Sandkörnchen hinweg nehmen, damit die Farben desto besser darauf haften mögen. Diese Arbeit nennt man das Graniren, d. h. das Abkörnen oder Entkörnen, und geschieht nur bey großen, und vom Auge weit ab stehenden Dingen; wiewohl es bey nahe gelegenen auch vorgenommen werden kann. Damit aber doch die rauhe Mahlerey nicht so sehr in das Gesicht falle, pflegt man zu Ende der Arbeit einen Bogen Papier darauf zu legen, und mit der Mäurerkelle sanft anzudrücken, damit die allzuviele Rauhigkeit dadurch vertrieben werde.

Ehe man zu mahlen anfängt, verfertiget man seine Zeichnung, oder das Modell, und noch eine andere Zeichnung, welche so groß, als die Arbeit selbst, ist, und welche man an der Wand befestiget, um die Fehler von fern desto besser wahrzunehmen. Zu großen Kirchendecken, Sählen, krummen Gewölben, die für ein Papier zu groß sind, bedient man sich des Gitterrahmens, durch dessen Hülfe man Sachen aus dem Großen ins Kleine bringt. Man theilet das kleine Modell in eben so viel kleine Netz-Quadrate, um die Sache in eben so viel größere Vierecke auf die betünchte Mauer davon überzutragen. Von diesen Quadraten wählet sich nun der Frescomahler täglich so viele, als er in Einem Tage auszumahlen gedenkt. Diesen Platz läßt er täglich übertünchen, und er zeichnet jedesmahl von neuem die durch den Kalk bewirkenen Vierecke auf die frische Tünche, um darnach zu mahlen. Kann er sein Tagewerk nicht vollenden, so schneidet er die überflüssige Tünche, nur nicht mitten an nackten Theilen, *sondern an der äussersten Zeich-*

nung, von dem fertigen ab. Sein Pinsel läuft sol
gestalt von einem Stücke zum andern unaufgehalten
und man warnet den Mäurer beständig, nicht den
der vollendeten Arbeit mit dem Pinsel zu verunsta
Es ist daher am sichersten, das Gemählde von oben
zufangen, und jederzeit unter sich hinab tünchen zu
sen. Auf den getünchten Theil der Decke wird die Z
nung des großen Papiers sanft gedrückt, und der U
mit einem eisernen Griffel solchergestalt vorsichtig in
noch frischen Kalk durch das Papier gezeichnet. K
Risse durchlöchert man mit der Nadelspitze, überst
sie mit Kohlenstaube, und reibet diesen Staub d
das Papier mit einem trocknen Pinsel auf den Kalk

Man bedient sich der Borsten und anderer P
von steifen, langen und spitzigen Haaren; allein,
muß sich hüten, auf dem Grunde des nassen Mör
nicht zu viel zu arbeiten. Man kann auch eckige
stumpfe Borstenpinsel beym Gründen gebrauchen,
müssen ihre Haare allemahl lang seyn.

Alle Farben werden vorher, von jeder so viel,
das ganze Werk erfordert, auf einmahl mit Wasser
gerieben, damit keine Farbenabsätze entstehen mö
Das übrige kommt mit dem Oehlmahlen überein.
Farben werden in ihren Geschirren vor dem Staub
Acht genommen. Die Palette besteht aus verzinn
Blech; ein umgebogener Rand hindert das Abla
der flüssigen Farben, welche hier ziemlich dünn
Auf der Mitte der Palette befindet sich ein Wasse
schirr, die Farben zu verwaschen. Der Kalk muß,
man zu mahlen anfängt, keinen Fingerdruck mehr
nehmen, weil ein nachgebender Kalk nur schwache
zeigen eines Gemählides zurück laßen würde. So
die ersten Farben den Kalk erreichen, verlieren sie
Licht und ihre Schönheit mit einmahl; man muß
der eben diese Lagen mehrmahls wiederhohlen, und
Stück nicht eher aus der Arbeit laßen, als bis es v

ausgearbeitet und fertig ist. Jeder hinzugesetzte Farbenzug würde nach etlichen Stunden nichts als Flecken zum Vorschein bringen. Ehe man eine neue Lage gibt, muß so lange gewartet werden, bis die alte Farbe erst recht trocken geworden ist. Frische Tünche macht ein Gemählde lebendig und dauerhafter; weil aber der Kalk vornehmlich die Schatten ein wenig bleich naget, so muß man diese Farbenblässe durch Pastellfarben, oder durch Pinselchen, die man mit eben der Farbe mäßig eingerieben hat, überfahren.

Ehe man zu mahlen anfängt, muß man die in den irdenen Gefäßen zubereiteten Tinten vorher probieren, indem man sie, eben so wie in der Wassermahlerey, auf Platten von Gyps oder Kalk, oder auch Ziegelsteine, welche die Feuchtigkeit sogleich an sich ziehen, trocknen läßt; denn das Wassermahlen hat viel Aehnlichkeit mit dem Frescomahlen; ausgenommen, daß bey diesem der Grund Kalk ist, und daß man nur in bloßem Wasser aufgelöste Farben hierzu gebrauchet.

Es ereignet sich zum öftern, daß einem Mahler das Gemählde mißlingt, so, daß er dasselbe gern wieder hinweg nehmen möchte. Daher muß er dasselbe abschroten laßen, jedoch daß die übrige Arbeit nicht berührt werde. Wenn alsdenn der verlangte Ort auf das beste gesäubert worden, muß man denselben mit besonderer Geschicklichkeit zu nutzen wissen, und zur neuen Mahlerey eine frische Tünche anwerfen; wiewohl man an bedeckten Orten auf die alte Tünche neue Figuren mahlen kann, wofern sie nur gelinder als die übrigen gemahlt sind.

Alle Farben, welche nicht Erden sind, taugen zu dieser Art von Mahlerey nicht, weil das zerstörende Kalksalz sie verändern würde. Auch müssen diese Erden, wo möglich, von trockner Natur, oder gestoßene Steine und Marmor seyn, weil sie alsdenn eine Art von colorirten Mörtel geben.

Die Farben, welche man gebraucht, sind folgende. Das Weiße des Kalkes selbst ist das beste, Farben zu mischen, und Fleisch und Kleider auszudrücken. Man muß dazu solchen nehmen, der *wenigstens seit einem halben* Jahre gelöscht worden.

den. Man verdünnt ihn mit Wasser, läßt ihn durch ein dichtes Sieb laufen, und in flachen Gefäßen sich setzen. Das obenstehende Wasser wird abgeseihet, und man verwahrt den Satz vor den Staub. Der feine weiße Marmorstaub wird mit Kalkweiß vermischt, um ihm mehr Körper zu geben. Einige nehmen von beyden gleich viel; zuweilen ist auch ein Viertheil Marmorstaub genug. Von allzuvielem Marmor wird das Weiß schmutzig. Das Weiße von Eyerschalen, gibt zum Fresco- und Pastellmahlen eine angenehme Weiße; die Zubereitung desselben zu diesem Behuf, habe ich im XI Th. S. 760, angezeigt. Ocher, italienische Erde, Massicot, dessen Gebrauch doch nicht allzu sicher ist; das neapolitanische Gelb; doch gibt der Ocher das schönste Gelb. Wenn man ihn hell machen will, versetzt man ihn mit Kalkweiß. Der Zinnober ist zwar ein Mineral, aber doch hierzu tauglich; wiewohl er nicht in freyer Luft, sondern nur an verschlossenen Orten dauert. Nach der Läuterung bekleidet man die Gewänder mit feinem Zinnober, nachdem derselbe vorher auf folgende Art zubereitet worden. Man thut ihn in ein irdenes Gefäß, und gießt Kalkwasser, welches noch vom Aufsieden des ungelöschten Kalkes heiß ist, darüber; nimmt das Klarste und Reinste davon; seihet hernach dieses Kalkwasser ab, ohne den Zinnober aufzurühren, und gießt noch einige mahl dergleichen Wasser darauf, nachdem jedes mahl das erstere abgegossen worden. Römischer, im Ofen gebrannter Vitriol, sticht sehr wohl auf der frischen Tünche ab. Man bereitet ihn in Brandwein zu, wodurch er eine Purpurfarbe bekommt. Man gebraucht ihn zum Anlegen, und überfährt ihn mit Zinnober, da sich denn die Gewänder so gut, wie in der Oehl-Lasierung, ausnehmen. Das Englische Braunroth vertritt der vorhergehenden Stelle, weil es ebenfalls aus blauem Vitriol besteht; wenn es trocken wird, verbreitet es, im Licht und Schatten eingemischt, eine angenehme Purpurfarbe. Der Kreuzdornsaft, oder das Saftgrün, wird von dem Weißen des Kalkes gelbgrün, ohne sehr zu verschießen. Das Berggrün belebet die Gewänder in frischem Kalk. Das Erdschwarz schattiert die gelben Gewänder. Das venedische Erdschwarz ist die schwärzeste unter allen Kalkfarben. Man gebraucht auch die zu Kohlen gebrannten Weinhefen, Pfirsichsteine, Papier ꝛc. Mit allen diesen Farben vermischt der Frescomahler das Kalkweiß zum Lichte, zu Schatten und zu Mittelfarben. Smalte und Kasselerblau gepülvert, bestehen recht wohl an der Luft und im

Regen.

Kram. Diese Farben sind besonders in Landschaften gut. Ultramarin ist hier schön, aber kostbar. Der Kalk zerstört folgende Farben: Bleyweiß, Mennig, Lack, Grünspan, Auripigment, Beinschwarz.

In Rom hat man noch eine Art al fresco auf alte Wände zu mahlen, welche man mit sehr wenigem und verdünntem Gypse überwerfen läßt. Diese Art leidet alle Farben ohne Unterschied, wenn man nur die oft geweißten Wände vorher überschabt hat, um der überflüssigen Tünche keine Gelegenheit zum Abspringen zu geben. Frisch getünchte Wände werden nur mit Gypse überzogen, um die Farben begierig und schnell in sich zu saugen.

Das Frescomahlen verstattet folglich nicht dem Pinsel, wie die Oehlmahlerey, nasse Farben in einander zu mischen; er schraffiert oder punctiert gemeiniglich seine Schatten; und bloß die Entfernung vom Auge muß diese leichte Striche in farbige Flächen verwandeln. Eine kurze Zeit nach dem Mahlen steigen erst alle Farben aus dem Kalke mit ihren Schönheiten herauf, da sie unter der Arbeit nichts, als ein unförmliches Chaos von Pinselstrichen vorstellten; die scheinbaren Ansätze verschwinden, und die Wärme der Luft vereinigt die Stükke zu einem Ganzen, dessen Lebhaftigkeit unzerstörbar scheinet.

Das Frescomahlen ist vormahls, ehe man die Oehlfarben ausgedacht hat, zur Verzierung der Wände, sowohl in den Zimmern, und an den Decken und Gewölben, als auf den Aussenseiten, mehr im Gebrauch gewesen, als heut zu Tage, wiewohl sie noch jetzt in großen Gebäuden, zu ganz großen Stücken viel gebraucht wird. Die Alten scheinen die Farbenmischung dazu vollkommen verstanden zu haben; denn man trifft bisweilen noch Stücke an, die seit vielen Jahrhunderten die frischeste Farbe behalten haben. Die herrlichsten Werke des Raphaels im Vatican, sind in dieser Art gemahlt, wiewohl sie jetzt in Absicht auf die Färbung sehr viel verloren haben; denn zu Raphaels Zeiten verstund man die Ausübung dieser Art zu malen noch nicht so gut, als hernach zu der Canacci Zeiten. Hannibals Gemählde in der Gallerie des farnesischen Pallastes, sind

ſind in Anſehung der Ausführung weit ſchöner, als alles, was vor ihm in dieſer Art gemacht worden. Von dieſer Mahlerey ſind ganz unvergleichliche Deckenſtücke von den Händen des Jeſuiten Andr. Pozzo, in einigen römiſch-katholiſchen Kirchen vorhanden, welcher auch, im Anhange bey ſeiner Mahler- und Bildhauer-Perſpectiv, Augſp. 1749, f. eine lat. und deutſche Anleitung dazu, u. d. T. Inſtitutio brevis pingendi albarium recens; kurze Unterweiſung zum Fresco-Mahlen, gegeben hat. Unter den franzöſiſchen Frescomahlern, war *Charles de la Foſſe* (geb. 1640, geſt. 1716) ſehr berühmt.

In England und in den Niederlanden wird dieſe Art der Mahlerey nicht gebraucht, weil ſolche wegen der feuchten ſalzigen Seeluft daſelbſt nicht dauern, noch trocknen kann.

Die beſte Art von Frescomahlerey zu machen, ſt. im 34 St. der Gieſſ. wöchentl. gemeinnütz. Anz. und Nachr. v. J. 1764, S. 268, f.

Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 1 Band, Braudenb. und Lpz. 1761, 4. S. 310 — 314.

Pernety Handlexicon der bildenden Künſte, Berl. 1764, 8. S. 96, f. und in der dabey befindlichen praktiſchen Abhandl. von den verſchiedenen Arten der Mahlerey, S. 35 — 41.

Sprengels Handwerke und Künſte, 10 Samml. Berl. 1773. 8. S. 55 — 61.

Sulzers allgem. Theorie der ſchönen Künſte, 1 Th. Leipz. 1773, gr. 8. S. 536, f.

Freſque, ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Freſſe, die Freſſe, ein ſehr niedriger Ausdruck, das Maul, das Werkzeug des Freſſens, zu bezeichnen; in Baiern das Gefriß, an andern Orten das Gefräß, Niederſ. Vrete.

Freſſen, Niederſ. und Holl. freten. 1. Eigentlich, eſſen, zur Nahrung zu ſich nehmen, doch in verſchiedenen Einſchränkungen. 1) Von allen Arten von Thieren, wenn ſie Nahrung zu ſich nehmen. Der Wolf hat ein Lamm gefreſſen. Die Heuſchrecken haben alles Getreide gefreſſen. Dem Viehe zu freſſen geben. Von Raubthieren gebraucht, bedeutet es ſo viel als zerreißen. Von einem wilden Thiere gefreſſen werden. Die Jäger brauchen dieſen Ausdruck nur von dem Schwarz- und Rothwildbrete, dagegen ſie von den andern Arten ſich äſen und weiden ſagen. 2) Von Menſchen. (a) Ein unanſtändiges oder unmäßiges

ges Essen zu bezeichnen, in der harten Sprechart. Fressen und saufen, unmäßig essen und trinken. (b) Für essen überhaupt, in den niedrigen Sprecharten. Er hat einen Narren an ihm gefressen, figürlich, er hat eine unmäßige, blinde Liebe zu ihm. Den Tod an etwas fressen. Sein Leid in sich fressen, figürlich, sich heimlich kränken, ohne seinen Gram auszulaßen. Er will alle Wissenschaften gefressen haben.

2. Figürlich: verzehren, vertilgen, verderben, auch von leblosen Dingen. Der Rost frißt das Eisen. Der Krieg hat viel Volk gefressen. Es frißt ihn der Neid. Ein Geschwür, der Krebs frißt um sich, frißt weiter, wenn es sich weiter ausbreitet und die gesunden Theile verderbt. Ein fressender Schade.

Fresser, der viel isset, ein unmäßiger Esser, Vielfraß, L. Gulo, Vorax. Wie ist der Mensch ein Fresser, Matth. 11, 19.

Ein merkwürdiges Beyspiel eines unersättlichen Magens, war der Wittenbergische Vielfraß, ein Gärtner, mit Nahmen Jacob Kahle, von welchem Hr. Prof. Ge. Rud. Böhmer, in einer gelehrten Abhandlung, de polyphago & allotriophago Wittembergensi, 1757, auf 5 Quartbogen, eine aus glaubwürdigen Acten und eidlichen Zeugenaussagen gezogene, ausführliche Nachricht ertheilt hat. Dieser Mann hat bey seinem Leben nicht nur eine ungeheure Menge von Speisen, sondern auch fremde und ungewöhnliche Dinge zu sich genommen. Er hat z. E. mit einem mahl 8 Schock Pflaumen, sammt den Kernen, und zu einer andern Zeit 4 Metzen Kirschen, ebenfalls mit den Kernen, gegessen. Noch mehr ist zu verwundern, daß Derselbe seinen Appetit auch mit fremden, und sonst der menschlichen Natur ungewöhnlichen Dingen vergnügen konnte, so, daß er zuweilen die Speisen sammt den irdenen Schüsseln und Tellern, Ofenkacheln, Glas und Kieselsteine, fraß, und dabey mit so scharfen Zähnen versehen war, daß man, wenn er auf einen Stein gebissen hatte, die Zähne darin sehen konnte. Lebendige Vögel, Mäuse, Raupen, ein Spanferkel, ein Hammel mit Haut, Haar und Wolle, wurden von ihm mit der größten Delicatesse verzehrt; ja, er soll einmahl kein Bedenken getragen haben, ein blechernes Schreibzeug, sammt Tinte,

Streu-

Streusand, Federn und Federmesser, aufzufressen, wie solches von einem der beeidigten Zeugen, der es selbst mit angesehen hat, ausgesagt ward. Ferner machte er sich ein andermahl in Gegenwart vieler Leute, und um etwas Geld zu verdienen, über einen Dudelsack her, fraß ihn auf; und überdieß verfolgte er den Besitzer desselben, der darüber erschrack, und, aus Furcht, daß ihm ein gleiches begegnen möchte, zum Fenster hinaus sprang, noch ziemlich weit. Solche und andere Umstände gaben ehedem Anlaß, daß besonders die gemeinen Leute diesen so genannten Freßkahle beschuldigten, als ob er durch Hülfe eines bösen Geistes bey seinen Unternehmungen unterstützt würde, weshalb denn über seine Lebensart im J. 1723 Untersuchungen angestellt, und 7 Zeugen eidlich abgehört worden sind. Als nun dieser Mann 1754, im 79 Jahre seines Alters starb, ward sein Körper, auf königlichen Befehl, auf dem wittenbergischen Theatro anatomico von Hrn Prof. Böhmer geöffnet; man hat aber den eigentlichen Grund dieser Gefräßigkeit nicht entdecken können.

In der Normandie fand sich, vor etwa 10 Jahren, ein Steinfresser, welcher eine Menge Kiesel- und Feuersteine verschlang, so, daß man sie im Magen klappern hören konnte. Ueber diesen hat der berühmte le Cat eine physikalische Betrachtung angestellt.

Obgleich in den Schulen der Aerzte behauptet wird, daß man sich durch den Ueberfluß gemeiniglich eher, als durch die Beschaffenheit der Speisen, ungesund machen könne: so bemerkt man doch, daß die meisten Fresser zugleich eine außerordentliche Leibesstärke besessen haben. Nach dem Berichte der Griechen, konnte sich Hercules nie satt essen; doch ward er vom Lepräus Elaus in einem Freßwettstreite überwunden. Letzterer hatte drey Reihen Zähne im Munde, und verzehrte bey Einer Mahlzeit einen ganzen Ochsen, weswegen er auch Buphagus, der Ochsenfresser, genannt wurde. Milo von Kroton trug in den olympischen Spielen einen Stier auf seinen Schultern hinweg, und verzehrte denselben ganz allein in Einem Tage. Eben dieses wird von dem Fechter Theogenes Thasius erzählet. Astidamas Milesius, welcher dreymahl zu Olympia gesiegt hatte, aß mehr als neun andere starke Männer. An der Tafel des Königs in Persien, Ariobarzanes, fraß er alles allein auf, was für die ganze Gesellschaft aufgetragen war. Ein außerordentlich großer Pfeiffer und Tänzer,

Mah-

Nahmens Herodot von Megara, verlangte zu ſeiner Mahlzeit nicht weniger, als 20 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und einen halben Anker Wein; die Pfeiffertan Aglais aber ließ ſich mit 12 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und 8 Kannen Wein begnügen. Vom Kaiſer Maximinus lieſet man, daß er ſehr groß und ſtark geweſen, aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleiſch und einen ganzen Eimer Wein verzehren konnte. Aurelianus hatte einen Freſſer, der in Einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hammel und ein Ferkel zu ſich nahm. Claudius Albinus konnte auf einmahl 500 Feigen, 100 Pfirſchen, 10 Melonen, 20 Pf. Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Auſtern verzehren. Der Litthauiſche Fürſt Suidrigellus ſaß gemeiniglich 6 Stunden lang an der Tafel, und hatte 130 Schüſſeln. Dem Kaiſer Maximilian ward im J. 1511 ein ſehr großer und dicker Nordländer vorgeſtellt, welcher mit einem mahl ein ganzes rohes Kalb und ein Schaf auffraß. In den Nordländern, wo die ſtärkſten Leute wohnen, ſoll die Freßſucht am gemeinſten ſeyn.

Im J. 1765, fand ſich zu Dresden unter der königl. Leib-Garde ein Menſch, der bey Einer Mahlzeit beynahe 20 Pfund Rindfleiſch, die Hälfte eines gebratenen Kalbes, mit andern Gerichten in gleicher Menge vermiſcht, aufzehren konnte. Um die Verdauung zu befördern, verſchluckte er auf dieſe Gerichte eine Menge kleiner Steine.

In No. 476 der Philoſophical Transactions wird erzählt, daß ein zwölfjähriger Knabe in England, binnen ſechs Tagen ſeiner natürlichen Freßſucht, 377 Pfund und 12 Unzen, nähmlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund, 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gegeſſen und getrunken habe.

Die Baumkrankheit, welche unter dem Nahmen des Krebſes am bekannteſten iſt, wird an einigen Orten auch der Freſſer genannt.

Freſſerey, Niederſ. Vreterije, Vritup. 1. Der Zuſtand, da man unmäßig iſſet. 2. Eine Gaſterey, ein Schmaus, in den niedrigen Sprecharten. Eine Freſſerey anſtellen.

Freß-Fieber, Freß-Krankheit, Fr. Febris famelica, eine Art eines nachlaßenden Fiebers, wo der Kranke zur Zeit des Anfalles einen außerordentlichen Hunger bekommt, und ſich, alles ſtarken Eſſens ungeachtet, dennoch

noch nicht sättigen kann. Siehe Heißhunger, im Art. Hunger.

Freß-Glocke, Fr. Heure du repas, im gem. Leben der Glockenschlag, welcher die Zeit zum Essen ankündiget; daher das Sprichwort: mit der Freßglocke läuten, den Tisch decken.

Freß-Krankheit, siehe Freß-Fieber.

Freß-Pulver, ein Pulver, welches den Thieren, als: Pferden, Schweinen, Hühnern ꝛc. beym Appetitsmangel, um ihnen wieder Lust zum Fressen zu machen, gegeben wird; siehe Th. II, S. 321, f.

Freß-Rehe, eine Krankheit der Pferde, welche aus unmäßigem Fressen entsteht, eigentlich eine Cardialgie ist, und mit der Rehe nichts gemein ist; siehe Hunger.

Freß-Sack, Niederf. Vretsack, im gem. Leben, ein Sack, worin gemeine Leute auf der Reise ihr Essen bey sich führen. Im niedrigen Scherze, auch eine Person, welche viel isset.

Freß-Wasser, wird das Bitter- oder Nater-Wasser genannt, weil dessen Gebrauch den Magen reitzt und stärkt, und gemeiniglich den Appetit erweckt; siehe Th. V, S. 513.

Freß-Wurzel, eine Benennung der Th. II, S. 466, fgg. beschriebenen Aronwurzel.

Freß-Zange, kleine Zangen, womit einige Insecten an dem Maule versehen sind, und welche ihnen statt der Zähne zum Zermalmen der Speise dienen.

Fressure, siehe Geschlinge.

Fret, *Fretage*, *Fretement*, *Freteur*; siehe Befrachten. Fracht.

Fretins, unnütze Aeste und Reiser, Wirr-Reiser; s. Th. II, S. 608.

Frett, Frettchen, Frette, Frettwiesel, Mustela Viverra *Klein.*; siehe unter Wiesel.

Fretter, in den gemeinen Sprecharten, besonders in Schwaben, ein Pfuscher; vielleicht von dem noch in Schwa-

Schwaben üblichen Zeitworte fretten, schwere Arbeit verrichten, imgleichen plagen, treiben.

Nach Anderer Meinung, ist diese Benennung aus dem Worte Verräther, durch eine geschwinde und zusammen gezogene Aussprache entstanden, durch die Unwissenheit des eigentlichen Ursprungs aber mit dem F und schlechten e geschrieben worden; denn eigentlich sollte es Vrätter geschrieben werden. Es wird dieser Nahme insgemein gewissen Stöhrern der Rechte und Gebräuche eines Handwerks gegeben, es möge dergleichen ein widersinniges Glied der Innung selbst, oder ein Ander, seyn.

Die Sache selbst hat eine gar schlimme Quelle. Die Handwerkszünfte machten vormahls, vielleicht aus Mißtrauen zu ihrer schlimmen Sache, aus ihren Mißbräuchen und Ungezogenheiten, die sie Handwerksgebräuche nannten, die größten Geheimnisse, und verfolgten daher diejenigen ihres Mittels, sowohl Meister als Gesellen, die solche offenbareten. Diese nun nannten sie am ersten ihre Verräther oder Fretter, und suchten dadurch nichts anders, als heimlich wider die Obrigkeit und Gesetze ihre Leichtfertigkeit und Ungezogenheiten zu treiben, und zu conspiriren. Weil aber solche Fretter selbst von den andern dadurch diffamirt, und wenigstens indirecte aus ihrer Gemeinschaft gestoßen, oder sonst so sehr geängstiget wurden, bis sie solche selbst verließen, hernach aber ohne Zunft und Handwerksgebrauch lebten, und ihr Handwerk trieben: so wurden sie denn auch Pfuscher, und gaben den andern Gelegenheit, Fretter und Pfuscher für eins auszugeben, und zu klagen, daß diese Leute die besondern Stücke ihrer Kunst und Handwerksarbeit kund und gemein machten, folglich in dieser Absicht Verräther hießen. Daher aber ist es endlich gekommen, daß viele einen Pfuscher überhaupt oder einen Sonderling nunmehr einen Fretter nennen, nachdem ihre Gebräuche keine Geheimnisse mehr sind, und die alte Arcanisterey der Bosheit abgeschaffet ist; insonderheit, da sie heut zu Tage selbst nicht mehr wissen, woher das Wort Fretter seinen Ursprung habe. Ja, es wird auch derjenige öfters für einen Fretter geschmähet, welcher aus ihrem Mittel die heimlichen Handwerksbetrügereyen entdecket.

Man findet übrigens auch noch viele Handwerke, welche bey der Aufdingung sonderlich das Versprechen der Verschwiegenheit erfordern; wer nun solches übertritt, der heißt auch ein Fretter. Ja, es gibt *noch jetzt so einfältige und thörichte ein-*

zelne Handwerksleute, welche mit Verdruß ertragen, wenn ein anderer nach der Art und Weise ihrer besondern Arbeiten fraget, und solche Arcanisterey treiben, ja entweder grob und abgeschmackt, wenn sie recht nach der alten groben und ungezogenen Art noch geschnitzt sind, oder doch listig mit Unwahrheit und Verstellung antworten, und den Fragenden etwas aufzubinden suchen, ja sich nachher darauf etwas rechtes zu gute zu thun meinen, wenn sie glauben, sie hätten einem etwas weiß gemacht, oder doch das beste verhehlt. Und eben dieses ist die Ursache, warum es nicht so leicht ist, wenn ein Gelehrter die Handwerke zergliedern, untersuchen und speciell beschreiben soll; weil doch dazu viele sinnliche Begriffe und specialia gehören, die man zum Theil von den Handwerksleuten erfahren muß, darunter aber viele glauben, sie würden sich selbst sehr schaden, oder wohl gar Fretter werden, wenn sie alles rein und aufrichtig heraus sagten, oder sich nur mit einem nachfragenden Gelehrten, von dem sie nur vermuthen, er wolle es etwa zu einer Schrift brauchen, über ihre Handwerksarbeit einließen. Man muß also allerdings sehr behutsam mit solchen thörichten, und bisweilen sehr groben Leuten umgehen, wenn man nicht Verdruß haben, oder doch nicht betrogen werden, oder etwas erfahren will. Uebrigens schlage man hierbey auch im VI Th. S. 65, den Art. Böhnhase nach.

Fretzen, ein Wort, welches nur im gem. Leben einiger Gegenden üblich ist. 1. Für fressen, so wie man in einigen Provinzen auch ätzen für essen braucht. 2. Als ein Factitivum, zu fressen geben. Das Vieh fretzen, d. i. mästen. Gänse, Kapaunen fretzen, im Oberd. sie stopfen. In einigen Mundarten auch frexen.

Daher auffretzen, 1. für auffressen, 2. für auffüttern, aufziehen. Beyde Bedeutungen aber sind im Hochdeutschen völlig unbekannt.

Freude. Die Freude ist ein hoher, die Seele durchdringender Grad des Vergnügens, welches aus einem ungewöhnlichen oder plötzlichen Gefühl der Glückseligkeit entsteht. Sie scheint das höchste Ziel der Wünsche des Menschen zu seyn. Wenigstens ist sonst keine Leidenschaft, die so ganz Genuß, ohne Beymischung von Unruhe und von anderm Bestreben, wäre. Da sie aus der

Vor-

Vorstellung entsteht, daß alle Wünsche erreicht sind, so wünscht, hofft und fürchtet das ganz freudige Herz nichts mehr, sondern überläßt sich ganz dem gegenwärtigen Genuß. Daher kommt es, daß der Mensch, indem er die Freude genießt, ein großmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geschöpf ist, mit dem man beynahe machen kann, was man will. Denn da er selbst während der Freude an dem Ziel seiner Wünsche zu seyn glaubt, so sucht er für sich nichts mehr, hat kein eigenes Interesse; und wenn ihm noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es dieses, daß nun auch alle Menschen so glücklich, wie er selbst, seyn mögen. Nur muß man ihn in seiner Glückseligkeit nicht stöhren; denn, weil die Freude natürlicher Weise unbedachtsam, leichtsinnig und dabey schnell ist, so könnte sie auch leicht in wütende Rache ausbrechen.

So erwünscht die Freude dem Menschen ist, so darf er sich doch nicht beklagen, daß ein beträchtlicher Grad derselben selten kommt, und nicht lange anhält; denn dieses würde ihm mehr schädlich, als nützlich, seyn. Große Freude spannt alle Saiten der Seele ab, weil sie nichts wünscht und nichts sucht. So wie der Mensch, der von Kindheit auf nie gefühlt hat, daß ihm etwas fehlt, natürlicher Weise leichtsinnig, träg und unbesonnen wird, und sich sehr wenig über die Sinnlichkeit erhebt: so würde es derjenige, der lauter Freuden genossen hat, noch viel mehr werden, da ihm gar alle Gelegenheiten zur Ansträngung seiner wirkenden Kräfte benommen wären.

Dessen ungeachtet aber kann diese Leidenschaft, wenn sie nur zur rechten Zeit erweckt wird, ganz wichtige Folgen haben, wie z. B. alle öffentliche Freuden, da man in religiösen oder politischen Feyertagen eine glückliche Begebenheit feyert. Daß ein ganzes Volk seine Glückseligkeit erkenne, und sich derselben erfreue, ist in mehrern Absichten wichtig, weil dieses Gefühl sehr vortheilhaften Einfluß auf den Character dieses Volks und auf seine Handlungen hat. Da können die schönen Künste, besonders Musik, Poesie und Beredsamkeit große Dienste thun. Oden und Lieder, die durch Vorstellung des Nationalglücks zur Freude ermuntern, sind unter die wichtigen Werke der Künste zu zählen. Horaz hat die Römer mehr als einmahl zur Freu-

de über ihr Glück ermuntert (z. E. im 1 B. die 37. III, B. 14. VI, 5), und die dahin abzielenden Oden gehören unter seine vornehmsten Werke. Wenn wir die Päane der Griechen noch hätten, so würden wir vielleicht begreifen, daß mancher Sieg dieses außerordentlichen Volks hauptsächlich den Freudengesän gen, womit sie ihre Schlachten angefangen haben, zuzuschrei ben seyn möchte.

Aber auch jede Art der Privatglückseligkeit, die allgemeinen Wohlthaten der Vorsehung, und was etwa einzele Familien oder Menschen glücklich macht, und die Aeußerungen der Freu de dabey, sind wichtige Gegenstände. Ich will auch die Lieder nicht als unnütze verwerfen, welche bloß sinnliche Gegenstände des Vergnügens zu Erweckung der Freude brauchen; ob ich gleich dem vollkommensten Trinkliede eben keinen hohen Rang anweisen würde. Es kann nicht leicht einem aufmerksamen Beobachter der Menschen unbemerkt bleiben, daß bisweilen ei ne freudige Minute, wenn ihre Veranlaßung auch noch so ge ringe gewesen, wichtige Folgen haben kann, Gemüther, welche durch allerhand Verdrüßlichkeiten etwas in Unthätigkeit gesun ken waren, wieder aufzurichten.

Große Freuden, die wir an andern Menschen sehen, kön nen auch die Wirkung auf uns haben, daß sie das Gemüth menschlicher und wohlthätiger machen. Man sollte denken ein Tyrann selbst müßte der Tyranney entsagen, wenn er die große Scene lieset, welche Plutarch und Livius beschreiben da der römische Feldherr Flaminius dem ganzen versammelten Griechenlande durch Herolde die Freyheit öffentlich hat ankün digen laßen. Es scheint, als wenn Menschen, indem sie in sol lichen Freuden begriffen sind, etwas geheiligtes und unverletzli ches an sich haben, daß sich auch der ruchloseste Mensch ein Ge wissen daraus machen müßte, sie darin zu stöhren. Also hat die Freude anderer Menschen überhaupt auf gute Gemüther die Wirkung, daß man diesen Menschen gewogen wird, sich bereit findet ihre Freude mit zu genießen, und, wo möglich die Quelle derselben noch voller fließen zu laßen. Hingegen flößen ungezogene Freuden, die Leichtsinn oder wohl gar Muth willen und ungezogene Schwelgerey zum Grunde haben, Ver achtung ein.

Zu den jetzt angestellten politischen Betrachtungen über die Freude, sey es mir, noch einige diätetische oder ökonomische hinzu zu fügen, erlaubt. Wenn wir die

Le

Lebensbeschreibungen solcher Leute lesen, die ein sehr hohes Alter erreicht haben, und stets gesund gewesen sind: so finden wir, daß sie entweder von lustiger Gemüthsart, oder doch so leichtsinnig gewesen, daß sie nichts von Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit gewußt haben. Aus dergleichen Erfahrungen schlossen die Alten, daß das ununterbrochene Vergnügen, welches in sanften Gemüthsergetzungen besteht, zur Gesundheit des Leibes und zum hohen Alter sehr vieles beytrage.

Unter allen Leidenschaften sind die Arten der stillen Freude oder des Vergnügens darum die heilsamsten, weil sie die Lebensbewegungen lebhafter machen, ohne ihnen doch Gewalt anzuthun. Da nun aber die Lebensbewegungen der Ursprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unsers Körpers sind, so wirket das Vergnügen gleichsam von innen, von dem ersten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringt mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze System der Bewegungen unsers Körpers bis in die kleinsten Theile desselben. Nichts ist demnach heilsamer, als sich über alles zu freuen, bey den geringsten Kleinigkeiten ein Vergnügen zu empfinden, und die Welt jederzeit von der besten Seite zu betrachten. Allein, es ist ein Vorzug, welchen gemeiniglich diejenigen, die ihn besitzen, mehr der Natur, als ihrer Geschicklichkeit, zu verdanken haben. Diejenigen, welche diese Glückseligkeit aus den liebreichen Händen der Natur empfangen haben, können ihr nie genug dafür verbunden seyn; denn sie sind glücklich, ohne es zu seyn, und sie werden es ohne Ursache. Ein glücklicher Zufall hat ihnen einen Vorhang vor allen Unvollkommenheiten des Weltgebäudes gezogen. Die Traurigkeit ist ihnen etwas Unbekanntes, und der Zorn beweiset bey ihnen seine Grausamkeit mehr durch eine redneriſche Beredsamkeit, als durch eine Empfindung des Herzens. Von dieser Art war der hun-

dertjährige Hr. von Fontenelle, der noch beym Froste des höchsten Alters Scherze sagte, die Sinngedichte waren, und der auch im Tode noch ein schöner Geist blieb. Der berühmte Arzt, Fried. Hofmann, hatte sein 84 jähriges Alter gewiß mehr diesem glücklichen Temperamente, als seinem Lebensbalsam, zuzuschreiben; und ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beyspiele anführen wollte, welche dieses bestätigen.

Sanctorius hat angemerkt, daß die Freude, indem sie die Ausdünstung befördert, den Körper leichter mache, und daß er bey der Zufriedenheit des Gemüths am leichtesten werde. Dieses geschieht durch denjenigen Mechanismus, da das Vergnügen die Bewegung des Herzens, des Pulses, der Lungen, und den Umlauf des Geblüts ohne unnatürliche Heftigkeit vermehret, und hierdurch alle Absonderungen und Ausführungen, zum großen Vortheile der Gesundheit, befördert. Eine unverhoffte Freude ist öfters die beste Arzeney in Krankheiten gewesen, und man hat davon unläugbare Beyspiele.

Pechlin führt den Lorenz de Medicis an, welcher an einer schweren und langwierigen Krankheit darnieder gelegen, und der nicht durch Arzeneymittel, sondern bloß durch das Anhören einer lustigen Geschichte davon befreyet worden ist. Der berühmte Hermann Couring lag ehedem an einem kalten Fieber krank; und da alle Arzeneyen nichts verfangen wollten, wurde er bloß von dem Vergnügen gesund, das er empfand, wenn der große Meibom zu ihm kam, und mit ihm von gelehrten Sachen redete. Quintus Fabius hatte zwölf Jahre das viertägige Fieber gehabt, und wurde es endlich doch durch die Freude los, daß er den Sieg über den Hannibal erhielt. Wie oft werden nicht die elendesten Kranken von dem Besuche eines angenehmen Freundes, oder durch den Zuspruch eines liebreichen Arztes dergestalt gestärket und erquicket, als ob sie die kräftigsten Arzeneyen genommen hätten! Alles dieses sind Folgen der heilsamen Einflüsse, welche das Vergnügen in die Oekonomie der Lebensbewegungen äußert. Von den erstaunlichen Wirkungen, welche zu allen Zeiten die Musik in Krankheiten gehabt hat, und welche keiner andern Ursache, als dem dadurch erreg-

te

ten Vergnügen, zuzuschreiben sind, werde an seinem Orte ein Mehreres anführen.

Die Ausbrüche der Freude, nähmlich: der Tanz, das Lachen, das Reden, der Gesang, sind eben so viele Arzeneymittel wider mancherley gefährliche Krankheiten. Wie große Wirkungen thut nicht in vielen Krankheiten ein zur rechten Zeit getrunkenes Glas Wein, dessen ganze Wirkung darin besteht, daß es angenehme Leidenschaften erreget! Alle diese Sachen sind jedermann bekannt, und ich kann daraus eine sichere Folge herleiten. Wenn das sanfte Vergnügen fast allen Kranken heilsam ist; wenn seine Wirkungen und Ausbrüche selbst etwas Belebendes und Erquickendes haben, und wenn seine Eindrücke in das Herz diese Quelle des Lebens erweitern: so ist die Freude eine Sache von der Natur, so ist sie ein Kleinod, wornach man täglich ringen muß, bis man es erreicht hat, so ist sie die erste Pflicht und der Beruf unsers Daseyns. Man sollte kaum glauben, daß es Leute geben könnte, die sich zum Vergnügen nöthigen laßen, und denen man es empfehlen muß, als ob es ein schweres Gesetz wäre. Allein, der Geist der Schwermuth besitzt den größten Theil des menschlichen Geschlechts, wenn ich nur die Kinder davon ausnehme. Die Sorgen der Nahrung, der Ehrgeitz, der steife Ernst, welchen die meisten männlichen Geschäfte erfordern, die Kränklichkeit, und selbst die schwermüthige Tugend, welche die Pietisten die Gottesfurcht nennen: dieses alles, und noch viel mehr solche Ursachen, entwöhnen uns von dem Vergnügen, welches unsere erste Jugend glückselig machte; und so werden wir elend, indem wir gesetzte Leute und Personen von Ansehen werden.

Da ich sehr wohl weiß, daß es der rechte Weg nicht sey, Leidenschaften durch Ermahnungen zu erregen, welche bloß darauf gegründet werden, weil sie gesund sind; und da es die ernsthaften und melancholischen Leute gar

beyde einander umhalset hatten. Ich übergehe, was man im Valerius Maximus, 9 B. 12 Cap. im Plinius, 7 B. 53 Cap. und in andern Schriftstellern von Beyspielen dieser Art lieset.

Bey dem allen glaube ich doch nicht, daß die Todesfälle, welche mit Recht auf die Rechnung der Freude geschrieben werden können, so gemein sind, als sie seyn würden, wenn man alle diejenigen zusammen zählen wollte, welche dafür ausgegeben werden. Ich will nicht untersuchen, was an der Geschichte mit Leibnitzens Erbinn seyn mag, die vor Freude gestorben seyn soll, weil sie unvermuthet Geld unter seinem Bette gefunden. Das aber scheint mir gewiß zu seyn, daß der Papst Leo X, nicht von der Freude gestorben ist, ob es gleich verschiedene Schriftsteller gerade zu versichern. Er war auf einem seiner Lusthäuser, als er die Nachrichten von der Eroberung Mayslands und Parma erhielt, und er gerieth hierüber in eine solche Freude, daß ihn dieselbe Nacht ein kleines Fieber überfiel, worauf er wenige Tage darauf starb. Allein, so langsam tödtet die Freude nicht. Vielleicht verleitete sie nur den lustigen Papst zu solchen Ausschweifungen, wovon Johann Zapoliha, ein ehemahliger Woywode von Siebenbürgen, der 1526 zum Könige von Ungarn erwählt wurde, sein Leben einbüßen mußte. Man sagt, daß dieser Herr vor Freude gestorben wäre, als ihm die Nachricht überbracht worden, daß ihm seine Gemahlinn, Isabella, einen Prinz gebohren hätte. Man sollte aber dabey sagen, daß er auf gut Ungarisch bey dieser Freude getrunken, und daß er von dieser Ausschweifung erkranket, und in wenigen Tagen gestorben sey. Das, was Gellius von dem Diagoras saget, scheint ebenfalls kein guter Beweis für die Tödtlichkeit einer großen Freude zu seyn. Jedoch, ich muß wieder zu meinen Lebensregeln zurück gehen.

So wie eine große und schnelle Freude gefährlich ist: so sind auch alle Arten der Vergnügen dem Leben und der Gesundheit nachtheilig, wenn man sie zu Ausschweifungen macht. Alle sanfte und sparsam genossene Ergetzlichkeiten sind uns nützlich. Aber es ist keine große Leidenschaft, kein Uebermaß weder im Grade noch in der Dauer der sinnlichen Ergetzungen, ohne Gefahr und Schaden. Die wahre Wollust, in die sich nichts Niedriges mischt, ist weder ein Laster, noch nähret sie es. Diese tugendhafte Wollust ist es allein, welche ein hohes Al-

ter

tr befördert, und eine Freundinn der Gesundheit ist. Kein Laster macht alt; kein heftiges Vergnügen läßt die Gesundheit ungekränkt; keine vergnügte Lebensart macht uns glücklich, wenn das Gewissen nicht mit vergnügt seyn kann. Die gesunden Vergnügungen bestehen überhaupt nicht sowohl in eigentlich sogenannten angenehmen Leidenschaften, als vielmehr in einer Gemüthsfassung, bey der man immer bereit ist, nur an den vergnügten Begebenheiten in der Welt Antheil zu nehmen, und die traurigen zu vergessen. Diese geruhige Art des Vergnügens ist es allein, die einer ununterbrochenen Dauer fähig ist. Die Leidenschaften gleichen den Lufterscheinungen, welche nur wenig Augenblicke dauern. Ein vergnügtes Herz ist ein heiterer Himmel, der lange Zeit unumwölkt bestehen kann. Diese Fortdauer des Vergnügens ist aber eine wesentliche Bedingung, wenn Leben und Gesundheit davon Vortheile haben sollen. Durch die Fortdauer einer stillen Freude wird unsere Natur nach und nach an so ordentliche Bewegungen gewöhnt, die der Erhaltung des Lebens gemäß sind. Die Heiterkeit des Gemüths, das stille Vergnügen des Herzens ordnet unsere Lebens-Kräfte aufs vortheilhafteste, indem es dieselben von tausend Hindernissen befreyet, welche ihnen unangenehme und traurige Vorstellungen in den Weg legen würden. Es kommt nur auf das Geheimniß an, die so glücklich angebrachten Kräfte in dieser Spannung zu erhalten; und weil keine starke Leidenschaften, keine sehr lebhafte Vorstellungen, einer langen Dauer fähig seyn können, da sie die Zeit selbst schwächt und verdunkelt, so können wir zu nichts andern, als zu der vergnügten stillen Zufriedenheit, die sich auf Sorgenlosigkeit, Genügsamkeit, auf Tugend und ein gutes Gewissen gründet, unsere Zuflucht nehmen.

Freuden-Geld, ein Geld, welches in einigen Gegenden Sachsens verlobte Personen *vor der Trauung* bey Rut-

scher-

scherrecht in dem Amte erlegen müssen. Ledige Pers
nen geben jede 3 Gr. 6 Pf. verwittwete aber 7 Gr.

Freund, Niederſ. Fründ, Holl. Vriend, Engl. Frien
Schwed. und Isländ Fraende, überhaupt eine Perſo
welche uns liebt, doch unter verſchiedenen Einſchrän
ungen. 1. Eine Perſon, welche durch die Bande d
Verwandtſchaft mit uns verbunden, und uns folgli
zu lieben verbunden iſt, ein Verwandter, eine Ve
wandte, Fr. Parent. Ein weitläuftiger Freund. Ei
naher Freund. Seine Freunde (d. i. Verwandte
wollten die Heurath nicht zugeben. 2. Eine gelieb
Perſon des andern Geſchlechtes, man mag ehelich m
ihr verbunden ſeyn, oder nicht, in der edlen und a
ſtändigen Schreibart. 3. Eine Perſon, mit der m
durch den Umgang verbunden iſt. Er iſt mein alt
Freund. Ein vertrauter Freund. Ihre Freundinn
und Geſpielen. 4. Der Neigung nach, eine Perſo
die man liebt, deren Beßtes man zu befördern ſuch
ohne Rückſicht auf das Geſchlecht, L. Amicus, Fr. Am
Er iſt mein ſehr guter Freund. Jemanden zu
Freunde haben. Sich jemanden zum Freunde m
chen. Ein wahrer Freund. Ein falſcher, verſtellt
Freund. Er iſt ein guter Freund von mir, für,
iſt mein Freund, iſt eine im gem. Leben ſehr üblich
vermuthlich nach dem Franzöſiſchen gebildete Art d
Ausdruckes. 5. Im gem. Leben nennt man Freund
ſehr oft ſolche Perſonen, mit welchen man in entfernte
Verbindungen der Handlung oder der Nahrung ſtehe
In dieſem Verſtande pflegen die Kaufleute ihre Corr
ſpondenten und Bekannten Freunde zu nennen; ſie
Th. VIII, S. 394. 6. Oft iſt mein Freund oder g
ter Freund ein Ausdruck, mit dem man geringere u
bekannte Perſonen aus Vertraulichkeit anredet, dere
Nahmen oder Stand man nicht weiß. 7. Figürlich
Ich bin kein Freund von vielem Reden, d. i. ich lie
das viele Reden nicht. Er iſt ein Freund vom Tri
ke

ten. Die Nacht ist niemands Freund, begünstiget niemandes Vorhaben.

Freundbrüderlich, so nur in den Kanzelleyen, besonders unter fürstlichen Personen, welche sich in den Titulaturen Brüder zu nennen pflegen, üblich ist, für freundschaftlich und brüderlich. S. auch Freundvetterlich.

Freundlich, im Niederſ. fründlik, Liebe, freundschaftliche Gesinnungen habend, verrathend, liebreich. 1. Eigentlich, so fern sich diese Gesinnung durch Geberden und Mienen äußert. Ein freundlicher Mann. Er siehet immer freundlich aus. Jemanden freundlich anreden, aufnehmen. Sich freundlich stellen. Ein freundliches Gesicht, Fr. Visage doux, gracieux. Er war sehr freundlich gegen mich. Jemanden freundlich grüßen, Fr. saluër quelcun civilement.

2. Figürlich auch, 1) so fern sie sich durch andere Merkmahle an den Tag leget, in welcher Bedeutung dieses Wort nur im gem. Leben, imgleichen von Vornehmern gegen Geringere, üblich ist. Einem freundlich schreiben. 2) Freundliche Bergarten, im Bergbaue, Steinarten, welche Metallmütter abgeben, und daher gleichsam Freunde der Bergleute sind.

Bey den Mahlern, ist ein freundliches Colorit, dasjenige, welches einen schimmernden und hellen Glanz hat. Man muß dieses nicht mit dem guten Colorit vermengen. Letzteres kann nicht gut seyn, ohne zugleich freundlich (Fr. agréable) zu seyn; da hingegen das freundliche Colorit mit dem Flittergolde verglichen werden kann, welches einen Glanz ohne innerlichen Werth hat. Von dieser Art sind alle Farben, welche etwas vom Email haben.

Freundvetterlich, so nur in den Kanzelleyen unter solchen fürstlichen Personen üblich ist, welche sich in ihren Titulaturen Vettern zu nennen pflegen, für freundschaftlich und vetterlich. Weibliche Personen bedienen

sich

ſich im Oberdeutſchen in eben dieſem Verſtande des Freundmuhmlich. Siehe Freundbrüderlich.

Freundwillig, ein gleichfalls in den oberdeutſchen Kanzelleyen einheimiſches Wort, für freundſchaftlich und bereitwillig. Der gute Geſchmack im Hochdeutſchen hat dieſes Wort, ſo wie die ähnlichen freunddienſtlich, freundwerth u. ſ. f. längſt verbannet.

Frevel, der Frevel, im Oberd. auch die Frevel, Fr. Malice, Méchanceté, Temerité. 1. In der eigentlichen Bedeutung, Gewalt, Stärke. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet.

2. Figürlich, unrechtmäßige Gewalt, vorſetzliche Beleidigung anderer; wo dieſes Wort, 1) für eine jede vorſetzliche Beleidigung Gottes und der Menſchen, für Laſter, Bosheit, Verbrechen gebraucht wird. In einigen oberdeutſchen Gerichten theilet man die Verbrechen in den kleinen und den großen Frevel, wovon jener für die niedere, dieſer aber für die höhere Gerichtbarkeit gehört. 2) Am häufigſten bedeutet dieſes Wort eine jede vorſetzliche Beleidigung des Nächſtens, eine muthwillige Uebertretung der Geſetze, wovon der Beleidiger oder Uebertreter keinen Nutzen hat. Frevel an jemanden begehen. Den Frevel büßen, Strafe dafür geben oder leiden. Er hat es aus bloßem Frevel gethan. 3) In den Gerichten werden oft geringe Verbrechen, dergleichen Scheltworte, Backenſtreiche u. ſ. f. ſind, die vorhin gedachten kleinen Frevel, nur ſchlechthin Frevel genannt, zum Unterſchiede von den höhern Verbrechen. Auch die Strafe für dergleichen Uebertretungen der Geſetze, oder Beleidigungen anderer, führet in manchen Gegenden dieſen Nahmen; daher wird in einigen oberdeutſchen Gegenden die Geldſtrafe für geringe Verbrechen, die Frevelbuße, ein Gericht, welches nur geringe Verbrechen richtet, das Frevelgericht, ſo wie deſſen Richter der Frevelrichter, und eine Rechtsſache, welche geringe Verbrechen betrifft, die

Fre-

Frevelsache genannt. 4) Muthwillen, Leichtfertigkeit, und leichtfertige Gesinnung. Das Kind weiß vor Frevel nicht, was es anfangen soll.

Frevel-Buße,
Frevel-Gericht,
Frevel-Richter,
Frevel-Sache,
} siehe im vorhergeh. Artikel.

Frevel-Vogt, in einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. in Strasburg, eine obrigkeitliche Person, welche im Nahmen des Landesherrn die begangenen Verbrechen rüget und anklaget; ein Fiscal.

1. Freveln, Frevel begehen, in allen kurz vorher angeführten figürlichen Bedeutungen dieses Hauptwortes. In einigen oberdeutschen Gerichten auch die auf den Frevel, d. i. geringe Verbrechen, gesetzte Strafe erlegen. Der frevelt 30 Schillinge, im Strasb. Stadt-Rechte.

2. Freveln, ein Wort, welches nur in dem Salzwerke zu Halle üblich ist, wo die gesottenen Salzstücke gefrevelt werden, wenn man sie auf die Trockenböden bringt, damit sie daselbst trocknen.

Frey, in der Schweitz fryg, im Nieders. frij, ehedem frig, L. Liber, Fr. Libre, Franc, Engl. free, Holländ. vry. Dieses Wort bezeichnet eine Abwesenheit aller solcher Dinge, welche als eine Einschränkung, als ein Zwang, oder als ein Hinderniß angesehen werden.

I. In der weitesten und vielleicht eigentlichsten Bedeutung, da denn die Sache, welche als abwesend vorgestellet wird, das Vorwort von bekommt. Fr. Exemt, libre. Frey von Sorgen, von Geschäften, von Abgaben, von Schulden. Gemeiniglich wird das Wort frey, wenn es diese Bedeutung hat, an das Hauptwort angehänget, als: schuldenfrey, sorgenfrey, zinsfrey, zollfrey, accisfrey ꝛc.

II. In engerm Verstande wird dieses Wort absolute und mit Auslaßung des *Hauptwortes* fast von allen

Arten des sowohl körperlichen, als bürgerlichen und sittlichen Zwanges gebraucht. Die vornehmsten mögen etwa folgende seyn.

1. Frey von dem körperlichen Zwange, oder der körperlichen Einschränkung. 1) Frey von demjenigen, was die Bewegung hindert oder einschränket. Sich frey bewegen können. Einen Gefangenen auf freyen Fuß stellen. Jetzt athme ich wieder aus freyer Brust, wenn sie vorher beklemmt gewesen. Ein freyer Eingang in ein Haus, der durch keine körperliche Hindernisse erschweret wird. Das Wasser hat seinen freyen Lauf, wenn dasselbe durch nichts gehindert wird. Einer Sache ihren freyen Lauf laßen, sie nicht hindern, auch im figürlichen Verstande. Aus freyer Hand zeichnen, ohne Original, imgleichen ohne mechanische Hülfs-Mittel. Ein freyer Pinsel, Fr. un pinceau franc, ein freyer Grabstichel, Fr. un burin franc, ein freyer Meißel, Fr. un ciseau franc, in den bildenden Künsten, der mit einer leichten und dreisten Hand geführet wird. Siehe Freyheit. In engerer Bedeutung ist frey dem gezwungenen entgegen gesetzt. Ein freyer Gang, freye Minen und Geberden, welche der natürlichen Beschaffenheit der Gliedmaßen gemäß sind. 2) Frey von demjenigen, was den Raum oder die Ausdehnung einschränket. Ein freyer Platz, der nicht mit Gebäuden oder andern großen Körpern angefüllt ist. Das freye (ebene, offene) Feld, Fr. pleine campagne. Freye Luft athmen. In der freyen Luft schweben. Unter freyem Himmel schlafen. Eine freye Aussicht haben, die durch nichts eingeschränkt wird. Jemanden die freye Aussicht verbauen. Ins Freye (in die freye Luft) gehen. 3) Frey von der Berührung anderer Körper; am häufigsten als ein Nebenwort. Ein Balken liegt frey, wenn er zwischen seinen beyden Enden nirgends aufliegt; imgleichen, wenn er an den Seiten von keinem andern Körper berühret wird. Ein

Schrank

Schrank ſtehet frey, wenn er an nichts anſtehet. Das Haus ſtehet ganz frey, wenn es auf keiner Seite an andere Gebäude ſtößt, Franz. iſolé. Der Baum ſteht ganz frey auf dem Felde, wenn er allein, ohne andere Bäume ſteht.

2. Frey von dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zwange. 1) Frey von dem Eigenthumsrechte anderer. (a) Von Perſonen, wo dieſer Zuſtand wiederum mehrere Grade hat. Ein freyer Menſch, eine freye Perſon, ein Freyer, Fr. Perſonne de condition franche, im Gegenſatze eines Knechtes, Sclaven oder Leibeigenen. Einen Leibeigenen frey geben, frey machen, frey ſprechen, frey laßen. Einen Lehrburſchen frey ſprechen, ihn von der Dienſtbarkeit, worin er in den Lehrjahren ſtehet, frey erklären, ihn zum Geſellen machen. Die freyen Künſte, weil ſie ehedem nur von freyen Perſonen geübet wurden, zum Unterſchiede von den Handwerkern, welche von Knechten und Leibeigenen getrieben wurden. (b) Von Sachen. Ein freyes Gut, deſſen Beſitzer nicht leibeigen iſt, auf welchem keine Frohndienſte haften; ſiehe Frey-Gut. Ein Gut frey machen, die darauf haftenden Schulden bezahlen. Waaren, Güter frey machen, in einem andern Verſtande, die Abgaben, denen ſie unterworfen ſind, bezahlen. 2) Frey von der Oberherrſchaft Anderer, wiederum mit mancherley Graden dieſes Zuſtandes. Ein freyes Gut, ein Allodium, ſo keinem mit Lehnspflicht zugethan iſt, im Gegenſatze des Lehengutes. Ein freyer Herr, ſo keines Vaſall oder Lehensmann iſt. Eine freye Republik, ein freyer Staat, ſo keinem auswärtigen Oberherrn unterworfen iſt; ſiehe Frey-Staat. In dem deutſchen Reiche ſchließet dieſes Wort nur die Oberherrſchaft der Reichsſtände, nicht aber des Kaiſers und des Reiches aus. Freye Reichsſtädte, freye Reichsdörfer, die freye Reichsritterſchaft, u. ſ. f. ſo nur allein dem Kaiſer und dem Reiche unterworfen

ſind. 3) Frey von der Abhängigkeit und von der
bindung mit Andern. Ich bin nicht frey, hänge
von mir ſelbſt ab, bin nicht mein eigener Herr.
Perſon iſt noch frey, wenn ſie mit niemanden el
verſprochen iſt. Sein Herz iſt nicht mehr frey
ſchon von Liebe gegen eine Perſon eingenom
4) Frey von der Strafe, von der Verbindlichkeit
Geſetzes, oder auch von willkührlichen Pflichten.
geſprochen werden, von einem Verbrechen, oder
einer Strafe. Frey rauben und ſtehlen können,
deshalb einige Strafe zu beſorgen. Die freye Jag
einem Gehäge haben. 5) Frey von Geſchäften.
habe keine Stunde frey. Sich einen halben Tag
machen. 6) Frey von einer Gefahr, als ein Ne
Wort. Frey herum gehen. Frey aus- und einge
Vor dem Schuſſe frey ſeyn; ſiehe Schußfrey.
gleichen, was dieſe Sicherheit gewähret, in ei
Fällen, und als ein Beywort. Ein freyes (
res) Geleit. 7) Frey von allerley bürgerl
Beſchwerden, Polizeyanſtalten, und geſellſchaftl
Hinderniſſen, mit Freyheiten begabt. Eine
Meſſe. Ein freyer Jahrmarkt. Ein freyer Ha
Beſonders frey von Abgaben. Ein freyes Haus;
Frey-Haus. Ein freyes Gut. Freyen Zutritt z
manden haben. Imgleichen von der Bezahl
Einem den freyen Tiſch, freye Wohnung, fr
Holz ꝛc. geben, ihm dieſe Dinge unentgeldlich ge
Alles frey haben. Jemanden frey halten, im
Leben, für ihn bezahlen, Fr. défrayer. Eine Z
baut ſich frey, im Bergbaue, wenn ſie keine Zu
mehr erfordert, ſondern die Koſten von ihrem Ert
beſtreitet. 8) Keinen eigentlichen Beſitzer habend,
Dingen, deren Gebrauch mehrern zuſtehet. Es
ſchahe auf freyer Straße, in freyem Felde. In
ſem Walde iſt die Jagd frey, einem jeden erla
Ein freyer Wald, deſſen ſich jedermann bedienen ka

zum Unterſchiede von einem Forſte. Freyes Feld, im Bergbaue, welches keinen eigentlichen Beſitzer hat. Ein Feld frey machen, es für frey, d. i. verlaßen, niemanden gehörig, erklären. Eine Zeche fällt ins Freye, wenn ſie von ihrem Beſitzer verlaßen wird. Siehe Vogelfrey. Freybürſche.

3 Frey von dem moraliſchen Zwange. 1) Ueberhaupt, vermögend etwas zu einerley Zeit und unter einerley Umſtänden zu thun oder zu laßen, oder fähig von zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, welches uns am meiſten gefällt. Er hat die freye Wahl, er kann wählen, was er will. Ein freyes Verſprechen, das durch nichts erzwungen worden. Etwas von freyen Stücken thun, im gem. Leben, freywillig aus eigener Entſchließung. Einem etwas frey ſtellen. Freye Hände haben, nach eigenem Willkühr handeln können. 2) In engerm Verſtande: (a) Frey von der Herrſchaft der Sinne und Begierden, fähig ſeine Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten, und dieſe auf ſolche Art beſtimmten Handlungen. (b) Frey von Vorurtheilen. Frey reden, frey denken. Sehr frey urtheilen. (c) Frey von Furcht, von Sorgen, von einem böſen Gewiſſen u. ſ. f. offenherzig, freymüthig. Jemanden frey (unerſchrocken) anſehen. Er hat ein freyes, offenes Geſicht. Ich ſage es ihnen frey heraus. (d) Frey von der ängſtlichen Beobachtung der Regeln der Kunſt. Eine freye Ueberſetzung, eine freye Nachahmung, welche ſich nicht ſclaviſch an das Original bindet. (e) Frey von den Geſetzen des Wohlſtandes und der guten Sitten, im nachtheiligen Verſtande und als ein glimpflicher Ausdruck für das härtere frech; Fr. Licentieux, Diſſolu. Der Menſch ſpricht ſehr frey. Ein freyes Leben. Ein freyes Frauenzimmer. Ein freyer Mahler, welcher ſchlüpfrige Gegenſtände, nackende Bilder, und Sachen, welche keuſche Augen beleidigen, mahlet.

Frey-Arche, eine Arche oder ein Gerinne an einem Teiche, welches auf eine gewisse Höhe offen ist, so daß das Wasser, wenn es diese Höhe erreicht, frey und ungehindert ablaufen kann; s. Th. II, S. 386. Siehe auch Frey-Gerinne.

Frey-artig, eine freye Art habend, von Aeckern, wenn die Art, d. i. Bestellung derselben auf des Besitzers Willkühr beruhet, und nicht durch das Herkommen eingeschränkt ist. In Sachsen wird der Feldacker ordentlich für freyartig gehalten. Siehe auch Feld-Art.

Frey-Bank. 1. Bey den Bildhauern, eine bewegliche Bank, die Figur in dieselbe einzuspannen.

In einigen oberdeutschen Städten und Märkten gewisse Fleischbänke, wo der Landmann sein Vieh ungehindert schlachten und verkaufen darf. Siehe Th. XIV, S. 176, fgg.

Frey-Bauer, Fr. Tenancier franc. 1. Ein freyer Bauer, der von aller Dienstbarkeit frey ist, und nur die gewöhnliche Landsteuer bezahlet, ein Freysaß, im Gegensatze der leibeigenen Bauern, Frohnbauern u. s. f. In Dänemark werden sie Landeigner genannt. Siehe Frey-Gut.

2. Ein freyer Reichsbauer, ein Bauer in einem freyen Reichsdorfe, so niemanden als dem Kaiser und Reiche unterworfen ist.

Frey-Bede, siehe Frey-Gut 4, und Frey-Pfennig.

Frey-Beuter, ein Seeräuber; einer, der ohne Paß, oder auch mit doppelten falschen Pässen, auf Seeräuberey ausgeht, keiner gewissen Partey zugethan ist, und bald unter dieser, bald unter einer andern Flagge, Freund und Feind angreift; Fr. Armateur, Capre, Flibutier, Forban, Occasionaire. Siehe auch Caper. Flibust. Seeräuber.

2. Auch Landsoldaten, welche an die strengen Gesetze der Kriegszucht nicht gebunden sind, werden im gem. Leben Freybeuter genannt.

Frey-Bier. 1. Bier, welches jemanden unentgeldlich gegeben wird. Der Gemeinde ein Freybier geben.

2. Bier, welches gewiſſen Perſonen, z. B. den Kirchenbedienten, ohne Abtrag der Trankſteuer zu brauen erlaubt wird.

Frey-Brief. 1. Ein Brief, d. i. eine Urkunde, worin einem Leibeigenen die Freyheit ertheilet wird; ein Freyheitsbrief.

2. Eine Urkunde, worin einem andern eine gewiſſe Freyheit ertheilet wird; ein Privilegium, Freyheits-Brief; Fr. Privilége, Diſpenſe, Lettre de franchiſe. Siehe Privilegium.

3. Eine Urkunde, vermöge deren man ſicher durch ein Land reiſen kann; ein Paß. Siehe Paß. Paßier-Zettel.

Frey-Bürger, Fr. Franc-Bourgeois. 1. Ein freyer Bürger, zum Unterſchiede von den ehemahligen leibeigenen; ſiehe Th. VII, S. 398.

2. Ein Bürger einer freyen Stadt, oder einer freyen Reichsſtadt.

In England verſteht man unter Freybürger, Engl. Free-Denizon, oder Free-Denizen, einen Fremden oder Ausländer, welcher auf die Hälfte oder Dreyviertel naturaliſirt iſt. Es gibt nähmlich daſelbſt, in Anſehung der Fremden, eine Gattung einer halben Naturaliſation, oder auch wohl etwas mehr. Dieſe gibt ihnen zwar Macht zu handeln, unbewegliche Güter zu erwerben, Aemter zu beſitzen ꝛc.; ſie erſtreckt ſich aber doch nicht ſo weit, als eine förmliche Naturaliſation. Dieſe letzte kann nur durch eine Parlamentsacte erlangt werden, an ſtatt daß des Königs offene Briefe allein zur erſten Naturaliſation berechtigend ſind. Wenn ein Fremder ein ſolcher Freybürger geworden iſt, wird in den Rechten von ihm geſaget, er gehöre ad fidem regis Angliæ, oder, er ſtehe unter dem Schutze des Königs. Weil ſie nun gebohrne Fremde oder Ausländer ſind, und folglich ihre Mutterſprache ſo gut, als die Landesſprache, verſtehen: ſo geſchieht es zum öftern, daß die fremden Handelsleute, die wegen ihrer Handlungsgeſchäfte dahin gekommen, ſich ihrer zu Dolmetſchern und Commiſſionären bedienen.

Frey-Bürsche. 1. Die freye Bürsche oder Jagd in einem Walde.

2. Eine Gegend, in welcher man frey jagen darf.

Frey-Busch, ein freyer Busch, oder Wald, in welchem jedermann zu jagen oder Holz zu fällen erlaubt ist.

Frey-Denker, der frey, d. i. ohne Vorurtheile, denkt und handelt; ein Nahme, den sich die Feinde des Christenthums seit Collins Zeiten gegeben haben, ungeachtet ihre gerühmte Freyheit nur zu oft in Zügellosigkeit und Widerstrebung gegen die Gesetze der Vernunft, Religion und Sitten ausartet; ein Freygeist. Daher die Freydenkerey und Freygeisterey, die Art zu denken und zu handeln eines Freydenkers und Freygeistes, dessen Lehren, einzele Urtheile und Handlungen; und freydenkerisch, freygeisterisch, einem Freydenker und Freygeiste gemäß, denselben verrathend. Der Absicht meines Werkes ist es unstreitig gemäß, über die Freydenkerey und Freygeisterey eine politische Betrachtung anzustellen.

Daß die Freydenkerey und Freygeisterey ein jetzt mehr als sonst herrschendes Laster sey, bedarf keines Beweises, denn die allgemeine Erfahrung zeiget es. Ich weiß wohl, daß das letztverflossene Jahrhundert eine Menge grober Atheisten und Naturalisten gehabt hat. Ein Spinoza, ein Toland, ein Cherbury und mehrere werden von ihren Freunden noch jetzt für große Prediger der Wahrheit gehalten. Allein, das Uebel war damahls nicht so allgemein; es getrauete sich keiner, dergleichen Grundsätze zu vertheidigen, wenn er sich nicht einer großen Gelehrsamkeit rühmen konnte, wiewohl sie wie mehrentheils geschiehet, übel angewendet ward. Nunmehr aber ist die Sache zum gräulichen Verderben des menschlichen Geschlechts viel weiter gegangen. Da das Bücherschreiben in unsern Zeiten ein besonderes Handwerk geworden, und da jetzt die Zahl der Studierenden, obgleich nicht der Gelehrten, größer ist: so wer-

den

den auch solche Mißgeburten des Verstandes in größerer Menge ausgeheckt. Da die Schreibart mehrentheils witzig ist: so werden auch in einem Jahrhundert, in welchem der Witz vor der Beurtheilungskraft den Vorzug hat, diese Sätze mehr angenommen und vertheidigt. Die Jugend, welche selten in der Religion gründlich unterrichtet, und noch weniger zu einer wahren Gottes-Furcht angeführet wird, gibt solchen Irrthümern, welche der verderbten Natur eine zügellose Selbstgewalt ertheilen, gern Beyfall; daher lieset man Bücher, die eine Religion predigen, welche für alle ausschweifende Ergetzlichkeiten und eigennützige Absichten passet, mit Vergnügen. Es ist nicht genug, daß die Menschen nach so gottlosen Lehrsätzen ihr Leben einrichten; sie vertheidigen sie auch ohne Scheu gegen Andere. Das leereste Gehirn glaubt in einer Gesellschaft, wie ein Mann von großem Verstande glänzen zu können, wenn es hier und da ein Stück aus einer deistischen Schrift vorbringt, und davon ein Spinnengewebe flicht, welches es ausspannet, Fliegen und Mücken, d. i. so schwache Seelen, wie es selbst ist, zu fangen. Eine offenbare Gottlosigkeit, welche man bey einigen von denen antrifft, deren vornehmste Pflicht wäre, Andern in Lehre und Leben mit guten Beyspielen vorzuleuchten, trägt viel bey, daß sich diese Seuche allgemein verbreitet; insonderheit, wenn ihre Reden im täglichen Umgange nicht von größerer Ehrfurcht für die göttlichen geoffenbarten Wahrheiten zeugen, als solcher Menschen, die sich einbilden, ihr Stand laße ihnen darin größere Freyheit. Diese falsche Religionssätze begleiten die Menschen von der Jugend zum männlichen, und von diesem zu dem hohen Alter. Denn, so wie sie anfänglich zur Vertheidigung aller jugendlichen Rasereyen dienten: so werden sie nachher, alle Ränke, Betriegereyen, Zudringlichkeit und Gewalt, welche der Eigennutz zum Schaden seiner Mitbürger und wider die Wohlfahrt seines Vaterlandes ausübt, zu über-

decken, genutzet. Daher kommt es, daß die Aeltern bey der Erziehung der Kinder nichts weniger beherzigen, als wie sie zu einer wahren Gottesfurcht angewiesen werden möchten. Und wenn solchergestalt ein solches Geschlecht ein ihm ähnliches erzeuget, so kann es leicht noch dahin kommen, daß der Naturalismus, (d. h. der Lehrbegriff, oder die Meinung, da man die natürliche Uebung der Pflichten gegen Gott für hinlänglich zu seiner Gemeinschaft mit Demselben hält) oder die Religion des honneres gens, wie man sie bereits zu benennen beliebt, in Europa herrschend wird; besonders wenn die Regenten dieselbe nicht nur in ihrem Betragen befolgen, sondern sie auch, als die beste öffentlich vertheidigen. Dann bedarf es nur eines Julianus Apostata, ein ganzes Reich mit theoretischen Naturalisten und Gottesläugnern anzufüllen, oder von diesen Lehrsätzen ein Gebäude zusammen zu schmieden, welches alsdenn die so genannte Religion dominante wird. Da aber bey einer solchen Religion kein gemeines Wesen lange bestehen kann, wie weiter unten zeigen werde: so ist eine Zeit möglich, da das Heidenthum die Stelle der christlichen Religion in Europa einnimmt. Doch, ich will jetzt nicht die Freydenkerey nach ihren Lehrsätzen untersuchen, oder zeigen, wie wenig sie mit einer gesunden Vernunft übereinstimme; denn dieses gehört nicht in den Plan meines Werkes, und überdem findet man diese wichtige Materie bereits in verschiedenen schönen Schriften abgehandelt; sondern meine Absicht ist bloß, von der schädlichen Wirkung der Freydenkerey und Freygeisterey zu handeln, welche sie in Absicht des gesellschaftlichen Lebens, sowohl zwischen Obrigkeit und Unterthanen, als auch letzterer unter einander, hat.

Ich weiß, daß es zu allen Zeiten falsche Religionen gegeben hat, welche die Staaten an einer zeitlichen Glückseligkeit nicht hinderten; denn wir finden, daß heidnische Regenten ihre Unterthanen nach Gerechtigkeit regiert

giert haben; daß man in ihren Ländern die bürgerlichen Gewerbe zur höchsten Vollkommenheit gebracht; daß sie die Begleiterinnen des Fleißes, Reichthum und Wohlstand, mit Ehre, Macht und Ansehen gekrönt haben: aber wir werden auch dabey bemerken, daß bey diesen Völkern das Gesetz der Natur in großem Ansehen gestanden; daß die bürgerlichen Gesetze auf dasselbe gegründet waren, und daß, welches insonderheit zu merken ist, bey denselben allemahl eine geoffenbarte Religion in Ansehen erhalten worden, welche, ob sie gleich erdichtet war, dennoch in den Herzen des Volkes eine Ehrerbiethigkeit gegen die Götter unterhielt, welche auf ihre Handlungen Acht hätten, und sie nach Verdienst nicht bloß in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode belohnten, oder bestraften. Es war daher nicht bloß die Furcht vor der Strafe, welche die Menschen vermochte, der Obrigkeit zu gehorsamen, und die Pflichten zu erfüllen, die ihnen theils als Menschen, theils als Bürgern des Staats, oblagen, sondern es war zugleich ein in ihnen seyendes Gewissen, welches sie verklagte oder entschuldigte, und sie antrieb, das Böse zu unterlaßen, und das Gute zu thun. Eine solche Religion, so falsch und abergläubig sie auch seyn mag, und ob sie gleich nie eine rechte Gewissensruhe geben und eine ewige Glückseligkeit verschaffen kann, ist doch von der Beschaffenheit, daß ein Staat dabey Bestand haben, und Friede, Einigkeit, Recht, Billigkeit, Künste und Wissenschaften in dessen Gränzen blühen können. Die christliche Religion richtet leider oft nicht mehr aus, wenn sie bloß mit dem Munde vertheidiget wird, und die Herzen nicht einnehmen kann; alsdenn nützt sie bloß für dieses Leben; ja, der Mißbrauch, den die so genannten Christen mit den göttlichen Gnadenverheißungen begehen, verleitet sie oft zu Untugenden, deren sich selbst Heiden schämen würden. Daher kommt es, daß es christliche Reiche gibt, deren Zustand weit schlechter,

ter, als der Zustand gewisser heidnischer Mächte ist. Erstere nahmen in der Maße ab, als die Gottlosigkeit überhand nimmt, die Handleitung der Jugend zur Tugend und Ehre mehr verabsäumt wird, und solche Laster, welche Gott entehren und das Band der bürgerlichen Gesellschaften schwächen, einreißen. Ich bin übrigens nicht in Abrede, daß nicht die Grundsätze der christlichen Religion schon für sich selbst im Stande seyn sollten, die zeitliche Wohlfahrt weit über die Glückseligkeit der Heiden bey ihrem Gottesdienste zu bringen, wenn sie gleich nur äußerlich befolget wird; woraus man zugleich abnehmen kann, wie glücklich ein Reich seyn würde, in welchem Obrigkeit und Unterthanen solche wahre Christen, wie sie das Evangelium verlangt, wären.

Aber laßet uns dagegen die Religion (wenn sie diesen Nahmen verdient) derer Menschen betrachten, die entweder alle Offenbarung verwerfen, oder auch die bloße historische Kenntniß derselben nutzen, um auf ihren Naturalismus eine bessere Farbe zu setzen, in der Absicht, Christen, die der herrschenden Religion des Landes zugethan sind, genennet werden zu können, weil sie sonst ihr Bürgerrecht und die damit verknüpften Vortheile zu verlieren befürchten. Diese Menschen läugneten gern das Daseyn Gottes, wenn sie nur ihre eigene Ueberzeugung und die unumstößlichsten Gründe zu besiegen im Stande wären; sie geben daher ein Daseyn eines Gottes zu, legen Ihm und sich selbst aber Eigenschaften bey, welche ihrer ungebundenen Sittenlehre angemessen sind. Gott ist in ihren Augen eine unwiderstehliche Macht, oder auch ein Wesen, welches ganz Liebe ist, und welches weder erzürnet werden, noch strafen kann. Sich selbst halten sie für so künstliche Maschinen, die bloß alle übrigen, welche Leben und Bewegung haben, übertreffen, mit ihnen aber einerley Schicksal erwarten müssen, nachdem das Gewicht, welches

diese

dieſe Uhr in Bewegung ſetzt, abgelaufen iſt. Andere ſind ſo billig gegen ſich ſelbſt, daß ſie glauben, außer dem Körper ſey noch ein edlerer Theil, er beſtehe nun aus einer feinern Materie, oder habe eine geiſtige Natur; ſie läugnen daher ein Leben nach dem Tode nicht. Über die Gerechtigkeit iſt die Eigenſchaft, welche ſie nicht mit Gottes Weſen reimen können; das Böſe nach dieſem Leben zu ſtrafen, heißt nach ihren Begriffen Gott erniedrigen, und Ihn zu einem Weſen zu machen, welches von Leidenſchaften regiert wird, und an dem Unglücke ſeiner Geſchöpfe Vergnügen finden kann. Und da die Offenbarung buchſtäblich wider ihre verkehrte Denkungsart ſtreitet, ſo muß ſie Erklärungen leiden, welche mit ihren Religionsbegriffen überein ſtimmen. Daher muß das Erlöſungswerk ganz verworfen werden, und Chriſtus nichts weiter als ein nachahmungswürdiges Muſter der Tugend ſeyn. Da ihnen aber das nicht möglich fällt, ſo bilden ſie ſich ein, daß ihr Schöpfer (denn einen andern Gott geben ſie nicht zu,) von dem Menſchen nicht mehr fordere, als ſo zu leben, wie es ſeine eigenen Kräfte geſtatten, das iſt: ſeinem im Verſtande angezündeten ſchwächern oder ſtärkern Lichte zu folgen, und nach deſſen Anweiſung das Gute zu thun, und das Böſe zu laßen, ſo weit ihm möglich iſt. Mit Einem Worte: Ein jeder ſoll nach ſeiner Ueberzeugung leben; ſeine Begierden ſo viel unterdrücken, daß ſie ſeiner zeitlichen Wohlfahrt kein Hinderniß werden, und ſich hauptſächlich vor ſolchen Verbrechen hüten, welche ihn in die Hände des Richters oder Büttels liefern. Das Kirchgehen und andere Uebungen der Gottſeligkeit halten ſie für Dinge, die der Aberglaube eingeführt hat: daher unterwerfen ſie ſich denen die Religion betreffenden Landesverordnungen nicht weiter, als in ſo fern ſie davon Vortheile zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt erwarten können. Man erkennt deutlich, daß ſich dieſe feineren Naturaliſten in nichts, als der

Sprache,

Sprache, von den gröbern unterscheiden; im Herzen ist die Religion beyder einerley, und es ist nur die Furcht vor der Strafe, oder der Eigennutz, welcher einige antreibt, äußerlich einem Theile der Offenbarung beyzufallen. Daher können wir auch, ohne uns an einem Theile derselben zu vergehen, sie alle aus Einem Gesichts-Puncte betrachten, wenn wir untersuchen, was vor Wirkungen ihr Glaubensbekenntniß auf die bürgerliche Gesellschaft haben könne; um so mehr, da ihre Sittenlehre zu Einem Zwecke führet, nähmlich die göttliche Strafgerechtigkeit zu verwerfen, und solchergestalt in der That alle Moralität und allen den Nutzen, der den Menschen daraus theils als Menschen, theils als Mitbürgern des gemeinen Wesens zufließt, aufzuheben.

Daß solche Religionsgrundsätze, wie hier kürzlich angeführt worden, das Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen, und zwischen den letztern unter einander, wirklich auflösen, ist nicht schwer zu erweisen. Denn, was verbindet die obrigkeitlichen Personen, ihre Unterthanen zu beschützen, ihre Rechte und Freyheiten zu vertheidigen, und ihren Wohlstand zu befördern? und was bewegt die Unterthanen, ihrer Obrigkeit gehorsam zu seyn, ihre Würde zu vertheidigen, und Gut und Blut für das allgemeine Beste aufzuopfern? Sagt man, das sey der unter ihnen getroffene Vergleich, der sie von beyden Seiten zur Beobachtung ihrer Schuldigkeiten bewege: so beweiset man die Sache mit dem, was zu erweisen wäre, oder (welches einerley ist) man behauptet: Contracte müssen gehalten werden, weil sie gehalten werden müssen. In sich selbst könnten die Contracte keine Verbindlichkeit mit sich führen, wenn kein Gesetz wäre, welches verdiente, daß die Contracte gehalten werden müßten. Wenn aber auch diese äußerliche Verbindung, wie sie einige Moralisten nennen, ihren Grund in der Natur der Sache hätte: so wäre das dennoch unzureichend, das Band zusammen zu halten;

ten; denn, wer will denn die Obrigkeit, welche die Macht in Händen hat, ihre Versicherungen zu brechen, hindern, wenn ihre Bequemlichkeit oder ein eingebildeter Eigennutz es erfordern! und wie schwach wäre nicht die bloße Furcht vor der Macht der Obrigkeit, die Unterthanen zur Unterwürfigkeit und zur Erfüllung dessen, was sie sich unter einander versprochen haben, zu bewegen! Es wäre natürlich, daß keiner seinen Pflichten weiter eine Genüge leistete, als ihn der Eigennutz dazu veranlaßete. Wenn jemand zur Ausführung seiner Entwürfe Macht oder List genug besäße, so würde er, ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste oder seine Verbindungen, bloß weil er dadurch Vortheile erlangte, durchsetzen, was ihm gut dünkte. Aber edelmüthige Handlungen, Tugenden und Pflichten, welche das Gesetz nicht fordern kann, wären keinesweges zu erwarten. Solchemnach ist klar, daß zum Bestande des gemeinen Wesens eine innere Verbindlichkeit, Versprechungen und Pflichten zu erfüllen, erfordert wird. Diese Betrachtung führt zu dem natürlichen Gesetze, welches befiehlt, daß Contracte und Vergleiche heilig gehalten werden müssen; daß, da die Wohlfahrt der Menschen erfordert, sich in bürgerliche Gesellschaften zu begeben, auch alle die Bedingungen, welche sie sich dabey selbst vorgeschrieben haben, erfüllet werden müssen; daß ein jeder zum allgemeinen Besten freywillig beytragen müsse; daß sich gewisse Personen besondere Pflichten schuldig sind, als Männer und Weiber, Aeltern und Kinder, Herrschaften und Gesinde, Lehrer und Schüler u. s. w. Jedes Gesetz setzt an der einen Seite das Recht zu befehlen, und an der andern die Verbindlichkeit zu gehorchen, voraus. Ich nehme hier für ausgemacht an, daß Gott und seine Geschöpfe, die Menschen in solchem Verhältniß gegen einander stehen. Ist Gott befugt, Gesetze zu geben, so hat er auch die Macht zu belohnen, und zu strafen. Seine Gesetze wären unkräftig, und

Er

Er selbst unvollkommen, wenn Er sich gegen die Befolger und Uebertreter seiner Gebothe gleich verhielte. Wenn sich aber seine Belohnungen und Strafen bloß auf dieses Leben erstreckten, so wäre kein zureichender Grund, die Menschen zur Beobachtung des Gesetzes der Natur zu bewegen; besonders, da es den Gottlosen oft ergeht, als ob sie die Werke der Gerechten gethan hätten, und so umgekehrt. Aus diesem allen folgt, daß ein gemeines Wesen, welches glücklich und von Bestande seyn soll, aus Menschen bestehen müsse, welche Gott verehren, und aus innern Trieben des Gewissens die Pflichten erfüllen, welche ihnen als Menschen und Bürgern des Staats obliegen. Ein solches Gewissen aber kann nur bey denen anzutreffen seyn, welche von einem künftigen Leben überzeugt sind, in welchem die Gerechtigkeit Gottes ohne Ansehen der Person ausgeübet werden wird, und wo Strafen und Belohnungen auf alle Handlungen, welche die Menschen in diesem Leben gethan oder unterlaßen haben, folgen. Zum Bestande der bürgerlichen Gesellschaften wird schlechterdings eine Religion erfordert, welche die Strafen oder Belohnungen nach diesem Leben verspricht. Alle Religionen sezzen einen äußerlichen Gottesdienst, gewisse bey demselben zu beobachtende Ceremonien und dabey zu verrichtende Handlungen fest; die Freydenkerey aber kann man keine Religion nennen, weil sie allen äußerlichen Gottesdienst und alle Moralität verwirft; und der Staat, in welchem die Religion unter die Füße getreten wird, muß nothwendig zerfallen.

Um uns hiervon desto stärker zu überzeugen, möchte nöthig seyn, sich ein Reich vorzustellen, in welchem die Freydenkerey oder der Naturalismus zur herrschenden Religion angenommen wäre; eine Religion, die entweder den ganzen Menschen zur Maschine machte, dessen Wesen mit dem natürlichen Tode aufhörte, oder welche Gott zu einem Wesen machte, welches nach diesem Leben weder das Böse bestrafte, noch das Gute belohnte! eine Religion, welche dem zu Folge die Menschen antrei-

ben

den müßte, ihren natürlichen Trieben zu folgen, ihr Vergnügen zu befördern, und den Eigennutz zum vornehmsten Zweck aller ihrer Handlungen zu machen! Wäre es nicht natürlich, daß alle zur Beförderung der geoffenbarten Religion getroffene Anstalten als unnöthig abgeschaffet würden? ja, die Kirchen würden entweder niedergerissen oder zu Zeughäusern und ähnlichen Gebrauch angewendet werden; von den Glocken würde man Kanonen oder Ehrensäulen für die Stifter dieser herrlichen Religion gießen; die Priester, Kirchendiener und alle Lehrer der geoffenbarten Religion würde man als unnütze Brodesser abschaffen; die Bibel hüben die Gelehrten, oder Neugierigen, in den Büchersälen auf eben die Weise, und in eben derselben Absicht, wie den Talmud, auf; Sonn- und Werkeltage wären sodenn einerley; Schulen, wenn man sie noch ferner brauchte, dienten bloß die Jugend zu unterweisen, wie sie ihre Glückseligkeit in allen erdenklichen Ergetzungen suchen, und alle Hindernisse derselben, durch was vor Mittel es auch nur geschehen möchte, aus dem Wege räumen könne; Lazarethe, Hospitäler und Armenhäuser wären unnöthige Anstalten, denn keiner gesünde die Verbindlichkeit zu den Werken der Barmherzigkeit ein, und die darauf verwandten Kosten könnte das Volk besser anwenden. Der Regent würde glauben, das ganze Reich sey seinetwegen, und ihm zum Vorrathshause geschaffen, aus welchem er alles, was die Befriedigung seiner Wollust und seines Ehrgeitzes erfordere, nehmen könne; die Unterthanen wären in seiner Hand, wie eine Citrone, aus welcher man den Saft drückt und sie alsdenn auf die Erde wirft; er nützte sie und ihr Vermögen auf eben die Weise, wie sich das Vieh des Grases auf dem Felde bedienet; wäre er einem Nero oder Caligula gleich, so säbelte er, um sich nach seiner Tafel eine Motion zu machen, oder auch bloß zum Vergnügen, einige Köpfe herunter; wäre er ein Heliogabal, so verzehrte er ein Fürstenthum zum Frühstück; einem türkischen Kaiser gleich richtete er für das Frauenzimmer, so wie für die Canarienvögel, Hecken an; ertete er nach dem Alexander, dem so genannten Großen, oder nach einem Tamerlan, so thäte er auf der Erde, was die Fische im Wasser thun, da nähmlich die großen die kleinen verschlingen. Die vornehmsten Beamten und Lieblinge des Regenten würden ungescheut in allen Arten der Gewaltthätigkeiten rasen, wenn sie nur sinnreich genug wären, die Wollust, Tyranney oder den Ehrgeitz ihres Herrn durch neue Erfindungen zu befriedigen. Alle geringere Staatsbediente würden, jeder für

sich, Tyrannen des gemeinen Wesens; die zu ihren Aemtern gehörige Autorität wäre in ihren Händen eine Fliegenklatsche, mit welcher sie alle die kleinen Insecten erlegten, welche ihren Vergnügungen in Weg kämen. Einer würde des andern Plagegeist; und wer von fremdem Schweiß und Blut am meisten strotzte, der hätte die Pflichten seiner Religion am besten beobachtet, weil er sich zum Wohlleben und Ueberfluß die reichsten Mittel zu verschaffen gewußt. Die Stimme des Gewissens wäre dagegen viel zu schwach; denn solche Leute, die sich einbildeten, ihr Daseyn höre mit diesem Leben auf, oder auch daß Gott weder belohnen noch bestrafen wolle, hätten nicht Ursache, sich vor Gottes Gerichte zu fürchten. Wollte man sagen, daß die Vorstellung des Uebels, welches solche Gewaltthätigkeiten von andern Menschen zu erwarten habe, die unbändigen Begierden hinreichend im Zügel halten könne: so darf man sich nur erinnern, wie wenig die kräftigen Ueberzeugungen von einer zeitlichen und ewigen Strafe oft mitten im Christenthume die Menschen von bösen Handlungen abzuhalten im Stande sind, wenn die bösen Affecten bey ihnen einmahl recht in Bewegung gerathen sind. Was würde sich nicht sodenn erst ereignen, wenn durch die Grundsätze der Religion selbst alle Riegel gesprengt wären! In einem solchen Lande müßten durchaus Tugend und Ehre verachtet seyn; und wenn sich ja Einige fänden, welche darauf einen Werth setzten, so würde man dieselben für kleine Geister, für dumme Menschen halten, welche sich nicht in diese Welt zu schicken wüßten, und ihr eigenes Beste nicht verstünden. Was vor ein scheußlich Bild zeigt sich nicht unsern Augen, wenn wir uns einen großen Staat, der aus theoretischen und practischen Naturalisten besteht, vorstellen: Menschen, welche alle Offenbarungen, allen öffentlichen Gottesdienst, alle heilige Religionshandlungen verwerfen; Menschen, welche glauben, daß alles frey sey, was zu unserm Vergnügen und Wohlleben beytragen könne; Menschen, welche von keiner künftigen Rechenschaft ihres Betragens etwas wissen wollen? In so einem gemeinen Wesen ist eines jeden Mitgliedes einziger Zweck, sein eigenes Bestes zu befördern; in Folge dieses müssen keine Gelegenheiten verabsäumt und keine Mittel verworfen werden, welche dazu beytragen können. Worte und Versprechungen, ja beschworne Verbindungen, müssen bey Seite gesetzt werden, wenn es der Eigennutz erfordert; eine zügellose Selbstgewalt tritt an die Stelle der Unterwürfigkeit gegen das Gesetz; Gewaltthätigkeiten und Betriegereyen sind rühmliche

Hand-

Handlungen, wenn einzelne Vortheile dadurch gewonnen werden können; es läßt sich weiter keine Eintracht erwarten, als es der Eigennutz verstattet; Macht und List sind die einzigen Mittel, seine zeitliche Wohlfahrt zu befördern, und des ruhigen Genusses des Lebens und Vermögens; der Regent selbst ist auf dem Throne nicht weiter sicher, als ihm diese Mittel zur Vertheidigung und Beschützung dienen. Die Fortpflanzung der Menschen geschähe auf eben die Weise, wie bey unvernünftigen Thieren; der Ehestand wäre eine beschwerliche Lebensart, die sich für zügellose Menschen nicht schickte; Kinder wären eine schwere Bürde, die man auf das schleunigste bey Seite schaffen, und ihrem Schicksale überlaßen müßte; wenn irgend ein Vater oder eine Mutter in der Auferziehung eines Kindes eben das Vergnügen fände, welches die Zucht eines andern schönen Thieres gewähret, so würde doch diese Vorsorge nicht länger dauern, als das Kind die Aeltern mit Spielen und Possen belustigen könnte; ja, wenn allenfalls einige ökonomische Absichten die Aeltern bewogen, die Kinder länger bey sich zu behalten, so würde man sie, so lange es der Eigennutz der Aeltern erforderte, als Sclaven gebrauchen; des Kindes Denkungsart, Religion und Lebensart würde nothwendig eben so; daher würden sie ihren Aeltern nicht länger gehorsam seyn, als bis sie glaubten, ihre Kräfte mit den Kräften der Aeltern messen zu können; alsdenn würden sie mit ihnen über das Haus-Herrenrecht streiten, und sie auch wohl aus dem Wege schaffen, wenn ihre eigene Vergnügungen und ihr Wohlstand dadurch einen Zuwachs erhalten könnte. Mit Einem Worte: ein solcher Staat gliche der Beschreibung, welche Thomas Hobbes von dem natürlichen Zustande der Menschen gibt: Bellum omnium in omnes.

Doch, man möchte mir nicht ohne Grund vorwerfen, daß ich einen Staat, in welchem der Naturalismus die herrschende Religion sey, erdichte, ob gleich ein solcher nie gewesen und wohl auch nie seyn würde. Ich gestehe gern ein, daß diese sogenannte Religion bequemer ist, die Bande eines gemeinen Wesens aufzulösen, als sie zu knüpfen; daher glaube ich auch, daß ein Regent, welcher selbst ein Naturalist wäre, (wenn er sein eigen Wohl bedächte,) nicht verstatten würde, daß sich alle seine Unterthanen zu denselben Lehrsätzen bekenneten; ja, er würde wahrscheinlich sein Ansehen zur Vertheidigung der geoffenbarten Religion anwenden, ob er sie gleich in seinem Herzen verwürfe. Man wird aber auch kaum in Abrede seyn können, daß

der Einwurf selbst so viel zu meinem Vortheile beweiset
ich nur verlangen kann. Denn, kann eine solche Religi
einem Reiche nicht zur herrschenden werden, so müssen
Grundsätze wider die Natur des gemeinen Wesens streiten.
wäre ja sonst unbegreiflich, daß kein Geschichtschreiber un
irgend einem gemeinen Wesen, welches auf solche Relig
Grundsätze errichtet worden, Nachricht gibt, ob es gleich
len Zeiten Menschen, die denselben zugethan gewesen, ge
hat; und es wäre noch unbegreiflicher, daß, da wir Bey
an Regenten haben, welche wirklich Naturalisten gewesen,
gleichwohl keiner gefunden, der seine Unterthanen von G
benssätzen befreyen wollen, die er selbst für Einbildungen g
ten. Wollte man sagen, daß sie die im Lande herrschend
ligion nur als ein Mittel, den unbändigen Pöbel im Zau
halten, genutzet, ob sie dieselbe gleich selbst für eine Einbil
gehalten, und durch ihre Vernunft zu bessern Einsichten ge
wären: so würde die Ungereimtheit hieraus folgen, daß
leere Einbildung das Band des gemeinen Wesens zu erha
die Eintracht, den Gehorsam gegen die Gesetze und die zeit
Wohlfahrt zu befördern, kräftiger sey, als eine gereinigte
nunft. Wenn daher von dem Naturalismus behauptet we
soll, daß er eine Religion sey, der ein vernünftig denke
Mensch folgen müsse: so muß man auch beweisen, daß er
der die Staaten bey derselben glücklich seyn können; oder,
die Menschen auch außer den bürgerlichen Gesellschaften g
lich leben können. Man möge aber zu beweisen übernehm
was man will, so wird der Beweis dennoch fehlen. Sola
nach wird am besten seyn, die Richtigkeit des Satzes zuzuge
daß kein gemeines Wesen ohne eine geoffenbarte Religion,
welcher es erbauet ist, bestehen könne, und daß sich ohne di
be das Band der Gesellschaft selbst auflöse. Und da viele
ligionen sind, welche sämmtlich Offenbarungen vorgeben: so bes
die Vernunft, daß man derjenigen folgen müsse, welche die n
re Glückseligkeit der Menschen am besten befördert. We
läßt sich aber in dieser Absicht mit unserer Seligkeitslehr
Vergleich stellen! und wie angelegen ist es daher nicht für
Obrigkeit, mit eigenen Beyspielen und Anstalten eine Relig
zu vertheidigen, welche, außer einer ewigen Glückseligkeit,
Ruhe, Einigkeit und Folgsamkeit gegen die Gesetze so viel
trägt, mit Einem Worte, die alles, was zur Macht und
cherheit des Reichs gehört, befördert! Von den Vorzügen
rer Länder, in denen die christliche Religion herrscht, vor

d

dern Staaten, werde in dem Art. Religion besonders handeln.

Jo. Fr. Kryger, von der Freydenkerey; aus dem zweyten Theile seiner Gedanken übers. st. in Schrebers neuer Cameralschr. 7 Th. S. 105 — 133.

Frey-Ding, siehe Frey-Gericht.

Frey-Dingshof, gewisse freye Bauerhöfe im Hildesheimischen, deren Besitzer Freymänner heißen, und keinen Hauptfall, Heergewette noch Gerade, sondern nur den freyen Zins bezahlen. Sie haben ihren Freygrafen und Oberfreygrafen, welches letztere der Amt-Mann zu Steuerwald ist.

Frey-eigen, in einigen oberdeutschen Gegenden für erb- und eigenthümlich, allodial, von aller Lehnbarkeit befreyet. Ein freyeigenes Gut. Ein Gut freyeigen besitzen.

Frey-Fahne, siehe unter Frey-Markt.

Frey-Fleischer, Freyschlächter; siehe Th. XIV, S. 176, und Frey-Meister.

Frey-Fräulein, ein Fräulein, d. i. unverheurathete weibliche Person, freyherrlichen Standes, die noch ledige Tochter eines Freyherrn.

Frey-Frau, eigentlich eine freye Frau. Jetzt braucht man es nur noch als ein Ehrenwort für das ausländische Baronessinn, die Gattinn eines Freyherrn zu bezeichnen; welche zuweilen auch Freyinn und Freyherrinn genannt wird. Siehe Frey-Herr.

Frey-Frohn, siehe unter Frey-Gericht.

Frey-Gast, bey den Schustern, ein Geselle eines Freyschusters, der sich von selbst zu den zünftigen Schustern wendet.

Frey-gebohrne, L. Ingenui, sind die, welche von freyen Aeltern gebohren worden. Es ist hierzu schon genug, wenn nur die Mutter, entweder da sie schwanger geworden, oder schwanger gegangen, oder gebohren hat, frey gewesen.

Frey-Geist, Freygeisterey; siehe Frey-Denker.

Frey-gelaßen, so aus der N. A. frey laßen zusammen gesetzt worden, der Knechtschaft, der Leibeigenschaft entlaßen; L. Libertus, Manumissus, Fr. Franchi. Ein freygelaßener Knecht, Leibeigener.

Dieses geschahe bey den alten Römern mit besondern Ceremonien. Bey den alten Deutschen, und insonderheit zu des Fränkischen Königs Clodoväus Zeiten, waren die Freygelaßenen zu keinen andern Diensten, als wozu sie sich bey ihrer Freylaßung verbunden hatten, verpflichtet, daher man sie auch gemessene Dienste nannte.

Frey-Geld, in der Grafschaft Rietberg, ein Geld, welches die Leibeigenen statt der Hälfte der Verlaßenschaft geben, welche der Erbherr bey ihrem Tode ehedem von ihnen erbte.

Frey-Gericht, ein freyes, d. i. privilegirtes Gericht. Ehedem wurden die Fehmgerichte in Westphalen sehr häufig Freygerichte, Freydinge und Freystühle genannt, weil sie im Nahmen des Kaisers Recht sprachen und mit ausschweifenden Freyheiten begabet waren. Der Gerichtsdiener bey einem Freygerichte, heißt der Freyfrohn. Siehe auch Feld-Gericht, und in den künftigen Supplementen Fehmgericht.

Frey-Gerinne, siehe unter Gerinne.

Frey-Graf. 1. Der Graf, d. i. Richter eines Frey-Gerichtes, besonders der ehedem in Westphalen üblichen Fehmgerichte.

2. Im Hildesheimischen und einigen westphälischen Gegenden, z. B. in der Grafschaft Mark, der Richter über die Freymänner und ihre Güter, so aber nur in Realsachen über sie zu richten hat, und im Hildesheimischen unter dem Oberfreygräfen stehet, welches der Amtmann zu Steuerwald ist. Siehe Frey-Dingshof und Frey-Gut.

Frey-Gut, ein freyes Gut, doch in verschiedenem Verstande.

1. Güter, d. i. Waaren, welche von gewissen Abgaben befreyet sind, privilegirte Güter.

2. Ein

2. Ein freyes Landgut im schärfsten Verstande, welches niemanden mit Lehnspflicht zugethan ist, ein Allodium, ein freyeigenes Gut, Fr. Franc-aleu, Franc-alleu, Terre franche.

3. Ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienstbarkeiten verpflichtet ist, sondern nur die gewöhnlichen Landsteuern oder einen gewissen Freyzins bezahlet; siehe Frey-Bauer. In einigen Gegenden werden sie Freymannshufen, Freymannslehen genannt.

4. In einigen Gegenden versteht man unter diesem Ausdrucke solche Güter, welche von Krieges- und oft auch von andern Lasten frey sind, und dabey nur auf das männliche Geschlecht fallen.

5. Gewisse freye Bauergüter im Hildesheimischen und Westphälischen, deren Besitzer Freymänner, in der Grafschaft Mark aber auch Stuhlfreye heißen, und gegen Bezahlung eines gewissen Zinses, welcher die Freybede oder Leibbede genannt wird, von einigen Lasten der Leibeigenschaft frey sind, aber doch ihre Güter nicht willkührlich veräußern dürfen; Freydingshöfe, siehe dieses Wort.

Frey-Hafen, siehe unter Hafen.

Frey-Haus, Fr. Maison franche, ein Haus, welches von gewissen Gerichtsbarkeiten, Abgaben, Obliegenheiten u. s. f. frey ist.

In Berlin stehen die Freyhäuser, welche ehemahls freye Burglehn-Häuser hießen, und welche man auch von außen an dem Worte FREYHAUS, welches über den Hausthüren mit vergoldeten Buchstaben zu stehen pflegt, kennet, unmittelbar unter dem Hof- und Kammergerichte, sind von aller Einquartierung und andern bürgerlichen Auflagen frey, müssen aber dagegen, wenn fremde Herrschaften nach Berlin kommen, das Gefolge derselben logieren, oder auch für dasselbe gewisse Nothwendigkeiten, als: Betten, u. s. w. liefern.

Die Eigenthümer der Freyhäuser werden zu den Eximirten gerechnet; ja, vor Zeiten waren auch diejenigen, die nur in Freyhäusern wohnten, eximirt. Die Frage, ob die bürgerlichen Eigenthümer der Freyhäuser unmittelbar unter dem Kammergerichte stehen, ist laut des Rescripts v. 23 Nov. 1762, (s. die Edictensamml. a. d. J. 1761 — 1765, Col. 169,) noch nicht gänzlich entschieden.

In dem berlin. Servisreglement, *de Ao.* 1724, ist Art. 12 festgesetzt, daß diejenigen Häuser, welche alte, und von damahlen regierender königl. Maj. confirmirte Burgfreyheiten haben, von der wirklichen und persönlichen Militär-Einquartierung, wie auch vom Servis, da sie die Hof-Præstationes wegen der fremden Herrschaften auf den Freyhäusern haben, zwar frey bleiben; wenn aber in solchen Häusern bürgerliche Nahrung getrieben wird, die Besitzer und Eigenthümer derselben, sowohl als die Miethsleute, nach Proportion ihres Gewerbes, einen Beytrag an Gelde zur Serviscasse thun müssen.

Bescheid an Jo. Fr. Rosen und Consorten, daß sie in Ansehung ihrer Freyhäuser, aber nicht wegen der bürgerlichen Nahrung, von dem Servis frey seyn können, *d. d.* Berl. d. 10 Mart. 1745, st. im Corp. Constit. March. Cont. III. Col. 7.

Von dem hochseel. König Friedrich Wilhelm, ward im J. 1733, in Ansehung der bisherigen Immunität der Freyhäuser eine Veränderung getroffen. Es wurde nähmlich bey Ankunft fremder Herrschaften, Deroselben Suite in die Freyhäuser einquartiert, und daselbst mit Stube, Bette, Holz und Licht versorget. Weil nun dieserwegen sich hier und da Schwierigkeiten fanden, weshalb man die Logierung der Suite von den allhier ankommenden fremden Herrschaften nicht übernehmen konnte, so erging, d. 27 Apr. 1733, der königliche Befehl an die Serviscommission, jemand, welcher die Häuser kennet, auszumachen, und in Beyseyn des Hofstaatsrentmeisters, oder wen sonst das Hofmarschallamt dazu deputiren würde, dem Kriegs- Hof- und Criminalgerichte anzuzeigen, wo jeder, falls die Freyhäuser selbst nicht logiren können oder wollen, einzumiethen sey. Diesem Befehl zu Folge wurden die Quartiere bedungen, von dem Hofmarschallamte jedem sein Billet gegeben, und dafür gesorget, daß die Personen in den gemietheten und bedungenen Quartieren gut untergebracht wurden. Zu Bezahlung der

Quar-

1684, erhalten: daß keinem, der ſich nicht in ihre Innung geben, daſelbſt in der Stadt, in dem Domcapitel, dem A und andern zuſtändigen Freyhäuſern ſich aufzuhalten, und da weder heimlich noch öffentlich ſein Handwerk zu treiben, erla ſeyn ſolle; welches auch im 14 Art. auf das Land extendirt w den. Dergleichen findet man auch hin und wieder noch mehrere.

Siehe auch den Art. Frey-Meiſter.

Frey-Herr. 1. Ueberhaupt ein freyer Herr, der niem den unmittelbar unterworfen iſt. In dieſem Verſta pflegt man im gem. Leben mehrmahls einen, der f eigener Herr iſt, einen Freyherrn zu nennen.

2. Im engern Verſtande wurden im deutſchen R che nach Carls IV. Zeit ehedem diejenigen Edlen, n che keinem Größern zu einigen Dienſten verpflichtet ren, die Dynaſten, Freyherren genannt, zum Unt ſchiede von den Nobilibus Miniſterialibus oder adeli Dienſtmännern. Heut zu Tage machen die Freyh ren, oder wie man ſie auch nennet, die Barone, nen Mittelſtand zwiſchen den Grafen und gemeinen E leuten aus, und ihre Würde iſt ein bloßer Ehrennahr der vermittelſt eines Diploms erhalten werden m Ein dem Kaiſer und Reiche unmittelbar unterworfe Freyherr, wird ein Reichsfreyherr oder Reichsbar genannt.

Man theilt die Freyherren in mittelbare und unmittelb ein. Jene führen allein freyherrliche Nahmen und Wap dieſe aber genießen alle Gerechtigkeiten, welche einem Rei Freyherrn zukommen können, und haben, wie die Grafen, den Reichsverſammlungen Sitz und Stimme.

Eine ſolche Perſon weibliches Geſchlechtes, wird wohl Freyfrau, als Freyherrinn und Freyinn, Baronne, genannt; das letztere, ſo fern die Freyher ehedem auch nur Freye genannt wurden, wie aus ei Urkunde in Hrn. Scheidts Nachr. vom hohen u niedern Adel, S 25, erhellet.

Frey-Herrinn, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Frey-Herrſchaft, eine freye Herrſchaft, welche niem

den als dem Kaiser und Reiche mit Lehenspflicht zugethan ist; eine Baronie.

Frey-Hocke, siehe unter Hocke.

Frey-Hof, Fr. Cense (Metairie) franche, ein freyer, d. i. von gewissen Dienstbarkeiten, Gerichtsbarkeiten, Abgaben u. s. f. befreyeter Hof. Ehedem wurden auch die Edelhöfe Freyhöfe genannt, weil sie von den Dienstbarkeiten der Bauerhöfe befreyet waren. Jetzt sind die Freyhöfe an einigen Orten Bauerhöfe, welche zu keinen Frohndiensten verbunden sind, Freygüter.

Freyhöfe, Freythöfe, Friedhöfe, war ehedem auch eine Benennung nicht nur der Kirchhöfe, sondern aller Freystätten, und befreyeter Oerter. So braucht Ottfried Frithof von einem Pallaß, Notker, die monseeische Glosse und der Schwabenspiegel Vrithofa und Frithof von einem Gottesacker.

Frey-Jahr, ein Jahr, in welchem man gewisse Freyheiten genießet. Insbesondere versteht man darunter gewisse und bestimmte Jahre, binnen welchen jemand von den bürgerlichen Abgaben oder andern öffentlichen Beschwerungen befreyet ist, dergleichen z. E. in den Städten den jungen und neu-angehenden Bürgern und Anbauern, den Abgebrannten und Bau-Begnadigten, oder auch anderer besonderer Umstände wegen privilegirten Personen ertheilet werden. An einigen Orten wird auch das Gnadenjahr oder Nachjahr, d. i. dasjenige Jahr, in welchem eine Wittwe nach ihres Mannes Tode noch dessen Besoldung und Einnahme genießet, ein Freyjahr genannt.

In der deutschen Bibel ist das Freyjahr dasjenige Jahr, in welchem Leibeigene und Gefangene ihre Freyheit erhalten. Ezech. 46, 17. Jer. 34, 8. f.

Frey-Kur, siehe unter Kur.

Frey-Lauf, Freygerinne; siehe unter Gerinne.

Frey-laut, so nur bey den Jägern für voreilig im reden und bellen üblich ist. Ein Hund ist freylaut, wenn er zu hitzig ist, und schon bey der Fährte ausgibt, welches auch Fährtenlaut genannt wird; s. Th. XII, S. 47.

Ein

Ein Jäger ist freylaut, wenn er zu voreilig angibt. In beyden Fällen ist dafür auch vorlaut üblich.

Frey-Lehen, siehe unter Lehen.

Frey-machen, die Freymachung, die Handlung, da man etwas frey macht. Die Freymachung der Waaren, im gem. Leben, die Handlung, da man die Accise oder andere Abgaben vor denselben bezahlet.

Im Bergbaue ist das Freymachen, oder die Freymachung diejenige Handlung, da ein Bau für frey oder verlaßen erkläret wird; daher der Freymacher, derjenige Bergmann, der eine verlaßene Zeche für frey erklären läßt; das Freymachensbuch, dasjenige Buch, in welches diese Handlung eingetragen wird, der Freymachenrichter, der dazu verordnete Berg-Meister.

Frey-Märker, an einigen Orten ein Dorf- und Land-Meister, welcher die Freyheit hat, seine Waaren, z. E. Fleisch, Brod ꝛc. in die Stadt zu Markte zu bringen, und dort selbst, doch nicht in öffentlichen Fleischscharren, noch unter verdeckten Buden auf dem Markte, sondern unter freyem Himmel feil zu haben. In Breßlau werden sie Gaßler genannt, weil sie auf der Gasse feil haben; siehe Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Es ist dieses oft ein Mittel, die ordentlichen Meister in besserer Zucht zu halten. Allein, man muß damit sehr behutsam verfahren, wenn man nicht die Stadthandwerker ruiniren, und die Handwerkssachen gar auf das Land wider ihre Natur, und zum Verderben der Landwirthschaft, ziehen will. Siehe Dorf-Handwerker.

Frey-Mäurer, Fr. Franc-Maçon, ein Mitglied des Freymäurer-Ordens, eines sehr alten und in alle Welttheile ausgebreiteten Ordens, welcher sich zur Ausübung der Freundschaft, der Wohlthätigkeit, und aller dem Staat und der Gesellschaft schuldigen Pflichten auf eine besonders genaue Art verbunden hat, und dessen zum Theile von dem Geschäfte des Mauerns hergenommene Gebräuche eine hieroglyphische Deutung auf gewisse

wisse höchst wichtige, noch nicht verrathene Mysterien haben.

Um sich eine richtige Idee von den Freymäurern zu machen, muß man sie als eine Gesellschaft mystischer Philosophen betrachten; und ihr ganzes Geheimniß besteht in einem symbolischen Unterricht, daß nur die Moral wahre Wissenschaft, und wahre Tugend nur die gesellige sey. Ihre Versammlungen werden Logen genannt.

Die Absicht der Freymäurer-Gesellschaft ist, den Menschen vernünftig, sanft und tugendhaft zu bilden, und in dieser Absicht bemühet sie sich, seine Irrthümer zu zerstreuen, seine Sitten durch unschuldige Vergnügen des Lebens zu mildern, ihm beyzustehen, und ihn in seinen Bedürfnissen zu unterstützen. Alle Glieder dieser Gesellschaft sind Brüder; und weder Sprachen, noch Kleider, noch Meinungen, weder Würden, Stand, noch Güter machen unter ihnen den geringsten Unterschied. Die Gleichheit ist ihr erstes Gesetz. Nach diesem System wird die ganze Welt gleichsam als eine Republik angesehen; eine jede besondere Nation ist eine Familie, und jedes einzelne Glied ein Sohn derselben. Da nun alle einzelne Glieder dieser Gesellschaft Brüder sind; Brüder, welche sich vorgesetzt haben, vernünftig und tugendhaft zu handeln: so haben sie die Pflicht auf sich, sich unter einander zu lieben und zu helfen, sich auch gegen andere Menschen rechtschaffen und anständig zu betragen, und gute getreue Bürger des Staats zu seyn. Daher schwören die Mäurer in allen ihren Graden, ihrer Obrigkeit treu und gehorsam zu seyn. Da der Orden keine äußere Zwangsmittel besitzt, so nimmt er zu der Gewalt der Moral seine Zuflucht, und bemühet sich daher, seine Glieder empfindsam und tugendhaft zu machen. Aus dieser Quelle entspringen alle übrige Gesetze, deren Gegenstand Einigkeit, Ordnung, Harmonie, Anständigkeit der Sitten und Ruhe des Geistes ist. Diese nun in ihrer Stärke zu erhalten, und Zerrüttungen vor-

zu-

zubeugen, war es nothwendig, das schöne Geschlecht zu entfernen.

Schreiben eines Maurers an Mylord Rob. Truell, einem Mitgliede der Gesellschaft der Plauderer, über die Ausschließung des schönen Geschlechts aus dem Freymäurerorden. Aus dem Engl. übersetzt. 1741, 8.

Ge. Fr. Müllers ehrenrettende Beantwortung der immerwährenden neubegierdigen Frage: Weshalb kein Frauenzimmer in den Freymäurer-Orden aufgenommen werde? gelegentlich bey einem Gesuche der zunftmäßigen freyen und angenommenen Mäurer, in ihrer Versammlung abgelesen. Berl. 1777, gr. 4. 1 B.

Man hat die Gewohnheit, jedem neu angenommenen Bruder ein Par Frauenzimmerhandschuhe zu überreichen, um sie derjenigen zu geben, die er am meisten schätzt. Ja, man hat so gar seit einiger Zeit, durch Nachahmung, Frauenzimmer in die Geheimnisse der Mäurerey eingeweihet: doch sind diese von denjenigen, welche dem männlichen Geschlechte mitgetheilet werden, unterschieden. Die Grade der Frauenzimmer sind aus dem ersten Buche Mosis genommen. Die Symbolen und Bilder haben auf die Tugenden ihres Geschlechts Beziehung, und die Loge stellt bey der Aufnahme den Garten Eden vor. Dieser weibliche Orden hat die Lehre zur Absicht, daß das Weib von Gott zur Gehülfinn des Mannes geschaffen sey, und daß diese Vereinigung, als ein Geschenk seiner wohlthätigen Hand, eine Freystätte des Vergnügens, der Ruhe und der Unschuld seyn sollte; daß aber die Neugier auf der einen, und die Süßigkeit der Verführung auf der andern Seite, den Fall des ganzen menschlichen Geschlechts verursacht habe. Beym Schlusse ermahnt man die Aufgenommenen, diesen Schaden durch ihre Tugenden wieder zu ersetzen, wodurch sie allein das Band der Vereinigung befestigen, und uns die reinen und wahren Freuden des Lebens empfinden laßen können.

Aus eben diesem Grunde ist es auch ausdrücklich verbothen, in den Logen über theologische und politische Gegenstände zu streiten; ja, man darf nicht einmahl davon reden, und eben so wenig zuchtlose und unanständige Gespräche führen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Treue, Glaube und Mitleid, sind die Tugenden, die ein Mäurer ausüben muß. Ueberhaupt ist der einzige Endzweck dieser verehrungswürdigen Gesellschaft, den Menschen zu verbessern, und die Moral zu vervollkommnen. Der Orden der Mäurer nimmt es

zur

zur Grundregel, daß jedes Glied nicht nur in ihm selbst, sondern auch in dem Ansehen seiner Mitbrüder eine sichere und wirksame Stütze findet. Ein Unglücklicher, der durch Gewalt, Verläumdung oder Haß unterdrückt wird, ist mehrentheils ohne Rettung verloren; ist er aber ein Mäurer, so wird es ihm sehr leicht, unter allen Nationen ein Vaterland, Brüder und Beschützer, ja nicht selten sein Glück zu finden. Daher ist ein Hauptzweck dieser Gesellschaft, die freundschaftliche Hülfe und Dienstwilligkeit unter Unbekannten in der Fremde, auf der Reise und bey andern Vorfallenheiten, durch die Zunftverbindlichkeit eines Freymäurers zu befördern; und sie haben deshalb geheime Zeichen, Geberden, Worte ꝛc. unter sich, um sich als Freymäurerbrüder zu erkennen. Uebrigens muß man die Gesellschaft der Mäurer weder nach ihren Geheimnissen, noch nach ihren Sprachen, Gebräuchen und Bildern beurtheilen. Ihre Mysterien zielen auf die Erheiterung des Geistes, Erhaltung der Harmonie, und Bildung des Herzens. Die Allegorie der Gesellschaft selbst ist sinnreich und unterhaltend. Man nimmt sich vor, einen Tempel aufzubauen; und dies ist der Tempel der Tugend. Die Werkzeuge zu diesem Bau sind Symbolen der Architectur des Herzens. Das Winkelmaß, der Triangel und der Zirkel bilden die Billigkeit, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit vor. Das Licht ist eine Anspielung auf die Tugend. Der Mensch, ehe er zur Arbeit an diesem erhabenen Tempel zugelaßen wird, d. i. ehe er die Bahn der Tugend betritt, ist ein Unglücklicher, der im Finstern wandelt; will er in diesen Tempel zugelaßen werden, so muß er sich vorher von seinen Lastern reinigen, und deshalb hinreichende Proben seiner Beständigkeit und seines guten Willens ablegen. Die Handschuhe und der weiße Schurz, womit man einen neugeweihten Bruder bekleidet, stellen die Reinigkeit und Unschuld der Sitten vor, durch welche sich ein echter Mäurer auszeichnen muß. Die Mäurer erkennen

keinen

keinen andern Unterschied, als den die Tugend gibt. Geburt, Rang und Glücksgüter werden wagerecht gesetzt, so bald man den ersten Grad ertheilet. Alle Grade haben einen mystischen Sinn; aber wenig Mäurer sind fähig, die Allegorie derselben zu enthüllen. Nach der Sprache der Freymäurer werden alle, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, für Profane gehalten; aber jeder redliche und tugendhafte Mann ist ihr Freund, und nur ein solcher ist es, welchen sie des Brudernahmens, oder des Anspruchs, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu seyn, würdigen. Man wird keinen einzigen guten Mäurer, d. i. einen vernünftigen und rechtschaffenen Mann finden, welcher den Profanen die Geheimnisse seiner Gesellschaft entdeckt. Man hat immer bemerkt, daß auch diejenigen, welche in allen andern Dingen sehr unvorsichtig gewesen, dennoch hierin undurchdringlich geblieben sind. Wenn man diese Gesellschaft deswegen schmähet, weil sie ihr Geheimniß auf das heiligste verwahret; so ist es eben, als wenn man an einem Gebäude die Regelmäßigkeit des Entwurfs tadeln wollte. Geheimnisse dieser Art sind nur alsdenn ehrwürdig, wenn man dieselben unter dem Siegel des Eides geheim hält; werden sie allgemein verbreitet, so hören sie auf, Geheimnisse zu seyn.

Leute, welche alles auf das genaueste nehmen, halten die Freymäurerey aus dem Grunde dem Staate für nachtheilig, weil sich ihr System auf Gleichheit und Freyheit gründet. Man versteht hierunter eine vollkommene Gleichheit des Standes, des Ranges und der Lebensart; in dieser Bedeutung aber ist eine vollkommene Gleichheit höchst widersinnig und chimärisch. Die Menschen sind sich nie, weder der Stärke, den Talenten, noch der Gestalt nach, vollkommen gleich; jeder hat noch überdieß jenen schrecklichen angebornen Hang, über Andere zu herrschen, und es würde unmöglich seyn, eine völlige individuelle Gleichheit einzuführen. Die Gleich-

heit

heit der Freymäurer besteht darin, daß sie sich insgesammt wie Brüder ansehen, um unter sich die Pflichten der Wohlthätigkeit und des Mitleids auszuüben. Das Urtheil über ihre Freyheit ist eben so ungegründet. Man nimmt an, daß die Mäurer eine gänzliche Unabhängigkeit von den Gesetzen lehren, und daß sie die bürgerliche Subordination als ein die Menschheit entehrendes Joch betrachten. Das System der Mäurerey ist vielmehr der Unregelmäßigkeit und der Zügellosigkeit gerade entgegen gesetzt, und es erlaubt keine andere Freyheit, als die sittliche. Nur in dieser Rücksicht nennen sich die Logen frey, weil sich Tugend und Liebe umarmen müssen, und weil jene niemahls echt seyn kann, wenn sie nicht frey und ungezwungen ausgeübet wird. Eben dieses ist der Grund, warum sich die Arbeiter an dem Tempel der Tugend in Italien liberi Muratori nennen. In Frankreich hat man das Wort Franchise angenommen; ein Ausdruck, der noch genauer die Freyheit des Herzens bezeichnet, und von diesem sind die Beywörter Franche-maçonnerie und Franc-maçon, abgeleitet.

Unter allen Verläumdungen ist diese die unwürdigste, wenn man die Mäurer beschuldigt, daß sie Atheismus und Irreligion lehren. Alles ist Frömmigkeit und Sittlichkeit in ihren unschuldigen Geheimnissen. Sie nennen Gott als den großen Baumeister der Welten an; und dieser Ausdruck ist edel und erhaben. Wer glauben kann, daß eine Gesellschaft, welche die Gottlosigkeit lehrt, und schändliche Gebräuche hat, lange Zeit bestehen könne, der kennt das menschliche Herz noch wenig. So oft von einer lange dauernden Gesellschaft die Rede ist, kann man kühn behaupten, daß sie sich nur durch ihre gute Moral ehrwürdig gemacht hat.

Es ist immer niedrig und ungerecht, wenn man die Freymäurerlogen, wie der schwache und unwissende Pöbel, beurtheilt; da sie sich doch nur damit beschäftigen, Tempel der Tugend, und Altäre, der Freundschaft und

Menschlichkeit geweihet, zu errichten. Besser
rete und gerechte Leute verwechseln niemahls
heimnißvollen Versammlungen mit unerlaubte
menkünsten, oder mit verdächtigen, dem Staa
ten Secten. Also urtheilt ein Statist vom erst
der Freyherr von Bielfeld, im 1 Th. seines Leh
der Staatskunst, Bretsl. und Lpz. 1777, gr. 8.
„Die Polizey muß keine Versammlungen gewis
schaften oder Verbrüderungen erlauben, deren
Grundsätze, Satzungen und Einrichtungen sie n
weil sich in solchen finstern Versammlunge
Complotte, hundert gefährliche oder schädliche
für den Staat anspinnen können. Indessen
unter dieser Regel die Logen der Freymäurer nic
greifen. Dieser Orden ist auf dem ganzen Erdb
gebreitet, besteht seit Jahrhunderten in den
Ländern; hat sich niemahls in Staatssachen
und hat dem gemeinen Wesen und seinen Bü
mahls etwas anders, als Vortheile, gebracht.
so viel regierende Fürsten, große Herren, O
ja Geistliche, welche Glieder dieser Gesellschaft
der Staat von ihren Versammlungen nichts z
hat, viel Unterthanen, und sonderlich viel Ar
anders als Gutes von ihnen zu gewarten hab

Der klarste und überzeugendste Beweis,
Freymäurer-Versammlung nichts vorgeht,
Ruhe des Staats stöhren kann, ist wohl dieser,
seit vielen Jahrhunderten nicht nur in allen
Europens, sondern auch in marchen asiatisch
den, und fast im ganzen von Europäern
America ausgebreitet, dennoch aber niemahls
ste Unordnung angesponnen, sondern sich vi
ständig durch Werke der Wohlthätigkeit und
zigkeit, (wohin unter andern auch das im XI
368, erwähnte Kinderhaus der Freymäurer
holm, welches zugleich ein Findelhaus ist
nen,) ausgezeichnet hat. Und hat man sie
in einigen Staaten aus einem ungegründete

nicht geduldet: so ist doch nicht zu läugnen, daß man sie im Gegentheil in vielen andern geschützt und aufgemuntert hat.

Der König von Preußen, Friederich der Große, ertheilte dem Orden in allen seinen Landen öffentliche Freyheit. Am Johannistage 1743 feyerte die ehrwürdige Loge ihre Aufnahme in Berlin auf eine überaus solenne Art. Seit der Zeit sind fast in allen Städten der preußischen Provinzen Freymäurer. In Berlin zeichnen sich diese schätzbare Männer ganz vorzüglich durch Wohlthätigkeit und Wohlthaten gegen die Armuth aus allen Religionssecten aus. Die hiesige Loge ward in England, und d. 30 Nov. 1773 zur großen Landesloge erklärt, und es ward ihr d. 16 Jul. 1774, von Sr. Majestät dem Könige, ein förmlicher Freyheits- und Schutzbrief, (unter der im XIII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, erwähnten Bedingung,) allergnädigst verliehen. Sie haben aus allen Ständen des Staats ihre Mitglieder; selbst den Predigerstand, wenigstens in dem Preußischen, nicht ausgenommen. Kein Prediger darf auch deßhalb, daß er unter dem Orden ist, Cassation befürchten, wie es 1745 im Braunschweigischen geschahe (*). Die berlinischen Versammlungen sind in der That von großem Werthe, und ungemein glänzend.

Auch in Schweden, Holland, Curland und England, beschützt die Regierung öffentlich den Freymäurer-Orden. Man sieht in London und Stockholm oftmahls öffentliche Aufzüge, wo die Mäurer mit ihren Kleidungen, Zierrathen und Zeichen bekleidet sind. In ganz Deutschland steht diese Gesellschaft in der größten Achtung; und in allen französischen Provinzen gibt es eine Menge Mäurerlogen, welche der Regierung keinesweges unbekannt sind.

Der eigenthümliche Character gefährlicher Gesellschaften besteht darin, sich den Augen der Redlichen, vorzüglich der Obrigkeit, zu entziehen. Die Logen der

(*) Dieses in den churfürstl. braunschweig-lüneburgischen Landen an alle Superintendenten d. d. Hannover d. 14 Jun. 1745 ergangene königliche und churfürstliche Consistorialrescript, worin allen Geistlichen der Eintritt in den Freymäurerorden ernstlich untersaget worden, findet man unter andern auch in Zöhlers Münzbelustig. 17 Th. Nürnb. 1745, 4. S. 418, f.

Mäurer hingegen sind gegen niemand anders, als den Pöbel, zurückhaltend. Wenn sie ihre Thüren den Schwachen, Boshaften und Lasterhaften verschließen, so öffnen sie solche ohne Unterschied den Männern von Verdienste und Stande, und vornehmlich den Tugendhaften. Ja, es ist eine ihrer Grundmaximen, daß sie sich bemühen, obrigkeitliche Personen, Staatsbediente, und selbst Regenten in ihren Schooß aufzunehmen. Und überhaupt, wie viel regierende Prinzen, wie viele durch ihren Stand, durch glänzende Eigenschaften und Reinigkeit ihrer Sitten ausgezeichnete Männer, sind nicht unter der Zahl ihrer Brüder!

Der Baron von Bielfeld erzählt in seinen freundschaftlichen Briefen, (1 B. 4 Br.) daß der jetzige König von Preußen, als Kronprinz, in der Nacht vom 15 Aug. 1738 zugleich nebst dem Hauptmann vom Regiment des Königs, nach allen gewöhnlichen Gebräuchen als Freymäurer zu Braunschweig aufgenommen worden sey.

Im Jahre 1740 äußerten Se. königliche Majestät bey der Thronbesteigung ein Verlangen, daß in Berlin eine Freymäurerloge gestiftet werden möchte. Der Baron v. Bielfeld, und der geheime Rath Jordan, nahmen es über sich, eine Loge unter dem Nahmen der drey Weltkugeln zu errichten. Sie fieng auch wirklich im Monath Junius 1740 zu arbeiten an, und im Julius dieses Jahres wurden schon der Prinz Wilhelm, der Markgraf Carl, und der Herzog von Holstein-Beck, in dieser neuen Loge aufgenommen. Das Ansehen der Loge wuchs in wenig Jahren. Sie errichtete 1754 eine Tochterloge unter dem Nahmen Concorde, oder der Eintracht, welcher ihr damahliger Großmeister, der Baron v. Bielfeld, ein Patent d. 9 Dec. besagten Jahrs ertheilte. In dem J. 1755 errichtete sie die zweyte Tochterloge unter dem Nahmen de l'Amitié, bey welcher in französischer Sprache gearbeitet wird. Im J. 1762 stiftete sie die Loge de la parfaite Union zu Stettin; und das Patent für selbige ward am 18 März 1762 ausgefertiget. Kurz nachher nahm sie den Nahmen zu den drey Zirkeln an. Ferner errichtete sie im J. 1763, d. 26 Dec. durch Deputation eine neue Loge in Magdeburg, zu den drey Säulen betitelt; ertheilte 1769, d. 13 Jan. der Loge zu den drey Kronen in Königsberg das Patent; stiftete 1770, d. 24 Febr. die dritte

Filial-

Filialloge zu Berlin, der flammende Stern genannt; 1774, d 17 Aug. die vierte Filialloge daselbst, mit dem Nahmen Friedrich zu den drey Seraphinen, in welcher gleichfalls französisch gearbeitet wird; d. 6 Dec. gedachten Jahres, die Loge Augusta zur goldnen Krone in Stargard; 1775, d. 14 Jun. die Loge zum goldnen Schwert in Wesel, und d. 4 Sept. best. Jahres hierselbst die fünfte Filialloge, die Verschwiegenheit zu den drey verbundenen Händen genannt.

Als der Baron von Bielfeld die hiesigen Staaten verließ, wurd der Markgraf Carl Großmeister; und da Derselbe im Anfange mit Tode abging, erwählte sie des Prinzen Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg Durchlaucht zum Nachfolger. Sie schickte auch ihrerseits einen Deputirten zu dem im Jahr 1775 in Braunschweig gehaltenen großen und ansehnlichen Convent, den die nach einem gewissen System, welchem 9 hier ungenannte Fürsten und Prinzen einverleibet sind, arbeitenden Logen in Deutschland veranstalteten.

Nachfolgende sind es, womit sie in der engsten und genauesten Verbindung steht, und denen der Durchlauchtigste Herzog Ferdinand von Braunschweig als Großmeister vorgesetzt ist:

1. Braunschweig, die Loge zur gekrönten Säule.
2. Bremen, " " zum silbernen Schlüssel.
3. Cassel, " " zum gekrönten Löwen.
4. Copenhagen, " " Zorobabel zum Nordstern.
5. Dresden, " " zu den drey Schwertern.
6. und " " zu den wahren Freunden.
7. Eisenach, " " Carolina.
8. Frankfurt am Mayn " zu den drey Disteln.
9. Görlitz, " " zur gekrönten Schlange.
10. Gaben, " " zu den drey Säulen.
11. Göttingen, " Augusta zu den drey Flammen.
12. Glatz, " " zu den drey Triangeln.
13. Hamburg, " " Absalon zu den drey Nesseln.
14. ferner daselbst " " St. George zur Fichte.
15. und " " Emanuel zur Mayenblume.
16. Hannover, " " zum weißen Pferde.
17. Hasenpoth (in Curland) zur grünen Flagge.
18. Hildesheim, " Ferdinand zur gekrönten Säule.
19. Husum (in Dänemark) Carl zur guten Hoffnung.
20. Leipzig, " " Minerva zu den drey Palmen.
21. Marienberg (im Erzgebirge).
22. Marienwerder (in Preussen).

23. Marpurg, die Loge zum gekrönten Löwen.
24. Mietau, " " zu den drey gekrönten Sch
25. Mehnungen, " " Charlotta zu den drey Te
26. Naumburg, " " zu den drey Hämmern.
27. Nieder Zauche, " " zum glänzenden Sisberg
28. Neu-Brandenburg (im Mecklenburgischen) " " zum gekrönten Greif.
29. Nyeborg, " St. Knud zum goldenen Lin
30. Oſtra (in Schleſien) zur goldenen Himmelskug
31. Querfurt, " " Minerva zu den drey Lich
32. Rendsburg, " " Joſua zum Korallenbaum
33. Riga, " " zum Schwert.
34. Roſtock, " " zu den drey Sternen.
35. Sachſenfelt, " " zu den drey Roſen.
36. Schleswig, " " Salomo zum goldenen L
37. Stuttgard, " " Carl zu den drey Cedern.
38. Warſchau, " " zu den drey Helmen.
39. Weimar, " " Amalia.
40. Wetzlar,
41. Wismar, " " zu den drey Löwen.

Außer dieſen werden reiſende Brüder, die mit richtige verſehen ſind, noch viele mit der preuſſiſch-brandenb Mutter- und Stamm-Log: zu den drey Weltkugel dene und vereinigte Logen nicht nur in Deutſchland auch ſelbſt in Frankreich, Italien und den Niederla treffen.

Hiſtoriſche kurze Nachricht von der Freymäurer Mutterl drey Weltkugeln in Berlin. Berl. 1775, gr. 8. ein

Die auf den Herzog Ferdinand, als Großmeiſte einigten Freymäurerlogen in Deutſchland, zum Ve komirene Gedächtnißmedaille, ſtellt das Bildniß Sr. Durchl. mit der Umſchrift: FERDINAND. DUX ET LUNEB. und der Unterſchrift: OMN. IN GER LIB. MURAR. SUPR. MODERATOR, auf dem R unter dem Pluge der Verſchwung tragenden Löwen, ü ben: VIDI. VICI. QUIESCO; unter demſelben: O REUNION. MURAR. LIBEROR. GERMAN. ve Fig. 792.

Bey dieſer Gelegenheit theile auch eine Nachric bildung einiger Freymäurer-Medaillen mit.

Eine Medaille auf die engliſche Freymäurer ſchaft, v. J. 1733. Fig. 793. Die Hauptſeite zeig

römische Art, sehr wohl geschnittenes Brustbild eines Mannes, mit kurz-lockigen Haaren, und dem umher stehenden Nahmen: CAROLUS SACKVILLE. MAGISTER. FL. Auf der Gegen-Seite steht der Harpocrates, oder der heidnische Gott des Stillschweigens, als eine nackte Mannsperson, welche eine Blume auf dem Haupte hat, einen Finger der rechten Hand auf die Lippen leget, den linken Arm auf eine halbe Säule stützet, und in der linken Hand ein mit Blumen und Früchten gefülltes Horn des Ueberflusses (Cornu copiæ) hält. Unten bey den Füßen, ist zu beyden Seiten allerhand Mäurerhandwerkszeug auf die Erde neben herum gestellt, mit der Ueberschrift: AB. ORIGINE. Unten auf dem Avers und Revers ist der Nahme des Medaillant befindlich: L. NATTER. F.ecit. FLORENT.iæ.

Fig. 794 und 795, sind zwo Freymäurer-Medaillen der hamburgischen und braunschweigischen Logen.

Fig. 794 enthält auf der ersten Seite ein Sinnbild, welches aus der in der Luft zwischen dem oben zur Rechten stehenden Mond, und unten zur Linken hervorstrahlenden Sonne, schwebenden Erdkugel bestehet, mit der Umschrift: FACIES SVPREMI EADEM. Im Abschnitt ist zu lesen: HAMBVRGI. Die andere Seite zeiget einen mit vielen Strahlen und Frey-Mäurergeräthe umgebenen Wappenschild, in dessen blauen Felde ein abgekürzter schwebender, und mit drey silbernen Castellen besetzter Sparren zu sehen ist.

Fig. 795, stellt auf der ersten Seite den Hercules vor, welcher sich mit dem rechten Arm auf einen oben mit der Löwenhaut bedeckten dicken Stamm stützet, und den Zeigefinger auf den Mund drückt, in dem linken Arm aber ein unterwärts gekehrtes und mit Mäurerwerkzeuge angefülltes Horn des Ueberflusses hält, mit der Ueberschrift: FAVETE LINGVIS, und der Unterschrift: ÆQVITAS CONCORDIA ET VIRTVS. Auf der andern Seite hält eine oben zur Rechten aus den Wolken hervorgehende Hand eine Bleywage über etliche unten auf der Erde über einander liegende viereckige Werkstücke, mit der Ueberschrift: ÆQVA LEGE SORTITVR INSIGNES ET IMOS.

Eine Medaille der Freymäurerloge in der magdeburgischen Stadt Halle, vom J. 1744, bildet Fig. 796 ab. Die erste Seite zeiget den auf einen Saulenfuß sitzenden, in der rechten Hand ein Senkbley haltenden, und mit dem linken Arm sich auf eine nebenstehende große Erdkugel lehnenden Logen-Meister, in landüblicher Kleidung, bedeckt mit dem Hut, und umgürtet mit einem Schurzfell, worauf unten zwey Ringe zu

ſehen ſind. Am Halſe hängt ein Winkelmaß an einem Band
Um ihn herum liegt auf der Erde allerhand Mäurerwerkzeug
und ein Quaderſtein, an welchem die Buchſtaben C. S. v. b
ſtehen. Zur rechten Seite iſt ein zerbrochenes Säulengebäud
von ioniſcher Ordnung. Ueber ihm ſcheint die Sonne, zu wel
cher ein gekrönter Adler aufſteiget. Umher iſt zu leſen: STV
DIO. SAPIENTIA. SILENTIO. Die andere Seite zeige
drey in einander geſchlungene Hände, davon der von der rechte
Seite hervorgehende Arm mit einem Prieſterrockärmel, de
von der linken Seite hervorgeſtreckte Arm mit einer eiſernen Arm
Schiene eines Harniſches, und der darüber von oben herab re
chende Arm mit einer bürgerlichen Kleidung, angethan iſt
Darüber ſieht man den geſtirnten Himmel mit dem gehörnte
Mond, und unten in der Ferne die Lage der Stadt Halle
Umher wird die auf der erſten Seite abgebrochene Umſchrift al
fortgeſetzt: ET NON FVCATA AMICITIA QVID NO
BILIVS. Im Abſchnitt iſt zu leſen: HALÆ. MDCCXLIV
D. XXIV. JVN.

Der Revers dieſer Medaille zeiget an, daß auch Perſone
geiſtlichen Standes in dieſe Loge aufgenommen worden ſind.

Es gibt verſchiedene Bücher und Schriften, dere
Verfaſſer das Freymäurergeheimniß entdeckt haben wo
len; als: Der verrathene Freymäurerorden; De
zerſchmetterte Freymäurer; Der hellbrennend
Leuchter des Freymäurerordens; Das ſo genannt
Conſtitutionsbuch; Die allerhöchſten Grade de
Freymäurerey, u. a. m. Dieſe Schriften haben theil
Fremden ſelbſt, theils der Schalkheit mancher Frey
Mäurer, ihr Daſeyn zu danken. Die ſeltſamen Fragen
und Antworten, die ſonderbaren Gebräuche, das Tan
delhafte, und wirklich Läppiſche, was häufig genug i
dieſen Schriften vorkommt, laßen gar nicht vermuthen
daß der Orden ſich in der That mit ſolchen lächerliche
und nichtsbedeutenden Kleinigkeiten und wahren Spie
werken beſchäftige; denn, welcher vernünftige Mann
würde in ihrer Geſellſchaft bleiben! und doch zählt ma
noch immer die Edelſten und Beſten des menſchliche
Geſchlechts unter ihren Gliedern. Man kann zwar de
wegen nicht behaupten, daß alle Dinge, welche in di

ſo

sen Büchern stehen, bloß aus der Luft gegriffen und gänzlich erdichtet seyn sollten. Es ist sehr möglich, daß hin und wieder Gesellschaften existirt haben, in welchen man sich statt reeller Dinge mit solchen Kleinigkeiten belustigte, und die sich, um die Unwissenden desto stärker anzureitzen, den Nahmen Freymäurer beylegten. Einige niedrige Seelen, welche man in solche aufnahm, und denen nichts zu heilig ist, welches sie nicht mit Füssen treten sollten, glaubten das Geheimniß der Mäurer entdeckt zu haben, und suchten es nunmehr der ganzen Welt mitzutheilen.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß freymäurerischen Schriften, findet man im Almanach oder Taschenbuch für die Brüder Freymäurer, von den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ich führe hier nur einige der allerneuesten an:

Jo. Jac. Moser von Geduldung der Freymäurergesellschaften; besonders in Rücksicht auf den westphälischen Frieden. 1776, 8. 3 B.

Anderweite Beantwortung der Fragen des Hrn. Etatsrath Moser von Geduldung der Freymäurergesellschaften in Rücksicht auf den westphälischen Frieden. 1776, 8. 2 und ein halber Bog.

Carl Hubert Lobreich von Plumenoek geoffenbarter Einblick in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Frey-Mäurerey, aus dem wahren Endzweck ihrer ursprünglichen Stiftung entworfen, und der Schrift des Königl. Dänischen Etats-Raths Jo. Jac. Mosers, von Geduldung der Freymäurer-Gesellschaften, besonders in Absicht auf den westphälischen Frieden, entgegen gesetzt. Samt dem klar- und deutlichen Unterricht, das wahre Rosenkreutzerische Astralpulver ächt zu bereiten, und zum Besten des gemeinen Wesens wider fast alle Krankheiten zu gebrauchen. Amsterdam 1777, gr. 8. 10 B.

Vertheidigung der Freymäurergesellschaft, ist die erste Abhandl. in dem neuen Diogenes, oder Beurtheil. allräglicher und unbemerkter Weltbegebenheiten. Rostock und Lpz. 1777.

Apologie des Ordens der Freymäurer, von dem Bruder **** Mitglieder der ** schottischen Loge zu P*. Neue ganz umgearbeitete, und einzige authentische Ausgabe. Philadelphia, im J. 3882, d. i. 1778. Berl. 1778, 8. 16 B.

Alphabetisches Verzeichnis aller bekannten Freimaurer-Logen, aus öffentlichen Urkunden dieser ehrwürdigen Gesellschaft zusammen getragen. Leipz. 1778, 8. 9 B. Es werden hier 891 Logen aufgeführt. Der Verf. zweifelt aber selbst noch an der Vollständigkeit, und die schwedischen Logen sind gleichfalls nicht mit verzeichnet. Die Einrichtung des tabellarischen Verzeichnis-

ses ist, daß er zuförderst die Logen mit fortschreitender
Ort, das Land, den Nahmen, das Großmeisterthum
sie stehen, die Zeit der Stiftung, den Tag der Verf
und in der letzten Columne andere Merkwürdigkeiten
Nach einer aus Paris am Ende des vorigen Jahrs
ten Nachricht, stehen allein unter dem Großmeistert
Herzogs von Chartres, 670 in Frankreich eingerichte
Hieraus kann man leicht schließen, wie mangelhaft d
zeichniß sey.

Freymäurer-Bibliothek, herausgegeben von Hrn. geh.
Erstes Stück. Berl. 1778, gr. 8. 14 B.

Frey-Mann, ein freyer Mann, doch nur in eini
sondern Fällen. 1. In einigen Gegenden,
sitzer eines freyen Bauergutes, welches zu keinen
Diensten, sondern nur zu den gewöhnlichen L
ern verpflichtet ist; siehe Frey-Gut 3. D
Freymannshufe, das Freymannslehen, ei
Hufe oder Lehen.

2. Im Hildesheimischen und Westphälisch
Besitzer eines Freydingehofes; siehe Frey-Gu

3. In einigen Gegenden, z. B. in Meißen
den die Schinder, d. i. diejenigen Knechte des
Richters, welche zum Abdecken des umgefallen
hes gebraucht werden, in der edeln und anst
Schreibart Freymänner genannt, vielleicht
ehedem Leibeigene waren, und zum Behufe die
haften Dienstes freygelaßen wurden. An and
ten führet auch der Profoß bey den Soldaten,
noch andern der Henker, oder vornehmste Bedi
Scharfrichters, diesen Nahmen.

4. Bey dem Opitz kommt Freymann in d
wöhnlichen Bedeutung eines Freyersmannes vo

Frey-Markt, ein freyer, d. i. privilegirter Mark
führt diesen Nahmen der große jährliche Jahrm
Bremen, welcher auf den Lucastag gehalten wi
neun Tage dauert. Die Fahne, welche währen
Marktes von der Börse ausgesteckt wird, h
Freyfahne.

Frey-Meister, bey den Handwerkern, ein unzünftiger Meister; oder auch ein Meister, der auf obrigkeitlichen Befehl und auf eine eingeschränkte Art in die Zunft aufgenommen worden, von welcher Art es denn Frey-Fleischer und in Niedersachsen Freyschlächter (s. Th. XIV, S. 176), Freyschmiede, Freyschneider, Frey-Schuster u. s. f. gibt. Daher das Freymeisterrecht, das Recht eines solchen Freymeisters; die Freymeisterschaft, dessen Zustand.

Dergleichen Freymeister gibt es gemeiniglich in Stiftsstädten, die entweder auf den so genannten Mandaten, oder auch in der Stadt, doch in Freyhäusern (s. oben, S. 57, f.) wohnen; wie denn auch nach geschehener Wahl ein Prälat Macht, und deswegen vielen Anlauf hat, in jedes Handwerk einen solchen Meister zu stellen. Bisweilen heißen sie auch in diesem Sinn Hof-Handwerker, wiewohl dieses auch oft etwas anders bedeutet. Sie werden auch wohl zuweilen, wenn das Wort in weiterm Verstande gebrauchet wird, Gnaden-Meister genennet. Sonst aber bedeutet dieser Nahme nur diejenigen Freymeister, welche aus Gnaden zwar auch das Meisterrecht bekommen, jedoch aber in der Zunft sind und Handwerksgebrauch mit halten, da hingegen andere als Meister außer der Zunft, ohne Handwerksgebrauch zu beobachten, zu arbeiten, die Gnade von der Landesobrigkeit erhalten haben. Indessen mache ich doch eigentlich hier überhaupt nur noch von dem Freymeisterrechte folgende Anmerkungen:

1. Es kann solches eigentlich niemand ertheilen, als die Landesherrschaft; jedoch kann solches auch aus besonderer Vergünstigung oder einem Privilegio des Landesherrn, eine nachgeordnete Obrigkeit ertheilen; ja, im Vorhergehenden habe ich schon verschiedene andere angegeben, die an einigen Orten das Recht dazu haben. Und wer will daran zweifeln, daß auch selbst eine Zunft und Innung, mit Vorbewußt und Erlaubniß der ho-

hen

hen Obrigkeit, jemanden außer ihrer Zunft für sich zu arbeiten vergönnen, und sich jährlich ein Gewisses in die Lade könne geben laßen! Man findet dergleichen Fälle an verschiedenen Orten. Im Hildburghausischen haben solches die Leinweber im J. 1725 gethan. Und die Zunft kann ja ihrer Rechte sich bey diesem und jenem begeben, wenn die Polizey nichts dabey zu erinnern findet. Weil auch für dergleichen Freymeisterstellen denen, welche sie vergeben können, etwas gegeben wird, so hat man auch den Universitäten, um ihnen eine kleine Revenüe zu verschaffen, oder doch in verschiedenen Fällen die Ausübung ihrer Gerichtbarkeit und ihres Disciplinar-Fori über die Studenten zu befördern, verstattet, das Freymeisterrecht zu ertheilen, da denn solche Frey-Meister unter den Universitätsgerichten stehen. Die Universität zu Frankfurt und zu Halle hat dieses Recht, und viele Freymeister.

Brunnemann ad l. fin. ff. de colleg. & corp. n. 5.
Privileg. Halens. Academ. Art. XVII.

Jedoch scheint eigentlich diese Vergünstigung mancher Universitäten aus dem Rechte der Canonicorum, als wohin ehemahls das ganze Universitätswesen nach dem päbstlichen Kirchenrechte gezogen wurde, seinen Ursprung zu haben. Wie denn die Stiftsherren in Zeitz, und auch an andern Orten, dieses Recht ebenfalls haben.

2. Ob nun gleich dieses alles seine Richtigkeit hat, so ist doch nun auch hierbey die Frage: Ob und wie es nach den Polizeygrundsätzen rathsam sey, dieses Recht zu ertheilen? Denn die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, insonderheit aber für das Aufnehmen des Handwerks- und Manufacturwesens, setzt diesem Rechte, Freymeister zu setzen, oder überhaupt das Recht zu ertheilen, daß man eine Handwerksarbeit, wenn auch die Innungs- und Zunftrechte nicht bey uns wären, machen dürfe, Ziel und Maß, und erfordert,

daß

daß dabey theils die Aufnahme einer Handwerksarbeit gesuchet, theils aber einem Handwerke dadurch nicht geschadet, sondern vielmehr derjenige Verfall, darein dasselbe gekommen ist, dadurch verhindert werde. Denn das ist der besondere Zweck der Polizey bey den Nahrungsgeschäften der Handwerker insgemein. Und daher kann hierbey keinesweges bloß und vornehmlich bald auf den Particular-Nutzen des Freymeisters, bald auf die Revenüe und auf die Ausübung der Autorität desjenigen, der es ertheilet, oder aber auf den Particular-Nutzen der Meister derjenigen Zunft, zu welcher sonst der Freymeister gehören sollte, gesehen werden.

Insonderheit sind jetztgedachte beyde erste Puncte bey denjenigen Freymeistern wohl zu erwägen, welche außer einer bereits vorhandenen Innung von der Obrigkeit gesetzt werden sollen. Denn, was die oben erwähnten eigentlichen Gnadenmeister betrifft, die doch in der Zunft sind, nur aber etwan in Ansehung des Meister-Stücks oder des Meistergeldes oder anderer Præstandorum dispensiret werden, und in die Innung genommen werden müssen: so hat es dabey so viel nicht zu sagen, wenn anders die Vermehrung der Anzahl der Glieder einer Zunft an einem Orte nicht schädlich wäre, oder aber auf diese Weise die Absicht der geordneten Meister-Stücke nicht vollends gar verloren ginge, und die Zünfte durch solche Gnadenmeister mit ungeschickten Meistern angefüllet würden. Und wenn auch die gewöhnliche Erforschung der Handwerks-Geschicklichkeit bey den Zünften in den Meisterstücken mit diesen gar wegfiele: so könnte doch nach gegründeten Polizeyregeln nicht gestattet werden, daß ein jeder, welcher sich nur angiebt, ohne Erforschung seiner Geschicklichkeit, zur Verfertigung einer Handwerksarbeit, oder wohl zum Lehren und Unterrichten zugelaßen werde. Denn es ist dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß es geschickte Handwerksarbeiter habe, ja immer geschicktere bekom-

me,

me, daß sie gute Lehrmeister vor andern, ja daß es so
che theils in genugsamer Menge, theils aber auch in so
cher Anzahl habe, welche sich wirklich auf eine Arbe
gut ernähren, und damit erwerben, folglich an ihren
Theile zugleich zum allgemeinen Flor der Nahrung be
tragen kann. Und solchergestalt müßte alsdenn, wen
die Zünfte abgeschaffet wären, oder wo einer von ihr
Anstalt, wie z. E. ein Freymeister, ausgenommen wir
dennoch vor allen Dingen 1) die Geschicklichkeit d
Arbeiters von der Obrigkeit sonst gewiß erforschet, hie
nächst aber 2) auf jetztgedachte proportionirliche A
zahl, theils in Ansehung des gemeinen Wesens, thei
aber auch in Ansehung der schon in Zunftordnung st
henden andern Meister, wie auch hier zugleich auf der
Beschaffenheit gesehen werden; z. E. ob sie geschi
oder ungeschickt, oder ob sie vielleicht dem gemeinen W
sen mit Betrug und Uebersetzung, oder allerhand Hi
dernissen in andern Geschäften, unter dem Schutze i
rer Innungsrechte beschwerlich fallen, vermöge der
kein Anderer sonst eine Arbeit machen, oder eine Wa
re führen darf, der nicht in ihrer Innung wäre, als w
durch sie eben Betrug, Uebersetzung, und viele ande
beschwerliche Dinge ausüben können.

Dieses erfordert also das gemeine Beste, welches
Haupt- und Grundregel aller Regenten-Rechte ist, u
um so viel weniger von einer subordinirten Unterobr
keit, die solche nur im Nahmen der Regenten ausüb
aus Eigennutz übertreten werden darf. Daher sich au
von selbst verstehet, daß diese unter keiner andern V
dingung dieses Recht, Freymeisterrechte zu ertheile
von der hohen Obrigkeit erhalten habe, als daß sie es
dieser Ordnung ausübe, weil der Landesherr selbst n
göttlichem Gesetze davon nicht abzugehen befugt
Eben darum können auch solche Rechte den Unterobr
keiten wieder genommen oder eingeschränkt werden, we
sie solche nicht auf die jetztgedachte Art ausüben, weil

geme

gemeine Wohlfahrt dergleichen von den hohen Herrschaften fordert. Und das ist die Ursache, warum auch a) an vielen Orten, wo bereits eine Zunft oder Innung von einem Handwerke ist, die Anzahl, Freymeister zu setzen, durch die Landesgesetze nur auf Einen oder wenige eingeschränkt wird; b) daß nach solchen Gesetzen das Freymeisterrecht nur verdienten Leuten gegeben werden muß; c) daß der Freymeister sonst ein ehrlicher Mann seyn, und nichts wahrhaftig anstößiges an sich haben müsse; d) daß er sich nur zu einer gewissen Profession und zu dem Nahmen einer Arbeit bekennen, dabey bleiben müsse, und nicht in alle greifen und pfuschen dürfe; e) daß, einer oder weniger Personen wegen, nicht etwan ein ganzes wohlbesetztes Handwerk, und welches seine Sachen doch ordentlich treibt, leide und ruiniret werde; daß endlich f) auch, wenn schon die Verfertigung der Arbeit und Nahrung mit einer Waare eines Handwerkes verstattet wird, dennoch eben nicht das Recht ertheilt werde, auch Andere zu lehren und zu unterrichten; es müßten denn keine zunftmäßige Lehrmeister in einem Handwerke seyn, insonderheit wenn dadurch, so lange noch die Zünfte völlig gelten, in Ansehung der Förderung solcher Jungen viele Disharmonie entstehen würde, wofern nicht wenigstens der Lehrling bey einer Zunft aufgedungen werden müßte, den ein solcher Freymeister lehren wollte, welches aber wiederum, da dieser nicht zur Zunft gehört, schwerlich geschehen könnte.

Ein feines Muster einer Concession der Freymeisterrechte, findet man vom König von Schweden, in Fabers Staatscanzley, Th. 45, Cap. 24, n. 2. angeführt.

3. Von dem Freymeisterrechte selbst hat ordentlicher Weise ein Freymeister folgende Vortheile: a) Er darf kein Meisterstück machen; auch b) kein Meister-Recht und Geld, oder doch, wenn er in die Innung zugleich kommt, nur wenig geben; c) er darf keine Handwerks-

werksgebräuche halten; ist auch d) bisweilen Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit a men, und darf übrigens e) für sich seine Wa für Andere als bestellte Arbeit machen, auch, schaffenheit der Profession, damit in gewiss kramen, wenn nicht der Handel oder die Krä nigstens die öffentliche, als ein der ganzen In höriges Recht angesehen, und an einen gew z. E. Stände, Bänke, Stellen gebunden w dessen sich der Freymeister freylich nicht anmaße außer in so weit es allgemeine Marktfreyheit v Wie er denn eben deswegen auch bey allen die theilen dagegen den Genuß aller eigentlichen R Innung und Zunft entbehren, und daher z. E der keinen Jungen, oder doch unter großer E kung, lehren, ja wohl gar auch keine Gesell oder sonst von gemeinen Innungsrechten etw ßen darf.

4. Außer diesem ist endlich noch anzumer es auch noch andere Wege gebe, indirecte, o gleichen Freymeisterrechts-Concession, diese R genießen, oder doch von den Gesetzen und Geb der Zunft oder eines Handwerkes eximirt zu se dem ungeachtet diejenige Arbeit machen zu dürf che sonst dazu gehört. Es gibt aber vornehmli erley Wege. 1) Sind bisweilen gewisse Oerter und Wohnungen berechtigt, Arbeiter aufzunehm dieselben eine Arbeit daselbst beständig machen z die nicht zünftig sind; welches denn auf gewisse nommene Gerichtsbezirke, oder besondes pri Häuser ankommt. Dieses ist bereits im Art. Fre S. 57, f. erläutert worden. Also hat z. B. in der Statthalter das Recht, auf der so gen Schloß-Jurisdiction dergleichen Freyarbeiter si zu laßen. Die von Adel, und andere höhe fü und gräfliche Personen pflegen auch dergleichen

ren Schlössern und Residenzen zu thun. 2) Zu dergleichen Eximirten pflegen auch die Handwerksleute vom Militärstande gerechnet zu werden.

Unter den militärischen Handwerksleuten verstehe ich hier solche, welche ein Handwerk völlig ausgelernt haben, und entweder 1) als Gesellen, oder als Meister, in Kriegsdienste gegangen sind, folglich weil sie auch diese verrichten, oder gar, wenn es nöthig ist, mit ins Feld marschieren müssen, sich nicht wohl in Zünfte und Handwerksgebrauch einlaßen können; oder 2) welche in Kriegsdiensten lange gestanden, ihren Abschied erhalten, und alsdenn freylich sehen müssen, wie sie sich ernähren können, auch wohl daher arm sind, oder vieles von ihrem Handwerke vergessen haben. Was die ersten betrifft, so wird solchen in einigen (z. E. brandenburgischen und sächsischen) Ländern verstattet, in ihrem Quartier- und Garnisonstande, bloß vor ihre Hand, ohne Jungen und Gesellen, ihre Handwerks-Arbeit zu treiben; jedoch sind einige Handwerksleute dieser Gattung auch besonders in Ansehung der zu übernehmenden Arbeit eingeschränkt. Denn die Zimmerleute dürfen nur Flick- und kleine Arbeit machen, sich aber in kein Haupt- oder andere Gebäude einlaßen. In Dresden sollen auch die so genannten Neunzig-Manne das Handwerk nicht anders treiben, als wenn sie vorher schon Meister gewesen sind.

S. das Rescript von Johann Georg *III. d. d.* Dresd. 1673, d. 31 Dec. und des Königs *Augusti II.* im J. 1698, d. 14 Jan. ergangene Bestätigung dieser Verordnung.

Ob nun wohl hiergegen eingewendet werden könnte: Ein Soldat sollte sich billig an seinem Solde genügen, und es werde dadurch die Nahrung der redlichen Meister geschwächt, ja, es sey allenfalls besser, daß man ihnen nur als Gesellen bey einem Meister zu arbeiten verstatte, wie denn allerdings ehemahls in den königl. preußischen Ländern daher, daß man bey den Regimentern den Soldaten, insonderheit beweibten, in den Städten unter dem Schutz der Officiers alle bürgerliche Nahrung zu treiben verstattete, eines theils die andern Bürger und Handwerker in ihrer Nahrung sehr verkürzt, andern theils aber, da diese Leute auch gemeiniglich die Freyheit von allen bürgerlichen Abgaben genossen, den öffentlichen Einnahmen großer Schade zugezogen worden, folglich auch zu wünschen wäre, daß solche Verstattung unter gewisser Einschränkung mit gehöriger und vorhergehender Untersuchung, ob sie auch etwas dienliches arbeiten, und sich insonderheit als *beweibte nicht* füglich von ihrer

Löhnung allein erhalten könnten, nicht aber nur alles a
oft indiscrete und mit eigenmächtiger Gewalt unterstütz
laubniß der Officiers geschehen möchte: so sind doch di
gedachten Einwürfe an sich von keiner Erheblichkeit, inde
che meistentheils, wenn diese Erinnerung beobachtet wird,
fallen, ihrer auch eben so gar viele nicht auf diese We
Rechte eines freyen Arbeiters genießen werden, folglich d
dern Meistern so großen Eintrag nicht thun können. D
aber nur für Gesellen arbeiten sollten, das möchte aus
Ursachen wegen der Kriegsdienste nicht füglich angehen,
Meistern aber mit solchen Gesellen nicht allemahl gedient
insonderheit, wenn solche in die den Meistern meistentheil
verstattete gewisse Anzahl der zu haltenden Gesellen ger
werden sollten. So viel aber den Abgang der öffentliche
nahmen betrifft, so tragen hingegen diese Leute durch die K
Dienste, und hiernächst durch die Acciseabgaben, die sie d
dem Preise für ihre Victualien, worauf der Verkäufer au
Accise schlägt, ebenfalls geben müssen, bereits schon ande
meine bürgerliche Lasten, wenn sie gleich nicht die beso
stadtbürgerlichen Lasten tragen. Ueberdem wird auch h
derum an den Ausgaben zu ihrer Unterhaltung aus der K
Casse etwas menagiret, indem sie meistentheils, so lange
beiten, wenig oder gar keine Löhnung bekommen, sond
wenn sie gar als Beurlaubte anzusehen sind. Die aber
eigentliche Beurlaubte sind, werden ohnedieß, wegen M
der Zeit, nicht viel bey ihrem Handwerke arbeiten können,
also den Andern noch weniger Schaden thun. Nur aber
es nicht rathsam zu seyn, dergleichen Soldaten-Handwer
ten, wenn sie auf dem Lande in Quartieren liegen, daselb
se Freyheit zu verstatten, wofern sie nicht sonst ein Land
werk haben, weil solches den Städten die Nahrung allzu
entziehen möchte. Diejenigen aber, welche gedient haben,
ihren ehrlichen Abschied erhalten, gleichwohl aber noch ar
können, und nicht Invaliden sind, welche Gnadenpensione
nießen, können in dem vorerwähntem Falle noch weniger
geschlossen werden, ihre Hanthierung auf ihre eigene Han
gut sie können, ohne Jungen und Gesellen, als Freymeis
treiben. Daher solches auch vermöge der Verordnung de
nigs von Dänemark, Christian *IV*, vom J. 1733, dasel
schehen muß, und viel löblicher ist, daß man auf solche
diesen armen Leuten für ihre gefährliche Dienste, welche si
Vaterlande geleistet haben, ihre Versorgung verstattet,

auch gleich Andere davon einigen Schaden hätten, als daß man ihnen zum Müßiggang, Rauben, Stehlen ꝛc. Gelegenheit gibt. Denn hier ist aus zwey Uebeln das geringste zu erwählen. Jedoch könnte ein Unterschied unter solchen abgedankten Soldaten gemacht werden; nähmlich unter denen, welche 1) ihren Abschied nicht selbst ohne Noth gesuchet, 2) eine ziemliche Zeit gedienet, 3) vor sich keine Mittel hätten, in Zunft und Ordnung zu treten, und 4) auch von ihrem Handwerke etwas verlernt hätten, sich aber in die Städte setzten; und unter denjenigen, bey welchen dieses alles fehlt. Denn es würde doch, letztern diese Freyheit zu verstatten, nicht rathsam seyn. Diejenigen, welche bereits vor dem Antritt der Kriegsdienste, Meister in andern Ländern oder im Lande gewesen, müssen ohnedieß ohne Entgeld in einer Zunft, oder bey ihrer ersten Zunft im Lande aufgenommen werden. Welche aber ihr Handwerk noch recht verstünden, denen könnte man das Meisterrecht bey einer Zunft durch ordentliche Meisterstücke zu gewinnen auflegen, sie aber von den gewöhnlichen Unkosten befreyen.

Der dritte Weg, wodurch Handwerksarbeiter ohne Zunftzwang entstehen können und entstehen sollten, ist das Engagement bey ordentlichen und eigentlichen Manufacturen und Fabriken; und zwar entweder bey allen, oder einigen, die man besonders zu fördern wünschet. Denn zur Aufnahme ordentlicher Fabriken, die aus Verlegern und Fabrikanten, und vielerley andern Arbeitern unter einer gehörigen Subordination bestehen, werden genugsame und gute, wie auch an die Ordnung und Einrichtung der Fabrik gebundene Arbeiter erfordert. Diese sollten nun freylich die Handwerkszünfte liefern. Denn der Zweck derselben ist überhaupt die Aufnahme des Manufacturwesens in einem Lande, welches entweder nur im Kleinen vermittelst einzelner Meister, da ein jeder nur vor sich auf sein Handwerk arbeitet, oder aber ausnehmend und im Großen, vermittelst jetztgedachter eigentlichen Fabriken und Manufacturen, besteht. Von diesen letzten wußte Deutschland ehedem wenig oder nichts, ob es gleich das Hauptstück des Zwecks der Zünfte seyn soll, und eben dadurch diese erst

was rechtes zum Reichthum des Landes austragen. S
dessen da dieses fehlte, so sind auch die Zünfte ganz
der Einrichtung auf den ersten und nur schlechten Th
des Manufacturwesens nach und nach gefallen und
gerichtet, ja endlich gar vermittelst ihrer Mißbräu
dermaßen verdorben worden, daß sie auch sogar we
zu diesen einzelnen und kleinen Stücken des Manu
ctur- und Fabrikenwesens nutzen, und deshalb noch
mer verbessert werden müssen, wenn man diese Anst
beybehalten will. Allein in Absicht auf das eigentli
und große Stück des Manufacturwesens nutzen sie ni
nur wenig oder nichts, sondern verhindern es auch
viele Weise mit ihren Innungsrechten, Gebräuchen u
Zunöthigungen. Daher müssen die Arbeiter in solch
Manufacturen frey von diesem Zunftkrame seyn, b
von der Manufactur dependiren, und doch auch, we
sie hernach mit Bewilligung der Fabrik außer derselb
als Gesell oder Meister vor sich auf ihrem Handwe
arbeiten wollen, unweigerlich auf Schein und Atte
einer ordentlichen Manufactur wieder gefördert und
genommen, oder als Freymeister geduldet werden.

Und hierin haben die Handwerkszünfte nicht das
ringste Recht sich zu widersetzen, da sie sonst selbst wi
den rechten Hauptzweck alles Zunftwesens streiten, u
also diese Anstalt, nähmlich Zunft und Zunftwesen, n
verächtlicher und schädlicher machen würden. Der
das Zunftwesen gar abzuschaffen, würde sehr unwe
gehandelt seyn; und es ist sehr schwer, dasselbe zu v
bessern, wenn nicht beydes durch ordentliche Manu
cturanstalten geschieht, wovon an seinem Orte ausfü
licher handeln werde.

Frey-Messe, siehe Messe.

Frey-Pfennig. 1. Eine Art der Abgabe, welche
gewissen Grundstücken lieget, deren Besitzer ehed
Leibeigene waren, aber von dem Landesherrn frey ge
ßen worden, und welche nach Verschiedenheit der

genden auch Freyzins, imgleichen Leibbede genannt wird; siehe Frey-Gut 4. In Erfurt sind dergleichen Freypfennige noch jetzt üblich.

2. In einigen Gegenden eine Abgabe der Leibeigenen für die Freyheit zu freyen, d. i. zu heurathen; in welcher Bedeutung dieses Wort schon in dem Sachsen-Spiegel vorkommt.

Frey-Recht. 1. An einigen Orten, das Recht, da man von der Baulebung (d. i. demjenigen Rechte, nach welchem der Grundherr berechtigt ist, nach dem Tode eines Unterthanen, ein Stück Vieh wegzunehmen,) frey ist, wogegen der Grundherr den zehnten Theil von den Gütern bekommt, im Falle sie veräußert werden; welcher zehnte Theil gleichfalls den Nahmen des Freyrechtes führet.

2. In weiterer Bedeutung, das Recht eines jeden freyen Mannes, der keines andern Leibeigener ist, sich an einem Orte frey und ungehindert aufzuhalten; das Weichfriedrecht; in welchem Verstande dieses Wort in dem Weichbilde Art. 4. vorkommt.

Frey-Richter, siehe Feld-Gericht.

Frey-Salz, siehe unter Salz.

Frey-Saß, in einigen Gegenden, ein Saß, d. i. Besitzer eines Freygutes; siehe Frey-Gut 3.

Frey-Schießen, in einigen Gegenden, ein privilegirtes feyerliches Schießen nach einer Scheibe, oder nach einem Vogel; siehe Schützen-Gesellschaft.

Frey-Schlächter, siehe Frey-Fleischer.

Frey-Schöppe, ein Schöppe, d. i. Beysitzer der ehemahligen Freygerichte in Westphalen; siehe Frey-Gericht.

Frey-Schürfen, im Bergbaue, das Recht frey und unentgeldlich schürfen zu dürfen; siehe Schürfen.

Frey-Schuß. 1. Bey feyerlichen Scheiben- oder Vogelschießen, ein Schuß, für welchen man die gewöhnliche Einlage nicht entrichten darf.

2. Ein sicherer Schuß, den man nicht verfehl in welchem Verstande dieses Wort bey den Jägern v einer Art abergläubiger Jägerkünste gebraucht wird.

Frey-Schutz, Freygerinne, siehe unter **Gerinne**.

Frey-sprechen, siehe **Los geben**.

Frey-Staat, ein freyer niemanden unterworfener Sta Im engern und gewöhnlichsten Verstande, eine Re blik, zum Unterschiede von einer Monarchie.

Frey-Stadt, Fr. Ville franche. 1. Eine freye, niem den als dem höchsten Landesherrn unmittelbar unt worfene Stadt; in welchem Verstande dieses Wort Ungarn sehr häufig ist. Im Deutschen werden derg chen Städte gemeiniglich freye Reichsstädte genan obgleich Einige sich viele Mühe gegeben, einen Unt schied unter Freystädten oder freyen Städten u freyen Reichsstädten zu erkünsteln.

2. Eine Stadt, welche zugleich eine Freystä d. i. ein sicherer Zufluchtsort für Verbrecher ist. D gleichen Freystädte gab es bey den ehemahligen Jud Auch in Dänemark ist in den neuern Zeiten eine St zu einer solchen Freystadt erkläret worden.

Frey-Stätte, Freyung, Gr. und Lat. Asylum, Asile, Asyle, Lieu de franchise, oder schlechtweg Fr chise, Lieu de refuge, eine Stätte, d. i. ein Ort, hin Uebelthäter und Verbrecher oder Schuldner flieh um daselbst vor den gewaltsamen Verfolgungen der G richte, oder der Gläubiger, sicher zu seyn. Dergleic Freystätten sind bey den Alten sehr gebräuchlich gewes zum Theil auch sehr genißbraucht worden. Rom durch die vom Romulus daselbst eröffnete Freystätte erst aufgekommen.

In der römischen Kirche waren ehedem die Kirch Altäre und Klöster solche Freystätten, und in manc Ländern, wo die römisch-katholische Religion in voll Schwange gehet, sind sie es noch.

Die öffentlichen Miniſter haben auch faſt in allen europäiſchen Ländern noch das Recht, in ihren Pallästen und Quartieren, Unglücklichen eine Freyſtätte zu geben, welche von der Gerichtbarkeit des Ortes, Schulden oder anderer Urſachen wegen, verfolget werden. Ein öffentlicher Unterhändler (Miniſter, Geſandter oder Reſident) kann nicht Behutſamkeit genug bey dieſem Vorrecht anwenden. Gebraucht er es, um einen Haufen Spitzbuben, Böſewichter, oder Umläufer zu ſchüzen: ſo iſt ſein Verfahren ſehr tadelnswürdig, und der beleidigte Hof iſt berechtigt, ſich bey ſeinem Herrn darüber zu beklagen. Findet ſich aber eine Gelegenheit, itzend einem unglücklichen Menſchen von ſeinem Volke eine Freyſtätte zu geben, ſo kann er es nicht abſchlagen, noch der Hof ſolches mit guter Art übel nehmen. Es iſt ſogar nothwendig, daß er wenigſtens einmahl während ſeines Aufenthalts ſein Recht in dieſem Stücke erhärte, und der Verjährung zuvor komme. Die fremden Miniſter in London können einen ſolchen Schutz einer kleinen Anzahl von Schuldnern, die nicht bezahlen können, ertheilen, ohne ihnen einmahl Aufenthalt in ihrem Hauſe zu verſtatten, ſondern ſie geben ihnen einen bloßen Schutzbrief, den ſie von den Staatsſecretärn genehm halten laßen, welche dafür ſorgen, daß es den Vorgeſetzten der Juſtiz bekannt werde. Allein, es iſt dienlich, daß man die Unterhändler, die ſich an dieſem Hofe befinden, benachrichtige: daß, wenn ſie dieſes Recht zu oft gebrauchen, dieſes eben nicht das rechte Mittel ſey, ſich bey dem Monarchen und bey der Regierung beliebt zu machen, oder ſich einen glücklichen Erfolg in wichtigen Angelegenheiten verſprechen zu können.

Was ein weiſer Unterhändler am meiſten vermeiden muß, iſt, daß er Staatsverbrechern, oder andern Perſonen, die das Intereſſe des Regenten, bey dem er ſteht, verrathen haben, bey ſich keine Freyſtätte erlau-

be. Es gibt kein sicherer Mittel, seinen Character
seine Rechte in Gefahr zu setzen, sich Haß und Ve
tung zuzuziehen, und sich zum glücklichen Fortgan
allen Geschäften seiner Unterhandlung untüchti
machen. Keiner von den Schriftstellern, die vom
kerrechte und von der Staatslehre gehandelt h
läugnet: daß die Unverletzlichkeit des Pallaste
nes Gesandten aufhöret, wenn er einem Verbr
der beleidigten Majestät zum Schutze dienet,
daß der Landesherr ihn mit Gewalt kann heraus
men laßen, ohne dem Völkerrechte Zwang anzuth

Man hat ein Beyspiel, aber ein sehr zweydeutiges u
nicht gültiges, an der Uneinigkeit zwischen England und
nien über den Herzog von Ripperda gesehen, den die spa
Regierung d. 25 May 1726 aus dem Pallaste des Hrn. G
hope, Abgesandten von Großbritannien, zu Madrid au
ließ; wohin dieser Minister sich geflüchtet, nachdem er de
schied vom Könige von Spanien, seinem Herrn, erhalten
Alle Umstände dieser Begebenheit findet man in den öffent
Nachrichten dieses Jahrhunderts. Gleichwohl kann man
unbemerkt laßen, daß allen großen Herren in der That
gelegen ist, einem öffentlichen Minister nicht das Rec
Schutzes für einen Verbrecher der beleidigten Majestät
hen; daß aber das Verfahren des Hofes zu Madrid,
Sache des Herzogs von Ripperda, äußerst unregelmäßi
unverantwortlich gewesen sey, indem Ripperda nicht eh
einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt worde
nachdem er sich in die Stille begeben, und zwar durch
Rath, der aus seinen ärgsten Feinden und aus des Königs
wissensräthen bestand, und daß sein ganzes Verbrechen
ner Eingezogenheit selbst bestanden hat. Wenn aber ei
terhändler sich eines Unterthanen des Prinzen, bey dem er
bedient hat, um zu seinen Absichten zu gelangen, und di
treue dieses Unterthanen bekannt würde, und ihn in G
setzte, in Verhaft gezogen zu werden: so verlangt die S
Kunst, daß der Unterhändler ihn in sein Haus nehme, si
ner Schriften und alles dessen bemächtige, was ihre V
dung anzeigen könnte, und ihn entwischen laße, oder so
als möglich, beschütze, ohne daß er dabey Gefahr läuft,
Character und die Ehre seines Herrn auf das Spiel zu se

Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunst, 2 Th. Breßl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 408, 598.

Ob gleich die Freyheit, welche in römisch-katholischen Landen die Klöster haben, Verbrecher aufzunehmen, einem großen Mißbrauche unterworfen ist: so wäre es, meines Erachtens, doch gut, gewisse Frey-Stätten zu verordnen, dahin ein Mensch flüchten könnte, der das Unglück gehabt, jemanden tödtlich zu beschädigen, oder durch Versehen einen Brandschaden oder anderes Unglück zu veranlaßen; daselbst müßte er bleiben, und ohne Gefängniß seine Sache ausführen. Denn die Unterobrigkeiten fahren zuweilen etwas zu schnell zu; daher flüchten solche Leute außer Landes, und die Freunde schicken ihnen Geld in andere Länder nach; dadurch gehen sie dann zu Grunde, weil sie nicht sicher erscheinen können. Ein freyes sicheres Geleit (Salvus conductus) auszuwirken, hält theils schwer, und ist kostbar; theils weiß der zehnte Mann vom gemeinen Stande hiervon nichts; und da er gemeiniglich von Steckbriefen verfolget wird, darf er sich niemanden entdecken. Indessen liegt seine Hauswirthschaft danieder; die Obrigkeit greift zu, und die Familie ist ruinirt. Nicht zu gedenken, daß ein solcher Unglücklicher oft, wenn er ohne Hülfe und verlaßen herum schweift, nun ein Landstreicher und Räuber wird; da er hingegen aus einer Frey-Stätte in seinem Vaterlande gar bald seine Unschuld darthun, seine Sache ausführen, zu den Seinigen zurück kehren, und sich ferner ehrlich nähren könnte.

* * *

In weiterm Verstande wird ein jeder Ort, wo man Schutz und Sicherheit findet, eine Freystätte genannt. Dieser Wald, diese Höhle soll mir zur Freystätte dienen. Alle Unterdrückte flohen zu ihm, als zu ihrer Freystätte.

Frey-Stuhl, siehe Frey-Gericht.

Frey-Stunde, eine Stunde, da man von den gewöhnlichen Arbeiten frey ist.

Frey-Tag (*), L. Dies Veneris, Fr. Vendredi, der sechste Tag in der Woche, welcher bey den Römern der Liebesgöttinn Venus, und bey den Semnonen einem alten deutschen Volke, der Frea oder Friga, der Venus der mitternächtigen Völker, gewidmet gewesen, und daher beyderseits seinen Nahmen bekommen hat.

Die Frea oder Friga, eine Göttinn der alten Sachsen, und anderer nordlichen Völker, Gemahlinn des Gottes Wodan, und Beschützerinn der öffentlichen Freyheit, wird als eine nackete Frau abgebildet, mit einem Mortenkranz auf dem Haupte, einer Kugel in der rechten Hand, drey goldenen Aepfeln in der linken; und in ihrem Gefolge die Grazien in einem mit Schwänen bespannten Wagen. So wurde sie zu Magdeburg gefunden, wo sie, auf Befehl des Drusus Nero, als die nordische Venus verehrt wurde.

Die Türken und alle Muhammedaner feyern diesen Tag, wie die Christen den Sonntag. In der römischen und griechischen Kirche ist er ein Fasttag, an welchem Fleisch zu essen verbothen ist.

Der stille Freytag oder Charfreytag, der Freytag in der Charwoche, der Freytag vor Ostern, der Todes-Tag Christi. Ehehem wurde er auch der gute Freytag genannt.

Im vorigen Jahrhunderte ließen die Fürsten zu Liegnitz eine in Gestalt eines Dreyers geprägte Münze am Charfreytage den Armen austheilen, welche daher auch Almosenpfennig oder Almosengröschel, und in der gemeinen Mundart gutes Freytagsgröschel genannt wurde.

Frey-Tisch, Fr. Table franche, 1. Die unentgeldliche Kost, die man bey jemanden genießet. Den Freytisch bey jemanden haben, alle Tage unentgeldlich bey ihm speisen. Einem den Freytisch geben.

2. Eine öffentliche Anstalt, wo bedürftige Leute umsonst gespeiset werden, besonders auf Schulen und Uni-

(*) Der Nahme dieses Tages lautet bey dem Ottfried Friadag, im Tatian Frigetag, im Angels. Frigedag, im Holländ. Vrydagh, im Nieders. Frijdag, im Dän. Fredag, im Schwed. Fredag, im Engl. Friday.

Universitäten, und diejenigen selbst, welche auf diese Art den Tisch frey haben.

Churbraunschweigisches vorläufiges Reglement für die Freytische zu Göttingen, d. d. 14 Oct. 1734, ſt. in den Braunschw. Calend. Ordn. Cap. 1, S. 733.

Lege der Freytische, eb. das. S. 745.

Rescript wegen Aufführung derer, so die Freytische genießen, d. d. 29 Febr. 1736, eb. das. S. 779.

Königl. Preußische Verordnung wegen der Collecten zu den Freytischen in Halle, d. d. 15 May 1704, ſt. in Mylii Corp. Const. Magd. Th. 1, S. 135.

Mandat, betreffend die Anlegung mehrerer Freytische, und wie es mit den Quartal-Collecten zu halten sey, d. d. 31 Aug. 1704, eb. das. S. 136.

Frey-Treppe, siehe unter **Treppe**.

Frey-Waibel, in der Schweitz eine obrigkeitliche Person auf dem Lande, so auf den Amtmann folget. Siehe **Waibel**.

Frey-Wasser, siehe unter **Wasser**.

Frey-Werber, derjenige, welcher eine Person zu verheurathen sucht, ihr eine Braut, oder einen Bräutigam zu verschaffen bemühet ist; ein **Brautwerber**, in den gemeinen Mundarten ein **Freyersmann**, im Osnabrück. **Dögensmann**.

Frey stammet in dieser Bedeutung unmittelbar von freyen heurathen ab, wovon Frije im Niederſ. die Freyth bedeutet.

Frey-williges Geschenk, Don gratuit; siehe Th. IX, S. 373, f.

Frey-Zettel. 1. Ein Zettel, worin man Freyheit von gewissen Abgaben oder Zwangspflichten erhält. Insonderheit eine Art von Fracht- oder Paſſierzetteln, welche entweder wegen der von Bezahlung der sonſt schuldigen Gebühren, als: Zoll, Licent, Geleite, Accise ꝛc. befreyeten Güter und Sachen, oder von den an einem Orte bloß durchgehenden Waaren ertheilet werden; Fr. Acquit à caution de transit.

2. Im Bergbaue, ein Zettel, welchen der Receß-Schreiber zum Beweiſe gibt, daß eine Zeche wegen des un-

unterlaßenen Receßgeldes frey und verlaßen geworden ist.

Frey-Zins, siehe Frey-Pfennig.

Freyburger Bier, siehe Th. V, S. 22.

1. Freyen (*), frey machen, besonders von gewissen Verbindlichkeiten und Lasten frey sprechen, mit Freyheiten begaben. Eine gefreyete Manufactur, privilegirte, im Oberdeutschen. Im Hochdeutschen ist dieses Zeit-Wort veraltet, seitdem befreyen üblicher geworden ist. Nur das Mittelwort, ein Gefreyter oder der Gefreyte, ist noch im Soldatenwesen üblich, einen gemeinen Soldaten auf den Wachen zu bezeichnen, der von dem Schildwach stehen befreyet ist, aber dafür die andern Schildwachen aufführet, patrouilliret u. s. f.

Daher die Freyung, so noch in einigen Gegenden sowohl von der Handlung des Befreyens, als auch und zwar am häufigsten von einem befreyeten Orte üblich ist. So bedeutet dieses Wort an einigen Orten noch eine Freystätte, s. oben, S. 86; imgleichen eine von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreyete Gegend. Daher das Freyungsrecht, Jus asyli, das Recht, eine solche Freystätte zu haben; die Freyungsgränze, ihre Gränze; der Freyungsstein, der Gränzstein einer solchen Freyung u. s. f. Siehe Freyheit IV.

2. Freyen (**), so nur in den niedrigen Sprecharten üblich ist. 1. Sich ehelich um eine Person bewerben, sie lieben und zu heurathen suchen. Um ein Mädchen freyen.

(*) Im Nieders. ehedem frijen, bey den schwäbischen Dichtern frigan, im Angels. frian, im Engl. free.

(**) Freyen, Nieders. frijen, Schwed. fria, Dän. frie, ist in beyden Bedeutungen nur den gemeinen und besonders niedersächsischen Mundarten eigen, daher es auch in dem 1523 zu Basel nachgedruckten Testamente Lutheri als ein unbekanntes Wort durch weyben, eelich werden, erkläret wird. Es ist das alte gothische frigon lieben, von welchem noch das Mittelwort Freund in Gestalt eines Hauptwortes üblich ist. Ehedem hatte man von diesem Worte auch die Frie, für die Ehe, und Fridil für einen verlobten Bräutigam. Siehe Freyth.

freyen. Selten, doch zuweilen auch von dem weiblichen Geſchlechte. Das Mädchen hat lange um ihn gefreyet. Zwey Perſonen freyen ſich mit einander, wenn ſie ſich lieben, in der Abſicht ſich zu heurathen. Nach Geld freyen, eine reiche Perſon zu ſeinem Gatten ſuchen. Figürlich im gem. Leben auch um ein Amt freyen, ſich um daſſelbe bewerben.

2. Heurathen. Eine Perſon freyen. In ein Geſchlecht freyen. In der deutſchen Bibel kommt es in dieſem Verſtande ſehr häufig vor.

Freyer (*), gleichfalls nur in den gemeinen Sprecharten, eine Mannsperſon, welche eine weibliche Perſon zu heurathen ſucht, ſich ehelich um ſie bewirbt; ein Bräutigam vor dem Verlöbniß, der auch wohl ein Freyers-Mann genannt wird. Sie hat viele Freyer. Freyers Gedanken haben, auf Freyers Füßen gehen, Willens ſeyn, ſich zu verheurathen.

Daher die Freyerey, die Bemühung eines Freyers, die Freyth. Auf die Freyerey gehen. Niederſ. Frijerije.

Freyersmann, in den gemeinen Sprecharten, beſonders Niederſachſens. 1. Ein Freyer. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Der eine andere Perſon zu verheurathen bemühet iſt, in ihrem Nahmen um eine Perſon anhält; der Freywerber, Brautwerber.

Freyheit, L. Libertas, Fr. Liberté. I. Der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache frey iſt.

1. In der weiteſten Bedeutung, der Zuſtand der Abweſenheit gewiſſer Arten des Zwanges und der Einſchränkung, welche alsdann das Vorwort von bekommen. Die Freyheit von Sorgen, von Geſchäften, von Schulden, von dem Geſetze u. ſ. f.

2. In

(*) Niederſ. Frijer, Dän. Frier, Böhmiſch Fregir, ein Liebhaber, Fregicka, eine Liebſte, Freg, die Göttin der Liebe, Poln. Freyerez.

2. In engerm Verstande, wo es, so wie das Bey- und Nebenwort frey absolute und mit Auslaßung der Einschränkung von der Abwesenheit aller Arten des Zwanges und der Einschränkung gebraucht wird. 1) Im physischen Verstande, der Zustand, da ein Person oder Sache von demjenigen frey ist, was dessen Bewegung hindert oder einschränket. Einen Gefangenen die Freyheit schenken. Ein Thier, einen Gefangenen in Freyheit setzen. Sich in Freyheit setzen, entwischen, entkommen. Jedes Thier liebt, sucht die Freyheit. Die Freyheit des Pinsels, wenn derselbe mit einer leichten Dreistigkeit geführet wird. 2) Im bürgerlichen und gesellschaftlichen Verstande, in den mehresten, der bey dem Worte frey angeführten Fälle. Die natürliche Freyheit, derjenige Zustand, in welchem der Mensch in seinen Handlungen von keinem andern abhänget. Einem Leibeigenen die Freyheit schenken. Die Freyheit einer Republik. In der Freyheit leben. Die Freyheit eines Hafens, einer Messe einschränken. 3) Im moralischen Verstande, das Vermögen, zu thun, was man will, oder das Vermögen, unter zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, was uns am besten gefällt. Er hat seine Freyheit.

II. Das Recht, in einzelnen Fällen an gewisse Einschränkungen nicht gebunden zu seyn, so wohl im physischen, als bürgerlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Verstande. Einem Gefangenen mehrere Freyheiten verstatten. Ich nehme mir die Freyheit Ihnen zu sagen, daß u. s. f. Im politischen Verstande sind Freyheiten, welche man auch mit einem lateinischen Nahmen Privilegia zu nennen pfleget, Rechte, wodurch der Oberherr die Gleichheit der bürgerlichen Rechte zum Besten eines oder mehrerer aufhebet. Eine Stadt, eine Messe, ein Haus, eine Fabrik mit Freyheiten begnadigen. Mit allergnädigster oder gnädigster

digster Freyheit, lieset man mehrmahls auf privilegirten Büchern. Siehe Privilegium. Baufreyheiten, Brandfreyheiten, u. s. f. Nachlaß an Steuern und Gaben wegen eines Baues, oder wegen eines erlittenen Brandes.

Von der Freyheit des Kaufhandels, siehe Handels-Freyheit.

III. Eine freye Handlung, eine Handlung, wodurch die vorgeschriebenen oder eingeführten Schranken überschritten werden; am häufigsten im nachtheiligen Verstande. In einem Gemählde befinden sich große Freyheiten, wenn die Regeln der Kunst überschritten werden.

IV. Ein befreyeter, d. i. mit Freyheiten oder Privilegiis begabter Ort, in welchem Verstande dieses Wort noch in verschiedenen Gegenden üblich ist; L. Immunitas, Fr. Franchise. In Westphalen werden Flecken oder Marktflecken, d. i. große mit gewissen Gerechtsamen begabte Dörfer mehrmahls Freyheiten genannt. In andern Gegenden führen diesen Nahmen gewisse Häuser und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Lasten und Einschränkungen befreyet sind. Dergleichen ist die Dom- und Herrenfreyheit zu Naumburg, welche unter dem Domstifte stehet. Siehe auch Frey-Haus und Frey-Stätte.

Freyheits-Brief, ein Brief, d. i. Urkunde, worin jemanden gewisse Freyheiten von dem Landesherrn ertheilet werden; ein Privilegium. Siehe Frey-Brief und Privilegium.

Freyinn, in einigen Gegenden, besonders Oberdeutschlandes, eine adelige Person von freyherrlichem Geschlechte, sie sey verheurathet oder nicht, eine Baronesse. Siehe Frey-Frau und Frey-Herr.

Freysam, siehe Fraißam.

Freyth, ein nur in den gemeinen Mundarten übliches Wort. 1. Für Freyheit, in welchem Verstande es noch

noch zuweilen in dem zusammen gesetzten Freythhof gehöret wird.

2. Die Heurath. Auf die Freyth gehen, zu heurathen suchen.

In dieser letzten Bedeutung stammet es von freyen, heurathen her, und wird von den Hochdeutschen bald Freyd, bald Freye, bald Freyde, bald Freihte, bald noch anders geschrieben. Im Nieders. ist sowohl Frije als Frijte üblich.

Freyth-Hof, siehe Frey-Hof.

Freyung, siehe oben, S. 92.

Friande, eine Tulpensorte; siehe unter Tulpe.

Friandise-Handel, (aus dem Franz. Friandises, Naschereyen, Leckereyen, Schleckereyen, allerley Naschwerk, insonderheit Zuckerwerk und Gebackenes,) heißt derjenige Handel, der mit allerhand Delicatessen, Naschwaaren oder andern Leckerbißchen, als: hamburger geräuchertem Fleische, bologneser und Cervelatwürsten, neuen Häringen, Stockfischen, geräuchertem Lachse, Schollen, Platteissen, Bücklingen, Sardellen, Sprotten, Caviar, Austern, Muscheln, Neunaugen; englischem, schwedischem, danziger und holländischem Süßemilchs- und Kümmelkäse, Kastanien, Citronen, Limonien, süßen und bittern Pomeranzen, Granaten, Oliven, Kapern; provencer, gardser und genueser Oehl; trockenen und feuchten Confituren; Eau des Carmes, Rossolis und andern Liqueurs, ausländischen, insonderheit süßen Weinen ꝛc. getrieben wird, welche Waaren insgesammt daher Friandisewaaren genennet werden. Dieser Handel wird bey uns mehrentheils nur von den Italienern, und theils Franzosen, jedoch auch einigen Deutschen, in Hamburg und Amsterdam aber auch von den so genannten Limonienweibern getrieben.

Fribust, siehe Flibust.

Fricandeau, Fr. Fricandeau, ein Gericht von gespickten und in ihrer eigenen Brühe gedämpften Schnitten Kalb-

Kalbfleisch (*). Man nimmt dazu eine Kalbskeule, und schneidet dünne Stückchen, woran jedoch keine Flechsen oder Haut seyn dürfen, klopfet dieses Fleisch mit einem Messerrücken fein zart; hernach schneidet man Speck, wie zum Repphühnerspicken, spicket das Fleisch damit, und leget es auf eine Schüssel oder Spickbret. Alsdenn setzt man eine Casserolle mit Butter auf das Feuer, leget das gespickte Fleisch darein, und läßt es eine ziemliche Weile darauf stehen, so wird sich viel Brühe zeigen. Diese seihet man herab auf eine Schüssel; thut zu dem Fleische ein Par ganze Zwiebeln, Ingber, Muscatenblühten, ein wenig Thymian, Lorbeer-Blätter, Citronenschalen, nebst etwas Salz, und läßt es ferner dämpfen; hernach gießt man Wein und gute Brühe daran, und läßt es also kochen, streuet auch ein wenig geriebene Semmel daran, oder gießt fertige Brühe darauf, und läßt es noch ein wenig kochen. Wenn man nun bald anrichten will, läßt man die abgeseihte Brühe darein laufen, und drückt Citronsaft darüber her. Dieses gespickte Kalbfleisch wird auch zu Grenades gebraucht, wovon an seinem Orte.

Man macht auch **Fricandeau von Tauben**, Fr. des fricandeaux de pigeonneaux, d. i. junge Tauben, deren jede in zwo Hälften geschnitten worden ist, und womit übrigens, wie mit dem Kalbsfricandeau verfahren wird. Auch hat man **Störfricandeau**, Fr. des fricandeaux d'esturgeon, von zerstückten und gespickten Stör.

Die Zubereitung der gespickten Fricandeaux mit grünen Erbsen, mit Blumenkohl, mit Spinat, mit Sauerampfer, mit Eyern und Aepfeln ꝛc. lehrt das neueste Handbuch für junges Frauenzimmer, 2 Th. Hamb. 1774, 8. S. 152, fgg.

Fri-

(*) Im Französischen heißt eigentlich jede solche Schnitte un fricandeau, das daraus bestehende Gericht aber wird im Plural ausgedruckt. Wenn also der Deutsche sagt: man setzte uns ein Fricandeau vor, so sagt der Franzose im Plurali; on nous servit des fricandeaux.

Fricandellen, Fr. Fricandelles, nennt man, in
Kochkunst, ein in Butter gebackenes Gehäcke aus
Fleisch, Semmel, Speck u. s. w. welches in Gestalt
ner Würste, oder auch in anderer Form zusamm
rollt ist. Sie werden zuweilen mit Stücken von
bernetz überzogen, und alsdenn Netzwürstchen gen

Die ganze Zubereitung der Fricandellen ist folgende.
bratet eine Kalbskeule ab, thut hernach alle Haut her
und schneidet nur das derbe Fleisch mit einem Schneide
ganz klein, stößt es in einem Mörser, thut zuvor in Mi
weichte Semmel darein, ferner ein Stückchen Butter, M
tenblühten, 4 Eyerdotter, ein ganzes Ey, ein wenig kl
schnittene Zwiebeln und Salz, und reibet dieses alles woh
ter einander, thut es wieder heraus, schneidet frischen
ganz kleinwürfelicht, und rührt denselben auch darunter.
auf nimmt man Kälbernetze, schneidet sie stückweise, so
als die Würstchen werden sollen, leget auf die geschni
Stücke Netze etwa 2 Finger stark von der gemachten Fa
rollet sie zusammen; bestreicht auch eine Tortenpfanne mit
ter, leget die Würste darein, und setzt sie in den Bac
Wenn solche nun fein gelbbraun gebacken sind, kann ma
auf eine Schüssel anrichten.

Will man eine Sardellensoße darzu machen, so nimmt
3 bis 4 Eyerdotter, thut diese in ein Töpfchen, gießt ein
Coulis oder sonst gute Brühe darüber, imgleichen ein
Wein und Citronensaft, und quirlt dieses zusammen an
Kohlfeuer, bis es dick zu werden anfängt. Endlich gießt
von dem Fett, worin die Würstchen gelegen und gebrate
ben, auch hinein, schüttet diese Brühe in eine Schüssel,
get vom vorigen Fette etwas darüber, richtet die Wür
auf den Schüsselrand herum an, und garnirt sie mit Cit
oder Blumenwerk. Diese Würstchen können auf manch
Art, als Beylagen, zu Erbsen, Bohnen, Braunkohl ꝛc.
braucht werden.

Man bereitet auch Fricandellen von Kalbsl
Lungen, rohem Schweinfleisch, Hammelfleisch ꝛc.
muß man wissen, was man gelinde oder hart ma
soll. Daher sind bey solchen Würstchen die Eyer zu
nagiren; auch darf man nicht viel geriebene Sem
darzu brauchen; Nierentalg aber und eingeweichte S

mel sind am dienlichsten. Den Geschmack zu verändern, füget man Citronen, Sardellen, Zwiebeln u. d. gl. mit bey. Viele thun auch ein ziemlich Theil Cardamomen darzu.

Fricassee, Fr. Fricassée, nennt man, in der Kochkunst, ein Essen von eingeschnittenem Fleisch, oder in Stücken zerschnittenem Geflügel, Wildbret ꝛc. welches man in einer Casserolle in Butter hat abschwitzen laßen, und hernach in einer kräftigen Fleischbrühe mit allerley Zuthaten gekocht hat. Daher fricass:ren, Fr. fricasser, in Stücken zerschnittenes Fleisch oder Fische, Eyer ꝛc. in einer Pfanne oder Casserolle rösten, prägeln, oder braten.

Man nimmt z. E. Kalbfleisch, junge Hühner, oder Tauben, schneidet die Hühner oder Tauben in 4 Theile, das Kalbfleisch aber in kleine Stückchen. Hernach läßt man beydes aufwallen, leget es alsdenn trocken aus, nimmt ein gut Theil Butter, läßt sie in einer Casserolle gelb werden, leget das Fleisch nebst einem Bündchen ganzer Petersilie, und so viel Thymian, und eine ganze Zwiebel darein, bindet dieses mit einem Zwirnfaden zusammen, deckt es mit einer Stürze zu, und läßt es, bis das Fleisch gar ist, auf Kohlen mit einander kochen. Alsdenn gießt man ein wenig Fleischbrühe darzu, nimmt etliche Eyerdotter, schlägt sie in ein Töpfchen, und quirlt es scharf, gießt einen Löffel voll Essig, und etwas Brühe von dem gerichteten Fleische darzu, nimmt eine Citrone, reibet die Schale davon ab, drückt den Saft daran, und thut auch etwas Muscatenblumen darzu. Hierauf schüttet man ein wenig Zucker und eine Messerspitze Mehl hinzu, läßt es von fern aufkochen, schlägt, wenn es noch nicht dick genug ist, ein Par Eyerdotter daran, doch muß es sich nicht backen, und endlich thut man ein wenig klein geschnittene Petersilie darzu. Alsdenn richtet man es an, gießt die Brühe darüber, beleget es mit Citronenscheibchen, bestreuet es mit Muscatenblumen und kleiner Petersilie, und gießt aus der Casserolle etwas gelbe Butter darüber.

Wie von allen kalten Braten eine Fricassee zu machen sey, beschreibt das Handbuch für junge Frauenzimmer, a. ang. O. S. 146. f.

Man bereitet auch Fricaſſeen von allerley Wurzelwerk, Gurken ꝛc. wovon an ſeinem Orte Erwähnung geſchieht.

Friche, die Brache, der Brachacker, das Brachfeld; ſiehe Th. VI, S. 303.

Friction, ſiehe Reiben.

Fried-Hatz, Friedzaun, ſiehe unter Hag.

Fried-Hof, ſiehe Frey-Hof.

Fried-Pfahl, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, den Gränzpfahl einer Gerichtbarkeit zu bezeichnen, der zuweilen auch eine Friedſäule genannt wird.

Fried-Säule, noch in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes, die Gränzſäule einer Gerichtbarkeit oder eines Burg-Friedens.

An einigen Orten führet auch ein bloßer Wegweiſer dieſen Nahmen, vermuthlich, weil man ehedem dergleichen Gränzſäulen auch zu Wegweiſern gebrauchte.

Fried-Schatz, ſiehe Friede-Pfennig.

Fried-Thor, } ſiehe unter Hag.
Fried-Zaun, }

Friede, oder Frieden, L. Pax, Fr. Paix, ein Wort, welches überhaupt alle Arten der Ruhe und Sicherheit bezeichnet.

1. Im eigentlichen Verſtande. 1) Oeffentliche Ruhe und Sicherheit in der bürgerlichen Geſellſchaft, Sicherheit für ſeine Perſon und ruhiger Beſitz ſeines Eigenthums, der Zuſtand, da keiner den andern öffentlich beleidiget; in welchem jetzt größtentheils veralteten Verſtande dieſes Wort bey dem ehemahligen Fauſtrechte ſehr üblich war. Daher noch die in den Schriften der damahligen Zeiten üblichen Ausdrücke, Frieden wirken, die öffentliche Ruhe herſtellen, Frieden und Geleit geben, ſicheres Geleit geben; jemanden in ſeinen Frieden nehmen, in ſeinen Schutz. Imgleichen die Zuſammenſetzungen Landfrieden, Friedensbruch, Friedens-Richter, Friedegeboth, u. ſ. f. Noch jetzt ſagt man

im

im gem. Leben, Frieden vor einem haben, jemanden in Frieden laßen, ihn nicht beunruhigen; ich werde mir Friede zu verschaffen suchen, d. i. Ruhe, Sicherheit; laß mich mit Frieden, oder laß mich zufrieden, beunruhige mich nicht; man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will; er will nicht Frieden halten u. s. f. In der deutschen Bibel kommt es in dieser Bedeutung noch sehr häufig vor. Auch die Sicherheit einzler Oerter, nach welcher sie vor aller Gewaltthätigkeit gesichert waren, führte ehedem diesen Nahmen, daher die Zusammensetzungen Burgfriede die unverletzliche Sicherheit der Bürge oder Palläste, Kirchenfriede, die Sicherheit der Kirchen, Dingfriede, der Gerichts-Stätten u. s. f. 2) Abwesenheit der gewaltthätigen Uneinigkeit, äußere Einigkeit, sowohl (a) überhaupt, im Gegensatze des Zankes, Streites. Frieden mit einem haben Im Frieden mit seinen Nachbarn leben. Den Frieden (die Einigkeit) im Hause stören. Frieden unter streitenden Parteyen stiften. Frieden gebiethen. Zum Frieden rathen. Friede und Einigkeit ist der Nahme eines Bieres, welches in Kyritz gebrauet wird. (b) In engerm Verstande, Abwesenheit des gewaltsamen Streites zwischen ganzen Staaten, im Gegensatze des Krieges. Wir haben Friede, leben im Frieden. Friede ernähret, Unfriede verzehret. Den Frieden brechen. Besonders die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zwischen Staaten nach vorher gegangenem Kriege, und der Vertrag, vermittelst dessen solches geschiehet Frieden schließen. Der Friede ist zwar schon geschlossen, aber noch nicht unterschrieben.

2. Figürlich. Ruhe des Gemüthes, Abwesenheit aller heftigen und unangenehmen Empfindungen. Der süße Frieden, den man im Schoße seiner Familie genießet.

Frieden wirken, heißt insonderheit bey dem Salz-Werke zu Halle, wenn der Salzgraf den Thalleuten bey

ihrem Pfingstbiere, auch ordentlich alle Jahre, des T
ges vor dem Weihnachtfeste, in der Obrigkeit Nahmen
gebiethet, daß sich niemand zanken, raufen, schlagen
oder andern Unfug treiben soll; welches am letzt erwäh
ten Tage mit einigen besondern Ceremonien im Thale a
dem Deutschbrunnen verrichtet wird.

Friede-Geboth, noch in den Gerichten einiger Gege
den, ein Befehl Frieden zu halten, d. i. von Beleidigu
gen in Worten und Werken gegen Andere abzustehen
Es gehört dieses mit zu dem an einigen Orten gewöh
lichen Kirchweihschutze, und wird durch den Gerichts
Diener oder Amtsknecht vor den Wirthshäusern, od
unter der Linde, oder auf der Gemeine nach geendigte
Gottesdienste an den hierzu gewidmeten Oertern ausg
rufen.

Sonst wird das Friedegeboth auch bey den Han
werkszünften und Innungen beobachtet, und es dam
gemeiniglich also gehalten. Wenn in den Zünften u
Zusammenkünften der Handwerksleute Streit und Za
oder Unfriede entsteht, so sind der Obermeister und d
Aeltesten durch die Artikel mehrentheils befugt, Friel
zu gebiethen, oder daß sie Friede halten, in ihren Wo
ten und Werken von Beleidigungen abstehen, und v
ihren unterschiedenen Meinungen und Verlangen ob
solche Beleidigung handeln, oder aber vor dem Richt
ihre Sache rechtlicher Art nach ausmachen, oder sich de
Ausspruche des Handwerks, wenn die Sache dahin g
hört, unterwerfen sollen. Ja, es geschieht auch de
gleichen Friedegeboth öfters von der Obrigkeit, wen
streitende Handwerksleute bey ihren streitigen Rechte
sich unter einander noch dazu mit Worten oder Werke
zu beleidigen anfangen, und man mit ihnen gelinde ve
fahren, die Injurien nicht gleich untersuchen und b
strafen, sondern die erhitzten Gemüther erst nochmah
warnen will. Und eben diese Erhitzung, darein streite
de Parteyen leicht aus menschlicher Schwachheit verfa
le

len können, ist auch der billige Grund dieser Friedegebothe, sonderlich, da man die Handwerksleute, so viel möglich, menagiren, und nicht immer mit Strafen verfolgen, sondern vielmehr die Verbrechen durch Warnen und Abmahnen vorher zu verhindern suchen soll, wenn man nach dem eigentlichen Geiste der Polizey verfahren will.

Friede-Kauf, in den Rechten einiger Gegenden, ein Kauf, da etwas in Bausch und Bogen zur Erhaltung des Friedens, oder zur Vermeidung eines Prozesses, gekauft wird. Imgleichen die Handlung, da man, um einen Prozeß los zu werden, etwas gibt, oder von seinen Gerechtsamen nachläßt.

Friede-Pfennig. 1. An einigen Orten eine Benennung des Weinkaufes, weil dadurch der Friede, oder ruhige Besitz eines Eigenthumes gleichsam erkauft wird; daher derselbe auch Friedeschilling, imgleichen Friede-Wein heißt. Siehe Wein-Kauf.

2. An andern Orten, z. B. bey den Friesen, ein jährliches Geld, womit sie sich öffentliche Sicherheit und sicheres Geleit von der Obrigkeit erkaufen, und welches an andern Orten, z. B. in der Grafschaft Oettingen, Friedeschatz genannt wurde.

Friede-Schatz,
Friede-Schilling,
Friede-Wein, } siehe den vorhergeh. Artikel.

Friedens-Richter, obrigkeitliche Personen in England, welche auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in den ihnen untergeordneten Districten zu sehen, und die Uebertreter in Verhaft zu nehmen haben; Justice of peace. Sie kommen alle drey Monathe in die Hauptstadt einer jeden Grafschaft.

Friedens-Tag. 1. Derjenige Tag, an welchem der Friede zwischen freye Staaten geschlossen, oder an welchem das Andenken eines geschlossenen Friedens gefeyert wird.

2. Bey den Handwerksgesellen, derjenige Tag, an welchem sie ihre feyerliche Zusammenkünfte halten, weil solche zur Erhaltung der guten Einigkeit unter ihnen eingeführet worden.

Friedrich d'Or, heißt diejenige Goldmünze, welche Se. Majestät, der jetztregierende König von Preußen, Friedrich der Große in Dero Landen schlagen laßen. Es sind dieselben zu 21 Karat 9 Grän ausgemünzt; und es enthalten 35 Stück derselben eine Mark cöllnischen Gewichts. Man hat doppelte zu 10, ganze zu 5 Rthlr. und halbe zu 2½ Rthlr. Sie sind, wie das Silbergeld, mit Buchstaben bezeichnet, woraus man erkennen kann, in welcher Münzstadt sie geschlagen sind. Die gerändelten werden ungewogen genommen.

Rescript wegen verbothener Annehmung und Ausgebung der beschnittenen, abgefeilten und nicht mehr gerändelten Friedrichs d'or, d. d. Berl. d. 18 May 1769, st. in der Edictensammi. v. J. 1769, No. 38.

Es gibt falsche Friedrichs d'Or, mit der Jahrzahl 1751, und dem Buchstaben B; imgl. mit der Jahrzahl 1752, und dem Buchstaben A, deren Kennzeichen in No 29 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 284, angegeben werden.

Frieren (*) L. frigere, Fr. geler. Dieses Wort wird in doppelter Gestalt gebraucht. 1. Mit dem Hülfs-Worte haben. 1) Frost empfinden. Wir haben die ganze Nacht gefroren. Noch häufiger und vielleicht am richtigsten, als ein Impersonale. Mich friert, oder es

(*) Im Niederf. lautet dieses Wort freren, und im Isländ. frira, womit auch das Lat. frigere und rigere überein kommt. In verschiedenen gemeinen deutschen Mundarten und verwandten Sprachen findet sich statt des r ein s, wie in dem Steyermärk. friesen, bey dem Notker friulen, im Niederf. fresen, im Dän. fryse, im Schwed. frysa, im Angels. frysan, im Engl. freeze, da es nicht allein Kälte empfinden, sondern auch die Wirkung dieser Empfindung, Schauer, imgleichen Furcht, Angst u. s. f. bedeutete, wie aus dem Oberd. Frasch, Frasam, und andern erhellet. Das Griech. Φρικη, horror, gehört gleichfalls zu dessen Geschlechte.

es friert mich. Es hat uns heftig gefroren. Es friert mich an den Händen, an den Füßen, d. i. ich empfinde Frost an den Händen, an den Füßen. 2) Zum Gefrieren bringen, d. i. in Eis verwandeln, von der Witterung, als ein Impersonale. Es hat diese Nacht Eis gefroren, das Wasser ist vor Kälte in Eis verwandelt worden, Fr. il a gelé à glace la nuit passée. Imgleichen absolute: Es wird diese Nacht frieren. In Island friert es stark. Siehe Gefrieren, welches von Einigen gleichfalls in dieser Bedeutung gebraucht wird.

2. Mit dem Hülfsworte seyn, durch die Kälte seine Flüssigkeit verlieren, in Eis verwandelt werden, Fr. se geler. Das Wasser friert. Die Erde ist gefroren. Der Wein friert nicht leicht. Indessen ist in dieser Bedeutung gefrieren üblicher.

Fries, der Fries, ein Wort, welches überhaupt einen krausen Körper bedeutet, aber im Deutschen nur in einigen Fällen gebraucht wird (*). Es bedeutet,

1. Ein tuchartiges geköpertes Zeug, welches aus zweyschüriger Wolle mit vier Schämeln gewebet und geköpert wird, nur die halbe Walke bekommt, und gerauhet, aber nicht geschoren wird (**).

(*) In beyden Bedeutungen ist das Wort zunächst aus dem Franz. Frise entlehnet, welches eine jede krause Sache bedeutet, im Grunde aber ein Abkömmling der ältesten europäischen Sprache ist. Das Franz. frise und unser kraus sind bloß in dem Präfixo unterschieden, welches dort ein Blaselaut, hier aber ein Hauchlaut ist. Beyde stammen von unserm reißen her.

(**) Der Nahme dieses Zeuges lautet im Schwed. Fris, im Ital. und Span. Frisa, im Engl. Frees, im Böhm. Fris, im Franz. Frise und Drap de Frise, im mittlern Latcine Pannus Frisiatus; nicht weil es, wie Hr. Ihre behauptet, von Friesen erfunden und verfertiget worden, sondern weil es in Frankreich ehedem frisiret oder gekräuselt wurde, daher es im mittlern Lat. auch Pannus Frisiatus hieß, in welcher Sprache eine jede Franse Frisium, Frisium, Fres genannt wurde. Siehe Franse und Frisiren.

Man hat gekreutzte und ungekreutzte Friese. Die gekreutzten kommen gemeiniglich aus Ireland, und haben nach dem pariser Maße $\frac{3}{4}$ in der Breite, und zu 24 bis 25 Ellen in der Länge. Die ungekreutzten aber, deren Breite $\frac{7}{8}$, und die Länge zu 24 bis 25 Ellen, wie an den Irelandischen ist, werden aus England gebracht. Es werden auch dergleichen in Languedoc gemacht, welche aber um ein halbes Viertel breiter, als die englischen sind, indem sie eine freye Elle in der Breite haben. Unter allen diesen Gattungen von Friesen, werden die englischen am höchsten geachtet.

Zwar wird in den französischen Tarifs von 1664, 1667, 1687 und 1699, bey Bestimmung der Einfahrtszölle, auch gewisser Sorten von spanischen und ländischen Friesen, wie auch noch anderer weißer Friese, sonst auch baumwollene Friese genannt, Erwähnung gethan, welche nach der Gade verkaufet werden. Da aber beyde in Frankreich nicht mehr bekannt sind, so ist daraus zu schließen, daß sie entweder unter andern Nahmen dahin geschicket werden, oder daß vielmehr ihre Fabrik gar verloren gegangen seyn muß.

In Deutschland wird der Fries am häufigsten in Sachsen, zu Hamburg und Lübeck, desgleichen zu Lüneburg, und Calbe, im Herzogthum Magdeburg, gemacht.

Nach No. 13 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 135, ist in dem neuen Zucht- und Arbeitshause zu Torgau eine Friesfabrik angelegt worden, und es wird daselbst, in Quantität, jedoch nur weiß und ungefärbt, 2 Ellen breiter Fries, à 6 Gr. 9 Pf.; $1\frac{1}{2}$ E. breiter, à 3 Gr. 9 Pf. und $4\frac{1}{2}$ Viertel breiter, à 3 Gr. 3 Pf. verfertiget.

Es ist der in Deutschland verfertigte Fries ein gemeiniglich starkes, grobes, und nicht sehr dicht gewebtes Zeug. Er hat auf seiner Oberfläche starke und lange Haare, und wird von der schlechtesten Wolle bereitet, wozu so gar der schlechte Kämmling aus der gekämmten Zeugmacher-Wolle kommt; diese wird mit der andern Wolle vermischt, in den großen Reißkämmen gerissen und wohl durchgearbeitet, mit feinen Strichen

chen glatt und eben gestrichen, und alsdenn gesponnen. Er kommt gemeiniglich 60 Ellen lang, und $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle breit, vom Stuhl. Zur Kette nimmt man 16, zum Einschlag aber 46 Pfund Wolle; mithin ist dieser, gegen die Kette gerechnet, ungleich gröber gesponnen, weil man fast dreymahl so viel gebraucht. Er wird gewaschen, und eine Stunde lang mit Seife gut gewalket, hierauf aber gerauhet und im Rahmen getrocknet. Er ist eine gemeine Waare der Gewand- und Tuchschneider, die ihn weiß von den Friesmachern einkaufen, und hernach schwarz, grün, blau, am meisten aber roth, färben laßen. Es wird dieses Zeug zu Bett- und Pferdedecken, zu Regenröcken, zu Unterfutter unter schlechte Kleider, zu Unterröcken der Frauens-Personen ꝛc. häufig gebraucht; wie es denn vor vielen andern ungemein warm hält.

Lic. Hofmanns vierter Nachtrag zu seiner ökon. Chymie, im 12 B. der Oecon. Nachr. Leipz. 1760, 8. S. 424, f.

Jakobsons Schaupl. der Zeugmanufacturen in Deutschland, 2 Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 307.

Sprengels Handw. und Künste, 14 Samml. Berl. 1776, 8. S. 117.

2. In der Baukunst, versteht man durch Fries, Fr. Frise, Ital. Fregio, den mittlern Theil eines Haupt-Gesimses oder Gebälkes (entablement), zwischen dem Unterbalken (architrave) und dem Kranz (oder Karnies, corniche). Es stellt derselbe den Raum vor, den die Köpfe der zum obersten Boden auf den Unterbalken gelegten Balken, und die Oeffnungen zwischen denselben einnehmen. Man nennt ihn im Deutschen auch den Borten, welches mit seinem griechischen Nahmen, ein Gürtel, überein kommt. Seine Höhe ist in verschiedenen Ordnungen, und auch in derselben Ordnung in verschiedenen Gebäuden, bald etwas größer, bald etwas kleiner, ohne sich merklich von dem dritten Theile der Höhe des ganzen Gebälkes zu entfernen.

Bey ganz einfachen Gebäuden, ist der Fries ein bloß glatter *Streif (face, falce)*, über welchen man

zwey

zwey oder drey kleine Glieder ſetzt, die ſich an das
der Rinnleiſte anſchließen; bey zierlichen Ge
hingegen wird der Fries auf mancherley Art ve
In der doriſchen Ordnung, geſchicht dieſe Verz
mit Dreyſchlitzen (Triglyphen); ſiehe Th. IX, S
fgg In den andern Ordnungen wird der Fri
allerhand Schnitzwerk, mit Fruchtſchnüren, mi
dern lebendiger Thiere und Thiergefechte, (ſieh
797, A. daher vermuthlich der Nahme Zophoru
Thierträger, von ζῶον ein lebendiges Thier, und
trage, kommt, womit Vitruv den Fries benennt
menſchlichen Figuren, mit Waffen oder Geräthſc
mit bloßen Auehöhlungen oder Krinnen, (derg
an Säulen angebracht werden,) ausgezieret.
alſo kaum ein zur Säulenordnung gehöriger Thei
deſſen Verzierung die Baumeiſter ihrer Einbil
Kraft freyern Lauf laßen. Palladio macht ih
chig wie einen Pfühl. Wie mannigfaltig ſch
Alten dieſen Theil behandelt haben, kann ma
Winkelmann, über die Baukunſt der Alten, §
fgg. ſehen. Sturm, in ſeiner vollſtänd. Anwe
alle Arten von regulären Prachtgebäuden na
wiſſen Regeln zu erfinden, zeiget, wie man all
nungen nach Belieben mit Balkenköpfen in dem
verſehen könne, daß doch jede Ordnung ihre Eige
und einen vollkommenen Unterſchied von den ü
behalte. *Desgodez* in ſeinen Edifices antiques
me, und *Daviler*, im Cours d'architecture,
ebenfalls viele Muſter, wie die Frieſe der zarte
nungen zu verzieren ſind.

Im Franzöſiſchen heißen die verzierten Borten, F
nées; die glatten aber Frises liſſes.

Ein mit geſchnitztem Laubwerk verzierter Fries, Fr
ronnée.

Ein Borten mit einem Aufzug; ein Fries, worauf
Geſchichte, Opfer u. d. gl. in Basrelief vorgeſtellt ſi

z. E. in Rom der Fries am Triumphbogen des Titus, und auf dem Platze des Nerva, Friſe hiſtoriée, oder Friſe hiſtorique.

Ein Fries, worauf Seepferde, Seeungeheuer, Tritonen und andere Attribute des Meeres vorgeſtellt ſind, wie z. E. der ſchöne, zur toscaniſchen Ordnung gehörige Fries an der großen Galerie des Louvre, auf der Waſſerſeite, Friſe marine. Man nennt auch Friſe marine einen mit künſtlichen Eisſchollen bedeckten, oder einen mit Muſchelwerk belegten Fries, z. E. in Bädern, Grotten und Springbrunnen.

Ein Fries, der mit bäueriſchem Werk (Boſſage) bekleidet iſt, Friſe ruſtique.

Ein Fries, der mit Attributen des Heidenthums, oder des Chriſtenthums, verziert iſt, Friſe ſymbolique. Von der erſtern Art iſt z. E. der corinthiſche Fries am Tempel hinter dem Capitolio zu Rom, und der doriſche Fries am Hôtel de la Vrilliere zu Paris, beyde mit Opferinſtrumenten. Von der letztern Art ſind z. E. die Frieſe an der Kirche des heil. Rochus zu Paris, und am Portal der Invalidenkirche des heil. Ludwigs daſelbſt. Man nennt auch Friſe ſymbolique einen Fries, der mit den Attributen einer Nation, einer Würde, eines Ortes, eines Stammwappens u. d. gl. verziert iſt.

Ein Fries, der ſeiner ganzen Länge nach ausgebaucht iſt, Friſe bombée.

Der Fries ſchickt ſich auch ſehr wohl zu Aufſchriften. So ſind an der Rotonda in Rom, und an dem berliniſchen Opernhauſe, an dem Frieſe der Halle, die Aufſchriften. Ein ſolcher Fries mit einer Inſchrift, heißt im Fr. Friſe hiſtoriée. Bisweilen werden auch ovalrunde Oeffnungen, die man Ochſenaugen nennt (ſ. Th. XII, S. 574), darin angebracht, um kleinen, über den Hauptzimmern liegenden Kammern, dadurch Licht zu geben. Sie können auch viereckig, wie die Zwiſchentiefen (Metopen) am doriſchen Fries, gemacht werden, und ſind um ſo viel ſchicklicher, da ſie den offenen Raum zwiſchen zwey Balken vorſtellen. Dergleichen kleine Fenſter in dem Fries geben die natürlichſte Gelegenheit, kleine Zwiſchenkammern (Entreſols) über großen Zimmern anzubringen.

Endlich werden auch die geſchnitzten Bildha
rathen an verſchiedenen Orten des Schiffes, ha
lich aber am Gallion, und am Hackbort oder S
imgleichen die Verſtäbungen an den Böden, Q
und Köpfen der Kanonen, Frieſe oder Friſu
genannt.

Es gibt auch Frieſe von Schloſſerarbei
Schnörkeln, Laubwerk u. d. gl. auf Gattern, B
Treppenbacken ꝛc.

Frieſe. 1. Der aus Friesland, einer von den
zen der vereinigten Niederlande, gebürtig iſt, ein
länder, Fr. Friſon.

2. In den alten Hanſeeſtädten eine beſond
ete der Weißgärber, welche nicht allein, w
Weißgarleder, ſondern auch zugleich Beutlerarb
chen, und es weder mit den Rößlern, noch n
Rheinländern halten; vielleicht, weil ſie aus Fr
herſtammen. So ſehr ſich auch die andern W
ber von dieſen abſondern: ſo ſehr pflegen ſie ſi
hin und wieder zu bemühen, die Beutlerarbeit
zu ziehen, inmaßen ſie beſtändig mit den Beutle
gen der ledernen Hoſen, Strümpfe, Färberey d
niſchen Leders u. ſ. f. ſtreiten. Siehe Weißgä

Frieſel, der Frieſel (*), L. Purpura. Man beme
fieberhaften Bewegungen oftmahls einen Ausſch
der Haut mit einem ſtarken widrigen Geruch,
ſein und erhaben iſt, wie Hirſekörner, dabey ſi

(*) Im Schwed. heißt dieſe Krankheit gleichfalls Friſel, i
aber Friolinger; vermuthlich von frieſen, frieren,
allemahl mit einem Fieber verbunden iſt, oder doch au
be folget. Doch kann auch, beſonders wenn auf den
Frieſel geſehen wird, das alte braſa, brennen, das
Wort ſeyn. Der rothe Frieſel heißt in Preußen de
Hund, und es iſt merkwürdig, daß auch die Malabar
ſelben ſo nennen.

In einigen, beſondern niederſächſiſchen, Gegen
dieſes Wort ungewiſſes Geſchlechtes, das Frieſel.

cket, ſehr ſchnell zurücktritt und wieder zum Vorſchein kommt. Ein ſolcher Ausſchlag wird der Frieſel genannt. Eigentlich könnte man ihm den Nahmen Hirſekrankheit geben. Man hat zweyerley Arten dieſes Ausſchlages beobachtet: eine Art iſt erhaben und roth, dies wird der rothe Frieſel genannt; wird man aber in der Erhabenheit eine durchſichtige Feuchtigkeit gewahr, wovon die Erhabenheiten weiß erſcheinen, ſo heißt es der weiße Frieſel.

Aus dem ſchnellen Zurücktreten, und aus dem ſtarken Geruche, welcher oft Nieſen erreget, ſchließt man mit Recht, daß die Frieſelſchärfe ſehr flüchtig ſeyn müſſe. Daß dieſelbe mehr in den wäſſerigen Theilen des Blutes, als in dem Blute ſelbſt, ihren Sitz haben müſſe, zeigt theils der weiße Frieſel, theils auch deren Flüchtigkeit, an. Die Erfahrung lehret, daß eine ſolche Schärfe die Nerven ſtärker, als eine andre, angreife. Daß die Frieſelſchärfe nicht in dem Körper ſtecken könne, ohne beſondere Bewegungen zu erregen, und daß ſie auch nicht ohne unruhige Empfindungen zum Vorſchein kommen könne, wird ein Jeder ohne Beweis einſehen. Die allgemeinen Bewegungen, die der Frieſel in den Eingeweiden des Körpers verurſacht, ehe er zum Ausbruch kommt, ſind: abwechſender Schauer und Hitze, Schmerzen in den Gliedern, ein ſchwerer Athem, Beängſtigungen, Mattigkeit, ein unruhiger mit Phantaſien vermiſchter Schlaf. Die beſondern Anzeigen, welche einen Frieſel vermuthen laßen, ſind: ein Stechen in der Haut mit einiger Betäubung der Finger und Gliedmaßen, und ein öfteres Fröſteln, wenn der Kranke einen Theil des Körpers entblößt, ehe der Ausſchlag zum Vorſchein kommt; wozu man auch eine trockne Hitze in der Hand rechnen kann.

Da der Frieſel von einer doppelten Art iſt, nähmlich der weiße und rothe: ſo iſt leicht zu erachten, daß auch ſeine Beſchaffenheit verſchieden ſeyn muſſe. Der

weiße

weiße wird für gefährlicher gehalten, als der rothe; läßt ſich dieſes auch nicht allgemein behaupten; es k vieles auf die Nebenumſtände an, ob der Frieſ ſchlag allein, oder mit einer andern Krankheit ve den iſt. Der rothe Frieſel ſtellt ſich ſehr oft auch Fieber ein, und iſt bey vielen eine langwierige F wobey keine andere Beſchwerden ſind, als ein St und Jucken in der Haut, wenn ſie ſich erhitzen. ge empfinden Unruhe und Beängſtigung, wen Ausſchlag verſchwindet, welches aber aufhört, ſolcher wieder hervorkommt.

Die kurz vorher angeführten Zufälle, ſind m allgemeine anzuſehen, wenn der Frieſel allein, oh ne andere Krankheit erſcheint. Trifft derſelbe Perſonen, welche milzſüchtig ſind, oder Kindbet nen: ſo vergeſellſchaften ſich noch andere Zufäll mit. Der Frieſelausſchlag tritt alsdenn, ſo w mehreſten Krankheiten, unter der Larve anderer Z auf. Bey hyſteriſchem Frauenzimmer erregt d vor dem Ausbruche alle Zufälle der Mutterbeſchwe eben ſo auch bey den Hypochondriſten. Gibt ma auf die weſentlichen und erſtgedachten Anzeigen des ſeis Acht, ſo kann man den verſteckten Feind doch den vermiſchten Auftritten erkennen. Eine große tigkeit und Entkräftung, die auch bis zur Ohn ſteigt, pflegt ſich vor dem Ausbruche des Frieſels, beſondere bey dem Frauenzimmer, einzuſtellen.

Der Tag, wenn der Frieſel ausbricht, kann genau beſtimmet werden. Insgemein geſchieht vierten Tage, zuweilen am ſechsten und ſpäter, n mahl auch noch früher. Die Haut zieht ſich zuſam und ſcheint einer Gänſehaut ähnlich zu ſeyn. De ſchlag iſt unzählig, und etwas ſcharf anzufühlen. erſt kommt er am Halſe hervor, hernach auf der und Rücken, zuletzt an Armen und Händen. Na der Ausſchlag ausgetreten iſt, laßen auch die Z

welche vorher dem Kranken beſchwerlich waren, nach; er wird ruhiger und munterer. Die Haut, welche vorher trocken war, wird feucht; der Puls, welcher im Anfange hart und ſchnell ſchlug, wird weich und langſamer. Vor dem Austritt des Frieſels iſt der Leib bey den meiſten verſchloſſen, daß man auch kaum mit einem Klyſtier Oeffnung verſchaffen kann. Nach dem Ausbruch pflegt ſich der Leib ohne Beyhülfe zu öffnen. Auch an dem Urin wird man eine merkliche Veränderung gewahr. Bey dem Anfange der Krankheit erſcheint derſelbe insgemein wäſſerig und klar; nachdem der Frieſel aber in die Höhe getreten iſt, wird er trübe; auch pflegt ſich die Monathszeit wieder einzuſtellen.

Wenn man den Frieſelausſchlag auch nicht an der hirſenförmigen Erhabenheit der Haut erkennen könnte, ſo verräth ſich ſolcher doch durch den ſtrengen und widrigen Geruch, welcher ſich alsdenn am ſtärkſten äußert, wenn der Ausſchlag erſcheint. Insgemein ſteht der Frieſel vier Tage in der Haut, in welchen ſich die Erhabenheiten nach und nach mit einer übelriechenden Feuchtigkeit anfüllen. Nach dem Ablauf dieſer Tage vertrocknet der Ausſchlag allmählich, verwandelt ſich in Geſtalt der Schuppen mit einem unbeſchreiblichen Jucken, welche abfallen, und der Kranke gelangt nach und nach zu ſeiner vorigen Geſundheit.

Bey allen Krankheiten, inſonderheit aber bey der gegenwärtigen, kommt es ſehr viel auf den Zuſtand des Körpers an. Iſt der Kranke ſchon vorher mit einigen Uebeln behaftet geweſen, als: mit einer Verſtopfung der goldenen Ader, mit einer Verhaltung der Monaths-Zeit; oder iſt die Perſon ſchwanger, oder mit hyſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen geplagt; iſt ſie durch Gram und andere Leidenſchaften ſchon vorher entkräftet worden: ſo iſt der Ausgang immer etwas zweifelhaft. Eben dieſes findet auch Statt, wenn eine ungeſunde Witterung iſt, anſteckende Krankheiten herr-

ſchen; noch mehr aber iſt der Kranke in Gefahr, wenn der Frieſel zu einer andern Krankheit, als: Pocken, Maſern, bösartigen Fiebern ꝛc. ſchlägt. Ein Glück, wenn alsdenn der Kranke mit dem Leben davon kömmt!

Es iſt eine verdächtige Vorbedeutung, wenn der Kranke, nachdem der Ausſchlag häufig ausgetreten iſt, keine Beruhigung empfindet; wenn der Puls klein und hart bleibt, der Athem ſchwer, und in der Herzgrube Beängſtigung verſpüret wird. Eben dieſes gilt auch, wenn das Frieſelfieber mit einem ſtarken Schweiß eintritt, wodurch der Kranke abgemattet wird; wenn der Urin wäſſerig und häufig abgeht mit einem beſtändigen Trieb zum Harnen, oder wenn der Urin, der ſchon trübe war, wieder wäſſerig wird, oder ein Durchfall ſich mit Bauchſchmerzen einfindet.

Ein gefährliches Zeichen iſt es, wenn der Ausſchlag wandelbar iſt, bald zum Vorſchein kommt, gleich darauf aber wieder zurück tritt. Tritt er mit einmahl ganz zurück, ſo ſchwebt der Kranke in augenſcheinlicher Gefahr. Die Zufälle, welche auf das Zurücktreten erfolgen, ſind nach den Theilen, auf welche die Frieſelſchärfe fällt, verſchieden. Insgemein leidet die Bruſt; der Athem wird verkürzet, mit untermiſchtem öftern Seufzen. Zuweilen folgt ein trockner Huſten darauf. In den mehreſten Fällen wirft ſich die Frieſelſchärfe nach dem Halſe, worauf ein Zuſammenſchnüren deſſelben, Entzündungen, Schwämme auf der Zunge und im [illegible], zu erfolgen pflegen. Einige bekommen ein [illegible] im Leibe; Andere klagen über Brennen im [illegible]. Verſchiedene über Gliederſchmerzen, einſeitiges [illegible]d, auch über Seitenſtiche.

[illegible]edeutungen ſind, wenn der zurückge[illegible] keine Mittel wieder nach der Haut [illegible]n, wenn er ſich in den Eingeweiden [illegible] und den Brand daſelbſt erreget. [illegible] Wirkung entdeckt man an der innern ſtar-

[illegible]ken

ken Hitze, wobey die äußern Glieder kalt ſind; oder umgekehrt, wenn in den äußern Theilen eine brennende Hitze, und in den innern eine Kälte verſpüret wird. Insgemein endiget ſich dieſes Trauerſpiel mit Schlucken, Ohnmachten und Zuckungen. Dieſe traurige Folgen entſtehen ins beſondere bey dem weißen Frieſel; bey dem rothen ſind die Zufälle, wenn ſolcher zurück tritt, ſelten mit einer ſo großen Gefahr verknüpft.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Krankheit mehr die Reichen, als Armen, verfolget. Perſonen, die im Ueberfluß leben, viel warmes Getränk, als: Thee und Kaffe, und unreines Waſſer trinken, welche viel mehlige Speiſen, Kuchen und Früchte genießen, ſich oft verkälten, die gewöhnlichen Verminderungen des Blutes verabſäumen, viel Sorge und Kummer haben, viel denken und eine müßige Lebensart führen, bey welchen die Blutflüſſe verſtopft ſind, ins beſondere der weiße Fluß ſich verhält: ſind dem Frieſel am meiſten unterworfen, überhaupt aber das Frauenzimmer mehr als das männliche Geſchlecht.

Am gewöhnlichſten ſtellt ſich der Frieſel bey Kindbetterinnen ein, bey welchen er auch zugleich am gefährlichſten iſt. Bey ſolchen pflegt der Frieſelausſchlag ſich am dritten oder vierten, zuweilen auch am ſiebenten oder zehnten Tage nach der Entbindung einzufinden. Welche Menge von Wöchnerinnen hat nicht das Frieſelfieber, mitten in der Freude über eine glückliche Geburt und bey dem erſten Anblick ihrer Leibesfrucht, weggerafft! Die Aerzte bemühen ſich zwar, die Gründe begreiflich zu machen, warum eben ſolche Perſonen die Opfer dieſer Krankheit ſeyn. Sie ſuchen dieſelben in dem Blute während der Schwangerſchaft, und in dem Zuſtande nach der Entbindung. Da wir aber das Frieſelgift nicht in ſeiner Natur kennen, ſo wird es immer ſehr ſchwer ſeyn, die wahre Beſchaffenheit zu entwickeln. Es kann auch ſeyn, daß der häufige Genuß des Kaffe

zur Entſtehung deſſelben etwas beytragen kann, welcher den Wöchnerinnen überhaupt mehr ſchädlich als nützlich iſt. Ich glaube aber, daß die gewöhnlichen heißen Stuben, worin man ſolche Perſonen, nach einem verjährten Vorurtheil, zu halten pflegt, das meiſte zur Entſtehung des Frieſels beytragen. Nimmt man noch hierzu den Mangel gehöriger Bewegung in der Zeit der Schwangerſchaft, eine übel geordnete Diät, und die Leidenſchaften: ſo kann man ſich die Entſtehung dieſes Ausſchlages in dem Wochenbette, in einigem Zuſammenhange gedenken.

Das Frieſelfieber gehört auch unter die Krankheiten, womit die Arzneywiſſenſchaft, vor nicht gar langer Zeit, zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts, bereichert worden iſt. Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien dieſes Fieber zuerſt in Leipzig, als ein ganz unbekanntes Uebel: inſonderheit waren die Wöchnerinnen dieſer Krankheit ſehr ausgeſetzt, daher ſie auch das leipziger Wochenfrieſel genannt wurde. Das Traurigſte bey einer ſolchen neuen Erſcheinung iſt, daß die Erſtern, welche davon befallen werden, faſt ohne Rettung verloren ſind. Entweder iſt die Natur zu ſchwach, dem andringenden unerkannten Uebel zu widerſtehen, oder die Aerzte, welche die Eigenſchaft deſſelben nicht kennen, richten durch eine verkehrte Curmethode das Leben zu Grunde. Hierzu kommt noch die wichtige Bemerkung, daß eine neue Krankheit, bey ihrem erſten Ausbruch in einer Weltgegend, weit heftiger wütet, als wenn ſie ſchon viele Jahre in dieſem Klima geherrſcht hat. Der Fortgang der Zeit, die unzähligen Wanderungen durch die Bewohner einer ſolchen Gegend, entkräften einiger maßen das flüchtige Gift, und benehmen ihm ſeine ſchnelltödtende Kraft. Welche erſchreckliche Verheerungen haben nicht die Blattern, da ſie von Europa nach America durch die Spanier gebracht wurden, unter den unglücklichen Einwohnern dieſes Landes angerichtet! Selbſt die Peſt hätte keine größere Verwüſtung machen können. Wie fürchterlich war nicht die Luſtſeuche, als die Spanier ſolche mit ihren erbeuteten Schätzen nach Europa überführten! Alle Zufälle waren weit heftiger, als zu unſern Zeiten; und da man kein Heilmittel wider dieſe americaniſche Seuche kannte, womit man ihr gleich im Anfange hätte begegnen können, war der Tod, oder ein jämmer-

merliches Leben, unvermeidlich. Eben ein ſolches Schickſal hat man auch bey dem erſten Auftritt des Frieſels beobachtet. Unbekannt mit der Natur dieſes Ausſchlages, wählte man mehrentheils verkehrte, nähmlich hitzige und ſtark austreibende Mittel, und beſchleunigte dadurch den Tod der Kranken.

Ehe ich auf die ſichere und vernünftige Curmethode des Frieſels komme, wollen wir noch einmahl auf das Bild der Krankheit zurück ſehen, weil auch um ſo viel mehr die Urſache des Verfahrens einem Jeden begreiflich ſeyn wird.

Wir wiſſen, daß der Frieſelausſchlag von einer ſehr flüchtigen Eigenſchaft iſt, welcher ſchnell und durch den geringſten Trieb in der Haut erſcheint, aber auch eben ſo ſchnell, ja noch ſchneller bey einer geringen Veranlaſſung wieder zurück tritt. Bey allen Ausſchlagfiebern muß man darauf bedacht ſeyn, den Ausſchlag zur gehörigen Zeit nach der Haut zu leiten, wenn die Natur den Austrieb nicht ſelbſt bewirket; und wenn er einmahl in der Haut ſteht, ſolchen darin ſo lange zu erhalten ſuchen, bis er völlig abgetrocknet iſt. Dieſe Regel muß auch bey dem Frieſel beobachtet werden. Man kann aber ſeine Gegenwart im Körper durch keine untrügliche Kenn-Zeichen, ehe er ausbricht, errathen, folglich auch mit Gewißheit alsdenn keine austreibende Arzeneyen gebrauchen, deſto gewiſſer aber, wenn er zurück tritt.

Durch welche Arzeneyen ſoll man nun den Frieſel-Ausſchlag, wenn er zu früh verſchwunden iſt, wieder austreiben? Können wir wohl hitzige Mittel zu dieſem Zweck gebrauchen? Nein, dieſes verbiethet nicht allein die Arzeneywiſſenſchaft, ſondern auch ſchon die geſunde Vernunft. Hitzige Mittel machen einen flüchtigen Ausſchlag noch flüchtiger und ſchärfer. Je gewaltſamer er ausgetrieben wird, deſto ſchneller tritt er auf die innern Theile zurück, erreget unbeſchreibliche Angſt, Unruhe und Entzündung in den Eingeweiden, entkräftet den Kranken, verſetzt ihn in den Zuſtand der Phan-

taſien und Raſerey. Alle hitzige Tropfen und S
Mittel ſind hier durchaus ſchädlich, und als ein
Gift anzuſehen. Ein zurückgetretener Frieſel n
mit gelinden Arzeneyen nach der Oberfläche d
geleitet werden. Sehr oft kann man ihn durc
Thee wieder nach der Haut bringen. Durch d
derthee erreicht man ſeine Abſicht noch gewiſſer
Thee von Kamillenblumen, wenn ſolcher nicht
iſt, leiſtet eben dieſe Wirkung, und lindert zugl
Krampf und die Beängſtigung. Sollten die
niſſe, welche den Frieſelausſchlag zurück halte
den vorgeſchlagenen Thee nicht gehoben werden
ſo nehme man ein Campherpulver, von 2 Gra
pher mit 4 Gran Salpeter und einem Stück Z
rieben. Es kann auch 1 Gran Campher mi
gerieben allein, alle 2 oder 4 Stunden gebrau
den, bis der Frieſel wieder zum Vorſcheine komm
gelinde Reiben der Bruſt und des Unterleibes
chem Flanell, hat den Ausſchlag oft wieder he
Sind die Füße kalt, ſo müſſen ſie gleichfalls
werden. Das ſicherſte Mittel aber, den Frieſela
nach der Haut zu ziehen, ſind die ſpaniſchen
zwiſchen die Schulterblätter oder auf die Füß
ſo bey drohenden Gefahren als das einzige R
Mittel übrig bleibt.

Wenn der Ausſchlag nun ſchon in der Hau
muß man denſelben, bis zur Austrocknung in d
webe der Haut zu erhalten ſuchen. Hierzu m
mehr, als bloße Arzeneyen, erfordert. Di
Wartung und Pflege des Kranken muß zu dieſe
eingerichtet werden.

In keiner Krankheit iſt ein heißes Zimmer
cher, als in dieſer; und nichts kann den Ausſch
ter zurück treiben, als wenn der Kranke mehr
ßig warm gehalten wird, es möge ſolches durch
benwärme, oder durch ſtarke Bedeckungen ge

Eben ſo ſchädlich iſt ein kühles Verhalten. Mit wie vieler Aufmerkſamkeit hat man alſo nicht auf die Mäßigung der den Kranken umgebenden Luft zu ſehen!

Ein kalter Trunk hat manchen Frieſelpatienten hingerafft. Zorn, Schreck, Gram, und alle heftige Leidenſchaften, haben eine gleiche traurige Wirkung gehabt, worauf ein ſchnelles Zurücktreten des Ausſchlages zu erfolgen pflegt, welcher oft durch keine Mittel wieder nach der Haut geleitet werden kann. Welche wichtige Nothwendigkeit verpflichtet uns alſo nicht, alle dieſe Urſachen von dem Kranken zu entfernen, und alle Behutſamkeit anzuwenden, ſein Gemüth in dem Gleichgewicht der Ruhe zu erhalten!

Aber auch kühlende Arzeneyen können bey dem Frieſel ſchädlich ſeyn. Die Aerzte haben ſo gar von dem Gebrauche des Salpeters eine üble Wirkung beobachtet. Sie verſtatten den Gebrauch deſſelben zu wenigen Graden, und nur bey gewiſſen Umſtänden. Die kühlenden Tropfen, welche von dem D. Minderer den Nahmen führen, und die in den Apotheken zu haben ſind, können ſicher gebraucht werden, weil ſie nicht allein die Hitze mindern, ſondern auch gelinde austreiben. In deren Ermangelung, kann man dem Kranken, wenn er einen vollen Puls und ſtarke Hitze hat, entweder einen Theil von dem aus gleichen Theilen Salpeter, vitrioliſirten Weinſtein und fein pulveriſirten Krebsſteinen oder Muſchelſchalen beſtehenden Temperirpulver, mit 2 Theilen Krebsſteinpulver vermiſchen, und alle 4 Stunden eine Meſſerſpitze voll geben, oder ihn auch 4 Gran Salpeter, mit Zucker gerieben, einnehmen laßen. Iſt aber der Puls klein, und der Kranke matt, ſo finden ſolche Pulver nicht Statt, ſondern in ſolchem Falle ſind ſtärkende Mittel heilſamer.

Von Getränken, ſind Bier und Wein dem Kranken ſchädlich. Der Gerſtentrank allein, oder mit Hirſchhorn gekocht, oder auch das Hirſchhornwaſſer, wird

von den mehresten Aerzten empfohlen, wozu sie noch Scorzoner oder Sassaparillwurzel nehmen. Man kann etwas Citronsaft zusetzen. Citronsaft mit Wasser aufgekocht und mit Zucker versüßt, sind gleichfalls in der Hitze dienlich, ins besondere wenn man den Zucker mit aufwallen läßt. Ein leichtes und wohlgegohrnes Tisch-Bier kann dem Kranken auch erlaubt werden.

Ist aber der Kranke sehr abgemattet und schwitzt dabey sehr stark, so muß man ihn nicht mit häufigem Theetrinken oder mit dem Gerstentranke martern, wodurch unfehlbar der Schweiß und die Entkräftung noch mehr zunehmen würden. Hier sind säuerliche und erquickende Sachen weit dienlicher, wohin der vorgedachte Citronentrank gehört, zu welchem man noch etliche Löffel voll Wein gießen und mit kochen kann. Die Hirschhorngallerte mit Citronen und Wein gemacht, davon Theelöffelweise, doch nicht kalt, gegeben, erquickt und stärkt den Abgematteten. Man kann auch folgenden Julep verfertigen. Man nimmt eine Hand voll frischer oder getrockneter Akeleyblumen, oder Klapperrosen, oder auch Rosenblätter, gießt eine Theetasse voll kochend Wasser darauf, läßt es über Kohlen gelinde aufwallen, seihet das Wasser durch, und drückt es zugleich aus. In dieses durchgeseihte Wasser wirft man nach und nach, während dem Kochen über Kohlen, so viel Zucker hinzu, bis man an den Proben auf einem kalten Teller siehet, daß es schon die Dicke eines Syrup hat. In diesen Syrup tröpfelt man nach und nach einige Tropfen Vitriolgeist, rührt ihn sorgfältig um, und tröpfelt wieder einige Tropfen ein, bis der Saft angenehm säuerlich ist. Dieser mit der bekannten Liquor anodynus des Hoffmanns vermischte Julep, wird den Entkräfteten ebenfalls stärken und beruhigen. Man kann sich auch in solchem Zustande eines Chinatrankes, dessen Zubereitung im XIII Th. S. 297 zu finden ist, bedienen. Dieser Trank treibt

nicht allein den Ausſchlag hervor, ſondern erhält ihn auch in der Haut, und ſtärkt die abgemattete Natur.

Die Behutſamkeit, welche ich im Anfange der Cur empfohlen habe, iſt auch ins beſondere bey der Oeffnung des Leibes zu beobachten. Eine anhaltende Verſtopfung vermehret Angſt, Unruhe und Beklemmung; ein Durchfall hingegen zieht den Ausſchlag zurück, oder verhindert, daß er nicht zum Vorſchein kommen kann. Wie ſoll man ſich alſo in beyden Fällen verhalten? Man hebe die Verſtopfung durch ganz gelinde und erweichende Klyſtiere, worin nichts reitzendes enthalten iſt, von Regen-Waſſer und ungeſalzener Butter, oder auch von Habergrütze und Baumöhl, oder auch von Waſſer allein. Deſto ſchwerer iſt es, den Durchfall zu heben, ohne dem Kranken dadurch Schaden zuzufügen. Die Aerzte rathen, man ſolle zu einem Pulver von Krebsſteinen, ſchweißtreibendem Spießglas, einige Grane Caſcarille zuſetzen. Wenn aber dieſe Mittel nicht im Hauſe ſind, wenn auch die in dergleichen Fällen gerühmte Fettwurzel (Conſolida major, Symphytum) nicht vorhanden iſt, welches Mittel ſoll man alsdenn ergreifen? Ein Säckchen mit trocknen Kräutern, von Krauſemünze, Kamillen, Majoran, Liebſtöckel, und andern, die einen Geruch haben, halten gelinde an. Klyſtiere von gekochten Kälberfüßen, oder von Habergrütze, worin das Gelbe vom Ey geklopft worden iſt, ſind ſo gar in der Ruhr wirkſam. Entſteht aber der Durchfall von dem Brande in den Gedärmen, welchen man an dem geſpannten Unterleibe, an dem polternden Geräuſche und an dem Unrath, welcher wie Roß anzuſehen iſt, erkennet: ſo iſt alle Hülfe vergebens. Vielmahls eräugnet es ſich, daß der Durchfall von dem zurückgetretenen Frieſel entſteht. In ſolchem Falle ſind die austreibenden Mittel, inſonderheit die ſpaniſchen Fliegen, die beſten Mittel den Durchfall zu hemmen.

Noch eine wichtige Sache haben wir bey dem Frieſel zu überlegen. Es betrifft ſolche den Aderlaß. Es

iſt unendlich viel daran gelegen, daß wir die Ur
richtig beurtheilen, in welchem der Aderloß nützl
ſchädlich iſt. Wie können durch einen glückliche
laß den Kranken mit einmahl von ſeiner Unru
Beängſtigung befreyen, und dem Frieſelfieber
eine gute Richtung geben; wir können aber auc
eine zur unrechten Zeit vorgenommene Vermi
des Blutes, den ganzen Lauf der Krankheit in
nung bringen, den Patienten ſchwächen, und
förderung des Todes nicht wenig beytragen.
die Umſtände, ſo viel als möglich, genau bezeichn
mit niemand hierin ſo leicht einen Fehler begehen

Der Aderlaß findet zuvörderſt in dem Falle
wenn bey einer Kindbetterinn der Abfluß des
ſtehen geblieben, und aus den oben beſchrieben
zeigen zu vermuthen iſt, daß ein Frieſel aus
werde, oder wenn er auch ſchon wirklich ausgel
iſt. In ſolchen Verhältniſſen kann man noch v
Ausbruch des Frieſels die Ader ohne Bedenken
laßen; nur muß man nicht damit zaudern. Hi
mindert die Oeffnung der Ader alle Beängſtig
Schmerzen und Unruhe, und der Frieſel komm
alle Beſchwerden zum Vorſchein, wodurch der
in eine ſanfte Beruhigung geſetzt wird, oder es w
Ausſchlag dadurch noch mehr befördert. Ferner
Aderlaß auch in dem Falle nützlich, wenn man b
Kranken augenſcheinliche Merkmahle der Vollbli
wahrnimmt, und der Frieſel unbeſtändig iſt, daß
hervortritt, bald aber auch wieder verſchwindet,
eine äußerliche Urſache, und ohne daß die Leidenſ
Schuld an dieſer Veränderung ſind. Die Oe
kann an dem Fuße geſchehen, wenn das Blut ſta
dem Kopfe dringt. Nach dem Aderlaß läßt man
Thee trinken. Schädlich hingegen iſt der Aderlaß,
der Patient ſtark ſchwitzet, eine Schwachheit äuß

Puls klein und ſchnell ſchlägt, oder ſich gar Ohnmachten einſtellen.

Die flüchtige Eigenſchaft des Frieſels erfordert noch mehrere Regeln, welche bey der Cur zu beobachten ſind. Bey den meiſten Krankheiten dient es zu einer augenſcheinlichen Erleichterung, wenn der Kranke ſich eine Zeitlang außer dem Bette aufhält; bey dem Frieſel hingegen verhütet man das lange Sitzen, weil der Patient leicht in Ohnmacht fallen und den Frieſel zurücktreten kann. Bey dem Umwechſeln der Wäſche hat man eben die Vorſicht, welche ich bey dem bösartigen Fluß-Fieber, Th. XIV, S. 428, empfohlen habe, zu beobachten.

Aus der bisherigen Beſchreibung der Cur des Frieſels wird ein Jeder einſehen, daß es dabey mehr auf eine genaue Pflege und Diät, als auf die Arzeneyen ankomme. Auch die beſten Arzeneyen ſind vergebens, wenn jene beyden Stücke nicht gehörig beobachtet werden.

Ich füge noch von dem langwierigen (chroniſchen) Frieſel einige Anmerkungen bey. In den meiſten Fällen iſt dieſer ohne Gefahr; und er verurſachet nur einige leichte Beängſtigungen, wenn er verſchwindet. Ich habe verſchiedene Perſonen gekannt, welche mit dieſem Uebel behaftet geweſen ſind. Sie ſind von ihrer Plage dadurch befreyet worden, daß ſie 2 Theile von dem halliſchen Pulver wider die Schärfe, und 1 Theil von dem antiſpasmodiſchen, gebraucht haben. Ein hartnäckiger langwieriger Frieſel weicht nicht durch ſolche leichte Mittel. Es muß dabey eine genaue Diät beobachtet, zum öftern gelinde Abführungen gebraucht, und ein blutreinigender Trank von Chinawurzel, Saſſaparille, Klettenwurzel ꝛc. täglich getrunken werden. Der gewöhnliche Aderlaß muß niemahls verſäumet, auch dabey auf die goldene Ader geſehen werden.

Frieſiren, ſiehe Friſiren.

Friesisch, aus Friesland gebürtig, daselbst verfertigt; in Art der Friesländer, Friesländisch. Friesische Pfe de, so in Friesland geworfen worden; siehe unter Pfer

Friesische Reiter, eine Art von Schlagbaum; s he unter Reiter.

Friesländer, der aus Friesland gebürtig ist. Ein fri sches Pferd wird im gem. Leben gleichfalls ein Fri länder genannt. Der grüne Friesländer ist in ei gen Gegenden der Nahme des grünen Kopfsalates.

Frimas, siehe Reif.

Fringilla, siehe Fink.

Fringiren, ein aus dem Franz. fringuer entlehntes We welches bey den Färbern an einigen Orten üblich ist, unt viel bedeutet, als: das gefärbte Zeug stark auswinden o ausringen, indem man es zusammen drehet. Da das Fringeisen oder Fringireisen, der Haspel, verm telst dessen solches geschiehet, und welcher auch der Hen heißt; der Fringnagel u. s. f.

Das Franz. fringuer, stammet von dem deutschen ring Niederf. wringen, ab.

Friolet, eine Art Birn; siehe Th. V, S. 418.

Friperie, Fripier, siehe Trödel.

Friponnes, Fripons, bey den Confecthändlern, kleine ru Schachteln mit Quittenbrod oder Quittenlatwerge, sonderheit aus Orleans.

Friquet, Eyerschaufel; siehe unter Schaufel.

Frisch. 1. Eigentlich, kühl, ein wenig kalt; Nied frisk, Engl. fresh, Fr. frais, Schwed. frisk. D Wasser ist ganz frisch, kühl. Frische Luft schöp Ein frischer Keller, in welchem es kühl ist. Ein scher Trunk. Es ist heute ganz frisch, ein wenig k

2. Figürlich in verschiedenen Bedeutungen, we insgesammt von der kühlen Beschaffenheit der Luft des Wassers, und deren Wirkung auf den menschli Körper in der Hitze hergenommen zu seyn scheinen.

1) D

1) Noch unverdorben, was noch seine völlige Güte hat; Lat. Recens. Eine frische Ruthe, ein frischer Ast, im Gegensatze eines dürren. Frischer (grüner) Bast, frische Rinde. Frisches Wasser, welches noch nicht trübe ist. Besonders von Eßwaaren, im Gegensatze dessen was verdorben, riechend, faul ist. Frische Waaren. Frische Austern, frische Häringe. Das Fleisch ist noch frisch. Die Eyer sind nicht mehr frisch. Im Hüttenbaue wird frisch von Mineralien gebraucht, welche noch nicht todt gebrannt, sondern noch flüssig sind. Frische Schlacken, so von flüssigen Erzen kommen. Frisches Bley, zum Unterschiede von der Glätte; siehe Frisch-Bley. Frisch machen, das Kupfererz mit Frischbley reinigen; siehe Frischen. Frisches Gestein, im Bergbaue, festes Gestein, welches nicht brüchig ist, und keiner Zimmerung bedarf.

2) Was erst vor kurzem entstanden oder geschehen ist. (a) Was erst vor kurzem geschehen ist, nur in einigen Fällen. Jemanden auf frischer That ertappen, während der That, auf der That; welche That ehedem eine handhafte That oder Handlung genannt wurde. So auch als ein Adverbium für jetzt, erst. Frisch gekochte Speisen, die erst jetzt gekocht sind. Frisch abgeschnittene Zweige. Ingleichen für neu. Von frischem, von neuem. (b) Was erst vor kurzem in seinen gegenwärtigen Zustand versetzt worden. Frische Rosen, welche erst abgebrochen worden. Frisches Obst. Ein frisches Bett, welches erst überzogen worden. Frischer Schnee, welcher erst gefallen ist. Ein frischer Schmerz, welcher erst verursacht worden. Eine frische Wunde. (c) Was erst vor kurzem verfertiget worden, doch nur noch von solchen Dingen, welche zum Essen und Trinken dienen. Frisches Brod. Frischer Käse. Frisches Oehl, Bier. Frische Eyer, welche erst geleget worden. Frisches Fleisch, welches vor kurzem geschlachtet worden, zum Unterschiede des

ein-

eingesalzenen und geräucherten. Frische Fische. Fri
Butter, welche erst verfertiget worden. Frische Häri
welche vor kurzem eingesalzen worden. Frische Auß
frische Citronen u. s. f. welche erst angekommen
Die Waaren sind noch ganz frisch, sind erst vor kur
angekommen. In einigen Fällen auch von andern
gen für neu. Frische Fahrten einhängen, im B
Baue, für neue. Daß dieses Wort ehedem auch
jung überhaupt müsse seyn gebraucht worden, sch
aus dem Neutro frischen und aus dem Hauptw
Frischling zu erhellen.

3) Was noch nicht gebraucht ist, und daher
seine völlige Güte hat; eine Fortsetzung der vorigen
gur. Frische Kohlen, die noch nicht gebraucht wor
im Bergbau. Ein frisches Faß anstecken, so noch
angezapft worden. Eine frische Tonne aufmac
Frische Hunde anhetzen, die sich noch nicht müde ge
haben. Frische Pferde nehmen, Fr. prendre des
vaux frais, oder des relais; frische Mannschaft anrü
laßen, so ihre Kräfte noch nicht erschöpft haben,
Troupes fraîches. Dahin gehört auch die Redens
die Sache ist mir noch in frischem Andenken,
je suis encore frais de cela, j'ai la mémoire fraîch
cela, wenn dasselbe noch nicht geschwächet worden.

4) Munter, muthig, im gem. Leben und der
traulichen Sprechart. Frisch daran seyn. Frisch
Statten gehen. Frisch und gesund seyn. Frisch
munter seyn. Ein frischer Muth. Frisch gewa
ist halb gewonnen. Frisch einschenken. Sich fr
(hurtig) anziehen. Es gehet alles frisch von St
ten. Ich will frisch hinter einander wegschreib
Auch von Farben, für lebhaft. Eine frische (munt
Farbe; siehe Frische 1. Frischer Wind, in der S
Fahrt, ein günstiger ziemlich starker Wind.

In den meisten dieser figürlichen Bedeutungen lautet
im Niederl. frisch, und mit Versetzung des r vorsch, varok.

D

Dän. frisk, fersk, im Angels. fersch, im Engl. fresh, im Holländ. frisch, versch, im Franz. frais, im Ital. fresco, im Schwed. frisk und fersk, im mittlern Lat. freschus, friscus.

Frisch-Bäcker, diejenigen Bäcker, welche alle Tage, wenn die Reihe sie trifft, frisches Brod backen, oder, wie man im gem. Leben sagt, das Frischbacken haben.

Frisch-Bley, im Hüttenbaue, frisches Bley, d. i. Bley, welches in seiner wahren metallischen Gestalt vorhanden ist, zum Unterschiede von der Glätte, welche ein verdorbenes, in Kalk verwandeltes Bley ist. In diesem Verstande wird sowohl das aus dem Erze geschmelzte, als auch das aus der Glätte wieder hergestellte Bley Frischbley genannt. In engerm Verstande führt nur das letztere diesen Nahmen. Siehe Frisch 2 (1), Frischen, und in den Supplementen Anfrischen.

Frisch-Boden, siehe Th. X, S. 615.

Frisch-Eisen, auf den Eisenhämmern. 1. Eisen, welches in den hohen Oefen sich zu sehr sammelt und nicht fließen will; weil es durch das allzu starke Gebläse nur weder hart und frisch, d. i. kalt geblasen wird.

2. In einem entgegen gesetzten Verstande auch nochmahls geschmelztes und gereinigtes Eisen; siehe Frischen 3; und Th. X, S. 613.

Frisch-Esse, auf den Eisen- und Stabhämmern, eine Esse, in welcher das aus dem hohen Ofen gekommene Eisen gefrischet, d. i. nochmahls geschmelzet und gereiniget wird; siehe Frischen 3; und Th. X, S. 613.

Frisch-Feuer, (Rheinländisches) s. Th. X, S. 619.

Frisch-Gestübe, siehe unter Gestübe.

Frisch-Glätte, siehe unter Glätte.

Frisch-Herd, oder Frisch-Ofen, in dem Hüttenbaue, 1. derjenige Ofen, in welchem dem Schwarzkupfer Bley zugesetzet wird, um es dadurch von dem Silber zu scheiden; siehe Frischen 4.

2. In den Eisen- oder Stabhämmern, der Herd, wo die Eisengänse gefrischet, oder von neuem geschmelzet werden; siehe Frischen 3; und Th. X, S. 613.

Frisch-

Frisch-Knecht, siehe unter Frischer.
Frisch-melk, siehe unter Melk.
Frisch-Ofen, siehe Frisch-Herd.
Frisch-Pfanne, in den Seigerhütten, eiserne Pfannen, worin das Kupfer gefrischet, d. i. zu Seigerstücken gegossen wird; siehe Frischen 4.
Frisch-Schlacken, in dem Hüttenbaue, frische Schlacken, d. i. Schlacken, welche von flüssigen Erzen kommen, und gute Zuschläge abgeben; siehe Frisch 2 (1).
Frisch-Stück, in den Seigerhütten, diejenigen Erzkuchen oder Stücke Schwarzkupfer und Bley, welche bey dem Frischen des Kupfers entstehen, und auch Seiger-Stücke genannt werden; siehe Frischen 4.
Frisch-Zacken, im Hüttenbaue, lange dicke eiserne Platten, womit der Frischherd auf den Eisenhämmern ausgesetzet wird; siehe Th. X, S. 615.
Frische, die Frische, das Hauptwort von dem Beyworte frisch, welches aber nur in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

1. Bey den Mahlern bedeutet die Frische der Farbe, insonderheit der Fleischfarbe, Fr. Fraîcheur de la couleur, die wahre und schönste Farbe, die man einer Figur, insonderheit ihren fleischigen Theilen, gibt. Die Frische des Colorits, Fr. Fraîcheur du coloris, eine der Natur glücklich nachgeahmte Lebhaftigkeit der Tinten.

2. Bey den Jägern, ein wasserreicher Ort, wo das Wild sich frischet, oder erfrischet; siehe Frischen 1.

Frischen, ist in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum, frisch machen, doch nach der verschiedenen Bedeutung dieses Wortes auch in verschiedenem Verstande.

1. Kühl machen, wofür doch erfrischen üblicher ist. Indessen kommt sich frischen in diesem Verstande noch bey dem Logau vor. Auch bey den Jägern frischet sich der Hund oder ein Thier, wenn es trinket, wo es auch als ein Neutrum gebraucht wird, der Hund, das Thier frischet.

2. Wa

2. Was verdorben, unkenntlich ist, wieder gut und kenntlich machen, in einigen einzelen Fällen. So frischen die Büchsenschmiede ein gezogenes Rohr, wenn sie es aufs neue reifen, oder ausziehen. Siehe in den Supplementen Auffrischen. Die Hunde frischen, oder ausfrischen, bey den Jägern, ihnen eine Purganz eingeben; siehe Frischung 3.

3. Eine Sache nochmahls bearbeiten, um ihr dadurch einen höhern Grad der Güte zu ertheilen; auch nur als ein Kunstwort in verschiedenen einzelen Fällen. So wird das aus dem hohen Ofen gekommene Eisen gefrischet, wenn es nochmahls geschmelzet wird, um es zu reinigen; siehe auch Frisch-Eisen, Frisch-Esse, Frisch-Herd, und Th. X, S. 613. Die Goldarbeiter frischen die Fugen, welche sie zusammen löthen wollen, wenn sie solche auffeilen, oder von neuem glatt feilen.

4. Wieder herstellen, auch nur im Hüttenbaue, wo man die Wiederherstellung des Bleyes aus der Glätte frischen nennet; siehe Frisch 2 (1), Frisch-Bley, Frisch-Herd, Frisch-Pfanne, Frisch-Stück. Auch die Arbeit, da man solches Frischbley oder auch nur Glätte zu dem rohen Kupfer setzet, um vermittelst derselben das Silber aus dem Kupfer zu ziehen, heißt frischen.

5. Eine Zeche mit Stollörtern frischen, im Berg-Baue, Stollörter in derselben machen.

Daher die Frischung; siehe solches weiter unten besonders.

II. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. Junge werfen, ferkeln, wo dieses Wort doch nur von den wilden Sauen im Jagdwesen üblich ist. Die Bache hat gefrischet. Gefrischte Jungen; daher Frischling. Frischer, auf den Eisenhämmern, ein Arbeiter, der das Frischen des Eisens verrichtet; siehe Frischen 3. Der Knecht oder Gehülfe des Frischers, wird der Frisch-Knecht genannt; siehe Th. X, S. 613.

Friſchling, (welches von Vielen irrig Fröſchling geſprochen und geſchrieben wird,) in dem Jagdweſen ein junges wildes Schwein, bis es ein Jahr alt iſt; ſiehe Schwein. (Wildes).

Friſchung. 1. Die Handlung des Friſchens, in allen Bedeutungen des Activi.

2. Waſſer, ſo fern es den Hunden zum Getränke dienet, bey den Jägern. Die Hunde nehmen Friſchung, wenn ſie ſaufen. Den Hunden die Friſchung hohlen.

3. Eine Purganz, auch nur bey den Jägern und von den Hunden gebraucht. Den Hunden eine Friſchung geben; ſiehe Friſchen 2.

Friſe, ſiehe Fries.

Friſette, ſiehe Cotonnée, Th. VIII, S. 406.

Friſiren, ein Wort, welches aus dem Franz. friſer, kräuſen, kraus machen, entlehnt iſt, und vornehmlich in folgenden Fällen im gemeinen Leben gebraucht wird.

1. Bey den Tuchbereitern, ein Tuch oder ſonſt einen tuchartigen und wollenen Zeug friſiren, d. i. die Oberfläche (oder rauhe Seite) des Zeuges aufkratzen, und die Wolle dergeſtalt in die Runde unter einander reiben, daß ſie kraus wird, und ſich in kleine, dicht neben einander ſitzende Knötchen oder Zöpfchen zuſammen drehet. Ueberhaupt werden daher alle wollene Tücher oder Zeuge, welche entweder auf der rechten oder auf der verkehrten Seite etwas gekräuſeltes haben, friſirte Tücher oder Zeuge genannt. Dieſe Tuch- oder Zeug-Krauſe, die man ſchon vor Alters in den Ratinen (*) gehabt hat, war ſonſt den Tuchmachern in Deutſchland nicht bekannt, hernach aber haben es die Tuchſcherer als eine ihrer vornehmſten Arbeiten bekannter gemacht, und nennen

(*) Weil die Ratine vornehmlich auf dieſe Weiſe bearbeitet werden: ſo rührt auch die franzöſiſche Benennung ratiner, welche mit friſer von gleicher Bedeutung iſt, eben daher.

nennen es auch courtoniren oder narbicht machen, ingleichen criſpiren. Auf der verkehrten Seite werden gemeiniglich nur die zur Trauer beſtimmten ſchwarzen Tücher, auf der rechten Seite aber die Ratine friſirt. An einigen Orten wird dieſe Arbeit unter die Meiſterſtücke mit gerechnet. In England hat man dieſe Arbeit beſonders ſchön gemacht, und uns allerhand criſpirtes oder friſirtes Zeug, unter verſchiedenen Nahmen, z. E. Töffel ꝛc. geliefert, welche aber nunmehr ebenfalls bey uns verfertiget werden.

Sonſt nennt man auch wohl die Draps d'Or und Draps d'Argent friſirt, wenn ſolche auf der rechten Seite nicht recht glatt, ſondern auf der Oberfläche etwas gekräuſelt und ungleich ſind; und dieſe werden insgemein für die reichſten geachtet.

Nicht ſowohl anjetzt, als vor einiger Zeit, machte die Mode die friſirten Tücher beliebt. Heut zu Tage friſirt man wenigſtens noch die Flanelle, und zuweilen auch den von allerhand Farben beſtehenden Moll, welcher ſtark zu Ueberröcken gebraucht wird. Durch das Friſiren wird die Wolle auf der rechten Seite eines Tuches oder tuchartigen Zeuges kraus, und es entſteht hierdurch eine Knoſpe (ein Knötchen oder Zöpfchen) neben der andern. Es kann aber ein ſolches Friſiren der Tücher eben nicht vortheilhaft ſeyn; denn, wenn ſich die Knoſpen abgetragen haben, welches leicht geſchieht, ſo iſt das Tuch kahl und ohne Bedeckung.

Grobe Tücher pflegen die Tuchmacher zuweilen mit einer ſo genannten Handſcheibe zu friſiren. Dieſe hölzerne Scheibe hat an der obern Seite einen Stiel, auf der untern aber eine Bedeckung von Sand und zerſtoßenem Glaſe, welches mit Leimwaſſer aufgetragen, und, wenn es trocken iſt, glatt abgerieben wird. Die Haare oder die Wolle des Tuches bleiben beym Scheren lang ſtehen, und beym Flanell und Moll werden bloß die obern Spitzen abgeſchnitten. In dieſer Beſchaffenheit leget man den Zeug auf einen gepolſterten Tiſch, beſtreicht

ſtreicht ihn mit einer Salbe, die aus fettigen und ö
gen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wird, und reibet
der Oberfläche des Tuches mit der vorgedachten Sche
ſo daß man dieſe im Kreiſe herum drehet. Allein, d
Arbeit iſt mühſam, und gibt dem Zeuge doch keine re
Friſur. Einige Tuchſcherer friſiren das Tuch vermitt
Bimsſteins mit den Händen, welches aber eine ſaure
langweilige Arbeit iſt; und es muß für die Elle 1 bi
Groſchen bezahlt werden. Weil nun alle dieſe Kun
griffe nicht allzu wohl von ſtatten gehen, auch ſehr mi
ſam, und bey einer großen Menge Zeuge oder Tüch
welche friſirt werden ſollen, überhaupt ſehr langſam
nicht wohl anzubringen ſind: ſo hat man zu dieſer
ſicht eine ſehr künſtliche und ſinnreiche Maſchine erfu
den, welche eigentlich die Friſirmühle, Fr. Friſe, o
Friſoir, genannt wird, wodurch dieſe Arbeit um
Großes erleichtert und gefördert wird. Dieſe Maſch
haben die Franzoſen zuerſt erfunden, und von ihnen
ſie Deutſchland angenommen. Eine ſolche Mühle ka
entweder durch Menſchenhände, oder durch ein Pfe
oder auch durch das Waſſer, in Bewegung geſetzt w
den, ohne daß es nöthig iſt, die innern und weſentlich
Theile abzuändern. Wenn man ſich von dieſer M
ſchine, welche aus ſehr vielen künſtlich zuſammengeſe
ten Theilen beſteht, einen deutlichen Begriff mach
will, ſo muß man ſich vorſtellen, daß die Bewegu
derſelben von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, damit a
und jede Theile eines Stücks Zeuges ganz langſam u
beſtändig gleichförmig durch diejenigen Theile der M
ſchine, welche die Mühle genannt werden, gehe
Dieſe Maſchine dient nun eigentlich dazu, daß der obe
Theil derſelben, welcher mit Leim beſtrichen, und über di
ſen mit ganz feinem Sand beſtreuet worden, dergeſta
daß beyde Schichten zuſammen genommen, wenigſte
den vierten Theil eines Fingers dick, und ſo gut als mö
lich geebnet ſind, deſto hurtiger beweget werde.

Fig. 798, ſtellt eine ſolche Maſchine vor, welche durch ein Pferd in Bewegung geſetzt wird. Es ſteht dieſelbe in einem geräumigen Gebäude, welches in zwey Böden abgetheilt iſt. a iſt der untere Boden; b, der obere. In dem untern Boden befindet ſich eine verticale Welle c, welche 12 Fuß hoch, und 10 Zoll im Durchſchnitt dick iſt. Dieſe Welle geht bis an den Boden des obern Stockwerkes, wo ſie mit ihrem Zapfen in einer Pfanne d, welche in dem Balken des Bodens angebracht iſt, ſich um ihre Achſe drehet, ſo wie ſich ſolche mit ihrem unterſten Zapfen auf dem untern Boden in e gleichfalls in einer Pfanne umdrehet. Ungefähr 4 Fuß von der Erde, hat dieſe Welle Speichen f, auf welches ein großes Stirnrad g lieget. Die Speichen ſind ſo lang, daß das Rad 10 Fuß hoch über der Erde liegt. Das Stirnrad greift in einen Drilling h, welcher vertical neben dem Stirnrad auf einer Welle i ſteckt. Dieſe Welle läuft mit ihren Zapfen in einer Pfanne des Gerüſtes. Der Drilling iſt ungefähr 15 Zoll hoch, und die Scheiben deſſelben haben 20 Zoll im Durchmeſſer. Er hat 12 Stöcke. Nahe an dem Fußboden auf dieſer Welle i, ſteckt ein horizontales Kammrad k, welches mit ſeinen Zähnen in einen horizontalen Drilling l greift. Dieſer Drilling ſteckt auf einer gleichfalls horizontal liegenden Welle m. Neben dem Drilling l befindet ſich ein Kammrad n, ſo wie auch auf dem andern Ende eben ein ſolches Rad o anzutreffen iſt. Von dieſen beyden Kammrädern, n und o, ſetzt jedes einen kleinen Drilling p, welcher vertical auf einer eben ſo geſtellten eiſernen Welle ſteckt, in Bewegung. Da man aber vor den Säulen des Gerüſtes ſolche nicht gut ſehen kann, ſo werde ich ſie in einer beſondern Zeichnung vorſtellen.

Dieſe Welle mit ihren Drillingen läuft mit ihren untern Zapfen in einer am Boden angebrachten Pfanne, wie Fig. 799, a zeiget; das obere Ende der Welle aber dreht ſich in einer kupfernen Pfanne b, welche 8 Zoll lang, 2 dick, und 3 breit iſt. Dieſe obere Pfanne iſt mit Schrauben an dem untern Theile der Mühle oder Kratze c feſt geſchrauben. Das Ende dieſer Welle d, welche nicht mit der Achſe in gleicher Linie liegt, ſondern nach der Seite gebogen iſt, endiget ſich in der obern Mutter e, welche an den obern Theil der Mühle f mit Schrauben g feſt geſchrauben iſt. Dieſe Art von gebogenen Haken d, geht in das Loch dieſer Pfanne, Fig. 800, hinein, und beweget ſich in derſelben hin und wieder. Weil nun die äuſſerſte Krümmung deſſelben, während der Bewegung, einen Zirkel beſchreibt, deſ-

ſen Mittelpunct in der Achſe liegt, ſo wird dadurch die Pfanne e, Fig. 799, wie auch der obere Theil der Mühle f, woran ſolche befeſtigt iſt, in eben eine ſolche Art der Erſchütterung und zirkelrunden Bewegung geſetzt, als welche erfordert wird, wenn der Zeug verlangter maßen die erwähnten Knöpfchen erhalten ſoll.

Die Mühle ſelbſt, oder diejenigen Theile, welche das Friſiren bewerkſtelligen, ſind folgende: Ein doppeltes Gerüſte von ſtarkem Zimmerholz, wovon der Untertheil q, Fig. 798, auf der Welle der Drillinge p ruhet, als worin der Zapfen d, Fig. 799, der Welle durchgehet. Der Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, iſt ein ſchweres Stück, welches ungefähr 6 Zoll breit iſt. Unter dieſem Obertheil iſt ein Bret angebracht, welches mit Leim beſtrichen, und mit feinem Sande überſtreuet wird, ſo, daß es durch beyde Materien einen Ueberzug ¼ Fingers dick erhält, welcher aber ſehr geebnet iſt. Die Puncte in der 799 Fig. bezeichnen das Bret, bey f des Obertheils der Mühle. Da daſſelbe ſchwer iſt, ſo muß es durch ein Hebezeug in die Höhe gehoben werden. Zu dieſer Abſicht iſt oben über der Maſchine, am Balken, an einer eiſernen Stange h, Fig. 799 eine andere wagerechte Stange i an einem Bolzen k beweglich angemacht; und an dem Ende l ſind zwey ſtarke Stricke an den Enden des Obertheils der Mühle in m mit Ringen befeſtigt, damit, wenn man an dem Ende der Stange i ziehet, vermittelſt der Stricke der Obertheil in die Höhe gehoben werde, um den Zeug unterlegen zu können.

Der Untertheil der Mühle q, Fig. 798, iſt mit kurzen Haaren ausgeſtopft, mit einem recht glatten Plüſch überzogen und an beyden Seiten des Holzes recht ſtramm ausgeſpannt. Auf dieſen Untertheil kommt der zu friſirende Zeug zu liegen, weshalb er eine weiche und gleiche Unterlage haben muß. Wenn nun der Obertheil r, Fig. 798, und f, Fig. 799, mit dem Hebel ik in die Höhe gehoben wird, ſo kann man das zu friſirende Tuch darunter legen. Damit aber auch der friſirte Zeug, welcher nicht allzu lange unter den Gängen bey dem Friſiren liegen bleiben muß, auch allmählich wieder von der Mühle gebracht werde, ſo wird ſolches folgendergeſtalt bewerkſtelliget. Die Welle m, Fig. 798, des Getriebes l, drehet zugleich ein Getriebe oder einen Drilling s mit nn, welches die Welle an ihrem Zapfen horizontal ſtehen hat. Dieſe greift in ein Stirn-Rad t, welches abermahl das an ſeiner Welle befeſtigte Getriebe u mit ſich herum drehet; dieſes Getriebe greift fern

in ein großes Stirnrad v, welches auf einer horizontal liegenden Welle w ſteckt, welche eigentlich ein, der ganzen Länge der Maſchine nach, mit einer Wollkratze (oder einem Leder, worauf ſich mehrere Reihen eiſerner Haken befinden) umgebener Cylinder iſt, und wälzet ſolche mit herum. Dieſer letztere Mechanismus und dieſe Welle dient dazu, das friſirte Tuch von der Mühle herunter zu ziehen; denn die kleinen kratzenmäßigen Haken faſſen in das Tuch, und ziehen daſſelbe ganz langſam herunter.

Unter der Walze und Mühle ſteht ein Schragen x, worin das Tuch zum Friſiren liegt, und worauf daſſelbe zur Mühle geleitet wird.

Damit aber auch das zu ſeifiende Tuch recht ſtramm und gleich in die Mühle geleitet werde, ſo ſind hinter der Mühle, der Länge nach, 3 Stangen angebracht, durch welche geſchlungen das Tuch zu den Gängen qr geleitet wird. Man findet ſolche in Fig. 801 beſonders vorgeſtellt. Dieſe 3 Stangen liegen hinter der Mühle horizontal, und es geht das Tuch unter der Stange a über der Stange b, und endlich unter der Stange c, nach der Mühle.

Damit nun dieſe Maſchine in Bewegung gebracht werden könne, ſind lange Stangen y an die Speichen des großen Rades t, Fig. 798, und an deren Ende wieder Schwengel z angebracht, woran ein Pferd angeſpannet werden kann. Damit aber das Pferd in ſeinem Kreislaufe bleibe, und nicht ausweichen könne, ſind an die Welle c Stangen zz angemacht, woran das Pferd mit ſeinen Halftern angebunden werden kann, damit es in gleichem Gange erhalten werde. Damit aber auch die Walze w ihren Endzweck erreiche, das Tuch mit ihren Haken zu faſſen, und ſie ſolches nicht bewerkſtelligen könnte, wenn das Tuch frey hinge: ſo iſt vor dieſer Walze eine Stange aa angemacht, damit das Tuch zwiſchen der Walze und der Stange, dicht neben ihr herunter gehe.

Ich komme nunmehr auf die beſondern Handgriffe, welche zu dem Friſiren gehören. Man ſchlägt zuvörderſt das Tuch oder den wollenen Zeug über einen Tiſch ſchlangenweiſe über einander in Falten, reiniget es aber dabey von den Knoten. Ich habe bereits oben erwähnt, daß man das Tuch, welches man friſiren will, nicht allzu lang ſcheren, ſondern die Haare der Wolle lang laſſen muß, weil es ſonſt nicht möglich wäre, daß man die Zöpfchen zuwegen bringen könnte. Wenn nun alſo das Tuch auf ſolche Art gefaltet, und von den Knoten gereiniget worden,

leget man daſſelbe ſo gefaltet in den Schragen unter der Mü
Das letzte Ende deſſelben wird mit einem andern Stücke T
vereiniget, jedoch nicht vermittelſt einer Naht durch einen
den, ſondern vermittelſt eines Drahts; ſiehe Fig. 802.
wird nähmlich der Draht durch das eine Ende des Stücke
und durch das andere Ende des Stücks b durchgeſtochen,
dergeſtalt vereiniget, daß ein Ende über dem andern zu lie
kommt, wie bey c d zu ſehen iſt.

Wenn nun die Mühle zum Friſiren in den Stand ge
werden ſoll, wird der obere Theil der Mühle, r, Fig. 7
oder f, Fig. 799, vermittelſt der Stange oder des Hebe
Fig. 799, in die Höhe gehoben. Alsdenn nimmt man
Stück Tuch, welches mit dem neuen zu friſirenden Tuche
einigt iſt, und zieht es über und unter die drey Stangen a
Fig. 801, durch, ſo weit, daß das Ende des Tuches genau
den gepolſterten Untertheil q, Fig. 798, oder e, Fig. 799,
liegen komme. Sodenn läßt man den Obertheil der Mü
darauf, und ſtellet obenauf Stäbe, b b, Fig. 798, welche
dem Obertheil der Mühle, und dem Gerüſte c c, geſtützet w
den, damit die Mühle nicht wanke. Das Stück Tuch, w
ches aus der Mühle heraus hängt, wird nach der wie e
Kratze geſtalteten Welle w, zwiſchen den Stab a a geleitet,
um die Welle etwas umgeleget, damit, wenn ſolche herum
het, ſie gleich anfänglich im Stande ſey, vermittelſt ihrer
ken das Tuch herunter zu ziehen. Denn, wenn die Mühle
Gange iſt, ſo ſteht ein Arbeiter mit einer Krücke, und ſtößt d
von der zackigen Welle herunter gezogene Tuch beſtändig
den Haken, damit dieſe beſtändig friſches Tuch ziehen kön
Ein anderer Arbeiter gibt Acht, daß das Tuch auf dem Sch
gen x gerade und gleich nach der Mühle zu gehe, und ke
Runzeln oder Falten mache, weil ſonſt dieſer Theil, wo F
ten ſind, nicht friſiret würde, ſondern ſogenannte Ratzenſchwä
ze darſtellete.

Wenn, gedachter maßen, das Tuch in der Mühle lieg
und dieſe in Bewegung geſetzt werden ſoll, ſo ſpannt man
Pferd an die Stange y, und mit der Halfter an die Stange
läßt daſſelbe im Kreiſe herum gehen, und ſetzt ſolchergeſtalt
Mühle in Bewegung; denn der Zapfen d der Welle d
Drillings p, indem er ſich in der obern kupfernen Pfanne
Fig. 799 und 800, im Kreiſe herum beweget, ſetzt den Ob
Theil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, in eine
rende Bewegung, und zieht, vermittelſt ihrer mit Leim

Sa

Sand bestrichenen Fläche, die Haare in gerundete Zöpfchen, oder rollet sie vielmehr im Kreise zusammen. Die Stäbe bb sind deswegen aufgesetzt, und unter das Gerüste cc gestützt, damit sie auf dem Tuche, welches frisirt wird, dicht aufliegen, und die dadurch bewerkstelligte Erschütterung ihre Absicht erreiche. Da das Getriebe s dazu bestimmt ist, die Getriebe und Räder t, u, v in Bewegung zu setzen, so geschieht dieses darum, damit die kratzige Welle w ganz langsam sich herum wälze, um den Zeug aus der Mühle zu ziehen.

In der 798 Fig. bey dd sieht man, wie das Tuch aus dem Schragen x, nach der Mühle q und r, und von da wieder zwischen der Stange ss nach der mit Häkchen besetzten Welle w geht. Wenn das ganze Stück Zeug die Mühle durchgegangen ist, wird der obere Theil der Mühle in die Höhe gezogen, und man klopfet denselben mit einer Ruthe aus, damit keine kurze Wolle darauf sitzen bleibe. Sodenn wird das Stück wieder in den unter dem Tische befindlichen Schragen geleget. Ueber dieses wird es ausgebreitet, und von einem Ende bis zum andern mit einer, wie ein kleiner Besen gestalteten, Bürste ausgefeget, um es alsdenn zum zweyten mahl zu frisiren, welches auch wohl bis zum dritten mahl wiederhohlet wird, je nachdem das Tuch oder Zeug gut oder schlecht frisiret werden soll.

Will man die etwa wegen der Falten entstandenen schadhaften oder unfrisirt gebliebenen Stellen, oder die Ratten-Schwänze, wieder heraus haben, so fährt man mit einer Kardetsche, wider den Strich der Wolle, darüber her, da alsdenn solche Stellen, nachdem dadurch die Wolle in die Höhe gebracht worden, ungleich besser frisirt werden, als die übrigen.

Die Arbeit bey dem Frisiren der Tücher geschieht auf einerley Art, außer daß solche manchmahl weniger oder auf eine etwas andere Art verrichtet wird, nachdem nähmlich die Tücher feiner oder gröber sind. Es sind dieses aber besondere Handgriffe, welche durch viele Erfahrung und öfters angestellte Versuche erlernt werden.

Man kann auch durch das einzige Rad g, Fig. 798, die Maschine dermaßen vervielfältigen, daß zugleich vier solche Mühlen in Bewegung gesetzt werden können, indem das Rad so gestellet wird, daß von allen vier Seiten dergleichen Getriebe mit ihren Wellen in Bewegung gesetzt werden können.

Hrn. Prof. Beckmann Anleitung zur Technologie, Gött. 1777, 2. S. 33.

Die Tuchfrisirerkunst, von Hrn. Duhamel, fl. im 6 B. Schaupl. der Künste und Handwerke, Leipz. und Königs. 1767, gr. 4 S. 1 — 16, u. 5 K. T.
(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff der menschlichen Fert keiten und Kenntnisse, 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 296.
Jacobsson Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deut land, 2 Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 284 — 295.
Sprengels Handwerke und Künste, 14te Samml. B 1776, 8. S. 340 — 347.

2. Die Kopfhaare nach der Kunst kräuse

welches eigentlich eine Arbeit der Perrückenmacher Nachdem aber heut zu Tage sowohl bey dem männ chen als weiblichen Geschlecht die Haartouren von fre den und eigenen Haaren Mode geworden, so ist bey he eine besondere Profession der Frisirer oder Friseu entstanden, welche an vielen Orten noch von den P rückenmachern unterschieden sind.

Unter die Vorbereitungen der Haare, welche zu Verfertigung der Perrücken erfordert werden, gehört unter andern auch das Kräuseln oder Krausen der s tirten Haare. In dieser Absicht befestiget der Perrück macher ein Packet nach dem andern an den zusamm gebundenen Köpfen neben dem Rande eines Tisches einem hölzernen Schraubenstock, oder einem and hierzu schicklichen Instrument, und zwar so, daß Spitzen der Haare gegen ihn zu gekehrt sind. Auf Spitzen leget er oberhalb den dünnern Mittelheil ei Kräuselholzes, und unterhalb breitet er auf den sämm lichen Haarspitzen einen Streif Papier aus, damit d Spitzen beym Kräuseln nicht ausspringen, siehe S 803. Ein solches Kräusel- (Kraus- oder Frisi Holz, Fr. Bilboquet, à, ist ein rundes Stäbchen Buchsbaum- oder anderm harten Holze verfertigt, wa 2 bis 3 Zoll lang, und in der Mitte merklich d ner, als an beyden Enden. Der Perrückenmac muß mehrere Krausehölzer von verschiedener Dicke ben. Zur Stirnkrause (Toupet) sind die Frisirhö kleiner, zu den übrigen Krausen gröber, weil dazu

gerts und mehreres Haar kommt. Manche pflegen auch vor dem Kräuſeln ein Packet langer Haare zu theilen, und auf zwey Friſirhölzer zu wickeln, weil es Kräfte und Mühe erfordert, ein ſtarkes Packet von langen Haaren aufzuwickeln.

Was nun zuvörderſt das **Friſiren oder Accommodiren der Perrücken** betrifft, ſo kämmt der Perrückenmacher, nach dem Annähen der Treſſen die ſämmtlichen Haare der Perrücke mit einem Friſirkamm (ſiehe unter **Kamm**) aus einander, damit jedes an ſeinen gehörigen Ort zu liegen komme. Alsdenn ſchmiert er die ſämmtlichen Haare mit weicher Pomade, welche aus Schweinſchmalz, Wachs und wohlriechenden Oehlen verfertiget wird, ein, und pudert ſie, wodurch ſie ſich auflockern. Nach dem Pudern ſchneidet er die Schnüre ab, nimmt die Perrücke von dem Montirungs- (Form-) Kopf, und hängt ſie auf einen Perrückenſtock. Auf dieſen befeſtiget er ſie an den Schläfen mit zwey Schnüren, ſtreicht alsdenn die Vorderhaare der Tour mit einem Kamm zurück, und bügelt ſie mit einem warmen Bügeleiſen, damit ſie ſich hinlänglich niederlegen, und nicht wieder aufſteigen. Hierauf zertheilt er die Seitenhaare, und bey den Stutzperrücken auch die Hinterrangen in Locken, toupirt jede Locke mit dem Friſirkamm, lockert ſie hierdurch auf, ſchlägt ſie mit dem Kamm um einen Finger, und gibt ihr die gehörige Form und Lage. Die Fronte toupirt er gleichfalls, und gibt ihr nach der Mode mit dem Kamm die gehörige Geſtalt. Hierbey ſtreicht er die Haare mit einer harten Pomade, welche aus Talg, Wachs und wohlriechenden Oehlen zuſammen geſchmolzen wird. Er befeſtigt auch wohl die Locken mit Haarnadeln, und gibt ihnen hierdurch die erforderliche Lage und Haltbarkeit. Uebrigens muß der Perrückenmacher ſchon bey Verfertigung der Perrücke die Anlage ſo machen, daß er ſie nach der Mode friſiren kann. Zuletzt wird die Perrücke gepudert.

Bey

Bey eigenen Haaren ist der Perrückenmacher auch Friseur; und hierdurch wird der Schade wieder ersetzt, welcher daraus entsteht, daß die Perrücken jetzt nicht mehr so Mode sind, als vordem. Unterdessen entgeht ihm doch in diesem Falle dadurch vieles, daß es in großen Städten bloße Friseurs gibt, welche übrigens nichts mehr von der Perrückenmacherkunst verstehen, sondern das Frisiren nur aus dem Zusehen und aus der Uebung erlernt haben.

Bey dem Frisiren der Haare des Kopfes an Mannspersonen, werden dieselben von dem Friseur wohl durchgekämmt, das hintere Flechthaar von dem Seitenhaar abgesondert, und das Hinterhaar am Kopfe fest zusammen gebunden. Er verschneidet die zerscheitelten Seitenhaare mit der Scheere dergestalt schräge hinter dem Kamme, daß die untersten Haare stuffenweise länger, und die der Scheitel nahe liegenden, immer kürzer gelaßen werden. Hieraus entstehen gleichsam Etagen zu den Locken. Auf gleiche Art wird auch das Haar von der Scheitel bis an die Seitenhaare herab stuffenweise verschnitten, um hernach diese Scheitelstockwerke (Fronte), wie die Stirnkrause (das Toupet, Toupee) mit der heißen Frisirzange in Locken aufzurollen.

Statt dessen bringt es die jetzige Mode so mit sich, daß man dieses Haar der Scheitel an der Haut ganz kurz, und wie gestachelt, in Gestalt einer Kehrbürste verschneidet, daher man ihm auch die aus dem Französischen entlehnte Benennung Vergette gibt. Es ist dabey kurz, straubig, und wird nicht weiter gekräuselt. Das Toupet wird mitten über der Stirn etwas länger gelaßen, als gegen die Schläfe zu, und nach einer geraden Linie verschnitten. Nach dem Verschneiden der Haare, leget man mit der Ecke des Frisirkammes etwas Haar aus einerley Schicht zusammen, und bieget die Spitze dieses beschnittenen Seitenhaares zu einer Locke um, um welche man ein dreyeckiges Papier herum fal-

zet,

get, und es nach dem Hinterkopfe zuſammen drehet, damit die Haarlocke nicht wieder zurück laufen möge. Dieſes heißen die Lockenpapiere (Papilloten), und das Einſchlagen der Haare in dergleichen Papiere wird das Papillotiren genannt. Wenn die Haare um den ganzen Kopf aufgewickelt ſind, werden dieſelben gebrannt. Hierzu hat der Friſeur zwo verſchiedene Arten von Eiſen. Das eine, das Friſireiſen, das Querſcheiſen, oder die Brennzange genannt, Fig. 804, iſt wie eine Zange, und an dem Ende mit zwey Backen, welche inwendig glatt ſind, gemacht. Das andere, das Schnabeleiſen, Toupeteiſen, oder die Toupetzange, Fr. Fer à toupet, genannt, Fig. 805, ſieht einer länglichen Scheere gleich, welche ſtatt der beyden Klingen oder Arme, eben ſo viel eiſerne Stäbe hat, deren einer rund, und der andere hohl iſt, daß jener in dieſen hinein paſſet. Es muß dieſes Eiſen gut ſchließen, beſonders an der Spitze, oder es muß der rundliche Arm in der Rinne des andern überall gleich anliegen. Man zieht diejenige vor, deren Vernietung nicht zu ſehen iſt. Das Querſcheiſen muß niemahls über Kohlen, ſondern beſtändig in der Gluth heiß gemacht werden. Wenn es die nöthige Hitze hat, welches man daran erkennt, wenn es ein Papier nicht mehr ſchwarz brennet, ſo wird eine Papillote nach der andern dazwiſchen gefaſſet, und ein wenig, entweder eine kürzere oder längere Zeit gedrückt, nachdem das Eiſen mehr oder weniger heiß iſt; es iſt aber beſſer, daſſelbe ſo heiß, als es das Haar leidet, zu gebrauchen, weil man alsdenn jede Papillote in kürzerer Zeit brennen kann. Aus dieſer Urſache pflegt man auch mehrere dergleichen Eiſen zu haben und in das Feuer zu legen, wenn man die Haare auf dem ganzen Kopfe brennen will. Es bleiben ſolchergeſtalt die Haare etliche Stunden lang, natürlichen Locken gleich, aufgerollt, da die Wärme einen Theil von den Materien der Haare heraus getrieben, wodurch ſie ſich zu krümmen genöthiget

get werden, bis die verkürzten Haarfasern und ausgeleerten Markbläschen von neuem ihre Elasticität von dem Blute, oder von der Nässe der Luft erreichen, aufschwellen, und die Kräuselung (Frisur) völlig vertilgen. Selbst die Erschütterung des Windes, und alle Bewegungen, spannen die Haare wieder gerade aus, wie sich ein trockner Schwamm vom Wasser ausdehnt. Werden indessen die Haare zu oft gebrannt, so verlieren sie nach und nach alle ihre Elasticität, sie werden kraftlos, ihr Glanz und ihre Ründung verschwinden, sie zerbrechen vor der Zeit, und der Kopf wird davon so dünnhärig, daß man, statt des eigenen Haares eine Perrücke aufsetzen muß.

Wenn die Papilloten wieder erkaltet sind, mache man das Papier los, kämmet die gebrannten Haare zusammen aus, feuchtet sie mit ein wenig Pomade, die man in der hohlen Hand verreibet, an, und pudert die Locken ein wenig ein, um sie desto besser mit dem Kamme aufzulockern, oder damit sie von der Pomade nicht zu fest zusammenkleben mögen. Hierauf ergreift der Frisirer die Reihen der Haare nach einander mit der linken Hand, indessen daß er diese Etagen der Seitenhaare mit dem Kamme in der rechten, von unten herauf enge zusammen filzet, so daß die Spitzen der Haare durch den Kamm heraus gehoben werden. Solchergestalt wird das krause Seitenhaar locker zusammen in eine krause Verwirrung gekämmt, oder lose in einander verfilzet. Aus dieser Verwirrung von verfilzten Krausen ziehet man so viel Haare, als zu einer Locke kommen sollen, mit dem Kamme hervor; dieses Packet wird gleichsam von neuem verfilzt, oder zusammen geschabet, und man theilet demselben dadurch die Figur einer dicken und lockern Krause, oder einer Buckel, mit, daß man das längste Haar, über dem Finger, in eine Buckel über die Verfilzung heraufkämmt. Und dieses wird sowohl an Perrücken, als am eigenen Haare, das

Accom-

Accommodiren oder das Legen in Locken genannt.

Wenn man ein Toupet tragen will, welches über die Stirn her gehet, oder wenn die erſten Haare über der Stirn nicht zu kurz, ſondern glatt gekräuſelt und hinterwärts gebogen ſeyn ſollen, ſo muß dieſes mit dem Toupeteiſen geſchehen. Dieſes läßt man mäßig heiß werden, faſſet alsdenn die Reihe von Haaren, welche das Toupet geben ſoll, darzwiſchen, hält ſie gerade in die Höhe, drehet alsdenn das Eiſen um, in welchem der runde Theil deſſelben nach unten gekehrt iſt, damit die Haare niederwärts gebogen werden, und brennt auf dieſe Art das Toupet.

Unter denen Arten von ringförmig gekräuſeten Locken (Buckeln), in welche man das Seitenhaar leget, erhebt ſich heut zu Tage diejenige Art, welche man Taubenflügel (Ailes de pigeons) nennt, weil dieſe Buckeln, wie Flügel, vom Kopfe nach hinten zu laufen. Zu einem ſolchen Lockenflügel werden die Haare der Seiten mit ſchmieriger Wachspomade am Kopfe zuſammen geklebet, die Spitzen dieſer Buckeln über dem Finger gelockt, und wie ein Flügel im Schwunge, vom Kopfe nach hinten weggeſtreckt. Man macht zwey oder drey ſolcher abſtehender Flügelbuckeln in einer Reihe, und zwar ſo, daß die Ohren völlig bloß bleiben.

Die zweyte Art von unſern Buckeln iſt, wenn man dieſe lockere Verfilzung (Kreppe) der Seitenhaare läßt, wie ſie iſt, und nur eine einzige große, klare und lange Locke über die Ohren unterzieht, da alles übrige Seitenhaar gleichſam durchſichtig hohl mit dem Kamme aufgelockert iſt.

Ferner pflegt man auch das lockere Seitenhaar mit Haarnadeln in Buckeln zuſammen zu heften, und das ſind die Nadelbuckeln. Man filzet das gebrannte Haar, man ſchlägt daraus über dem Finger eine Locke, und es wird dieſe Verfilzung durch die zweyarmigen Haarnadeln

deln fest gehalten, die man wie eine aufgesperrte kleine Haargabel durch die Locken stecket.

Viertens schlägt man die Haare in verworfne Buckeln, da eine Locke nach der andern nachläßig weg fällt, ohne gerade Schichten von Locken zu machen. Die Hammelpfoten sind senkrecht hängende Rollen, da alle vorige Arten von Locken Querbuckeln waren. Kettenlocken, sind gerade Reihen von unterbrochenen Querbuckeln, die man locker in einander kämmt. Sie scheinen wie die Ringe der Ketten in einander einzugreifen.

Das Frisiren oder Kräuseln der Haare ist zum rechten Arme des Wohlstandes im Putze geworden. Man ahmt dadurch die von Natur krausen Locken nach, welche freylich ein frischeres und gefälligeres Ansehen haben, als ein gerades Haar ohne Ordnung hat. Auch der Soldat schmieget sich unter den Zepter des Frisireisens, ob er gleich im Felde mit den Perrücken schlecht zu rechte kommen würde.

In Frankreich hat man seit einiger Zeit für die Soldaten und die Schweitzergarde eine besondere Art der Frisur erdacht, welche in allen Arten der Witterung beständig bleiben möchte, die sich zwar nicht für alle und jede ohne Unterschied schicket, nichts desto weniger aber doch einerley Wirkung thut. Das Verfahren der französischen Garde besteht darin, daß sie sich eines dünnen und geraden Bleches von Bley, welches ungefähr 3 Zoll lang ist, (siehe Fig. 806, A.) bedienen. Nachdem sie nähmlich die Papilloten an beyden Seiten weggenommen haben, nehmen sie die Masse zwischen die Finger, legen über die Mitte derselben ein Stückchen des gedachten Bleyes, wickeln dasselbe aufwärts, die Haare aber über diese erste Falte, und machen, daß diese Locke auf diese Weise erhalten wird, indem sie den Rest des Bleyes zum zweyten mahl zusammen biegen. Das übrige von den Haaren oberhalb dieser zweyten Falte, ist herabwärts gekehrt, fällt wieder zurück und bedeckt sie; wodurch denn zwo neben einander liegende Locken B entstehen. Die Schweitzer thun weiter nichts, als daß sie nur die Locke um ein rundgebogenes Kartenblatt wickeln, und sie an diesem mit einer Stecknadel fest stecken.

Ich komme auf das Frisiren der Frauenzimmer-Haare. Das Frauenzimmer hat gemeiniglich ein dikkes

les und langes Haar, welches sich auf mancherley Weise accommodiren läßt. Es muß dasselbe, wie die Männer, sein Haupthaar in gutem Stande erhalten, und sich selbige zu verschiedenen Zeiten verschneiden laßen. Dieses Verfahren bleibt beständig, die Mode möge beschaffen seyn, wie sie will. Der ganze Umfang des Gesichts bis zu den Ohren ist sehr kurz, und wird immer allmählich länger, bis auf 2½ Zoll, in der Entfernung von ungefähr 2 Zoll hinterwärts; alsdenn gehen die längern Haare und der Nacken, in Proportion ihrer Länge, nach einander fort.

Was die gewöhnliche Art, die eigenen Haare zu frisiren, betrifft, so ist das Toupet um die Stirn und Wangen bis zu den Ohren bald schmaler, bald breiter, wie solches aus Fig. 807, 808 und 810, a, a, a, erhellet. Nach dieser kleinen Krause gehen die Locken an, welche über den Finger geformt, neben einander her, und bis hinter die Ohren, liegen; Fig. 808 und 810, b, b. Der ganze hintere Theil des Haupthaares von oben bis unten wird nicht gekräuselt, sondern von unten auf, bis zu der Scheitel in die Höhe geschlagen, welche man den Chignon nennet, Fig. 809, c. Diejenigen, welche nur ganz kurze Haare haben, laßen sich gemeiniglich den ganzen Kopf kräuseln, oder wie eine runde Stutzperücke in Buckeln legen; vorn aber wird derselbe auf eben die vorgedachte Weise kurz gekräuselt; den ganzen übrigen Theil des Kopfes aber leget man in Locken, welche bald so, bald anders liegen. Diese Art der Frisur nennen die Franzosen Bichon, und die deutschen Affen der Franzosen, welche kein Bedenken tragen, bey ihrem Kopfputze die Aehnlichkeit mit den Hunden jenen nachzumachen, einen Budel (im Hochdeutschen Pudel). Der Fig. 807 vorgestellte Kopf ist nach ungarischer Art gekräuselt.

Wenn man ganz kurze Haare kräuseln will, nimmt man eine besondere Art gedrehter Papilloten, d d. Die-

se zu machen, dreht man zwischen den Fingern ein kleinen Streifen Papier zusammen, welcher alsdenn gleichsam die Dienste eines Frisirhölzchens leistet. Dieses Papier legt man quer über die Spitzen eines gera ausgedehnten Zopfes Haare, und wickelt sie damit weit auf, als man kann; nachher aber drehet man beyden Enden des Papiers zusammen, und schlägt ei andere gewöhnliche Papillote darum.

Uebrigens bedient man sich zum Frisiren der Fra enzimmerköpfe, besonderer Frisirkämme, welche i Art. Kamm beschreiben werde.

Man verfertiget auch für das männliche und weib che Geschlecht, wenn sie schlechtes Seitenhaar habe falsche Seitenkrausen (Haartouren), oder auch Halbpe rücken mit einem halben Netze, und es werden jederz die natürlichen Haare übergekämmt.

Ueberhaupt haben die Perrücken des Frauenzim mers mit den Beutel- oder auch Stutzperrücken d Mannspersonen viel Aehnlichkeit; daher sie auch eb falls zuweilen Stutzperrücken genannt werden. W beyde besonders haben, sind: die Vordertheile, d Seitentheile, der Nacken ꝛc. Die Frauenzimmerpe rücken werden niemahls über die Ohren gemacht; d Montur aber ist darin verschieden, daß man gar kei Ausschweifung daran siehet; und, so wie sie ein mer lich freyer Angesicht haben müssen, als die Mannspe sonen, so wird auch das Monturband ungleich eher u geschlagen und zurückgebogen, als an den Männerpe rücken. Das übrige der Montur ist selten ein Ne sondern gemeiniglich von Taffet, feiner Leinwand, z sammengenähetem Bändern u. d. gl. Gemeiniglich b det man dieselben hinten zu, oder auch mit Haarzöpf oder andern dergleichen Hülfsmitteln. Die Vorderto ren gehen von oben von den über einander liegend Locken schräge herunter; die Locken aber, so wie m diesen die Lage gibt, und den Nacken, wie bey einer

Lock

Locken gelegten Perrücke. Die vorerwähnten Theile der Perrücke werden besonders auf dem hölzernen Kopfe entweder auf feine oder gemeine Leinwand, oder auch Taffet, gearbeitet, welcher aber auf dem Kopfe recht wohl ausgedehnet werden muß. Auf den vordern Theil des Kopfes, wo das Toupet gemacht wird, kommen nur kurze und feine Tressen; der aufgeschlagene Nacken (Chignon) aber wird aus solchen gemacht, welche ein langes Haar haben, und eigentlich dazu gearbeitet sind; die Seitenlocken werden auf recht wohl ausgedehntes Florband genähet.

Wenn ein Frauenzimmer nicht so starke Haare hat, daß man ihr einen Chignon machen kann, welcher die gehörige Dicke hat: so macht man ihr einen Haarwulst, Fr. Toupe, welcher nichts anders ist, als eine Menge von zusammengewickelten kurzen Haaren, sie seyn von welcher Art sie wollen. Diese rollet man in den Händen zusammen, da sie denn dermaßen zusammen laufen, und in einander verwickelt werden, daß sie gleichsam einen festen Körper auszumachen scheinen, dem man doch aber eine Gestalt nach Belieben geben kann. Diesen Haarklumpen pflegt man indessen länglich-rund, in der Mitte aber dicker, als an beyden Enden, zu machen. Man leget ihn oben auf den Kopf unter den Aufschlag der Haare des Nackens, wenn man ihn in die Höhe hebet, wodurch derselbe schon das Ansehen gewinnt, als ob er von Natur sehr stark wäre.

Zuweilen bedienet man sich auch bey den aufgeschlagenen Nackenhaaren, eines besondern, ziemlich großen und zirkelförmig runden Kammes, c, mit dicken und langen, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll von einander stehenden Zähnen. Den obern Theil dieses Kammes besetzt man mit zwo oder mehrern Locken, k. Diese Locken werden von Tressen gemacht, welche man nach Schraubengängen zwischen den Zähnen hindurch und auf den Kamm wikkelt; die Lockenkrause bieget man daher auf beyden Sei-

Colligere incertos, & in ordine ponere crines
Docta, neque ancillas interrabenda, Nape.

Eine andere ihrer Mägde Cypassis war so geschickt, daß sie dem Haare ihrer Frau tausend verschiedene Gestalten geben konnte, und daß sie wohl werth gewesen wäre, nur Göttinnen zu frisiren; 2 Amor. VII.

Ponendis in mille modos perfecta capillis,
Comere sed solas digna, Cypassi, Deas.

Bey einem Frauenzimmer, welche eitel genug war, einen wohlgeputzten Kopf für den größten Theil ihrer Herrlichkeit anzusehen, hatte es das Frisirmädchen sehr übel. Wenn es das geringste versahe, so hatte es sich selten etwas besseres, als Schläge und einen blutigen Denkzettel, zu versprechen. Jene Frau bey dem Juvenal, mit deren Beyspiel er beweiset, daß nichts unerträglicher ist, als eine reiche Frau, ließ die Kaltsinnigkeit des mit ihr unzufriedenen Mannes, welcher sie die Nacht allein schlafen laßen, ihre Domestiken entgelten; sie schlug sie nach der Reihe. Nun hatte sie ihren Liebhaber entweder nach einem Garten, oder nach dem Tempel der Isis, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Verliebten, bestellet. Da sie sich nun sehr, wie gewöhnlich, schmücken will, muß die unglückselige Phecas, der noch die Haare, bey welchen sie von ihrer Frau war herumgezogen worden, um den Kopf fliegen, und welche das ihr abgerissene Halstuch noch nicht wieder umwerfen können, ihr die Haare frisiren. Mensch! warum steht diese Locke höher, als die andern? Eine lederne Peitsche straft sogleich das Verbrechen des gebogenen Härchens. Was hat Phecas verbrochen? Ist es ihre Schuld, daß ihre Frau so häßlich ist? Sat. VI. v. 491, sqq.

Der Lalage ihr Mädchen, Phecusa, hatte es auch nur mit einer Locke versehen, welche sie nicht fest genug gesteckt hatte, und mußte hart dafür büßen. *Martial.* 2. Epigr. 46.

Der Lehrmeister in der Kunst zu lieben, Ovid, fordert von seinen Schülerinnen mehr Sanftmuth. Die Haarputzerinn muß nichts zu befürchten haben, sagt er; ich hasse diejenigen, welche ihr sogleich mit den Nägeln in das Gesicht fahren, ihr die Haarnadel aus der Hand reissen, und ihr damit die Arme zerstechen. Das blutrünstige Mädchen verwünscht den Kopf seiner Frau, und weint bey dem Frisiren der verdammten Haare; de arte amandi l. 3. v. 239. Des Ovid seiner Geliebten ihr Mädchen hatte niemahls was zu befürchten. Ihr schmeidiges Haar nahm

hundert Formen an. Es wurde so wenig durch die Nadel, als durch den Kamm ausgerissen; das Mädchen kam immer mit heiler Haut davon. Sie hat sich oft in seiner Gegenwart frisiren lassen, und niemahls hat sie dem Mädchen die Haarnadel aus der Hand gerissen und ihm damit die Arme verwundet.

Adde, quod et dociles et centum flexibus apti,
Et tibi nullius causa doloris erant.
Non acus abrupit, non valius pectinis illos:
Ornatrix tuto corpore semper erat.
Ante meos sæpe est oculos ornata, nec vnquam
Brachia derepta saucia fecit acu.

Wie leicht war es nicht, daß die Frisirer was versahen, da die Damen fast alle Tage neue Moden, das Haar zu tragen, erfanden! So wenig als man die Eicheln auf dem Baume, die Bienen auf dem Berge Hybla, oder das Wild auf den Alpen zählen kann; so wenig ist es mir, sagt Ovid de arte am. l. 3. v. 149. möglich, alle Haartrachten zu zählen. Jeden Tag kommt eine neue Mode zum Vorschein.

Der Geschmack ist unterschieden; der einen gefällt diese, der andern eine andere Mode; was auch die eine kleidet, das kleidet die andere nicht. Ovid, de arte am. l. 3. will, daß die, welche ein längliches Gesicht hat, nichts auf dem Kopfe haben, und, wie die Laodamia, die Haare auf beyde Seiten frisiren soll.

Longa probat facies capitis discrimina puri:
Sic erat ornatis Laodamia comis.

Die eine kleidet es, wenn sie ihr Haar ungebunden, wie Apollo, wenn er die Leyer spielt, fliegen läßt; die andere aber, wenn sie es, wie die Diana, wenn sie auf die Jagd geht, durch ein Band zusammen bindet.

Alterius crines humeri jactentur vtroque.
Talis es assumta, Phœbe canore, lyra.
Altera succinctæ religetur more Dianæ:
Vt solet, attonitas cum petit illa feras.

Als Corinna den Ovid besuchte, so bedeckten die Locken auf beyden Seiten ihren weißen Hals, so wie Semiramis an ihrem Brauttage frisirt war, 1 Amor. 5. v. 9.

Ecce Corinna venit, tunica velata recincta,
Candida dividua colla tegente coma:
Qualiter in thalamos formosa Semiramis isse
Dicitur

Wenn Horaz 3. Od. 14. nach der glücklichen Wiederkunft des Auguſtus ein Feſt anſtellen will, ſo muß ſein Diener die Sängerinn Neära rufen; er ſoll ihr ſagen, daß ſie, um eilig zu kommen, ihr braunes Haar nur in einen Knoten ſchlage.

Dic & argutæ properet Neæræ
Myrrheum nodo cohibere crinem.

Eben ſo, ohne ſich mit dem Kopfputze lange aufzuhalten, ſoll die Lyde, einen Knoten in die Haare geſchürzt, wie die Spartaniſchen Weibsleute gehen, mit ihrer elfenbeinernen Laute zu ihm kommen; 2 Od. 11.

Die herrſchende Mode war, die Haare rund um den Kopf in unterſchiedene Reihen Locken zu legen, und alle dieſe Reihen durch eine zirkelförmige Nadel zuſammen zu halten. *Tertullian.* de vel. virg. und *Iſidor.* l. 19. Eine Abbildung ſolcher Haarnadel liefert *Montfaucon* Antiqu. expliqu. T. III. p. 50. Eine andere Art ſilberner Neſtelnadeln, die Zöpfe um dieſelben zu winden, welche man zu Herculanum gefunden, beſchreibt Winkelmann, in ſeinem Sendſchreiben von den herculaniſchen Entdeckungen, S. 61. Die größte, 8 Zoll lang, hat, an ſtatt des Knopfes, ein korinthiſches Capitäl, auf welchem die Venus ſteht, die mit beyden Händen ihre Haare gefaßt hat; neben ihr ſteht Amor, und hält ihr einen runden Spiegel vor. Auf einer andern haben ſich Amor und Pſyche umfaſſet. Je höher ſie das Haar in die Höhe aufthürmen konnten, deſto lieber war es ihnen. Weil das eigene Haar nicht dazu hinreichte, ſo fügten ſie viel falſches Haar dazu. Tertullian de cult. fem. c. 7. nennt einen ſolchen Haarthurm eine Scheide und Futteral des Kopfes: Nescio quas enormitates futilium atque textilium capillamentorum, quasi vaginam capitis & operculum vertitis; und Hieronymus, einen Thurm fremder Haare, alienis capillis turritum verticem struere. Juvenalis Sat. 6. v. 501, ſagt von der ſchon oben angeführten Frau: ſie bauet ſich einen ſo hohen Thurm von vielen Reihen Haarlocken auf dem Kopf, daß ſie vorn ſo lang als die Andromacha ſcheinet; von hinten iſt ſie weit kleiner; man ſollte ſie für eine Andere halten. Als ſie ſich friſiren ließ, mußten alle ihre Mädchen, jung und alt, zugegen ſeyn, und alle wurden bey einer jeden Locke zu Rathe gezogen, nicht anders als wenn ein Anſehen im Anputze den Verluſt der Ehre oder des Lebens nach ſich zöge.

Es ſey mir erlaubt, dem Frauenzimmer und einigen Kunſtverſtändigen zu Gefallen, welche die wichtige Kunſt zu friſiren, oder in Haaren aufzuſetzen, gehörig zu ſchätzen wiſſen, hier eine kurze Nachricht von einem franzöſiſchen Werke mitzutheilen, welches in ſeiner Art das einzige iſt, und mit zu den ſeltenen Erſcheinungen unſers aufgeklärten Jahrhunderts gehört.

Herr Legros hat nicht nur in einem eigenen Buche von 61 Seiten, ein vollſtändiges Syſtem vom Haarputz der franzöſiſchen Damen vorgetragen, ſondern ſeine Regeln auch noch durch 33 hierzu gehörige Kupfertafeln ſinnlicher und deutlicher zu machen geſucht (*). Ja, was noch mehr iſt, er hat zu Paris eine eigene Akademie geſtiftet, von welcher er Director iſt, und wo man in verſchiedenen Claſſen dieſer ſeiner zur höchſten Vollkommenheit gebrachten Kunſt ſich unterrichten laſſen kann. Er verſichert, auf 42erley Manier die Damen aufgeſetzt, und 200 verſchiedene Haartouren, welche man für natürliche Haare angeſehen, für ſie gemacht zu haben. In der Meſſe 1763 ſtellte er 30 große Puppen auf, welche alle friſirt waren, und die Bewunderung der Damen erhielten; und im J. 1765, ſtellte er 100 Stück dergleichen friſirte Puppen auf, welche nicht nur den Beyfall der franzöſiſchen Damen erhielten, ſondern auch zum Theil an die vornehmſten franzöſiſchen Höfe verſchickt wurden. Ihnen zu Gefallen errichtete er drey Claſſen, worin Kammerdiener, Kammerfrauen, und Friſeurs, gezogen werden.

Einige Feinde des Hrn. Legros ſagten, daß man die Moden in ſeinen Kupferſtichen, mit natürlichen Haaren nicht nachmachen könne. Um das Publicum vom Gegentheil zu überzeugen, ließ er 33 junge Mädchen nach ſeinen 33 Kupferplatten friſiren, und alle Tage in den Monathen May und Jun. 1766 auf dem Walle ſpatzieren gehen. Dergleichen Mädchen nennt man

(*) Livre d'eſtampes de l'art de la coëffure des Dames françoiſes, ſur les deſſeins originaux, d'après les accommodages, avec le traité abregé d'entretenir & conſerver les cheveux naturels, par le Sr. *le Gros*. à Paris, 1765. 4.

Eb. Deſſ. l'art de la coëffure des Dames françoiſes, avec le traité en abregé ſur la façon d'entretenir & de conſerver les cheveux naturels, & les plans des largeurs des cheveux des faces, qu'il faut obſerver pour faire toutes ces coëffures, & la façon de ſe coëffer avec des cheveux faux. à Paris, 1767.

man in Paris Prêteuses de tête, Kopfleiherinnen. Sie sind 10 bis 12 Jahre alt, und verleihen ihre Köpfe, bey Friseurs, die ihre Lehrlinge, vom Morgen bis in den Abend, sich in ihren Haaren üben lassen, indem sie alle Stunden frisirt und wieder aufgekämmt werden. Sie bekommen dafür des Monaths ungefähr anderthalb Thaler, und haben noch überdieß das Vergnügen, manchmahl in einem Tage dreyßigmahl anders aufgesetzt zu werden.

Die Kupferstiche sind sowohl für die gewöhnliche Toilette, als auch zum Gebrauch auf Bällen, und auf dem Theater, eingerichtet. Die ersten Exemplare des Buches hat der Vers. an die Kaiserinn Königinn, an die Kaiserinn von Rußland, und an die Königinnen von England, Spanien, Preußen, Schweden, Dänemark und Portugall zu übersenden die Ehre gehabt. Das Werk kostet in Paris, gebunden und illuminirt, 48 Livres (ungefähr 16 Rthlr.), geheftet und nicht illuminirt 24 Livres.

Des Memoria in Sachen der Damencoeffeurs in Paris, gegen die Perükenmacher daselbst, s. im 54 St. des Hannov. Magaz. d. J. 1770.

The art of dressing the hair. A Poem; humbly inscribed to the members of the T. N. Club, by E. P. Philocosm. and late Hair-Dresser to the said Society. Lond. 1770. 4.

A memoir on the hair, shewing its generation — — — also a description of the most fashionable methods of dressing Ladies and Gentlemens Hair, both natural and artificial; with an essay on Dress in general. Addressed to the Ladies of Great Britain. By DAV. RITCHIE. Lond. 1770. 8.

3. Bey dem andern Geschlechte, Kleidungsstücke, Verhänge u. s. f. mit Band, Spitzen, Blonden, Agremens, Fransen oder Streifen von Zeuge, zierlich besezzen und einfassen. Daher die Frisur, diese krause Besetzung selbst.

Ein Frauenzimmerkleid erhält gemeiniglich am Halse, und vorn herunter, eine Frisur. Die Mode hat aber mannigfaltige Arten der Frisur erfunden, wovon ich nur einige der gewöhnlichsten anzeigen werde. Die Pfeifenstielfrisur besteht aus schmalen und runden Falten oder Tollen, nach der Breite des Frisurstreifes. Die Spitzkäse- oder Schifffrisur, hat ihren Nahmen von ihrer Gestalt erhalten; denn die Falten werden in Gestalt eines Spitzkäses, oder eines kleinen Kahns, gelegt.

Die Carreaufrisur erhält rautenförmige Falten; sind diese Rauten verschoben, so nennt man es Waffenfrisur. Fallen diese Falten etwas ins runde, so entsteht die gepuffte Frisur, und diese ist beynahe $\frac{1}{4}$ Elle breit. Die vier letzten Frisuren werden mit Schaf- oder Baum-Wolle ausgestopft, damit sich die Frisur desto besser erhebe. Alle diese Frisuren müssen vorläufig in Falten geleget werden, und alsdenn werden sie erst auf das Kleid aufgenähet. Eben solche Frisur erhält auch der zur Roberonde gehörige Rock an seinem untern Umfange, und man nennt diese Frisur Falbel, Fr. Falbala, s. Th. XII, S. 125, f. Doch muß die Frisur des Rockes und der Roberonde jederzeit mit einander übereinstimmen.

Man sagt auch: eine Serviette frisiren, Fr. friser une serviette, d. h. eine Serviette brechen, oder in zierliche Falten legen; siehe Serviette.

Frisir-Bohrer, Fr. Fraise, siehe in den künftigen Supplementen, unter **Bohrer der Schlösser.**

Frisir-Eisen, siehe oben, S. 141.

Frisir-Holz, siehe oben, S. 138.

Frisir-Kamm, siehe oben, S. 139, und 146.

Frisir-Mühle, siehe oben, S. 132.

Friſon, Fr. Friſon, ein schlechter Fries, oder gekräuselter wollener Zeug, welcher warm und weich ist, in England verfertiget wird, und woraus füglich Weiber-Unter-Röcke, oder auch Jupen, gemacht werden können. Man nennt ihn auch englischen Schwanenboy; s. Th. VI, S. 301.

Ferner ist Friſon auch eine Gattung frisirter oder gekräuselter Cantillen, welche mit zur Stickerey, oder auch wohl zur Verfertigung der goldenen und silbernen Zeuge gebraucht wird.

In der Normandie ist Friſon ein Maß zu flüssigen Sachen. Er hält 2 Pots, welche ungefähr 4 pariser Pinten betragen.

Frisquette, das Rähmchen der Buchdrucker; siehe Rahmen 3.

Frisson, siehe Schauer.

Frist, die Frist, ein noch in den Gerichten sowohl, als im gem. Leben übliches altes Wort.

1. Eine bestimmte Zeit, innerhalb welcher etwas geschehen soll, ein Termin, oder eine Rechtsfrist, L. Terminus legalis; imgleichen die Verlängerung dieser Frist, Aufschub der bestimmten Frist, d. i. eine Erstreckung oder Verlängerung der Zeit, eine Nachsicht, oder ein Aufschub dessen, z. E. was man entweder bezahlen soll, oder sonst auszurichten hat; in den Rechten auch Dilation, oder Fristverstattung, d. i. ein Anstand oder Verzug, welcher den Parteyen zu Beybringung ihrer Nothdurft, oder zu Leistung desjenigen, was ihnen zu thun auferlegt worden, entweder schon in den Rechten versehen ist, oder von dem Richter verstattet wird. Es sind dieselben nach den Sachen und Orten unterschieden; insgemein aber sind es 4 Wochen; beym Kammergericht in der Mark Brandenburg, 6 Wochen; und nach Sachsenrecht, 6 Wochen 3 Tage, oder 45 Tage, welches eine sächsische Frist heißt, (so wie eine doppelte sächsische Frist, eine Zeit von 4 Monathen,) wiewohl jene, nach Beschaffenheit der Umstände und Sachen, bald vermindert, bald aber auch erhöhet werden kann. So ist z. E. zur Bescheinigung im Handelsgerichte 3 Wochen; in Bergsachen, 4 Wochen; zum Beweis der Braugerechtigkeit, 2 Monathe, geordnet. Zum Verfahren der Parteyen in Concurs, werden ebenfalls nach Beschaffenheit der Sache und des Richters Ermessen, 3, 6, 9 und höchstens 12 Wochen verstattet; worüber aber dergestalt zu halten, daß weder von dem Richter noch von den Parteyen oder deren Advocaten, einige Dilation oder Compromiß zuzulassen ist; und gleichwie sonst das Septiduum oder eine siebentägige Frist auch bey dem mündlichen Verfahren über den Beweis Statt findet,

findet, also ist hingegen zu dem schriftlichen Verfa
darüber zu jedem Satze eine Frist von 3 Wochen ge
Zur Hülfsfrist wird bey der Auflage ohne Unters
eine Frist von 14 Tagen gesetzt; ehe man aber
Subhastation schreitet, eine vier- und zum E
hastationstermin wenigstens eine achtwöchentliche e
dert. Zur Wiedereinlösung eines subhastirten G
wird nur eine sechsmonathliche Frist gestattet. Be
dem Schuldner verstatteten längern Frist, wird sein L
ge nicht los, er hätte sich denn ausdrücklich bedun
daß er nach Ablauf der ersten Frist nicht haften w
Wenn in einem Document die Bezahlung nach und
oder nach guter Gelegenheit versprochen worden: so
der Richter die Zahlungsfristen nach Billigkeit, und
schaffenheit des Gläubigers und Schuldners, von A
wegen zu bestimmen. Sonst aber werden die erbet
Fristverstattungen nur um erheblicher Ursachen und
dernisse willen, und auch nicht mehr, als zum dr
mahl, zugegeben.

Siehe auch Galgen-Frist.

2. Eine gegenwärtige, besonders aber kün
Zeit überhaupt, doch nur noch selten, und auch hier
noch im gemeinen Leben. Ich habe ihn in Jah
Frist, in Monaths Frist nicht gesehen.

3. Auf Bergwerken, bedeutet Frist, oder Fr
ung, eine zu Bergrecht ausgemessene und übliche
worin etwas geschehen muß, wenn es beständig
soll. Sie wird sowohl zum Entblößen und Bestäti
als auch zu Belegung einer Zeche, und so oft et
nicht zur sonst gesetzten Zeit geschehen mag, gesucher
geben, jedoch nicht ohne besondere und hinreich
chen, als da sind: Wettermangel, Wassersn
reit, Gebrauch der Arbeiter, Absenkung der Lic
, Winterszeit, Ungewitter u. d. gl. m. Jedoch
auch hier eine solche Frist nicht leicht über zwey-,
doch selten dreymahl gegeben, zumahl in verstolltem

de, und zwar auf Silberbergwerken nicht über 1 Quartal; auf Zwitter- Kies- und Eisensteinzechen aber nicht über 2 Quartale, oder längstens eine Jahrsfrist, nach der churſächsischen Bergordnung. Wer auch in solchem Quartal oder Jahrsfrist um neue Verschreibung und Nachlaßung zu bitten unterläßt, dessen Fundgruben und Massen sind alsdenn ins Freye gefallen.

Fristen aufsagen, nennt man auf Bergwerken, wenn Andere sich angeben, die Grube zu bauen; da denn von dem Bergmeister anbefohlen wird, daß sie ihre Gebäude mit völligen Schichten wirklich versehen möchten, widrigenfalls die Zeche dem Angemeldeten verliehen werden würde.

Frist-Buch, im Bergbaue, ein Buch, in welches die Fristen, Nachlaßungen, Steuern, vierte Pfennig, und andere Angelegenheiten verzeichnet werden.

Frist-Geld, ein Geld, welches die Gewerken alle Vierteljahr erlegen, wodurch das bestätigte Lehen gefristet, d. i. beym Alter, oder in Kraft erhalten wird; die Fristung. Siehe auch Quatember-Geld.

Frist-Verstattung, siehe oben, S. 155.

Frist-Zeche, siehe unter Zeche.

Fristen, Frist geben, setzen. 1. In der ersten Bedeutung des Hauptwortes, einen Termin setzen.

2. Aufschub geben, aufschieben, in welcher veralteten Bedeutung es nur noch zuweilen in den Rechten vorkommt. Eine Sache fristen, d. i. verschieben. Den Eid fristen, ausschieben. Am häufigsten braucht man es noch in der R. A. einem das Leben fristen, die Zeit seines Todes weiter hinaus setzen, besonders wenn solches von Gott gebraucht wird. Im Oberdeutschen braucht man es in einer mehr thätigen Bedeutung für retten. Sein Hausrath wurde gefristet, d. i. aus der Feuersbrunst gerettet.

Fristung, siehe Frist 3, und Frist-Geld.

Frisur, Fr. Frisure. 1. Die Krause der Haare, oder auch

auch das Gekräuſelte an andern Sachen, z. E. an Frauenzimmerkleidern, Vorhängen ꝛc.; ſ. Friſiren 3.

2. Die Art und Weiſe die Haare zu friſiren; ſiehe Friſiren 2.

Fritillaire, L. Fritillaria; ſiehe Kron-Blume.

Fritt, das Fritt, Frettwieſel; ſiehe Wieſel.

Fritt, der Fritt, ein nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, übliches Wort, einen kleinen Handbohrer zu bezeichnen, der auch wohl Frittbohrer genannt wird, von dem veralteten fritten, reiben.

Fritte, L. Fritta, Fr. Fritte, in den Glashütten, die erſte Vermiſchung der zu dem Glaſe nöthigen Materialien, als: der Kieſelerde, oder des Sandes, und eines alkaliſchen Salzes, (z. E. Pottaſche, Holzaſche ꝛc.) welche man in den, neben dem Glasofen befindlichen Aſchen-Ofen einige Zeit einem gewiſſen Grade des Feuers ausſetzt, damit ſowohl die noch etwa dabey befindlichen verbrennlichen Subſtanzen, fette und öhlichte Theile ꝛc. geſchieden, als auch die Materien zur nähern Vereinigung geſchickt gemacht, und dieſelben hernach in dem Glasofen deſto geſchwinder geſchmolzen werden. Die Proportion dieſer Subſtanzen iſt verſchieden. Gemeiniglich macht man die gewöhnliche Fritte aus 3 Theilen feinen Sand oder calcinirten und fein geriebenen Kieſelſteinen, oder guter Holzaſche. Dieſe Fritte, welche zu dem Glaſe gebraucht wird, wird Glasfritte, auch auf den Glas-Hütten das Gemenge oder Glasgemenge genannt, zum Unterſchiede von derjenigen, welche zu Glasflüſſen, falſchen Edelſteinen und andern Bedürfniſſen angewandt wird, und in einem Gemenge aus calcinirten Kieſelſteinen, oder Sand, Pottaſche und Mennig beſteht. Ein Mehreres hiervon wird im Art. Glas vorkommen.

Der Nahme ſtammet, ſo wie die ganze Glasmacherkunſt, aus Italien her, wo dieſe Maſſe Fritta genannt wird, von frictare, frieren, wie man glaubt, weil das Glas, welches daraus bereitet wird, dem gefrornen Waſſer nicht unähnlich iſt.

Frot,

Froc, ein gekreußter und ziemlich grober wollener Zeug, der in einigen französischen Städten, vornehmlich zu Lisieux, Bernay, Bolbec, Tardouet, Ferraques und an einigen andern Orten, im Lande Caux und in der Normandie, fabricirt wird, und, wenn er aus der Walke kommt, $\frac{3}{4}$ Elle in der Breite, und 24 bis 25 Ellen, pariser Maß, in der Länge haben muß.

Fröhne, siehe Frohne.

Fröhnen (*), so in doppelter Gattung üblich ist. 1. Als ein Neutrum mit dem Hulfsworte haben, Frohnen oder Frohndienste leisten, Fr. servir à corvée. Zu Hofe fröhnen. Einem fröhnen, auch in weiterer Bedeutung, ihm umsonst dienen, im verächtlichen Verstande.

In Baiern ist statt dieses Zeitwortes scharwerken, in Oesterreich robathen, in Niedersachsen aber dienen, zu Hofe dienen, üblich.

2. Als ein Activum, in welcher Gestalt es doch nur im Oberdeutschen vorkommt, Arrest auf etwas legen, Execution auf etwas verlangen und thun. Ein Zinsgut fröhnen, um die Execution anhalten; imgleichen die Execution in demselben thun. Daher heißt in Elsaß die Execution noch jetzt die Frönde, und der Concurs (Concursus creditorum) die öffentliche Fröhnung.

Fröhner. 1. Von dem Neutro fröhnen, ein Unterthan, der zu Frohndiensten verbunden ist, oder solche wirklich leistet; ehedem Dageward, in Oesterreich Robather, in Baiern Scharwerker. Daher ein Fröhnerhäuschen, ein Häuschen, welches von Tagelöhnern bewohnt wird, welche dafür dem Eigenthümer fröhnen müssen. Siehe Ritter-Mann.

2. Von dem Activo fröhnen. 1) Ein Gläubiger, welcher die Execution in des Schuldners Güter erhalten hat; doch nur in einigen oberdeutschen Gegenden. Der Vor-

(*) Zuweilen lautet dieses Wort frohnen, am häufigsten aber doch fröhnen, woraus zugleich erhellet, daß es von dem Hauptworte Frohne, nicht aber dieses von dem Zeitworte abstammet. Ehedem bedeutete frohnen auch befördern, erheben.

Vorfröhner, der erste und vornehmste Gläubig
Der Nachfröhner, der auf ihm folget. 2) In d
tyrolischen Bergwerken ist Fröhner so viel
Zehendner.

Fröhnerey, an einigen Orten, z. B. in Braunschwe
das Gefängniß, die Bütteley; siehe Frohn-Feste.

Fröschel-Ring, im Bergbaue, ein eiserner Ring, w
cher an einen Ansteckkeil geleget wird.

Fröschlein, im Bergbaue, siehe 2 Frosch 2.

Fröschlein unter der Zunge, siehe 2 Frosch 1. a).

Fröschling, siehe Frischling.

Frörtel, Frettwiesel; siehe unter Wiesel.

Frohn, frohner, frohnste, ein altes oberdeutsches A
jectivum, welches zwar jetzt im Hochdeutschen in die
Gestalt veraltet ist, aber um der folgenden Zusamm
setzungen willen nicht übergangen werden kann. Es w
überhaupt demjenigen, was gemein, niedrig oder a
privat ist, entgegen gesetzet, und bedeutet 1) Hei
siehe Frohn-Altar, Frohn-Leichnam. 2) V
rühmt. 3) Herrlich, prächtig, schön. 4) Obrigkeitli
herrschaftlich, dem Herrn gehörig; daher bedeut
Frohngewalt ehedem die obrigkeitliche Gewalt.
Oeffentlich, im Gegensatze des Privaten. Frohnac
bacht, war ehedem ein öffentliches Amt; Frohnkreu
ein öffentliches Kreutz, als das Zeichen des Landfr
dens; die Frohnfasten, eine öffentliche, allgemei
Fasten, u. s. f. Siehe auch viele der folgenden Z
sammensetzungen.

Frohn, der Frohn, ein Wort, welches jetzt nur noch
einigen Orten einen Amts- oder Gerichtsdiener bedeut
welcher die Parteyen vor das Gericht ladet, und an and
Orten der Frohnbothe oder Gerichtsfrohn genan
wird. Ehedem bedeutete dieses Wort auch einen Ri
ter, in welcher Bedeutung Frane bey den Friesen no
üblich ist. Siehe Erb-Frohn.

Frohn-Acker, Fr. Terre sujette à corvée, ein Acker, v
w

welchem man dem Grundherren Frohndienste zu leisten schuldig ist.

Frohn-Altar, ein noch im Oberdeutschen übliches Wort, den hohen Altar zu bezeichnen, von frohn, heilig.

Frohn-Amt. 1. Im Oberdeutschen, das hohe Amt in dem Gottesdienste der römischen Kirche, von frohn, heilig.

2. Ehedem ein jedes öffentliches Amt; von frohn, öffentlich.

3. Ein ehemahliges Erbamt des Erzbistumes Bremen, dessen Besitzer im Nahmen des Erzbischofes Recht sprach; von Frohn, ein Richter.

Frohn-Arbeit, eine Arbeit, welche zur Frohne, oder als eine Frohne geschieht. Daher Frohnarbeiter, ein Arbeiter, welcher zur Frohne arbeitet.

Frohnbar, Fr. sujet à corvée, zu Frohndiensten verbunden. Frohnbare Unterthanen. Frohnbare Aecker, von welchen Frohndienste geleistet werden müssen, Frohnäcker. Daher die Frohnbarkeit. Siehe Frohnpflichtig.

Frohn-Bauer, Fr. manant sujet à corvée, ein Bauer, welcher zu Frohndiensten verpflichtet ist; zum Unterschiede von einem Freybauer.

Frohn-Bothe, an einigen Orten, der Gerichtsdiener, welcher die obrigkeitlichen Befehle überbringt, die Partheyen vor Gericht ladet, u. s. f. Siehe der Frohn. Von frohn, öffentlich, ein öffentlicher Bothe oder Diener. Im Schwabenspiegel wird auch der Henker Frohn-Both genannt.

Frohn-Brod, dasjenige Brod, welches an einigen Orten den Bauern bey den Frohndiensten von der Frohn-Herrschaft gereichet wird.

Frohn-Bürger, eigentlich ein Bürger, welcher der Stadt oder einer Anstalt in derselben umsonst, oder zur Frohne arbeiten muß. Dieses Wort ist besonders bey den Schlössern üblich, wo Frohnbürger, oder nach

der Mundart der gemeinen thüringiſchen
Frohnberger, einen Schlöſſer, der ſchlechte Arbe
und Frohnbürgersarbeit ſchlechte Arbeit
Ja an einigen Orten pflegen ſie auch alle Gro
cher, Büchſenmacher und Windenmacher,
gleich mit ihnen halten, Frohnbürger zu nen

Da man durch Frohnbürger eigentlich und übe
nen Stadteinwohner verſteht, welcher wider die ſonſt
chen Bürgerrechte, gewiſſen Perſonen, Gütern oder
fröhnen, d. h. denenſelben Arbeit, und zwar umſonſt,
ein Geringes, thun muß; Knechts- und Fröhnerarbei
dieſe Weiſe geſchieht: ſo pflegt ſie auch ſchlecht zu ſeyn
verachtet zu werden, da ſie nicht mit Fleiß und Luſt
aus Zwang und Unfleiß gemacht zu werden pfleget.
Jeder ſieht hierbey gemeiniglich mehr auf ſeinen, als
dern Nutzen. Frohnbürgersarbeit heißt alſo ein
und geringe Arbeit. Daher haben die Schlöſſer in
im Gebrauch, wenn einer auch keine recht künſtliche
Arbeit machen kann, dennoch, da man auch geri
braucht, wenigſtens ein ſchlechtes Schloß, und deſſen
gung von einem, der in ihre Zunft aufgenommen wer
zu fordern. Und dieſes wird Frohnbürgersarbeit,
ein gemeines, jedoch gutes Schloß genannt; ein ſolch
ner Arbeiter aber heißt ein Frohnbürger, wenn er k
licher Schlöſſer iſt. Wenn daher jemand ſich inſond
große Uhren gelegt hat, und ſonſt andere künſtlich
Schlöſſerarbeit nicht verſtehet, es aber doch mit den
halten und bey ihnen Meiſter werden will: ſo kann e
keine Uhr zum Meiſterſtück machen, denn das verſtehe
dern Schlöſſer, welche keine Uhrmacher ſind, an
gleichwohl kann er auch keine rechte künſtliche Schl
verfertigen. Da er aber doch bey den Schlöſſern
werden, ihnen ſich ergeben, und es mit ihnen halten
muß er wenigſtens ein gemeines Thürſchloß machen.
nennen ſie alsdenn Frohnbürgersarbeit. Ja eben d
die es mit ihnen halten, bey ihnen Meiſter werden,
keine eigentliche Schlöſſer ſind, nähmlich die Großuh
Büchſen- und Windenmacher, heißen aus eben dieſem
Frohnbürger.

Frohn-Dienſt, Fr. Corvée, Faiſance, Dienſte,
Unterthanen der Obrigkeit umſonſt, oder doch g

den geringen Lohn, zu leiſten verbunden ſind; Zwang-Dienſte, Herrendienſte, Hofdienſte, in der Ober-Pfalz Tagedienſte, im Oeſterr Robathen, in Baiern Scharwerke. Siehe Th. IX, S. 254. fgg.

Frohn-Faſten, Fr. Jeûne de quatre tems, im Ober-Deutſchen, die allgemeine vierteljährige Faſten, wozu in der römiſchen Kirche jedermann verbunden iſt, und welche unter dem Nahmen der Quatember am bekannteſten iſt. Siehe Th. XII, S. 289.

Frohn-Feſte, an einigen Orten das öffentliche Gefängniß, die Bütteley, Fröhnerey; von Feſte, ein feſter Ort, und frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Fuhre, Fr. Corvée en journée de chevaux, eine Fuhre, welche zur Frohne geſchiehet; Dienſtfuhre; ſiehe Th. IX, S. 256, fgg.

Frohn-Geld, Geld, welches ſtatt der ſchuldigen Frohnen bezahlt wird; der Frohnpfennig, in Niederſachſen Dienſtgeld; ſiehe Th. IX, S. 298, fgg.

Ein altes Gloſſarium bey dem Eckard de reb. Franc. Th. 2, verſteht unter Frohngeld den öffentlichen Schatz, Fiſcum.

Frohn-Gewicht, ſiehe unter Gewicht.

Frohn-Gut, ein Gut, auf welchem Frohndienſte haften. Siehe Bauer-Gut. Dienſt.

Frohn-Herr, ein Herr, welcher Frohnen von ſeinen Unterthanen zu fordern berechtigt iſt; die Frohnherrſchaft, in eben dieſer Bedeutung.

Frohn-Hof. 1. Ein Hof, auf welchem Frohndienſte haften.

2. Ein Hof, aus welchem eine Kirche, Kloſter u. ſ. f. geſtiftet iſt, Seelhof, Widumshof, Heiligenhof; doch nur an einigen oberdeutſchen Orten; von frohn, heilig.

3. Ehedem wurden auch die Königshöfe, Pfalzhöfe, imgleichen Rathhäuſer und Gerichtshöfe Frohnhöfe genannt; von frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Huſe, eine Huſe, auf welcher Frohndienſte haften.

Frohn-Käse, Käse, welcher den Fröhnern an einigen Orten bey der Frohnarbeit von dem Frohnherrn gereichet wird.

Frohn-Korn, Korn, welches an einigen Orten die Fröhner für die Frohndienste von der Herrschaft erhalten.

Frohn-Leichnam, der heil. Leichnam Christi; ein Ausdruck, welcher noch in der römischen Kirche von dem Leibe Christi im Abendmahle gebraucht wird; in den gemeinen Mundarten Thüringens Barlichen. Daher das Frohnleichnamsfest, L. Festum corporis Christi, Fr. la fête-Dieu, welches, zur Ehre des Leibes Christi, von dem Papste Urban IV. im J. 1252 angeordnet worden. Es wird noch alle Jahre in der katholischen Kirche den Donnerstag nach Trinitatis angefangen, und acht Tage hinter einander feyerlich begangen, wobey man den Leib Christi mit großer Pracht und vielen Ceremonien herum trägt.

Frohn-Loch, eine Benennung gewisser Löcher an dem Grängel des Pfluges; siehe unter Pflug.

Frohn-Pfenntig, siehe Frohn-Geld.

Frohn-pflichtig, zu Frohndiensten verpflichtet, frohnbar. Daher die Frohnpflichtigkeit.

Frohn-Register, das Register über die von den Unterthanen schuldigen Frohndienste.

Frohn-Sohle, bey dem Salzwerke zu Halle; siehe Sohle.

Frohn-Tag, Fr. Journée, Jour de corvée, ein Tag, an welchem von den Fröhnern die ihnen obliegenden Frohn-Dienste geleistet werden müssen.

Frohn-Vogt, ein Vogt oder Aufseher, welcher über die Fröhner gesetzt ist. 2 Mos. 1, 11.

Frohn-Zins, an einigen Orten, z. B. in der quedlinburgischen Vogtey, eine Benennung der Rutscherzinsen; siehe unter Zins.

Frohne, die Frohne, in einigen Gegenden auch die Fröhne. 1. So viel als Frohndienst; Dienste, welche Unter-

verthanen ihrer Herrschaft umsonst, oder doch gegen einen geringen Lohn, zu leisten verbunden sind. Etwas zur Frohne thun, d. i. als eine Frohne. Daher Acker-Frohnen, Baufrohnen, Forstfrohnen, Jagdfrohnen, u. s. f. Dienste, welche auf dem Felde, bey einem Baue, in den Forsten, auf der Jagd u. s. f. geleistet werden.

2. In einigen oberdeutschen Gegenden auch in weiterm Verstande, andere Arten der Verbindlichkeit. So wird in den tyrolischen Bergwerken der Zehent, auch die Frohne genannt.

Froid, Froideur, Froidure; siehe Frost. Kälte.

Fromage, siehe Käse.

Froment, siehe Weitzen.

Froment d'Inde, siehe Weitzen. (Türkischer)

Froment locar oder *loculat*, siehe Spelt.

Fromental, Wiesenhaber, Avena elatior; siehe Gras. (Haber-)

Fromental, oder *Fromenteau*, eine Traubensorte; siehe unter Weinstock.

Fromentin, Vineuse de Fromentin, eine Pfirsichsorte; siehe unter Pfirsiche.

Fronde, siehe Schleuder.

Front, Fr. Front; siehe Stirn.

Frontail, siehe Stirn-Riemen.

Fronte, aus dem Franz. Front, der Vordertheil verschiedener Körper. Die Fronte eines Gebäudes, der Vordertheil oder die Vorderseite desselben. Das Haus stehet (oder sieht) mit der Fronte nach dem Markte, Fr. la maison fait front sur la place. Die Fronte einer Armee, eines Regiments, die vorderste Linie, zum Unterschiede von dem Rücken und den Flügeln.

Bey den Perrückenmachern ist die Fronte der Theil einer Perrücke oder Haarkrause, welcher die Stirn umgibt.

Fronteau, siehe Stirn-Riemen.

Fronteval, eine Tulpensorte; siehe unter Tulpe.

Frontière, siehe Gränze.

Frontignac, Frontignanwein, ist der Nahme vortrefflicher weißer und rother Muskatweine, welche bey Frontignan, einer Stadt in Languedoc, auf einem hartfelsigen Grunde, oder in Haufen von Kieselsteinen wachsen. Siehe unter Wein.

Frontispicium, *Fronton*, } siehe Giebel.

1. Frosch (*), L. Rana, Fr. Grenouille. Unter diesem Nahmen versteht der Ritter von Linné, dem auch viele andere Naturforscher hierin folgen, ein kriechendes Amphibiengeschlecht, welches nicht nur die eigentlichen Frösche, sondern auch die Kröten in sich begreift. Er setzt die allgemeinen Kennzeichen dieses Geschlechts, in einem nackten, vierfüßigen Körper, ohne Schale oder andere Bedeckung, und ohne Schwanz. Die Frösche unterscheiden sich von den Kröten hauptsächlich in folgenden Stücken. Sie haben einen längern und gestrecktern Kopf

(*) Dieses Thier heißt schon bey dem Notker Frosq, in der monseerischen Glosse Frosk, im Schwed. Frö, im Isländ. Freir, im Angels. Frogga, Frocca, Frox, im Holländ. Vorsch, im Norweg. Kröer, im Dän. Froe, Frosk, im Engl. Frog, im Wallach. Broaska, und im mittlern Lat. Brucus. Dieses letztere ist, dem Frisch zu Folge, zugleich das Stammwort des Deutschen, und Brucus leitet er von Rucus, Mausedorn her, weil sich die Frösche gern unter diesem Strauche aufhalten sollen, so wie sie aus einen ähnlichen Ursache Rubetæ, von Rubus, Brombeerstaude, genannt werden. Ihre leitet Frosch von dem Schwed. Frö, der Same, her, weil diese Thiere sehr viel Leich oder Samen leaen, der im Franz. Frie, und im Engl. Fry genannt wird. Wenn dieser Umstand diese Ableitung nicht überwiegend wahrscheinlich machte, so würde friesen, frieren, frisch vielleicht Anspruch auf die Verwandtschaft machen können, weil dieses Thier sehr kalt anzufühlen ist. Im Nieders. heißt es Pogge, Padde, und im Scherze Aderjaan, bey dem Pictorius Hopzer, im Angels. Gaerthop, Grashüpfer, und in Schonen Korngrodor.

Von einem auf eine lächerliche Art hochmüthigen Menschen, sagt man im Sprichwort: Er brüstet sich, wie ein Frosch im Mondschein.

Kopf als die Kröten, einen dünnen und schlanken Unterleib gegen die Brust, und dünne Hinterfüße; der Körper der Kröten hingegen ist gleich dick, und die Füße ungeschickt. Die Frösche sind auch überdies viel lebhafter als die Kröten, und können auf dem Hintertheil ihres Leibes eben so sitzen, wie die Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

In den europäischen Gegenden sind vorzüglich dreyerley Arten von Fröschen anzutreffen: Landfrösche, Wasserfrösche, und Laubfrösche.

1. Der gemeine braune oder graue Frosch. Einige nennen ihn den braunen Landfrosch, oder schlechtweg Landfrosch; Andere, den braunen Wasserfrosch. Beyde Benennungen können gelten; denn er bringt den Sommer größtentheils auf dem Lande zu; wenn sich aber der Winter heran nahet, gehet er ins Wasser, um sich gegen den Frost in Sicherheit zu setzen, wo er sich nicht nur den ganzen Winter, sondern auch den größten Theil des Frühlings, aufzuhalten pflegt. Er heißt beym Ritter Linné, Rana temporaria, dorso planiusculo subangulato; Rana palmis tetradactylis filis, plantis pentadactylis palmatis, pollice longiore *Faun. Suec.* Rana aquatica innoxia GESN. Rana aquatica RAJ. Fr. Grenouille commune, oder Grenouille aquatique vaste. Dieser Frosch hat einen braunen oder grauen Rücken, welcher ziemlich flach und einigermaßen eckig ist. Der Unterleib ist bey dem Männchen graulich-weiß, bey dem Weibchen aber gelblich, und röthlich-braun gefleckt. Die Vorderfüße haben 4 abgesonderte, die Hinterfüße aber 5, mit einer Schwimmhaut verbundene, Zehen. Diese Frösche, deren Nahrung in Mücken und andern Insecten besteht, haben ein überaus zähes Leben; denn sie schwimmen noch einige Stunden im Wasser herum, nachdem man ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen hat. Bey der

Begattung springt das Männchen auf das Weibchen, und hält daſſelbe mit ſeinen Vorderfüßen feſt umfaßt. In dieſer Stellung läßt das Weibchen nach und nach ihre nackten Eyer, welche unter dem Nahmen Froſch-Leich (*), L. Sperma ranarum, Fr. Frai oder Sperme de grenouilles, oder Sperniole, bekannt ſind, von ſich, wobey das Männchen mit den Hinterfüßen an den Aſter des Weibchens drückt, und mit den Zehen dieſe Eyerchen, welche an einander hängen, und eine lange Schnur oder dicke Klumpen bilden, herauszieht hilft; zu gleicher Zeit macht es auch dieſelben mit ſeinem Samen fruchtbar. Ungefähr in drey Tagen werden dieſe Eyerchen länglich, und ſondern ſich von einander ab. Nach 14 Tagen haben ſie die Geſtalt kleiner, dickleibiger, ſchwärzlicher Fiſchchen, welche nur aus Kopf und Schwanz zu beſtehen ſcheinen; und in dieſem Zuſtande nennt man ſie Froſchwürmer, oder Kaulpadden, Niederſ. Kühlpoggen, L. Gyrinus, Moluris, Engl. Tadpole, Holl. Donderparje, Fr. Têtards, wegen ihres dicken Kopfes, oder Queues de poële, wegen ihres langen Schwanzes. Nach drey Monathen aber bekommen ſie Hinterfüße, bald darauf auch Vorderfüße; und alsdenn verlieren ſie ihren Schwanz. Nach dieſer Verwandlung ſuchen die jungen Fröſche aus dem Waſſer auf das trockene Land zu kommen. Dasjenige, was jetzt von der Begattung und Verwandlung des gemeinen Froſches geſagt worden iſt, gilt auch von allen übrigen Arten der Fröſche.

JO. GE. HENR. KRAMER obſ. de exclusione ovulorum ranarum, ſt. im Commerc. liter. Nor. A. 1735 2. hebd. 7. n. 4.

Some obſervations made on the Spawn of Frogs, and of the production of Tadpoles therein, by RICH. WALLER, ſ. n. Figg. in No. 193 der *Philoſ. Tranſact. for March - June 1671*, S. 5231 f.

2. Der

(*) In Franken das Froſchgerinck, im Dän. Froeleg, im Nieders. Poggenſchorn, Poggenkuller, Poggenwaſſ.

2. **Der grüne oder eßbare Wasserfrosch**, Rana viridis aquatica ROES. Rana esculenta, corpore angulato, dorso transverse gibbo, abdomine marginato LINN. Fr Grenouille verte aquatique. Man nennt diesen Frosch auch schlechtweg den **Wasserfrosch**, weil er sich noch mehr, als die vorige Art, im Wasser aufhält. Er ist auch größer, als die vorige Art, und hat einen grünen Rücken mit drey gelben Strichen, wovon der mittlere am längsten ist, und einen weißen Unterleib. Die Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut versehen. Die Ohren des Männchens sind kugelrund aufgeblasen. Dieser Frosch wird fleißig von den Köchen gesucht, welche, wie ich weiter unten zeigen werde, seine Schenkel und Lenden auf mancherley Art zur Speise zubereiten.

3. **Der Laubfrosch**, eine kleine grüne Art Land-Frösche, welche auf die Bäume klettert, und sich unter dem Laube derselben aufzuhalten pflegt, L. Rubeta; Rana arborea corpore lævi, subtus punctis contiguis tuberculato, pedibus fissis, unguibus tuberculato-dilatatis LINN. Ranunculus viridis GESN. Rana arborea s. Ranunculus viridis RAJ. Rana brasiliensis gracilis SEBÆ. Seine gebräuchlichsten Benennungen in Frankreich sind Verdier oder Graisset, wofür Einige auch Greiset und Croisset schreiben; sonst heißt er aber auch Grenouillette, Grenouille de St. Martin, Grenouille de buisson, Martinolle, Raine verte; in Savoyen, Ragnole; in Italien, Ranella; Engl. small tree-frog, green frog. Er ist kleiner, als der gemeine braune Land- und Wasserfrosch, und als der grüne eßbare Wasserfrosch. Sein Körper ist glatt, vorn breit und hinten schmal; die Augen sind glänzend-schwarz; der Rücken ist großgrün; der Unterleib weiß, und mit erhöhten dicht an einander stehenden Puncten besetzt. Zwischen der grünen und weißen Farbe geht zur Seite ein hellgelber Strich. Die Ballen an den Füßen sind sehr klebrig. Seine liebste Nahrung sind die Fliegen,

die er behend zu erschnappen, auch aus einiger
durch starken Athemzug in den Mund zu ziehen
Man kann diesen Frosch statt eines Wetterglases ge
chen, weil er gemeiniglich einige Stunden, ehe es re
seine Stimme hören läßt, und mit seinem groben
cra cra cra schreyt. Wenn man ihn in ein Glas mit
tem Grase setzt, und ihn bisweilen mit Fliegen v
get, kann man ihn lange Zeit lebendig erhalten.

Oder, man thut ihn in ein großes hohes Gefäß, z.
Glas, mit Wasser, und gibt ihm einen Rasen, woran
ein kleines Stühlchen setzen kann. Man deckt das Gefäß
weit zu, daß er nicht heraus hüpfen kann, und doch noch
genug hat. So lange der Frosch auf dem Stühlchen sitzen
ist anhaltendes gutes Wetter; geht er aber herunter auf
Rasen, so kann man auf eine Wetterveränderung schl
Steigt er in das Wasser herunter, so ist man eines anh
den regenhaften und stürmischen Wetters versichert.
(Hrn. Prof Spreuger) Allgem. Landwirthschaftskal
a. d. J. 1772, S. 13.

Den Winter über verbergen sich diese Frösche
nur im tiefen Schlamme, sondern auch in den verde
hölzernen und steinernen Canälen, wo sie bloß vo
Feuchtigkeit leben. Mit dem Anfange des Früh
kommen sie wieder hervor, begatten sich, und l
wie die andern Frösche, ihre Eyer in das Wasser,
auf sie an den frisch ausgeschlagenen Bäumen h
klettern.

Hr. Rathsmeister Reichart hat angemerkt, da
Frösche, wenn das Obst, Pflaumen, Zwetschge
zur völligen und rechten Reife gelangt und weich ge
den sind, und von den Bäumen herunter fallen,
Schale und das Fleisch zum Theil hinweg schaben;
ches sie auch an den Gurken, als einer ihrer anne
lichsten Speisen, thun. Wenn sie sich daran satt g
sen haben, welches mehrentheils des Nachts, oder
bald früh geschieht, so begeben sie sich hernach
Theil in das Wasser, theils aber verkriechen sie sich
ter die Kohlstauden, und schlupfen unter denselben

um, ihre Nahrung ferner zu suchen. Sie stellen auch den Regenwürmern nach, wenn dieselben nach vorhergegangenem Regen aus ihren Löchern hervor kriechen. Nach des Hrn. Prof. Gleditsch Bemerkung überwältigen und verschlingen sie auch die großen gehörnten Holz- Wasser- und Erdkäfer, nebst andern starken hartschaligen Insecten.

Die Bienen haben einen argen Feind an den Fröschen. Denn, wenn sie schwer beladen vor die Bienenstöcke und Körbe kommen, und von solchen aus Müdigkeit, wie es oft geschieht, in das Gras fallen, so werden sie von den darin verborgen liegenden Fröschen weggeschnappt und verschlungen; welches ihnen auch wiederfährt, wenn sie an das Wasser zu trinken und den Fröschen zu nahe kommen.

Da die Frösche den Fischen, insonderheit den Karpfen, Brassen, Karauschen, ja so gar den Hechten und Giebeln, in den Seen, Teichen und Gewässern, großen Schaden zufügen, indem sie nicht allein den Leich der Fische verschlingen, sondern auch die zur Sommers-Zeit in der Brut sich befindenden matten Fische anfressen, und in Menge anfallen: so macht ein erfahrner Landwirth als das beste Mittel dagegen bekannt, wenn man Krebse in solche Wasser setzt, indem diese, als abgesagte Feinde der Frösche, solche beständig verfolgen, und endlich gar vertilgen. Sonst kann man sie auch dadurch vertreiben, wenn man Hohlwurz in das Wasser wirft.

1 St. der nützl. Beytr. zu den Strelitz. Anzeig. v. J. 1766, Col. 63.

Berlin. Samml. 6 B. 5 St. S. 503.

Der Frösche Feinde hingegen sind wiederum die Hechte und alle Raubfische, die Nachtvögel, als: Schuhu, Eulen und Käutzlein, wie auch die Schlangen, vor allen aber die Raben und Störche (*), wie auch Wölfe und

(*) Daher das Sprichwort: Wo Frösche sind, da gibts auch Störche.

und Füchse, welche sie allenthalben verfolgen, und, w
sie solche antreffen, wegfangen und auffressen.

In manchen Jahren finden sich auf den Erbseäk
kern Frösche, welche die Schoten öffnen, und noch un
ter den Bünden liegen und fressen, wenn sie schon ge
mähe sind.

59 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773, Col. 943, f.

Das Schreyen der Frösche drückt man durch qua
ken aus, L. coaxare, Fr. coasser, Engl. quack, wo
für im Niederdeutschen auch quärren, und in einige
oberdeutschen Gegenden auch rochzen üblich ist. Da
Schreyen selbst hat Brocks durch Wreckekeks auszu
drücken gesucht. Das beschwerliche Schreyen der Frö
sche kann man durch ein am Ufer gestecktes Licht, ode
angezündetes Feuer stillen.

Ein Mehreres von der Naturgeschichte der Frösche
findet man in folgenden Schriften.

Descriptio anatomica ranæ; ex Actis Erud. Lipſ. A. 1687, M. Ma
p. 284. ſ. n. 4 Figg. in *M. B. Valentini amphith. zootom.* Fr. M
1720, f. P. I. S. 209 — 212.

THO. BARTHOLINI de ranarum generatione obſt. P. c
deſſen *Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol. II. A. 1673. S. 108 — 11

C. A. à BERGEN obſervationes ex ranarum anatome petitæ, i
im *Commerc. litt. Nor.* A. 1738, hebd. 17, n. 4. S. 132, f.

GE. MATTH. BOSE ranæ anatome in vacuo mortuæ. Lip
1734. 4.

Anatomia Ranæ in vacuo extinctæ, & vivæ; ſ. Deſſen *Oriſio*
remergentia critico-phyſica, Witteмb. 1739. 4. Cap. VI.

Ranæ occultatæ dormiantne, an ſint mortuæ. ſ. JO. RUD. C
MERARII *Memorabil. Medicinæ Cent. IX.* Aug. Trebocc. 17
12. Art. XL.

Ranæ in Seripho Inſula mutæ, alio translatæ, canant, cur? ſ. C
daſ. Art. XLI.

Nouvelles obſervations concernant deux cas particuliers de grenou
illes, qui ont été troublées dans l'état d'engourdiſſement, où el
ont coûtume de paſſer l'hyver; lûes dans les aſſemblées du
Nov. & du 2 Déc. 1762. par Mr. GLEDITSCH, ſ. im XV
Th. der *Hiſt. & Memoir. de l'Acad. R. d. ſ. & b. l. p. l'a.* 17
à Berl. 1769. 4. S. 3 — 26.

Jo. Gottl. Gleditſch neue Beobachtungen über mer
ſonderе Vorfälle von Fröſchen, die an ihrer gewöhnlichen Bey
Erſtarrung geſtöret worden ſind, ſ. in Deſſen phyſ. bot. ö
miſcher Abhandl. 2 Th. Halle, 1766, gr. 8. S. 256 — 2
OLIG. JACOBÆI tr. de ranis. Pariſ. 1676, 8. Hafn. 1686.

A

ANT. de LEEUWENHOEK Observationes de ranis, ſt. in Deſſen *Continuatione arcanor. naturæ*, L. B. 1719. 4. S. 107, ſqq. und S. 146, ſqq.

De ranis, ſ. CAR. LINNÆI *Amphibia Gyllenborgiana*, Cap. 3.

An extract of a latin letter, written by Sgr. MALPIGHI, concerning ſome anatomical obſſ. about the ſtructure of the Lungs of Frogs &c. ſt. im VI B. der *Phil. Transact.* a. d. J. 1671, No. 71, S. 2149, f.

MENZ de generatione ranarum paradoxa, Lpſ. 1724. 4.

Chriſt. Reicharts Abhandlung von Fröſchen, ſt. in Deſſen gemiſchten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 448 — 478.

AUG. QUIR. RIVINI Obſſ. anatomicæ circa congreſſum, conceptionem, geſtationem, partumque ranarum, ſt. u. K. in den *Act. Erud. Lipſ.* A. 1687, M. Maj. S. 284 — 288.

Aug. Joh. Röſels von Roſenhof Hiſtoria naturalis ranarum noſtratium, in qua omnes earum proprietates, præſertim, quæ ad generationis negotium pertinent, fuſius enarrantur. Die natürliche Hiſtorie der Fröſche hieſigen Landes, worin alle Eigenſchaften derſelben, ſonderlich aber ihre Fortpflanzung, umſtändlich beſchrieben werden. Norimb. 1758, gr. Fol. 30 B. u. 24. nach dem Leben illuminirten Kupfertabellen, und eben ſo vielen illuminirten.

GODOFR. SCHULZII Obſ. de ranunculo viridi arboreo, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. VI. Obſ. 157.

Oſſervazioni intorno le rane, da ANT. VALLISNIERI, ſt. in Deſſen *Iſtoria del Camaleonte Affricano, e di varj animali d'Italia*, in Venez. 1715. 4. S. 113 — 123, und 132 — 147.

J. C. Wilke Beſchreibung eines kleinen Waſſerinſects, das auf einem Fröſchen gefunden worden, ſt. u. Abbild. im 23 B. der ältern Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1761, S. 287, ſqq.

Ich komme auf den mannigfaltigen Nutzen der Fröſche. Zuvörderſt verſchaffen die Fröſche unſern Gärten den wichtigen Nutzen, daß ſie die Schnecken, welche in denſelben an allen Arten von jungen Pflanzen, ja ſelbſt an den Bäumen, deren Blättern und zarteſten Knoſpen, unendlich vielen Schaden thun, zu ihrer Nahrung ſuchen und vertilgen. Ihr Magen verdauet die Schale völlig, und das darin befindliche häufige Salz macht ſie recht fett.

57 St. der Leipz. Samml. 1748. 8. S. 749 — 754.
Nouvelle Bigarure, To. VII. à la Haye 1753. 8. S. 155 — 158.
50 St. der Berl. wöchentl. Relat. ꝛc. v. J. 1754, S. 396 — 398.
No. 10 des 2 Th. der Greifsw. Beytr. 1754, 4. S. 47, f.
81 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 1285.
Neues gemeinnütz. Magaz. 1 B. a. d. J. 1760. Hamb. 8. S. 136 — 139.

Gazette

Gazette salut. v. J. 1762, No. 25.
Stuttg. Realzeit. v. J. 1765, S. 29, fgg.
Allg. Magaz. der Nat. Kunst und Wissensch. 12 Th. Lpz. 1767, gr. 8. S. 313 — 317.
23 St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J. 1772. Col. 187, fgg.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. 1 B. 1 Th. a. d. J. 1772, S. 197 — 199.

Man pflegt die Forellen in den Teichen mit Fröschen zu füttern.

Vom Gebrauche des Frosches zu einem Köder bey der Angelfischerey, siehe Th. XIII, S. 571, f.

Einen Laubfrosch pflegt man starken Wein- und Brandweinsäufern zuweilen in ihre Lieblingsgetränke zu werfen, um ihnen dadurch wider mehreres Trinken einen Ekel zu erwecken.

Zum Verspeisen, wählt man nur die oben, S. 169, No. 2 beschriebenen grünen oder weißen Frösche, nicht aber die braunen, grauen oder schwarz-gesprenkelten aus Teichen und Sümpfen, und noch weniger die Laub-Frösche. Doch hütet man sich, dieselben im Monath May, als in der Leichzeit der Frösche, zur Speise zu nehmen, weil sie sich alsdenn auch mit den Kröten zu begatten pflegen. Sie werden, in dieser Absicht, entweder mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüsten oder Froschschneppern geschossen, oder mit einer Klitsch-Angel gefangen.

Das Instrument, womit die Frösche geschossen werden, wird ein Froschbogen oder Froschschnepper genannt. Es besteht dasselbe in einer langen mit einem stählernen Bogen versehenen hölzernen Armbrust oder Schnepper, auf welcher ein langer von starkem Eisen-Drahte verfertigter, und an der Spitze mit einem scharfen Widerhaken bewaffneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnur, die zugleich den Bogen spannet, angebunden ist. Wenn ein Frosch damit getroffen worden, bleibt derselbe am Pfeil, der Pfeil aber an der Schnur hangen, womit man den Frosch heraus ziehen, abnehmen und den Bogen wieder spannen kann.

Am

Am lustigsten aber ist es, die Frösche mit einer Klitschangel zu fangen. Man macht nähmlich einer guten Querhand oder etwas höher über dem Angelhaken ein Läppchen rothes Tuch; sobald nun die Angel mit dem rothen Tuche nur in das Wasser geworfen wird, und es ein Frosch zu sehen bekommt, so kommt er auch sogleich zu dem Tuche hin. Unterdessen rückt man ihm den Angelhaken in die Haut, und zieht ihn also heraus.

Bey der Zubereitung der Frösche zum Verspeisen, schneidet man den Vordertheil ganz ab, zieht die Haut über den Hintertheilen ab, hacket von letztern das Vordere weg, und leget sie eine Nacht über in kaltes Wasser, um sie auszuwässern; alsdenn werden diese Hintertheile mit dem Rücken fricassirt, mit Mehl oder Gries bestreuet, und aus Schmalz gebacken, oder wie junge Hühner zugerichtet.

Um die Frösche zu fricassiren, werden sie auf vorerwähnte Art zubereitet; alsdenn thut man Butter in einen Tiegel oder Casserolle, setzt solche auf Kohlfeuer, und leget zugleich eine mit Nelken besteckte ganze Zwiebel hinein; hernach wirft man die Frösche in die Butter, als ob es junge Hühner wären, passiret oder dämpfet sie eine Weile, schüttet Ingber, Muscatenblüthe und Citronschale hinzu, gießt auch einige Löffel voll Rindfleischbrühe und ein wenig scharfen Essig hinein, thut auch etwas Pfeffer daran, und läßt es also kochen. Solches Froschfleisch muß schärfer, als anderes Fleisch oder Fischwerk, tractirt werden, weil es an sich selbst sehr weichlich und süß ist. Wenn sie kochen, muß man sie nicht allzu weich werden laßen. Zum Abziehen nimmt man 4 Eyerdotter, quirlt sie mit ein wenig Essig ganz klar, läßt die Brühe von Fröschen, wenn solche im Sud ist, darunter laufen, schüttet es wieder in den Tiegel, oder in das Geschirr, worin die Frösche sind, und läßt sie ein wenig anlaufen. Endlich richtet man dieselben an, sprengt zerlaßene Butter, und gehackte grüne Petersilie darüber: so werden Viele, die es nicht wissen, es für junge Hühner essen.

Oder, man zerbricht, wenn man dem Frosche, nachdem man ihm die Haut abgezogen, die beyden Hinterschenkel gelaßen hat, den Knochen in dem einen, und schlägt ihn über den andern; tunkt sie hernach in Nonnenteig, und prägelt sie nach

gemeiner

gemeiner Art. Dieses nennen die französischen Köche des g
nouilles en cerises, weil von dem Ende des Knochens al
mehr bleibt, als ein Knopf, welcher einer Kirsche gleicht, n
bey der Knochen hervor sieht, als wenn es der Stängel wär

Um eine Frosch-Potage zuzurichten, pflegt man eine
zahl Frösche zu nehmen, wohl auszuwaschen, die Knochen
den Keulen heraus zu machen, die größten zum Backen her
zu suchen, in dieser Absicht mit Salz, Pfeffer, unreifen Tr
beysaft und feinen Kräutern zu marinirn, sie alsdenn her
zu nehmen, in klarem Teige oder Mehl umzukehren, in ber
geschmolzener Butter zu backen, damit sie sich wohl färben u
gen, und hernach den Rand der Potage damit zu beset
Von den übrigen Froschkeulen wird ein Ragout mit Fischmi
Champignons und andern feinen Sachen, und zwar so, da
weiß bleibe, verfertigt; auch kann hierzu ein weißes Fastn
Coulis, worunter, an statt der Fische, Frösche gestoßen werd
müssen, genommen, und solches Coulis, nachdem es vor
mit einer schmackhaften klaren Erbsbrühe gelinde gekocht h
über die Potage geschüttet werden. Wenn nun die Po
aufgekocht hat, wird sie mit Ragout, oder mit dem Coulis v
Fröschen unkenntlich gemacht, der Rand der Schüssel aber
den gebackenen Fröschen beleget, und warm angerichtet.

Das Fleisch ist schwer-verdaulich, fett und wei
lich, sonst aber sehr nahrhaft, und nicht bössaftig, we
man solche Frösche speiset, die in klarem und rein
Wasser leben. Gegen die Dürr- und Schwindsuc
und gegen den anhaltenden trockenen Husten, rühm
man die aus ihren Schenkeln gekochten Brühe
Man kocht nähmlich 6 bis 8 Par dergleichen Schen
mit Kalbfleisch und erweichenden Kräutern in 1 Q
Wasser, bis ein Drittel davon übrig bleibt. Ueb
haupt ist der Genuß der Frösche mehr bey den Ita
nern und Franzosen, als bey uns Deutschen, gebrau
lich. Die erstern essen sie fast das ganze Jahr,
meisten aber in der Fastenzeit.

De ranarum edulium electione, præparatione, coctione; s.
RUD. CAMERARII *memorabilia medicinæ*, Cent. IX. A
Trebnoc. 1628. 12. Art. 47.

In der Arzeney, werden von den grünen F
schen fast alle Theile gebraucht; auch sind die Laub

sche wider vielerley Zufälle nützlich zu gebrauchen. Von Heilung des Wurms am Finger, vermittelst Schmierens und Einreibens der Hand mit lebendig von einander gerissenen Fröschen, s. in den künftigen Supplem. unter Finger-Zufälle. Von der gedörreten und zu Pulver gemachten Galle ein Quent eingenommen, soll das viertägige Fieber vertreiben. Von dem Fette wird behauptet, wenn man dasselbe auf eine gewisse Art zubereite, und hernach das Zahnfleisch damit beschmiere, so könne man schadhafte Zähne ohne Mühe und Schmerzen mit den Fingern ausziehen; welches Mittel einige Marktschreyer und Zahnärzte bey ihrer Kunst ausüben sollen. Der Froschleich kühlet und lindert äußerlich allerley Gliederschmerzen, und stillet, mit Rosenessig auf einen Schwamm gegossen, und aufgelegt, das unmäßige Bluten, zieht die allzu starke Röthe aus dem Gesicht, und macht die Hände glatt und sauber.

Analyse du frai de grenouilles, s. in No. XIX der *Gaz. salut.* v. J. 1762.

DEAI BORRICHII examen chemicum spermatis ranarum, s. in *Tho. Bartholini Act. med. & philos. Hafn.* Vol. II. A. 1673, S. 171, f.

Es wird auch davon das bekannte **Froschleichpflaster** (Emplastrum de spermate ranarum; Empl. de ranis cum & sine mercurio) **oder die Froschleichsalbe** (Nieders. Boltensalbe, weil es in Bolzen oder runden Stangen verkauft wird,) bereitet, welches zu allerhand Wunden und Schäden dient. Von dem Gebrauche des Froschleichs, wider den Wurm der Pferde, eine ansteckende Art Aussatz, siehe den Art. **Wurm der Pferde.** Eben dieser Froschleich wird im Frühjahr, oder zur Leichzeit, in Menge gesammelt, in einen leinen Sack gethan, und an einem kühlen Orte aufgehängt, daß der Saft oder schleimige Liquor in ein Gefäß herab triefe; diesen setzt man in Bouteillen an die Sonne, um ihn zu destilliren; alsdenn, wenn er sich lange halten soll, zieht man ihn ab. Dieses, auch in den Apotheken zu

habenden Froschleichwassers, bedient sich sonderlich da Frauenzimmer, um eine zarte Haut zu bekommen. Endlich hat man auch in den Apotheken das Froschöhl als ein besonderes Hülfsmittel wider den Krebs. Es wird dasselbe gemachet, wenn man etwan 12 lebendig Frösche nimmt, selbige in anderthalb Pfund Baumöl eine gute Stunde lang kochet, und hernach das Oel ausdrückt.

Remede topique contre le Cancer non ouvert ou occulte, pub dans les ouvrages de *Theophr. Paracelse*, par Mr. PHIL PRAUN, st. im *Mercure de France*, Oct. 1759, 1 Vol. S. 200 — 202.

De officinalibus nat. ex rana, (quæ sunt: ipsa rana; Cor; Epar Fel; Pinguedo, & Sperma ranarum) nec non præparatis eorum que viribus, s. JO. JAC. MANGETI *Bibl. pharm. med.* To II. Genev. 1703, f. S. 704, f.

In Absicht der Frösche eräugnet sich zuweilen ein gewisses Phänomen, an dessen historischer Wahrhei man wegen vorgegebener unläugbarer Erfahrungen und glaubwürdiger Augenzeugen nicht zweifeln darf; ein Phänomen, welches der gemeine Mann anstaunt, ohne weiter darüber nachzudenken, und welches der Gelehrte und Naturkundige bald auf diese, bald auf jene Art zu erklären gesucht hat. Ich meine den Froschregen.

Ich verstehe aber hier nicht diejenige Begebenheit, wenn im Sommer, bey warmen Regen, die Frösche häufig auf den Wegen, in den Gärten und Wiesen hervorkommen, insonderheit die jährigen und noch nicht ausgewachsenen jungen Frösche und die man sogleich, weil man es nicht besser weis, eben so leicht für einen Froschregen ausgibt, als man behauptet, daß es Blattläuse und andere kleine Insecten geregnet habe, wenn sich diese, bey einem sanften kitzelnden Sonnenregen, von den Blättern und aus dem Grase in die Luft erheben, und von dem nächsten Striche der Luft auf die ersten und besten Bäume, Sträucher oder Hecken geführet werden; sondern ich meine das Phänomen, da zuweilen im Sommer, allezeit aber bey heftigen Gewittern und Sturmwinden, in starken Regengüssen hoch aus der Luft Frösche herunter fallen, und solches von glaubwürdigen Personen, sogar von den höchsten Thürmen und Kirchendächern, bemerket worden.

Dieses

Dieses ist die Sache, deren historische Richtigkeit ich hier voraus setze, und welche die Naturforscher bisher nicht völlig haben erklären können. Die alte Sage: daß diese Frösche in der Luft aus einer Fäulung erzeuget, oder aus dem mit Staub vermischten Regenwasser durch eine besondere Fermentation hervorgebracht würden, bedarf in unsern Tagen keiner Widerlegung. Eben so wenig kann die Meinung Statt finden, daß die im Regen sichtbaren und niederschießenden Sonnenstrahlen, wenn man gegen über steht, den Froschleich aufziehen, und in der Luft ausbrüten sollten. Denn dazu ist diese Masse viel zu schwer, und kann sich in der Luft nicht halten. Wer die Erzeugung der Frösche, wie sie oben, S. 167, f. beschrieben worden, kennt, wird sich schwerlich davon überzeugen laßen. Denn der Froschwurm muß, so wie er aus dem Ey fällt, im Wasser leben; alsdenn sieht er wie ein geschwänztes Fischchen aus, und braucht über ein Vierteljahr zu, ehe er den Schwanz verliert, und seine vier ordentliche Füße bekommt. Man nehme den Froschleich aus dem Wasser, lege ihn einige Stunden an die Sonne, und thue ihn alsdenn wieder in, mit Wasser gefüllte Gläser, so wird nichts auskommen, geschweige daß er in der Luft sollte ausgebrütet werden. Und gesetzt, es wäre dieses möglich, so müßten zu allen Zeiten, und nicht bloß in Gewittern, Frösche herunter fallen, wovon man doch ganz und gar keine Beyspiele vorzeigen kann. Hierdurch widerlegt sich auch das Vorgeben von selbst, als würden die großen Frösche durch die Sonne aufgezogen. Sind diese aber nicht ungleich schwerer, als die Luft? Folglich können sie darin eben so wenig als Eisen im Wasser, schwimmen.

Es bleibt also die Frag übrig: **Wie kommen die größten Frösche so hoch in die Luft? und warum fallen nicht zu allen Zeiten, sondern vorzüglich bey starken Gewittern und Regengüssen, Frösche herunter, und zwar von den höchsten Gebäuden, Kirchthürmen und Dächern?** Vorausgesetzt, daß die Sache in facto richtig ist: daß zur Zeit eines starken Gewitters und Regens wirklich Frösche von Thürmen und Kirch-Dächern herabgefallen sind, daß solches von sichern und glaubwürdigen Augenzeugen beobachtet worden: so liegt, meines Erachtens, in dem Umstande, daß es in Gewittern geschehe, der Schlüssel zur Erklärung dieses Geheimnisses. Denn, da es, der erwähnter maßen, physisch unmöglich ist, daß der Froschleich in die Luft gezogen und darin ausgebrütet werden könne: so muß es eine andere gewaltsam wirkende Ursache seyn, wo-

durch die Frösche, ihrer Schwere ungeachtet, in die Luft gezogen werden, und hernach an ungewöhnlichen Orten, wo sie weder erzeugt werden, noch sich aufhalten können, herunter fallen. Hierbey ist zugleich der Nebenumstand noch zu bemerken, daß es immer nur wenige sind, die herunter fallen und gesehen werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach, kann diese Ursache in nichts andern, als in den heftigen Wirbelwinden und Wasserhosen, die zur Zeit eines Gewitters zu entstehen pflegen, und ganz erstaunliche Wirkungen hervorbringen können, zu suchen seyn.

Was diese Naturbegebenheiten auf dem Meere ausrichten können, findet man in des Hrn. Grafen von Büffon allgem. Naturgeschichte, und in Bergmanns phys. Beschreibung der Erdkugel, S. 303, fgg. ausführlich beschrieben. Sie stehen da, wie dicke Dampfsäulen, und das Wasser steigt in Millionen Strahlen, welche die Säule formiren, gerade in die Höhe, und breitet sich oben wie eine Wolke aus; denn eine solche Wasserhose reicht bis an die Wolken. Nichts kann ihrer Gewalt widerstehen. Geräth ein Schiff hinein, so wird es hoch in die Luft gezogen. Bergmann sagt, daß oft außer dem Wasser, Stroh, Büsche, Vögel, Fische ꝛc. in eine solche Röhre hinein gehoben, und in Schneckengängen aufwärts geführet würden. Hierbey erinnere man sich des Phänomens, wenn man zur Zeit eines Gewitters auch in unsern Gegenden, auf einem hohen Berge steht, und das Gewitter vor sich hat. Es erscheinen alsdenn über den Seen und Flüssen lauter solche Dampfsäulen. Sind sie zwar nicht von solcher Gewalt, als auf dem Meere: so werden sie doch vielleicht geringere Wirkungen hervorbringen, und Frösche und andere Dinge mit aufziehen können. Es ist bekannt, was die Wirbelwinde zu Gewitterszeiten vermögen, und wie sie oft den auf dem Felde befindlichen Leuten Hüte, Kleidungsstücke und andere Sachen wegreißen, und hoch in den Lüften mit sich fortführen. Sollte dieses nicht auf eben die Art mit den Fröschen geschehen können? Sind diese durch eine Wasserhose erst in die Luft gezogen, so führt sie der Wirbelwind über die höchsten Thürme und Gebäude fort. Sobald seine Wirkung nachläßt, müssen sie vermöge ihrer Schwere auch wieder herunter fallen. Und hierin scheint die wahrscheinlichste Ursache des vermeinten Froschregens zu liegen.

Vom

Vom Froschregen, von Hrn. Past. Goeze, s. den 4ten Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1777, gr. 8. S. 430. fgg.

In America wachsen die Frösche ungemein groß. Es gibt z. E. auf Martinique Frösche, welche oft 14 Zoll in der Länge, und beynahe eben so viel in der Dicke haben, deren Fleisch ungemein schmackhaft, und ein wahrer Leckerbissen seyn soll. Diese Frösche haben bey ihrer Größe auch dies Besondere, daß sie nicht, wie die hiesigen quaken, sondern, insonderheit des Nachts, fast wie die Hunde zu bellen pflegen.

Zu den americanischen Fröschen, gehört: 1. Der Nachtschreyer, Rana typhonia *Linn.* ein Frosch, welcher, nach Kalanders Bericht, die ganze Nacht hindurch wie eine Krähe schreyt, und sich durch eyförmige Lappen (auricularibus lobis ovatis) von andern Fröschen unterscheidet, auf dem Rükken 4 nach der Länge herab gehende Runzeln, erhabene Wärzchen und schwarze Flecken hat.

2. Das Obrauge, mit runden augenartigen Flecken an den Ohren, und stumpfen Füßen, Rana ocellata, auribus ocellatis, pedibus muticis *Linn.*

3. Der Seefrosch, oder buckelige Frosch, mit buckeligen Schulterblättern, und 4 großen runden Knoten am Aster. Rana marina scapulis gibbosis, clunibus nodosis *Linn.* Diesen Frosch hält man mit derjenigen Art Frösche, die bey jedem Sprunge den sie thun, ihren Urin fahren laßen, Fr. Grenouille pisseuse, für einerley.

4. Der Ochsenfrosch, der Windbeutel, Schwed. Mantiskor, Rana boans *Linn.* Rana maxima Americana aquatica *Catesb.* Engl. Bull-Frog, Fr. Grenouille mugissante, Sauteur. Es ist dieses unter allen in America befindlichen Arten die größte. Die Stellen, wo sie vornehmlich ihren Aufenthalt haben, sind große Teiche, oder kleine Sümpfe von stillstehendem Wasser. Es entsteht ein erstaunliches Geräusch, wenn viele beysammen sind, und alle mit vollem Halse auf einmahl anstimmen. Ihr Laut hat eine völlige Aehnlichkeit mit dem Blöken eines Ochsen oder Stiers, der etwas heiser geworden, so daß die Stimme nicht so rein ist. Des Abends, wenn es still ist, hört man sie, wie Kalm versichert, bisweilen fast in der Entfernung einer schwedischen Viertelmeile. Sie sind sehr geschickt zu hüpfen. Sie legen zuweilen ein Par Klaftern, und noch darüber, bey jedem Sprunge zurück.

Nachricht von dem brüllenden Frosch, aus Kalms Reise, 3
S. 140, ff. im 7 B. der Berlin. Samml. S. 195 — 200.

Aus Surinam erhält man bisweilen Frösche, die einen
gen Fisch schwanz haben, und übrigens von der Größe der e
päischen Frösche sind. Man glaubte ehemahls, daß diese F
sche sich in Fische verwandelten, daher man ihnen den Nah
Rana-Piscis beylegte; Andere hielten sie für Eidechsen. We
scheinlicher aber sind sie unausgebildete Puppen von der gro
americanischen Kröte. Dieser geschwänzte Frosch, Fr. G
nouille à queue, heißt beym Linné Rana paradoxa.

An account of the Frog-fish of Surinam, by Mr. GE. EDWAR
ß. ll. 12 Figg. auf 2 K. T. im 2 Th. des LI B. der Ph
Transact. a. d. J. 1760, Art. LX. S. 653 — 657.

Unter der Benennung Meerfrosch, oder S
Frosch, versteht man 1. eine Art großer Frösche, n
che über ½ Elle lang sind, und in den americanisch
Meeren angetroffen werden, dergleichen die kurz vor
unter den americanischen Fröschen angeführte Ra
ocellata *Linn.* und Rana marina *Linn.* sind.

2. Eine Art mit Lungen versehener Fische, wel
nur ein Luftloch auf jeder Seite hinter den mit Bru
Finnen besetzten Armen haben; der Seefischer, S
Teufel, Froschfisch, Krötenfisch, Fischerfros
Batrachus *Klein.* Rana piscatrix *Salvian.* Lophius p
catorius *Linn.* Fr. Baudroie, Diable de mer, Pêcheu
wovon man im 6 B der Berlin. Samml. S. 83 —
91, und im 3 B. des Neuen Schauplatzes der N
tur, Lpz. 1776. gr. 8. im Art. Froschfisch, S. 2
— 209, umständliche Nachrichten findet.

2. Frosch, eine Benennung, welche verschie
nen Arten von Erhöhu gen oder ihnen ähnlichen Th
len beygeleget wird.

1) Eine Krankheit bey Menschen und Thieren.

a. Bey Menschen, versteht man unter Frosc
Fröschchen, Oberd. Fröschlein, Zungenfröschlei
Gr. und L. Batrachium, Batrachus, Hypogloss
Rana, Ranula, Fr. Grenouille, Grenouillette, ei
Art Geschwulst, welche unter der Zunge entsteht, we
s

sich eine allzu große Menge Speichel in den Speichel-Gängen angesammelt hat. Einige sind rund, liegen unter der Zunge, und scheinen bloß von der Erweiterung des ausführenden Ganges der Drüse unter der Zunge zu entstehen; andere sind mehr lang als rund, liegen zur Seite der Zunge, und entstehen von Erweitrung des ausführenden Ganges der Unterkinnbacken-Drüse. Wenn dergleichen Geschwulsten nicht alt und eingewurzelt sind, so gleichet die aus denselben hervorkommende Feuchtigkeit, ihrer Farbe und Consistenz nach, vollkommen dem Eyweiß. Hingegen ist die Materie dicker, wenn sie längere Zeit daselbst verweilt hat; sie wird bisweilen gypsartig, und kann sogar eine Steinichte Härte erlangen. Im Anfange dieses Zufalles kann man innerlich purgirende, und äußerlich zusammenziehende Arzeneyen, z. E. ein Pulver von gleichen Theilen Granatrinde, Isoppkraut und Seesalz, auf die Geschwulst legen, oder ein Decoct von gleichen Theilen wilder Granatblüthen, Alaun und Galläpfeln, mit Wasser, zum Waschen der Geschwulst, gebrauchen. Will dieses nichts helfen, so muß die Geschwulst von geschickter Hand geöffnet werden. Bisweilen ist auch der Frosch nur der Zufall einer fleischichten Geschwulst, die man nothwendiger Weise ausrotten muß.

Insonderheit ist das Gröschchen ein gewöhnlicher Zufall bey neugebohrnen Kindern, da nähmlich an demjenigen Orte, wo sonst das Zungenband zu seyn pflegt, ein mehr oder weniger langes und dickes Stück Fleisch sich befindet, welches die Bewegung der Zunge hindert. Die damit behafteten Kinder sterben gemeiniglich, weil sie schlechterdings weder saugen, noch schlingen können. Es kann nähmlich die Zunge sich nicht hinter ziehen, wie solches bey dem Schlingen nothwendig geschehen muß, mithin kann der Kehldeckel sich nicht auf die Oeffnung der Luftröhre legen und dieselbe verschließen, daher denn die Milch, die einem solchen

Kinde, auch nur tropfenweise, eingeflößet wird
in den Magen zu gehen, in die Luftröhre läuft,
Kind im Augenblicke erstickt. Daß dieses s
That also verhalte, beweiset die Oeffnung so
glücklichen Kinder, in deren Magen man n
eine schleimichte Feuchtigkeit, die an den Wä
te, fand, da hingegen die Aeste der Luftröh
Milch, welche man ihnen eingeflößt hatte,
waren.

Es ist hier nichts natürlicher, als der Ged
da der Tod des Kindes einmahl unvermeidlich
nicht diese fleischichte Geschwulst, als die Ur
ben, je eher je lieber hinweggenommen wird,
besser sey, dieses Mittel, als gar keines, zu
Da aber sowohl die unglücklichen Folgen solc
che, als auch selbst die genaue Untersuchung d
le, zur Genuge beweisen, daß ein glücklicher
möglich ist, weil von den großen Blutgefäßen
ge der Stamm selbst in diesem Fleischgewächse
kann in diesem Falle der Ausspruch des Cel
man lieber ein ungewisses Mittel versuchen
nichts thun solle, nicht gelten. Ich halte den
Kind, welches mit dem Frosche unter der Zu
Welt kommt, für verloren.

b. Bey Thieren, belegt man mit der B
Frosch, Fr. Près, oder Lampas, eine Kr
dem Kopfe der Pferde, wobey der Gaume
Vorderzähne schwillt, so daß er über die Zä
tritt.

Bey jungen Pferden ist dieser Zufall ge
ihr Gaumen nicht so hart und trocken, als d
rer ist. Ob sich aber gleich, gedachter m
Fleisch bis über die Zähne in die Höhe begib
Pferd fast keinen Haber fressen kann: so glau
daß es nicht so oft über die maßen in die Höh
die gemeinen Roßärzte, Schmide, und

löcherig sind, von Wasser durchdrungen werden. Man kann auch ferner wahrnehmen, daß der Marmor, die Kieselsteine, das Glas, und überhaupt alles, was nicht inwendig feucht wird, niemahls vom Froste zerspringt, wie die weichen Steine, worein sich die Wasserth ilchen leicht ziehen, und hernach, wenn sie gefrieren, gleichsam zu so vielen kleinen Ballonen werden, welche sich auf diesen, und die Platten oder Schichten, womit sie bedeckt sind, empor heben. Ein Mehreres von dem Gefrieren des Wassers, der Flüsse ꝛc. findet man im Art. Eis.

Der Frost bringt nicht allein das gemeine Wasser, sondern auch alle andere flüssige Dinge, die mit demselben von gleicher Beschaffenheit sind, und überhaupt alle Materien, wo dergleichen flüssige Dinge in hinlänglicher Quantität zusammen kommen, zum Gefrieren; inzwischen pflegen sich doch nach der verschiedenen Quantität oder Eigenschaft der mit dem Wasser vermischten Substanzen, mancherley Umstände bey der Gefrierung desselben zu ereignen. Reines Wasser gefriert viel geschwinder und vollständiger, als ein jedes andere. Das mit Salz vermischte Wasser gefriert viel schwerer. Der gefrorne Wein erhebt sich in lauter Blätter, die den Zwiebelschalen gleich sehen; die ersten von diesen Lagen sind unschmackhafter und härter, als die darunter befindlichen; in dem Mittelpuncte aber befindet sich ein Liquor, welcher sehr spirituös ist.

Der gefrorne Schaum und die Liqueurs, welche man bey Tische mit aufzusetzen pflegt, sind all zeit entweder mit Zucker vermischt, oder auch wohl etwas spirituös; und dieses ist eine von den Ursachen, warum man sie eigentlich nur bey einem Grade der Kälte, welcher stärker ist, als derjenige, wobey das gemeine Wasser gefrieren könnte, verfertigen kann. Eben daher geschieht es auch, daß, wenn man sie nicht mehr erkälten läßt, als nur so viel zu einer bloßen Gerinnung erfordert wird, alsdenn einige derselben merklich kälter sind, als die andern, ungeachtet eine jede nur denjenigen Grad der Erkältung erlangt hat, welcher erfordert wird, daß sie völlig wie Eis gestehet.

Die

Die Früchte gefrieren bekannter maßen in etwas rauhen Wintern, und werden hart; wenn sie aber aufthauen, haben sie ihren Geschmack verloren; und öfters sieht man, daß sie faul werden.

Gefrorne Eyer und gefrornes Fleisch, leget man in kaltes Wasser, welches den Frost herauszieht, ohne ihnen einen faulen Geschmack zu geben, wie sonst geschieht, wenn man diese Körper, um sie aufzuthauen, an Feuer bringt.

II. Wirkungen des Frostes auf Gewächse.

1. Bäume, sowohl in den Wäldern, als Gärten.

Wenn man die Wirkungen des Frostes auf die Gewächse nur ganz obenhin betrachtet, so siehet man, daß der an denselben durch den Winterfrost verursachte Schade von demjenigen sehr unterschieden sey, welcher vom Frühlingsfrost entsteht. Im Winter haben die mehresten Bäume keine Blätter, Blumen und Früchte, und gemeiniglich genugsam gezeitigte, oder zu Ausstehung des Frostes hinlänglich hart gemachte Triebe. Ich sage: gemeiniglich; denn nach einem kühlen und feuchten Sommer können die jungen Zweige, an denen das Holz nicht recht reif geworden ist, nicht einmahl mittelmäßigen Frost ausstehen. Ist aber der Frost außerordentlich stark, und mit andern widrigen Umständen, wovon weiter unten sprechen werde, begleitet: so verderben die Bäume gänzlich, oder bekommen wenigstens Fehler, welche niemahls wieder zu verbessern sind. Diese Fehler sind: Risse, die den Holzfasern gleich gehen, und von den Forstleuten Eisklüfte oder Wetterklüfte genannt werden. Zuweilen findet man auch abgestandenes und todtes Holz, welches in gutes Holz eingeschlossen ist, so einige Forstleute verborgene Eisklüfte nennen. Endlich verursacht der Frost auch einen doppelten Splint, welcher in einem ganzen oder nicht ganz völligen Ringe von unvollkommenem Holze besteht, der mit gutem

Hol-

Holze umgeben und wieder überdeckt ist. Ich werd
diese Fehler näher aus einander setzen; zeigen, woher s
entstehen, und bey dem doppelten Splint den Anfan
machen.

Der gewöhnliche Splint, Fr. Aubier, ist ein meh
oder weniger dicker Ring von weißen und unvollkomm
nen Holze, welcher fast an allen Bäumen von dem voll
kommenen Holze, so man den Kern, das Mark ode
das Herz nennt, gar leicht durch die verschiedene Farb
und Härte zu unterscheiden ist. Der Splint findet sic
unmittelbar unter der Rinde, und umgibt das vollkom
mene oder völlig gebildete Holz, welches bey gesunde
Bäumen von außen bis in die Mitte fast einerley Farb
hat. Bey denjenigen Bäumen hingegen, wo ein dop
pelter Splint, Fr. double aubier, gefunden wird, s
das vollkommene Holz durch einen zweyten Ring vo
weißem und weichen Holze von einander abgesondert, s
daß man an dem Querdurchschnitt eines solchen Stam
mes wechselsweise einen Kranz von unvollkommen
Holzschicht, hernach eine Schicht vollkommenes Hol
sodenn einen zweyten Ring von Splint, und endlich
nen Cylinder von gutem Holze antrifft. Diesen Fehl
findet man öfter an denen in magern und leichten Er
reich stehenden Bäumen, als an denen in starkem Er
reich; wie auch öfter an denen einzeln und auf leer
Plätzen oder Blößen stehenden, als an denjenigen, w
che in dichten Forsten gewachsen sind.

Das Holz dieser Ringe von falschem Splint an
ten Bäumen, zeiget sich bey genauer Untersuchung v
leichter, weicher und schwächer, als der wahre Spli
Man hat an vielen solchen Bäumen die Holzlagen od
Schichten von dem guten Holze, welches zwischen de
wahren und falschen Splint befindlich war, gezählt; u
es läßt sich beweisen, daß dieser Zufall eine Wirkung d
starken Winters von 1709 sey.

Sur les arbres morts par la gelée de 1709. st. in der *Hist. de l'Ac*
R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1710, S. 59—61.

D

Diese Bäume haben seit dieser Zeit wieder neue Holz-Lagen über den falschen Splint angesetzt. Wenn aber der Splint und die Rinde dieser Bäume damahls völlig wären verderbet worden, so würden auch ohne Zweifel die Bäume gänzlich abgestorben seyn, wie 1710 vielen wiederfahren ist, deren Rinde sich abgelöset hatte, und die indessen doch, durch den wenigen noch in dem Holze befindlichen Saft einige Triebe gemacht hatten, aber abstehen mußten, weil sie nicht genug Nahrung an sich ziehen konnten. Solchergestalt befanden sich diese Bäume, an denen Rinde und Splint verdorben war, in eben dem Zustande, darin sich andere Bäume befinden, welche man mit Fleiß ihrer Rinde völlig beraubet.

Man hat dergleichen falsche Splinte angetroffen, welche auf einer Seite dicker als auf der andern waren, welches man auch bey dem wahren Splint gemeiniglich antrifft. Einige davon waren sehr dünn, welches vermuthlich daher kommt, daß nur einige Schichten dieses Splints Schaden gelitten. Es sind auch diese falsche Splinte nicht von einerley Beschaffenheit, und einige nicht so gar schlecht, als die andern. Bey angestellter Untersuchung, ob an denen Bäumen, welche einen sehr dicken und schlecht beschaffenen Splint hatten, eben derselbe Fehler vorhanden wäre, hat man dieselben allemahl gesund und in gutem Zustande angetroffen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß dieser doppelte Splint durch den Frost verursacht worden, vor welchen die Wurzeln durch die auf denselben liegende Erde verwahrt waren. Dieses ist demnach eine schlimme Folge von sehr starkem Winterfrost, wovon die Wirkung, ob sie gleich in dem Innern der Bäume steckt, nichts desto weniger der Beschaffenheit des Holzes nachtheilig ist, weil sie die Bäume, welche davon angegriffen werden, fast ganz und gar zu allen tüchtigen Werken untüchtig macht

Ein anderer Fehler, sind die verborgenen Eisklüfte, Fr. Gelivure entrelardée. Man findet bisweilen

in der alten Stämmen, welche man horizontal durch
get, etwas von abgestorbenen Splint, und zugleich
was von verdorreter Rinde, welche völlig mit gesund
Holz überwachsen sind. Dieser todte Splint nim
manchmahl an dem Orte des Stammes, wo er gefun
wird, den vierten Theil von dem Umfang: des Baun
ein. Es ist derselbe bisweil n weißlich, ein ander m
bräuner als das gute Holz. Aus der Tiefe, in welc
dieser Splint in dem Baume gefunden wird, erhell
daß dieser Schade an sehr vielen Bäumen im Win
von 1709 geschehen sey; und aller Wahrscheinlich
nach rühret auch in den andern Bäumen dieser Zufall v
starkem Winterfrost her, wodurch ein Theil des Splin
und der Rinde gänzlich verdirbt, diese verdorbene The
aber von gesundem Holz überwachsen, und, wie jed
andere fremde Körper, in dem Innern des Baum
verschlossen worden. Dergleichen todten Splint find
man gemeiniglich in den von Morgen gegen Mitta
und auf Hängen in diesen Lagen stehenden Bäume
wovon die Ursache ganz natürlich ist. Denn, wenn d
Sonne auf der Seite des Baumes, welche sie beschei
das Eis schmelzt, so dringt die Feuchtigkeit in die Ri
de, und wird, so bald die Sonne nicht mehr hinschei
wieder zu Eis. Hier entsteht also ein Glatteis, welch
wie an seinem Orte zeigen werde, den Bäumen sehr nac
theilig ist. Dieser Fehler nimmt nicht die ganze Län
des Stammes eines Baums ein; denn man findet b
schlagenes Holz, welches dem Ansehen nach sehr gesu
ist, und woran man diesen Fehler nicht eher sieht, a
bis das Holz in Stücke oder zu Bretern geschnitten wir
Wenn man diese Bäume in ihrer völligen Länge g
braucht hätte, so würde man sie für völlig unmangelha
gehalten haben; allein, durch das innere Gebrechen
womit sie behaftet sind, w[illegible]hr Verderben beschle
nigt, oder wenigstens ihre Stärke sehr vermindert wo
den seyn.

Sel

Sehr starker Winterfrost spaltet auch die Bäume, nach der Richtung ihrer Fibern, und dieses wohl mit einem Getöse oder Knall. An dergleichen Bäumen zeigt sich gemeiniglich eine hervorstehende Kante, ein Absatz, oder eine Art einer Knochengeschwulst (Exostosis), welche bey Zuheilung der Wunde entsteht, die zwar in dem Baum verschlossen ist, sich aber niemahls wieder vereinigt. Denn aus der Erfahrung ist bekannt, daß das Holz, wenn es einmahl hart geworden ist, sich niemahls wieder vereinigt, insonderheit wenn die Fasern von einander getrennt oder zerrissen sind. Die Handwerksleute nennen zwar alle inwendige Spalten und Risse, Eisklüfte; allein, es ist gewiß, daß sie nicht alle von dem Froste verursacht worden, sondern daß dieser Zufall öfters auch von einem allzu großen Ueberfluß des Safts entstehe.

Man findet Bäume mit Eisklüften in verschiedenem Boden und in verschiedenen Lagen; öfter aber als anderswo, in feuchten Gegenden, und in östlichen und nördlichen Lagen. Ohne Zweifel kommt dieses daher, weil die Kälte gegen Norden empfindlicher und stärker, und die Lage gegen Morgen dem Glatteis mehr unterworfen ist. Die in einem feuchten Erdreiche stehenden Bäume aber haben ein schwächeres und dünneres Gewebe ihrer Holzfasern, welches weniger im Stande ist, der Gewalt des gefrierenden Safts zu widerstehen; und dieses um so weniger, als in dergleichen Boden der Saft häufiger und wässeriger ist, als anderswo.

Der stärkste Winterfrost verursachet unstreitig an den Bäumen noch andere Schäden, als diejenigen, von denen sie völlig verderben. Denn bisweilen beschädigt derselbe nur die Zweige, und der Stamm bleibt noch ziemlich gut. Ein ander mahl ist der Stamm hin, und die Wurzeln bleiben gut, treiben auch wieder hervor. Im Winter 1709 sind viele Nußbäume völlig erfroren; andere hatten nur ihre Zweige verloren; aber fast alle

Oehlbäume mußten an der Wurzel abgehauen wer
die hernach wieder getrieben haben.

Der allzu heftige Winterfrost bringt den Bäur
wie bereits erwähnt worden, auch verschiedenen S
den nach der unterschiedenen Beschaffenheit der La
in deren sie stehen. Ueber diesen für den Landbau
wichtigen Umstand haben die Schriftsteller einander
widersprechende Meinungen geäußert. Einige beh
ten, der größte Schade vom Frost geschehe auf
Nordseite; Andere versichern dieses von der Mitt
oder Abendseite. Man sieht wohl, woher diese vers
dene Meinungen haben entstehen können. Ehe ich
die von Hrn. Dühamel über diese Materie angestel
Erfahrungen erzähle, wollen wir vorher die Frage s
genauer betrachten.

Es ist unzweifelhaft, daß auf der Nordseite, wo
Gewächse keine Sonne bekommen, und dem kälte
Winde ausgesetzt sind, die Kälte ihre Gewalt stä
ausübe, als in andern Lagen. Das Thermometer z
uns dieses zuverläßig. Aus dieser Ursache bleibt
Schnee auf der Nordseite der sehr hohen Berge fast
ganzen Sommer, in Ländern, die sonst gemäßigte
haben, liegen. Hieraus allein kann man sicher sch
ßen, daß der Frost auf der Nordseite stärker sey und m
Schaden anrichten könne, als auf der Mittagse
Diese Meinung wird auch durch die Beobachtungen
der einfachen Eiskluft bestätiget, als welche häufiger
den Bäumen, die gegen Norden stehen, gefunden w
als an andern. Es ist demnach unstreitig, daß alle
fälle, welche von der großen Gewalt der Kälte herk
men, sich häufiger in der nördlichen Lage, als in a
andern Lagen, finden werden. Allein, beschädigt d
nur allezeit die strenge Kälte allein die Bäume;
gibt es nicht andere besondere Umstände, welche veru
chen, daß eine mittelmäßige Kälte denselben mehr Schad
thut, als heftigere Kälte gethan haben würde, wel

bey andern weniger schlimmen Umständen eingefallen wäre? Man hat hiervon bereits an der oben erwähnten verborgenen Eiskluft ein Beyspiel gesehen, welche häufiger in der Lage gegen Mittag, als in der gegen Norden, angetroffen wird; und man schrieb den Schaden von 1709 einem schnell unterbrochenen Thauwetter, auf welches unmittelbar eine noch stärkere Kälte, als die vorhergehende, folgte, zu. Man hat Bäume gesehen, die aus dieser Ursache starke Fröste auf der Nordseite gut überstanden haben, da hingegen andere Bäume von derselben Art in der Lage gegen Osten und Süden verdorben sind. Der doppelte Splint ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Zufall, der von dergleichen schnell unterbrochenen Thauwetter herkommt.

Alle an der Sonne stehende Bäume sind den vom Glatteis entspringenden Zufällen, mehr, als andere, ausgesetzt. Ob man nun gleich mit Wahrheit sagen kann, daß die Bäume in dieser Lage der starken Kälte nicht so ausgesetzt sind, als die gegen Norden: so läßt sich doch aus den von Hrn. Dühamel über die Frühlingsfröste angestellten Beobachtungen erweisen, daß die Gewächse nicht in denen Lagen, wo es am stärksten friert, den meisten Schaden leiden.

Wenn in einem Schlagholze, welches man abhauet, hier und da Stückchen stehen bleiben, so bemerkt man, bey Untersuchung der Triebe von dem abgehauenen Holz um die stehend gebliebenen Stückchen: 1) daß die vor den Nord-Wind gesicherten, und gegen Mittag stehenden Theile viel stärker treiben, als die in einer andern Lage. 2) Wenn bey heiterm Himmel, und einige Tage anhaltender Trockne, ein etwas starker Frost mit einem Nordwind kommt, wie solches gegen das Ende des Aprils öfters geschieht: so wird man alle Triebe auf der Mittagsseite verdorben finden, ob sie gleich vor den Nordwind gesichert gewesen; hingegen werden die dem Nordwinde ausgesetzt gewesenen weniger Schaden gelitten haben.

Diese Beobachtung ist vom Hrn. v. Büffon; und man kann sie umständlicher in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. v. J. 1737, nachlesen. Dieser Vorfall widerstreitet ziemlich dem gemeinen Vorurtheil; er ist aber nichts desto weniger wahr, und läßt sich auch leicht erklären. Man darf nur bedenken, daß die Feuchtigkeit die Haupt-Ursache der schlimmen Zufälle des Frostes sey, so, daß alles, was solche Feuchtigkeiten veranlaßen kann, den Eindruck des Frostes für die Vegetabilien gefährlich macht; und daß alles, was die Zerstreuung dieser Feuchtigkeit veranlaßen kann, so kalt es auch seyn mag, die schlimme Wirkung der starken Fröste verhindere. Dieses ist durch viele Beobachtungen bestätigt worden.

Der Frost äußert sich an denen Orten, wo sich die Nebel lange aufhalten, heftiger und öfter, als anderswo. Man beobachtet in allen Weinbergen, daß die Weinstöcke öfter in den Tiefen erfrieren, als auf den Höhen, wo der Wind die Nebel zerstreuet. Man bemerkt auch in den Wäldern, daß die jungen Schößlinge öfter durch die Frühlingsfröste in den Thälern, als auf den Höhen, beschädiget werden. Zarte Pflanzen erfrieren in den niedrigen, nahe an Flüssen liegenden Küchengärten, da eben diese Pflanzen in den erhabenen Ebenen nicht Schaden leiden. Aus eben dieser Ursache erfrieren die Weinstöcke und die jungen Triebe öfter in der Nähe von großen Wäldern, oder wo der freye Zug des Windes durch große Bäume aufgehalten wird.

Man bemerkt, daß eine Reihe von Weinstöcken, die an ein Stück Klee oder Erbsen stößt, erfriert, der übrige Theil des Weinberges aber nicht beschädiget wird, welches man nichts anderm, als der Ausdünstung dieser Pflanzen, wovon die Feuchtigkeit sich gegen die Weinstöcke ziehet, zuschreiben kann.

Wenn zu der Zeit, da noch Frost zu befürchten ist, ein Weinberg umgraben wird, so wird solcher eher Schaden leiden, als ein anderer, der nicht bearbeitet worden; und zwar unstreitig deswegen, weil die Bearbeitung und das Behacken, das Ausdünsten der Erde befördert. Der Weinstock und das Holz erfriert eher im leichten und sandigen, auch frisch gedüngten Boden, als in starkem und ungedüngtem; nicht nur, weil sie früher treiben, sondern auch weil aus leichter und gedüngter Erde mehr Ausdünstung geht, als aus andern. In den Weinbergen

bergen und Waldungen bemerkt man, daß die nahe an der Erde ſtehenden Triebe, mehr beſchädiget werden, als die, welche höher ſtehen, inſonderheit, wenn dieſe von dem Winde beweget werden können; und es muß ein ſehr ſtarker Froſt einfallen, um die Schößlinge und Triebe, welche von der Erde höher als 4 Fuß entfernt ſind, zu beſchädigen.

Alle dieſe Beobachtungen beweiſen, daß es öfters nicht die ſtarke Kälte iſt, ſondern die mit Feuchtigkeit begleitete Kälte, welche die Gewächſe beſchädiget. Alles was trocknet, auch ſelbſt der Nordwind, vermindert die Gefahr des Erfrierens. Es widerſtehen auch die Gewächſe ſehr heftiger Kälte, wenn es nicht regnet, und der Wind gehet, der, wie bekannt iſt, ſtark trocknet. Aus allem dieſem ſieht man, warum die Frühlingsfröſte zuweilen an der Mittagsſeite mehr Schaden thun, als an der Nordſeite, obgleich die Kälte auf derſelben ſtärker iſt. Aus eben dieſer Urſache veranlaßt der Froſt mehr Schaden an der Abendſeite, als ſonſt an einer andern, wenn nach einem Regen mit Weſtwind, ſich der Wind gegen Abend nach Norden drehet, wie ſolches öfters geſchiehet. Bisweilen, welches aber etwas ſeltenes iſt, ſteigt vor der Sonne Aufgang ein kalter Nebel mit Oſtwind auf, da denn die in dieſer Lage ſtehenden Gewächſe mehr Schaden leiden, als in jeder andern.

Vielerley Umſtände verändern die hier gegebenen Sätze oder Regeln. Wenn z. E. ſtarke Kälte mit einem Nordwind kommt, da es vorher einige Tage trocken geweſen, ſo leiden die gegen Norden und Oſten ſtehenden Pflanzen mehr, als die auf der Mittagsſeite; die gegen Norden, weil ſie mehr Kälte ausſtehen; und die gegen Oſten, weil ſie des Morgens mehr von der Sonne getroffen werden.

Eben ſo gewiß iſt es, daß der Froſt niemahls ſo viel Schaden anrichtet, als wenn ein plötzliches Thauwetter auf denſelben folgt. Ein ziemlich ſtarker Froſt ſchadet den Pflanzen nicht, wenn das Eis ſchmilzt und zu Waſſer wird, ehe die Sonne darauf ſcheinet. Wenn es in der Nacht auch ziemlich ſtark friert, und des Morgens trübes Wetter iſt, oder ein kleiner Regen fällt; kurz, wenn durch irgend eine Urſache, und ohne der Sonne Wirkung, das Eis langſam ſchmilzt, ſo bringt dieſer Froſt

gewöhnlicher Weise keinen Schaden. Scheint aber die Sonne auf solche gefrorne Pflanzen, so werden die neuen Triebe sogleich schwarz, und in weniger als zwo Stunden sind sie gänzlich verwelkt.

Hrn. Dühamel Naturgeschichte der Bäume, 2 Th. Nürnb. 1765, 4. S. 270, fgg.

Anmerkungen über die verschiedenen Wirkungen, welche die großen Fröste im Winter, und die kleinen Fröste im Frühlinge, bey den Pflanzen und Gewächsen hervorbringen, durch die Herren Dühamel und v. Büffon, aus den Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris. v. J. 1737 übers. st. im 1 B. der Oecon. Nachr. S. 634—645, und S. 844—875; s. auch den 7 B. ders. S. 415, f.

Oecon Physical Abhandlungen, 15 Th. Lpz. 1759, 8. S. 580—599.

Allgem. oecon. Forstmagazin, 9 B. Frf. und Leipz. 1767, gr. 8. S. 189—205.

Man hat es als die Gründe von dem Erfrieren der Bäume anzusehen, daß das Wasser, wenn es gefroren ist, mehr Raum einnimmt, als wenn es nicht gefroren ist; daß das Fett und Oehl in den Vegetabilien weniger Raum einnimmt; daß alle Bäume, insonderheit diejenigen, welche im Herbste ihre Blätter verlieren, im Sommer einen beträchtlichen Theil von Feuchtigkeiten in sich ziehen und auch wieder ausdünsten; endlich, daß die kleinen Schößlinge größere Gefäße haben, als der Stamm, und folglich einen größern Theil von Feuchtigkeiten in sich enthalten.

Hales hat bewiesen, daß ein Baum, der seine Blätter hat, 15, 20 ja wohl 30 mahl mehr Wasser in sich ziehe, als ein anderer, der keine Blätter hat. Muhin sind die Blätter Ursache, daß ein Baum so viele Feuchtigkeit in sich nimmt.

Grew hat angemerkt, daß der Saft in einem Baume seine wässerige Natur um so viel mehr in eine kleberige oder leimartige Feuchtigkeit verwandle, je länger er in demselben seinen Kreislauf macht. Hales bestätigt diese Erfahrung. Letzterer hat auch beobachtet, daß die Bäume, welche im Winter grün sind, wie im Sommer, wenig Wasser in sich nehmen; ihr Saft hat eine sehr langsame Bewegung, und wird dadurch leimartig und fett; er wird im Winter nicht fest oder stehend, und seine Bewegung erhält, ob sie gleich langsam ist, dem Baume seine Blätter.

Da

Da die Bäume, welche ihre Blätter noch haben, nothwendig mit wässerigen Säften angefüllt sind, so folgt, daß, wenn ein harter Winter dieselben überfällt, ehe ihre Säfte sich vermindert haben, oder zu einer leimartigen Natur geworden sind, welche nicht so leicht gefriert, und auch nicht so leicht durch Ausdünstungen verfliegt, die Gefäße des Baumes nothwendig bersten müssen. Folglich muß ihr Saft austreten, und dadurch, wie bey den Thieren, gleichsam durch eine Art von Hämorrhagie, welche durch nichts zu stillen ist, den Tod des Baumes verursachen.

Die Wahrheit dieses Satzes, wird durch die Erfahrung bestätigt. Die Bäume, welche man aus einer warmen Himmelsgegend in eine kalte versetzt, und die man in einer guten Jahrszeit pflanzt, halten einen sehr harten Winter aus. Hingegen ersterben sie, wenn man sie allzu früh im Herbste, da ihr Saft noch in allzugroßem Ueberflusse und allzu wässerig ist, oder allzu spät im Frühjahr pflanzt, nachdem der Saft bereits in den Baum zu treten angefangen hat.

Die Bäume, welche aus den warmen und südlichen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wässerigen Säften in sich, als diejenigen, welche in Norden wachsen, wie Hales durch Versuche befunden hat. Daraus folgt, daß die erstern der Gefahr, zu erfrieren, mehr unterworfen sind; und dieses bestätigt die Erfahrung alle Tage. Das beste Mittel, dem Ersterben dieser Bäume vorzubeugen, scheint zu seyn, daß man der Natur nachahme, d. i. daß man die Blätter vor der Zeit, da sie von selbst abfallen würden, abpflücke, um dadurch den Saft des Baumes minder wässerig, und mehr leimartig zu machen, weil die wässerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefriert, durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baumes zersprengen würde.

Die Versuche, welche Hr. Stromer in Schweden, nach diesem Grundsatze, mit den kleinen Zweigen an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren, angestellt hat, sind sehr wohl gelungen. Die Nachricht des Hrn. Laurence von demjenigen, was in den Jahren 1708 und 1709 in England vorgefallen ist, gibt einen neuen Beweis davon. Er sagt, daß alle Arten von Bäumen bey diesen starken Frösten erstorben, nur die Maulbeerbäume ausgenommen, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer a gepflückt hatte. Nach des Hrn. Stromer Bemerkung, muß man nicht alle Blätter auf einmahl abreißen, wie die Natur sie nicht an einem einzigen Tage abfallen läßt, sondern man muß nach und nach einige abpflücken, so, daß der Baum beym Eintritt des Winters fast ohne Laub ist. Auch muß man sich dabey in Acht nehmen, nicht zugleich die Knospen abzureissen. Die wahre Zeit für einen jeden Baum muß durch wiederhohlte Versuche bestimmt werden, weil die sehr wässerigen Bäume eher, als andere, die weniger wässerig sind, entblättert seyn wollen. Vielleicht muß man auch den ausländischen und den neugepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande gewesen oder nicht neugepflanzt sind.

Man kann zu diesen letztern Erinnerungen des Hrn. Stromer noch als eine Erklärung hinzu fügen, daß die wässerigsten Bäume diejenigen sind, welche im Frühjahr zuerst Blätter bekommen, und welche die Natur, die allezeit in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbste zuerst von Blättern entblößet. Uebrigens thut man auch wohl, wenn man zugleich um den Stamm etwas Stroh bindet, und ihn ungefähr 1 Schuh hoch mit Erde überschüttet, damit die Wurzel stärker gedeckt werde. Auf diese Weise wird ein Baum, wenn ihm zu gehöriger Zeit die Blätter genommen worden, gewiß auch in dem strengsten Winter erhalten werden.

a Hrn. Marr. Stromers Gedanken über die Ursache, warum die Bäume bey starkem Winter erfrieren, wobey die Möglichkeit, solchem vorzubeugen, erwiesen wird, st. im 1 B. der übers. Abhandl. der Kön. Schwed. Akad. der Wiss. Hamb. und Leipz. 1749.

1749, gr. 8. S. 116 — 121; desgl. im 21 St. der Mindenſchen Beytr. z. N. u. Vergn. a. d. J. 1770; in der Wiener Realzeit. v. J. 1770, S. 129 — 134; in Heppens encyclopäd. Jahrbuch, a. d. J. 1776, S. 7 — 13; und im 86 St. des neuen Hamb. Magaz. Lpz. 1775, 8. S. 120 — 132.

S. auch *Journ. oecon.* v. Jan. 1751; das 11 St. des 4 B. des Oberlauſitz Beytr. ꝛc. Leipz. und Görl. 1743, 4.; das 13 St. der Leipz. Samml. 1744, 8. S. 7 — 10; den 2 Th. der geſellſchaftl. Erzähl. Hamb. 1753, 8. S. 8 — 12; den 7 Th. des allgem. Magaz. ꝛc. Lpz. 1756, gr. 8. S. 26 — 29; Hrn. D. Unzers Samml. kleiner phyſical. Schr. Rinteln und Lpz. 1766, 8. S. 140 — 150; die neue Stuttg. Realzeit. v. J. 1766, S. 785 — 791, und 801 — 807; den 16 B. der Leipz. Samml. 1767, 8. S. 17, f.; No. 119 des Berlin. Intell. Zett. v. J. 1770, S. 1421 — 1423; No. 30 — 32 der wöchentl. Königsb. Frag- und Anz. Nachr. v. J. 1770, und den 3 B. der Berl. Samml. 1771, 8. S. 376.

Lettre de Mr. *** ſur le probleme phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée pendant l'hiver, ne peuvent pas reſiſter à un froid aſſez médiocre au printems, ſt. in den *Nouvelles de la rep. des lettr. p. Jacq. Bernard.* Mai 1705. à Amſt. 1705, 12. Art. 3. S. 517 — 520; ſ. unten *Hartſoeker.*

Von Verwahrung der Bäume vor den Froſt, und dem Nutzen des Abblattens, ſ. das 48 St. der Stuttg. phyſ. ökon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1756.

Von großen Bäumen, die in harten Wintern gefroren ſind, und Mittel dagegen, ſt. im 1 St. des 2 B. der Nordiſchen Beyträge ꝛc. Alt. 1758, 8. S. 55 — 60.

Von dem Erfrieren der Bäume, ſ. das 33 St. des 2 Th. des Beytr. zur Unterhalt. munterer und ernſthaft. Geſellſchaften, Hamb. 1768, gr. 8. S. 49 — 51.

PETR. ADR. GEDD tankar om ſkadelige froſtnätter och froſtvallens vpodling. Stockh. 1758, 111 S.

Auszug aus Hrn. Geddo Abhandlung von den Urſachen und der Schädlichkeit der Frühlings- und Herbſtfröſte, ſo in beſondern Gegenden faſt alle Jahre ſich ereignen, ſt. im 2 St. des 2 B. der phyſ. ökon. Auszüge, Stutg. 1759, 8. S. 201 — 207.

Lettre de Mr. NIC. HARTSOEKER ſur le problême de phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée durant l'hiver, ne peuvent pas réſiſter à un froid aſſez médiocre au printems, ſt. in den *Nouvell. de la rep. des lettr.* Janv. 1705, Art. 3. S. 26 — 30; ſ. auch Mai 1705. Art. 3. S. 517 — 520, und Juill. S. 29 — 32.

Analyſe d'une lettre de Mr. *Hartſoeker*, ſur les boutons & les bourgeons des arbres pendant la gelée, par Mr. *Parent*, ſt. in Deſſen Eſſais &c. Vol. 3. S. 142 — 152.

Die Bäume mit Matten zu bedecken, beſchützt ſie zwar in der That vor den gegenwärtigen Froſt; allein, die Schößlinge werden dadurch dermaßen ſchwach, daß ſie gewiß bey dem folgenden Froſt verderben.

Ein

Ein sehr leichtes und einfaches Mittel zur Verm
rung der Fruchtbäume wider das Erfrieren, dessen n
sich insonderheit in Gegenden, wo der Nußbaum
gen des Frostes schwer zu erhalten ist, mit gutem
folge bedienet, ist folgendes. Man leget in die K
ne des Baumes, nach Beschaffenheit, wie sich die
ste in Zwiesel vertheilen, einen oder mehrere K
selsteine; und der gemeine Mann behauptet, daß
ses das beste Verwahrungsmittel wider das Erfrie
sey, womit auch die Erfahrung übereinstimmt.
natürliche Ursache davon liegt aber nicht so wohl im
selsteine, als vielmehr darin, daß dadurch die Näss
der Rinde des Baumes, die sich sonst in den Zwie
sammelt, hernach zu Eis gefriert, und den Ort zwi
den Zwieseln angreift, verhindert wird. Es wird
ein jeder anderer Stein, oder Bedeckung mit ein
Bretchen, eben diese Wirkung haben; denn überha
läßt ein guter Wirth nicht gern zwischen den Aesten
Nässe sich sammeln, wofern er es irgends abwen
kann. Insonderheit ist dieses bey solchen Obst=
Nußbäumen sehr nöthig, welche wegen Mangel
freyen Luft nicht so leicht vom Schnee= und Regenn
ser wieder abtrocknen können. Hauptsächlich wür
die Bäume auf den Höfen und zwischen Gebäuden
noch einmahl so alt werden, wenn sie wider die eind
gende Nässe am Schafte, und das daher entstehe
Erfrieren, auf solche Art verwahret würden.

29 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1776, S. 229, f.

Wie insonderheit der Maulbeerbaum und die P
sichblüthe wider Nachtfröste zu verwahren seyn, w
an seinem Orte anzeigen.

2. Garrengewächse und Blumen. D
Gartenfreund klagt oft über den im Winter an sei
Gewächsen, brsonders an den Winterkohl= und Sa
Pflanzen erlittenen Verlust, und der Blumist klag
manchem April und May über den Verlust verschi

ner Blumen, insonderheit der Nelken. Der Schade, welchen beyde im Winter in ihren Gärten leiden, ist oft nicht gering; und der Verlust, welchen besonders der Blumist über den Verlust mancher schönen Blume empfindet schwächt oder erstickt gar zu Zeiten selbst seine vorige heftige Neigung zu denselben, wenigstens zu solchen Arten derselben, die dem Verderben im Winter am meisten ausgesetzt sind. Beyden Arten der Gartenfreunde will ich hier Gedanken über die Mittel, durch welche man die Gewächse und Blumen gegen den in vielen Wintern erfolgenden Verlust sichern, und demselben einiger maßen vorbeugen kann, nach der auf Erfahrung und allgemeine physikalische Grundsätze sich gründenden Anweisung des berühmten Hrn. Superint. Lüder, vorlegen.

Diese Abhandlung des Hrn. Lüder ist zuerst im 18, 19 und 20 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774, hernach aber etwas verbessert, in Dessen Briefen über die Bestellung eines Küchengartens, Th. 2, S 405 fgg. imgleichen in Dessen Briefen über die Anlegung und Wartung eines Blumengartens, Hannov. 1777, 8. S. 387, fgg. auch unter dem Titel: Der erfahrne Gärtner, oder gründliche Anweisung wie man die verschiedenen Gartengewächse und Blumen, welche den Winter über in freyen Gärten stehen bleiben, vor dem Frost und Erfrieren sicher stellen kann, sowohl theoretisch als practisch beschrieben, Frf. a. M. 1774, auf 3¼ Octavbogen besonders abgedruckt, erschienen. Einen Auszug daraus findet man im 3 Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1776, gr. 8. S. 385, fgg.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß hier weder von dem Erfrieren oder Verderben solcher perennirenden Gewächse und Stauden, welche in unserm Klima nur im Hause und nicht in freyem Lande durchwintert werden können, noch auch von jährigen Pflanzen die Rede ist, welche man überall nie durchwintern kann, oder wenigstens nicht nöthig hat, zu durchwintern, weil man sie in jedem Frühjahre aus dem Samen neu erziehen kann, wohin z. E. die Sommerlevkojen, der Sommermajoran

ran u. a. m. gehören. Die von jener erstern Gattung, z. E. der Lorbeerbaum, der Rosmarin, würden, wenn man sie den Winter über ohne irgend eine Bedeckung im freyen Lande stehen laßen wollte, gewiß erfrieren; und die von der letztern Gattung, als: Gurken, Vits-Bohnen, Basilien, Portulak, Balsaminen ꝛc. werden so gar durch den ersten im October einfallenden Nacht-Frost getödtet. Sondern es ist hier nur von solchen Pflanzen und Blumen, welche bey uns im Winter im freyen Lande ausdauern können, z. E. allen Arten des Kohls, Salaten, Spinaten, Nelken, goldnen Lack ꝛc. die Rede. In manchen Wintern erfrieren oder verderben diese, und gehen aus; in einigen aber nicht. Sobald man nun die Ursachen entdeckt hat, warum man in einem Winter an ihnen einen Verlust leidet, und hingegen in andern Wintern sie unverletzt behält, so bald entdecken sich auch natürlicher Weise die Mittel, deren wir uns bedienen können, uns gegen ihren Verlust, wo nicht gänzlich, doch einiger maßen in Sicherheit zu setzen.

1. Selbst bey dem stärksten und anhaltendsten Winterfroste erfrieren die Gewächse und Blumen, die mit Schnee bedeckt sind, nicht. Der Schnee dient den Pflanzen zu einer Bedeckung, aber nicht so sehr, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Frost, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer vom Frost erstarreten Blätter und Zweige zu schnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen würde. Daß eigentlich nicht der Frost, die Ursache des Verderbens der Pflanzen sey, sondern die Sonne, welche die vom Froste verdickten Säfte der erstarreten Theile derselben zu schnell verdünnet und aufthauet, ist leicht erweislich zu machen. Denn, 1) stehen nicht nach dem zu rechter Zeit eingetretenen Winter-Froste die Pflanzen noch unversehrt? Wenn gleich ihre Blätter herunter hangen, ist nicht doch ihr Herz noch gut?

gut? Ersterben sie nicht erst nachher? Jährige Pflanzen, Portulak, Basilien, Balsaminen u. d. gl. tödtet freylich der erste Nachtfrost, und zwar so, daß sie sofort gänzlich erstorben sind, weil ihre Säfte dadurch dergestalt verdickt werden, daß sie sofort gänzlich stille stehen, und alle Circulation derselben schnell aufhört. Die perennirenden Pflanzen hingegen, welche, weil der Frost ihre Säfte zwar verdicken, jedoch nicht gänzlich zum Stillestehen bringen kann, den Winter im freyen Lande aushalten können, stehen nach geendigtem Winterfroste noch unversehrt, und leiden den Schaden, welchen man das Erfrieren nennt, erst nachher, wenn die Sonne unmittelbar nach dem Froste auf sie scheint. Der Buchsbaum steht nach dem Winterfroste unverletzt; wenn aber zu einer Zeit, da die Sonne schon sehr warm scheint, und besonders im May, noch Fröste erfolgen, so wird allezeit die gegen die Sonne gekehrte Seite desselben weiß, und leidet Schaden; die von der Sonne abgekehrte Seite erfriert nie, und eben so wenig leidet er da vom Froste Schaden, wo ihn die Sonne gar nicht treffen kann, wenn auch der Frost noch so stark ist, und er auch gleich dagegen nicht die mindeste Bedeckung vom Schnee gehabt hat. 2) Was thut also den Pflanzen eigentlich Schaden, starker Frost mitten im Winter, oder ungleich gemäßigtere Nachtfröste im April und May? Unstreitig die letztern. Selbst die Obstbäume, wenn auch gleich ihre Zweige nicht mit Schnee bedeckt sind, leiden von den Frösten mitten im Winter nichts; im Frühjahr aber, verursachen einige wenige Nachtfröste, wenn sie besonders zu einer Zeit einfallen, da die Witterung bey Tage schon ziemlich warm ist, daß die Spitzen ihrer Zweige, insonderheit der Nußbäume, absterben, oder, wie man es gewöhnlich nennet, erfrieren. Wären also Frost und Kälte an und vor sich selbst die Ursache des Ersterbens der Pflanzen, so müßten bey sehr heftigem

Winter-

Winterfroste die Spitzen aller Bäume allemahl erfrieren. Der Schnee ist folglich den Gewächsen in den Wintermonathen eigentlich keine Bedeckung gegen das Erfrieren selbst. 3) Wenn der Schnee den Pflanzen allezeit bloß zum Schutze gegen das Erfrieren diente, so müßte der größte Theil der Pflanzen in solchen Wintern, da es, ohne vorher geschneyet zu haben, stark friert, allemahl erfrieren. Und doch, wie ich weiter unten zeigen werde, erfrieren selbst bey dem stärksten Froste diejenigen Pflanzen nicht, welche durch ein Gebäude gegen den Sonnenschein geschützt werden. Was diesen das zwischen ihnen und der Sonne stehende Gebäude ist, nähmlich eine Beschützung, daß die Strahlen der Sonne ihre gefrorne Theile bey Tage nicht aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen, eben das ist der Schnee den gefrornen Pflanzen. Er schützt sie gegen das ihnen so nachtheilige Aufthauen bey Tage, welches, wenn es mit dem die Nacht darauf erfolgenden abermahligen Gefrieren abwechselte, ihren Untergang verursachen würde.

Eine von Hrn. Rammelt, in seinen Anmerkungen über den Winter des Jahrs 1763, (welche man in Dessen vermischten ökon. Abhandlungen, Halle, 1768, 8. S. 171 — 178, wie auch in Schrebers neuer Cameralschr. 6 Th. S. 662 — 668, findet) angeführte Beobachtung bestätigt dieses noch mehr. Er meldet, er habe in 47 Jahren nie den Verlust so vieler Gewächse erlebt, als in dem Winter des Jahrs 1763, und es wären in demselben viele Gewächse erfroren, die sich doch in den bekannten heftigen Wintern von 1709 und 1740 erhalten hätten, weil in demselben kein Schnee gelegen, und es des Nachts stark gefroren, am Tage aber die Sonne geschienen, welches fast 4 Wochen also fortgedauert. Er zieht daraus den Schluß, daß nicht so wohl der Mangel des Schnees die Ursache des Verderbens so vieler Pflanzen sey, als vielmehr der warme Sonnenschein bey Tage, wovon die Gewächse aufthaueten, deren Säfte in der folgenden Nacht wieder frören und die Saftgefäße zerrissen, wodurch der Tod vieler sonst dauerhafter Gewächse verursachet würde. Derham hat eben dieses lange vorher behauptet, und (wie Miller in seinem

nem Gärtnerlexicon, unter dem Art. Frost, erzählt.) den Schaden, welchen die Bäume und Pflanzen im Winter des Jahrs 1709 erlitten, mehr der Sonne, als dem Froste, zugeschrieben. So oft man Beschreibungen von den Zerstörungen lieset, welche kalte Winter in den Gärten angerichtet, findet man allezeit zugleich erzählt, daß die Sonne bey Tage stark geschienen.

Ich kehre nun zu der vorangeführten Erfahrung zurück. So weit die Pflanzen mit Schnee bedeckt sind, bleiben sie unversehrt, theils weil sie, wenn der Schnee sie vorher bedeckt hat, ehe sie von Kälte erstarren, nicht in einem hohen Grad erstarren, theils, weil der Schnee, wenn er auf sie fällt, nachdem sie bereits sehr erstarrt sind, verhindert, daß die Sonnenstrahlen sie zu ihrem Nachtheile nicht aufthauen. Sind aber die Pflanzen höher, als der Schnee liegt, so werden ihre über demselben hervorragende Theile, deren Säfte der Frost verdickt hat, von den sie treffenden Sonnenstrahlen bey Tage aufgethauet und ihr Saft wieder verdünnet; in der folgenden Nacht frieren sie abermahl; manchen Tag scheint die Sonne mehr als gewöhnlich heiß; diese Wärme derselben breitet die Säfte sehr aus einander; die Nacht darauf friert es sehr stark; dadurch wird der bey Tage aus einander getriebene Saft so plötzlich verdickt, daß die Saftgefäße denselben nicht in sich behalten können, sondern zerspringen müssen; und der über dem Schnee hervorragende Theil erfriert, wie man es nennt, oder eigentlicher, er stirbt ab. Man nimmt dieses im Küchengarten besonders an dem braunen Kohl, und im Blumengarten am goldnen Lack und an den gelben Violen wahr, deren über dem Schnee hervorstehende Zweige und Blätter ersterben. Den braunen Kohl also gegen das Erfrieren zu schützen, ist es gut, daß man denselben, wenn man ihn etwa in einem Garten bey dem Hause auf einem Haufen eingeschlagen hat, während des anhaltenden Frostes mit etwas Erbsen- oder Wickenstroh bedeckt, damit ihn die Sonne nicht

aufthaue, und daß man zugleich außer der hohen Art desselben auch einen Theil von der niedrigen Gattung desselben pflanzt, die doch in den mehresten Wintern durch den Schnee gegen das Verderben bedeckt wird. Den goldnen Lack aber und die gelben Violen dagegen zu schützen, ist es rathsamer, das Säen derselben zur Anziehung junger Pflanzen nicht, wie gemeiniglich geschieht, im März, sondern erst im Anfange des Junius zu verrichten, damit die Pflanzen in demselben Jahre nicht zu hoch werden, sondern niedrig bleiben, daß sie der Schnee im folgenden Winter besser bedecken könne; auch den Samen nur dünn auszustreuen, damit die Pflanzen durch das Dichtstehen nicht zu sehr in die Höhe getrieben werden, sondern mehr niedrig bleiben und Seitenzweige treiben. Denn ein solcher Lack, der, ohne Nebenzweige zu treiben, gerade in die Höhe gehen, und ein einziges, aber desto längeres Bouquet geben soll, kann ohnehin nicht im freyen Garten, sondern muß im Hause durchwintert werden.

2. Auch bey dem stärksten und anhaltendsten Froste, obgleich kein Schnee liegt, erfrieren diejenigen Gewächse und Blumen nicht, welche, wegen eines davor liegenden Gebäudes, oder wegen davor stehender Wände von Bretern (Planken), von der Sonne gar nicht beschienen werden können, wenn gleich alle übrige Pflanzen derselben Art in eben dem Winter zu Grunde gehen. Diejenigen Gewächse, die den Winter bey uns im freyen Lande aushalten können, werden nur alsdenn durch den Frost getödtet, wenn die in ihren Saftröhren befindlichen Feuchtigkeiten zu oft und zu schnell bald gefrieren, bald wieder aufthauen, d. i. wenn sie zu oft und zu schnell bald durch die Wärme verdünnet, bald durch die Kälte verdicket, und dadurch die Saftröhren zerrissen werden. Stehen sie nun so, daß die Sonne sie nicht bescheinen kann, so erstarren sie zwar von der Kälte, weil diese ihre

re Säfte verdicket; sie erstarren auch in einem größern Grade, als der ist, in welchem sie erstarren würden, wenn sie mit Schnee bedeckt wären, (wie denn selbst die Erde, wenn sie nicht schon vor dem Fallen des Schnees gefroren ist, nicht mehr hart friert, nachdem sie von Schnee bedeckt ist;) der Frost verdickt ihre Feuchtigkeiten, und treibt sie aus einander, so, daß sie einen größern Raum einnehmen, und die Saftröhren ausgedehnt werden; der Saft circulirt langsamer, aber eben dieser verdickte Saft wird nun auch, weil die Pflanze hinter einem Gebäude von der Sonne nicht beschienen wird, vorerst nicht wieder aufgethauet, noch verdünnet; er bleibt in diesem langsamen Kreislaufe so lange unverändert, bis endlich allmählich eine gelinde Witterung erfolgt; alsdenn kommt er erst nach und nach wieder in geschwindere Bewegung, und die Saftgefäße bekommen ihre gehörige Ausdehnung erst allgemach wieder. Und so thut den Pflanzen das Gefrieren, von welchem sie vorher erstarrt waren, eben so wenig Schaden, als wenig die Wangen oder Hände eines Menschen, wenn bey heftiger Kälte die Haut derselben beynahe unempfindlich geworden ist, von dieser Erstarrung Schaden leiden, wofern nur das Zimmer, in welches man, also erstarrt, eintritt, nicht zu heiß ist, oder man sich dem heißen Ofen nicht zu bald nähert, wovon weiter unten, bey Betrachtung der Wirkungen des Frostes auf Menschen, mit mehrerm zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Hr. Rammelt meldet an dem bereits angeführten Orte, daß, ob ihm gleich in dem Winter des Jahrs 1763 alle seine Samennelken erfroren, doch alle diejenigen, die er hinter ein Gebäude gepflanzt gehabt, wohin keine Sonne scheinen können, gut geblieben; der Kohl, der im Schatten gestanden, wäre gut geblieben, da hingegen der der Sonne ausgesetzt gewesene damahls sämmtlich erfroren wäre; er habe, da in solchem Winter Peterstilie, Feldsalat, und andere den stärksten Frost sonst aushaltende Gewächse erfroren wären, in einem gewissen Gar-

ten zu seiner größten Verwunderung ein ganzes Beet der schönsten grünen Petersilie angetroffen, weil dasselbe wegen vorstehender hoher Gebäude im Winter von der Sonne nicht hätte beschienen werden können, folglich die Petersilie immer gefroren geblieben, und nie aufgehauet wäre, und also keine Veränderung erlitten hätte.

Man weiß auch von Andern, daß, wenn sie in einem Winter die im freyen Garten stehenden Nelken, goldnen Lack, Salat, Kohl ꝛc. verloren, sie doch andere Gewächse von eben diesen Gattungen behalten haben, wenn sie an einer Stelle gestanden, wo sie gar keine Sonne hatten.

Da es nun aber nicht in der Gewalt des Gärtners steht, seine Pflanzen vom Schnee bedecken zu laßen, und dieselben dadurch gegen das Verderben zu sichern; der Mangel des Sonnenscheins aber, den ein davor stehendes Gebäude verursacht, zur Erhaltung der Pflanzen gegen das sogenannte Erfrieren, eben dieselbe vortheilhafte Wirkung hat, als der Schnee: so ist es natürlich, daß, wenn man einen Ort im Garten hat, wohin gar keine Sonne scheint, man dahin einen Theil desselben säen und pflanzen müsse, was man gegen den Untergang im Winter beschützen will. Winterkohl und Salatpflanzen, Nelkenableger, einige Goldlackstauden u. d. gl. werden in einem solchen Theile des Gartens ein bequemes, und sie gegen den Untergang sicherndes Winterquartier finden, aus welchem man sie im folgenden Frühjahr auf eine sonnenreiche Stelle versetzen kann. Besonders ist es gut, den Winterspinat auf ein solches ganz schattiges Beet zu säen. Bis in den Februar, oder so lange der erste eigentliche Winterfrost dauert, bleibt derselbe, insonderheit wenn er von Schnee bedeckt gewesen ist, auf einer jeden sonnenreichen Stelle grün und zur Speise brauchbar. Kaum aber wird die Witterung im März und April gelinder, und es erfolgen Nachtfröste, und darauf warmer Sonnenschein: so werden seine Blätter entweder ganz, oder doch an der obern Hälfte gelb; und er kann nun nicht eher wieder

zur

zur Speise gebraucht werden, als bis er im May neue Blätter getrieben hat, und man muß seiner, besonders im April, da er in Ermangelung hinreichender grüner Gemüse am angenehmsten wäre, entbehren. Kann man ihm aber ein ganz schattiges Beet geben, so werden seine vom Froste erstarreten Blätter von der Sonne nicht aufgethauet, und bleiben folglich grün und eßbar; dagegen, je sonnenreicher seine Lage ist, desto weniger ist er im April zur Speise brauchbar. Aus eben dieser Ursache kann man einen Theil solches ganz im Schatten liegenden Landes auf eine sehr nützliche Art mit Petersilie und Kerbel besäen, die man, um sie im Herbste und bis ins Frühjahr jung und zart zu haben, noch im August saet. Auch wird derjenige, der seinen Braunkohl zu Ende des Novembers in einen bey dem Hause gelegenen Garten einzuschlagen gewohnt ist, denselben viel besser erhalten, wenn er ihm ein solches im Schatten liegendes Beet geben kann. Der Schweitzer-Mangold, wenn man ihn zum Samentragen durchwintern will, ist auch auf solchen Beeten, insonderheit wenn ohnedieß hoher Schnee liegt, am besten durch den Winter zu bringen.

3. Auch diejenigen Pflanzen erfrieren nicht leicht, obgleich kein Schnee liegt, die eine solche Stelle haben, wo sie gegen die Sonne auch nur bis Mittag gesichert sind. Ein Theil der Gärten, der an der Morgenseite ein Gebäude hat, bekommt im Frühjahr ungefähr von 9 Uhr an, erst etwas Sonne, und gegen Mittag die volle Sonne. Von denen Pflanzen, die in demselben die Sonne am ersten bekommen, gehen immer mehrere aus, als von denen, welche sie erst gegen Mittag bekommen. Je später sie die Sonne bekommen, desto sicherer sind sie vor dem Verderben, weil Frost und Sonnenwärme alsdenn nur langsam bey ihnen abwechseln. Die aufgehende Sonne erwärmt die Luft nach und nach; der Frost, der die Pflanzen in der

vorigen Nacht in Erstarren gesetzt hat, wird von der allmählich wärmer werdenden Luft nach und nach aufgelöset. Gegen den Mittag, wenn sie nun von der vollen Sonne beschienen werden, sind sie bereits aufgethauet, und alsdenn kann ihnen die Sonne keinen grossen Schaden mehr zufügen. Was folgt hieraus natürlicher, als dieses: Man kann den Nelken, den Winterkohl- und Salatpflanzen kein besseres Winter-Quartier geben, als an einer Mauer oder breternen Wand, oder an einem Gebäude, welches die Morgen-Sonne von ihnen abhält!

4. Auch diejenigen Gewächse verderben, selbst in den strengesten Wintern, nicht leicht, die durch ein Obdach vor der Nässe gesichert sind. In einigen Wintern leidet man an denen Pflanzen, die nicht im Schatten stehen, besonders in tiefen und nassen Beeten einen grossen Verlust, ob es gleich in denselben kaum einmahl recht stark gefroren hat. Diese aber sind den Pflanzen am nachtheiligsten. Einen Tag regnet es: dann friert es; dann folgt eine heitere Witterung; dann wieder plötzlich abwechselnd Frost, Regen und Schnee-Gestöber; alsdenn gehen in feuchten Beeten die meisten Pflanzen in Fäulniß, und der Wintersalat geht gänzlich zu Grunde. Wenn es friert, so erstarren die Pflanzen, und ihr Saft wird verdickt; wenn sie in diesem Zustande von der Sonne getroffen werden, wird ihr Saft wieder verdünnet. Schon diese Abwechselung des Frostes und der Wärme, wenn sie verschiedene Tage nach einander, und oft schnell, erfolgt, kann die Pflanzen tödten, weil alsdenn die Saftröhren zerrissen werden. Fällt nun überdieß, bey dieser an sich selbst schon tödtlichen Abwechselung, oft Regenwetter ein, und es friert sogleich nach dem Regen, so entsteht gleichsam ein Glatteis auf den Pflanzen; und eben dieses ist unter solchen Umständen die Hauptursache ihres Unterganges, weil dadurch ihre Ausdünstung gänzlich gehemmet wird.

wird. Wenn man in solchem Winter einen großen Theil an der freyen Sonne stehender Nelken im freyen Lande verliert, wenn alsdenn selbst viele an der Sonne stehende Aurikeln ausgehen, so bleiben nur diejenigen gut, welche in Töpfen entweder im Hause, oder im Garten in einem Portal, oder im Schatten, oder unter einem, über einem Blumenfelde an einem Zaune befestigten Verdecke stehen. Wer also die Nelkenableger nicht im Hause durchwintern kann, sondern sie, welches überdieß viel bequemer und sicherer ist, im freyen Garten durchbringen will, wird seinen Endzweck am besten erreichen, wenn er sie, in Ermangelung eines gegen die Morgensonne geschützten Beets, auf eine schmale, schräg angelegte, auch allenfalls vorn mit einem niedrigern, und hinten mit einem höhern Beete eingefaßte Rabatte an einem Bretterzaune pflanzt, und an demselben eine die Länge und Breite der Rabatte habende, jedoch über das Beet etwas in den Steig hervorragende breterne Klappe befestigt, welche bey guter Witterung aufgeklappt, bey eintretender schlackiger und nasser Witterung, oder bey erfolgenden Nachtfrösten aber herunter gelaßen wird, und damit die Pflanzen Luft genug haben, etwa bis auf 1 Fuß hoch über dem Beete erhaben bleiben, und auf einigen vor dem Beete her eingeschlagenen Pfählen, die etwa $\frac{1}{2}$ Fuß höher sind, als das Beet, ruhen muß. Wer dergleichen Klappen etwa über den Aurikelbeeten hat, um diese damit zur Zeit ihres Flores gegen Sonne und Regen zu schützen, kann einem Theile der Nelkenableger zwischen ihnen ein ganz bequemes Winterquartier geben, und sie dadurch bey erfolgenden schlackigen Wintern gegen die Fäulniß oder bey abwechselndem Regen und Frost gegen die Kälte schützen, welche sie zu einer Zeit, da sie von Regen feucht sind, leicht so stark angreift, daß sie getödtet werden. Oder, wer etwa wegen feuchter Lage des Gartens die Nelken im freyen Lande nicht durchwintern,

gleichwohl auch kein Zimmer im Hause für dieselben entbehren kann, kann sie gegen einen solchen Winter in Sicherheit setzen, wenn er sie in Töpfen läßt, (oder, damit die Menge der Töpfe nicht zu viel Raum einnehme, 5 bis 6, und mehr Ableger in jeden Topf pflanzt,) und diese in ein Portal auf die Bänke, und damit mehr Töpfe Raum haben, auf neben einander über die Bänke gelegte Breter setzt, und alsdenn, um sie vor Nässe zu bewahren, bey regenhaften Tagen die Oeffnung des Portals, wenn dasselbe keine Thüren hat, mit einer Matte zuhängt, die jedoch, wenn es nicht regnet, wieder weggenommen werden muß, damit sie der kalten Luft nicht entwöhnt und nicht weichlich werden. Auf solche Weise kann man selbst in einem kleinen Portal 50 und mehr Nelkentöpfe beherbergen. Nur darf es daselbst nicht durchregnen, weil sich sonst an den Pflanzen, welche einen wiederhohlten Tropfenfall leiden müßten, eine Fäulniß erzeugen würde. Der zuvor gedachten schmalen und mit Klappen zu bedeckenden Rabatten kann man sich auch ganz bequem zur Durchwinterung der Salatpflanzen bedienen. Winterkohlpflanzen bedürfen solcher Vorsorge nicht, weil sie der Fäulniß nicht so sehr ausgesetzt sind, als Salate, Nelken und Aurikeln, indem ihr Herz nicht so, wie bey diesen, mit der nassen, eine Fäulniß verursachenden Erde, gleich steht, sondern 1 oder mehrere Zoll über der Erde erhaben ist.

5. Die Bedeckung der Pflanzen mit Mist und Stroh gegen den Frost, ist vielen Arten derselben schädlich, und befördert ihr Verderben. Diejenigen Pflanzen, die alle Jahre neue Blätter treiben, und sich im Winter gleichsam verlieren, können eine Bedekkung ertragen, ob sie ihnen gleich nicht allezeit nöthig ist; unter denen aber, die ihre Blätter behalten, kann keine dergleichen Bedeckung ertragen.

Krause schreibt zwar, in seinem Unterricht in der Gärtnerey, Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. S. 333, die Blumisten

in

in Holland bedienten sich zur Bedeckung der Staudengewächse vor hartem Frost, der Hülsen von Buchweitzen, und beschütteten ihre raren Pflanzen damit; dieses halte die viele Winter-Feuchtigkeit ab, und bewahre die Pflanzen vor Fäulung; damit jedoch der Wind die Hülsen nicht wegwehen könne, setzen sie einen Blumentopf darüber, welchen sie bey einfallender gelinder Witterung abnehmen, damit die Pflanze darunter vor der Zeit nicht austreibe. Wer aber mit den Holländern im Auf- und Zudecken nicht gleiche Sorgfalt beweiset, wird durch dieses Bedecken mehr Pflanzen verlieren, als erhalten.

Der Spargel muß mit kurzem fetten Kuhmist ½ Fuß hoch bedeckt werden, nicht gegen den Frost, sondern damit ihn, den Winter über, die sich davon einsenkende Fettigkeit stärke; siehe Th. II, S. 537 und 549. Den Hyacinthen und Tulpen, obgleich ihre Zwiebeln in der Erde von dem Froste selbst keinen Schaden leiden, ist es, um sie gegen die zu häufige Nässe zu schützen, sehr ersprießlich, wenn sie bis auf die Zeit, da sie hervorstechen, und also bis gegen den März, aber nicht länger hin, 2 bis 3 Zoll hoch, mit gemahlner Gärberlohe bedeckt werden, damit das Regenwasser durch diese gleichsam nach und nach durchgeseihet werde. Die Artischocken müssen, nachdem alle ihre Blätter einer Hand hoch über der Erde abgeschnitten sind, und die Erde an sie angehäuft ist, mit langem Mist bedeckt werden, der den Frost von ihnen abhält, und zugleich das Erdreich fetter macht; siehe Th. VIII, S. 485. Die perrennirende Sonnenblume, sowohl die einfache als gefüllte, wenn sie an der vollen Sonne steht, schützt es sehr gegen den Untergang, wenn sie, damit ihre im Frühjahre hervorkommende Keime nach erlittenen Nachtfrösten von der Sonne nicht aufgethauet und verderbt werden, im März und April mit etwas Erbsenstroh bedeckt wird, vornehmlich, wenn man die Blumenstangen des vorigen Jahres etwas hoch über der Erde abgeschnitten hat, damit die an den Wurzeln sich unter der Erde jedesmahl wieder ansetzenden neuen Keime etwas Luft unter der

Bedeckung behalten. Wer aber Nelken, Aurikeln, Salate, Kohlpflanzen u. d. gl. mit Stroh oder gar mit Mist bedecken wollte, würde alles in Fäulniß bringen und tödten; es sey denn, daß man ihnen, wenn sie an der freyen Morgensonne stehen, bey heftigem Froste eine solche aber nur ganz leichte Bedeckung, und besonders von Erbsen- oder Wickenstroh, auf einige Tage gäbe, um damit, so lange solcher Frost dauert, die Strahlen der aufthauenden Sonne von ihnen abzuhalten. Doch wird man sie eher zu Grunde richten, als erhalten, wofern man dabey nicht äußerst sorgfältig verfährt. Im eigentlichen Winter ist eine solche Bedeckung gegen den Frost, mit Stroh, ohnedieß nöthig. Und wenn man die an der Sonne stehenden Pflanzen gegen starke und späte Nachtfröste schützen will, ist es allemahl sicherer, über ein mit Nelken oder Salat besetztes Beet, gegen Abend, wenn man merkt, es werde ein Nachtfrost kommen, eine Matte auszuspreiten, die aber, damit sie die Pflanzen nicht drücke, an den vier Enden wenigstens ½ Fuß hoch über denselben an 4 Pfähle angebunden seyn, und den folgenden Morgen wieder abgenommen werden muß. Diese Art der Bedeckung gegen die Nachtfröste ist noch immer die bequemste, wenn das Winterquartier gegen die Sonne keinen Schutz hat, wiewohl sie äußerst mühsam ist.

6. Spät im Herbst versetzte, oder auch spät im Herbst beschnittene Pflanzen sind in großer Gefahr, im Winter zu verderben. Wenn eine Pflanze theils einen guten Wachsthum haben, theils gegen das Verderben stark genug seyn soll, so muß sie sich zuvor hinlänglich eingewurzelt haben. Die Einwurzelung aber wird durch die Sonnenwärme befördert. Die Ableger einer im Topfe stehenden Nelke, wenn sie gehörig befeuchtet wird, schlagen allemahl eher Wurzeln, als die im Lande abgelegten, weil der Grad der Wärme des Erdreichs im Topfe stärker ist, als derselbe zu eben der Zeit im freyen

Lande

Lande ist. Ein Beweis, daß die Wärme den Wachsthum der Wurzeln der Pflanzen befördere. Im November und später hin, hat die Sonne die Kraft nicht mehr, das Erdreich gehörig zu erwärmen. Wer also noch um diese Zeit Nelken, Kohl, Salat ꝛc. versetzt, setzt sich in Gefahr, den größten Theil davon zu verlieren, vornehmlich, wenn in dem folgenden Winter wenig Schnee fällt, oder derselbe sehr früh eintritt, und im Frühjahre nachher viele Nachtfröste erfolgen. Die Fröste treiben die Erde, wegen der in derselben befindlichen Feuchtigkeit, die sie gefrieren machen, in die Höhe. Die spät gesetzten, und nicht hinreichende Wurzeln habenden Pflanzen werden alsdenn mit in die Höhe gehoben, und zuletzt findet man sie zum Theil nur noch halb in der Erde stehen, zum Theil gar über der Erde liegen, zum Theil so gar vom Winde weggewehet. Ohne dringende Noth muß man also das Versetzen der zu durchwinternden Pflanzen nicht über die Hälfte des Octobers verschieben; wie denn überdem Nelkenableger, wenn sie zu rechter Zeit gemacht sind, längst vor Michaelis Wurzel geschlagen haben, und also zeitig genug versetzt werden können. Hat man aber das Versetzen bis gegen das Ende des Octobers und später versäumt, so unterlaße man es nun vollends, und nehme die Ableger erst im folgenden Frühjahr ab. Der Thymian kann, zu welcher Zeit man will, aus einander gerissen und versetzt werden; wenn man nur die Vorsicht beobachtet, ihn nicht später als um Bartholomäi zu beschneiden, so erfriert er nie. Man zerreiße und versetze ihn aber noch nach Michaelis, so wird er im Winter mehrentheils ausgehen. Eben die Beschaffenheit hat es mit Salbey, Lavendel, Isopp, Citronenkraut, Wintermajoran und dergleichen Gewürzkräutern. Wenn man ihnen vor Ablauf des Augustes alle in diesem Jahre ausgetriebene Zweige, bis beynahe an das alte Holz, jedoch nicht tiefer, abschneidet, und sie also stehen läßt, so bewachsen

wachsen sie noch vor dem Herbst aufs neue ganz rund, und bleiben im folgenden Winter zuverläßig gut. Zertheilt man sie um eben diese Zeit, ohne sie jedoch zu beschneiden, und setzt sie so tief, daß nur der junge Schuß von diesem Jahre über der Erde bleibt, so bleiben sie ebenfalls gut. Zertheilt, beschneidet und versetzt man sie aber noch im October und später, so werden sie mehrentheils zu Grunde gehen, weil sie alsdenn nicht mehr Zeit haben, sich theils oben hinlänglich zu bestauden, theils unten hinreichende Wurzeln zu treiben. Was ist dauerhafter, als der Buchsbaum! Man lege ihn aber im späten Herbst um, so wird er im folgenden May größtentheils trocken seyn. Das einzige Mittel, denselben wenn es die Umstände nothwendig machen, ihn so spät umzulegen, zu erhalten, ist, theils ihn bey dem Umlegen oben nicht zu stark, und lieber gar nicht zu beschneiden, theils, so oft im Februar und nachher die Erde aufgethauet ist, ihn anzutreten, damit die Ritze oder Oeffnung, welche der Frost zwischen ihm und dem Steige gemacht hat, verstopft werde. Versäumt man dieses Antreten im Frühjahr, so verdorren die noch nicht eingewurzelten Wurzeln desselben bey der ersten erfolgenden warmen Witterung. Die Staudengewächse im Blumengarten, Nachtviole, Pechnelken, calcedonische Lychnis, u. d. gl. ersterben im Winter oft, wenn sie im späten Herbste zertheilt und umgeleget werden, aus eben dieser Ursache, ungeachtet sie sonst nie erfrieren. Das einzige Mittel, sie dagegen, der folgende Winter sey auch noch so verderblich, mit Zuverläßigkeit zu sichern, ist dieses, daß man sie noch vor Ablauf des Augusts umleget. Die Nachtviolen erhalten sich nicht sicherer, als wenn sie jährlich schon zu Anfange des Augusts zertheilt und umgeleget werden. Alsdenn gedeihen sie selbst in solchen Gärten, wo sie sonst, wegen einer zu sonnenreichen Lage und wegen Trockenheit des Bodens nie wachsen. Die nicht in allen Gärten gut fortkommende ge-

füllte

füllte rothe calcedonische Lychnis kommt alsdenn gut fort, und hält alle Winter aus, wenn man sie im Herbste gar nicht, sondern nur alle drey Jahre, im Frühjahr oder August, zertheilt und umleget, und sie überdem nicht völlig ausblühen läßt, sondern jeden Blumenstängel im August, ehe derselbe verblühet, einige Finger breit über der Erde abschneidet, damit sich der alte Stock vor dem Winter aufs neue gehörig bestauden kann.

7. Viele Pflanzen gehen im Winter dadurch zu Grunde, daß sie der Frost aus der Erde hebet. Im Frühjahre findet man oft Nelken, Aurikeln, Salat u. d. gl. auch den Spinat, entweder über der Erde liegen, oder doch so weit hervor getrieben, daß kaum noch etwas von der Wurzel in der Erde steckt. Außerdem daß dieses alsdenn oft geschiehet, wenn man die Pflanzen zu spät versetzt hat, geschieht es auch oft, wenn man in frisch gegrabenes und mithin lockeres Erdreich gesäet oder gepflanzt hat, obgleich solches zeitig genug geschehen ist. Wenn das Beet nach dem Umgraben vor dem Verpflanzen nicht Fuß vor Fuß fest getreten ist, und also lose und hohl, und einer Hand breit höher ist, als es seyn würde, wenn man es fest zusammen getreten hätte: so senkt sich die Erde nach und nach von der Nässe des Winters nieder, und das Beet ist im folgenden Frühjahre gewiß einer Hand breit niedriger, als es sogleich nach dem Umgraben war. Der Frost treibt die Erde bald darauf wieder in die Höhe. Bey erfolgendem Regen senkt sie sich abermahl; nachher treibt sie der Frost wieder in die Höhe. Und daher kommt es, daß die Pflanzen immer mehr in die Höhe, und zuletzt über die Erde zu liegen kommen. Wofern sie alsdenn nicht bey der ersten guten Witterung, so bald nur die Erde nicht mehr schmierig ist, aufs neue angedrückt werden, so sind sie verloren. Eben dieses Erheben der Erde durch den Frost, und besonders durch die Frühlingsfröste, ist die Ursache, warum der Rocken in einigen Frühjahren mit seinen von Erde entblößten

Wur-

Wurzeln oft zum Theil auf der Oberfläche der Erde
und von folgenden dürren und kalten Ostwinden
dem Lande gleichsam weggewehet wird. Noch sch
mer ist der daher entstehende Schade, wenn zur
einer Thauwitterung, ehe der vorherige Winterfrost
lig aus der Erde heraus ist, Nachtfröste einfallen.
untern Wurzeln der Pflanze stehen, wenn die Erde
erst einige Zoll tief aufgethauet ist, noch in gefror
Lande; in der folgenden Nacht friert die obere a
thauete Erde aufs neue und wird in die Höhe getrie
die obern Fasern der Wurzel frieren mit ein, und we
zugleich mit in die Höhe gehoben. Da aber der u
Theil der Wurzel noch ganz in gefrorner Erde steht,
müssen nothwendig die obern feinern Wurzeln zerrei
Binnen einigen Tagen thauet es allmählich tiefer
und wenn alsdenn, ehe alles in der Tiefe aufthauet,
mahl ein starker Nachtfrost einfällt, welcher einige
tief eindringt, so werden auch tiefer hinunter die W
zeln zerrissen. Wird alsdenn die Pflanze nicht s
wieder fest gedrückt, und bleibt in diesem Zustande
Sonnenschein ausgesetzt, so ist sie verloren. Ist
das Beet vor der Bestellung zusammen getreten
kann dieser Schade nicht leicht erfolgen. M
laße daher die Winterquartiere seiner Pflanzen zuvor
zusammen treten, hernach höchstens ½ Zoll tief wi
aufharken, und sodenn die Pflanzen in ein mit ei
Stocke gemachtes, der Größe und Länge der W
gemäßes Loch einsetzen, so wird der durch das Erh
der Erde entstehende Verlust abgewendet.

8. Auf einem niedrigen und feuchten Beete
die Pflanzen dem Winterverluste sehr ausge
Auf diesen sammelt sich das Wasser; dieses verur
eine Stockung in den Wurzeln, und eine Fäulni
den Pflanzen, die sich besonders alsdenn erhebt, n
sich auf demselben Schneewasser gesammelt hat, und
auf warmer Sonnenschein, oder Frost erfolgt. W

es also an trocknen Beeten fehlet, laße man schmale Winterpflanzenfelder mit Bretern einfassen, die an einer Seite ½ Fuß, und an der andern ¾ Fuß hoch sind, damit das Wasser auf solchen theils erhöheten, theils etwas schräge liegenden Beeten abziehen könne. Eine solche Einrichtung des Winterquartiers ist außerdem allemahl vortheilhaft.

9. Sehr rund erhabene Rabatten sind kleinen Pflanzen im Winter leicht nachtheilig. Das Wasser zieht sich von ihnen zwar gut ab; ist aber der Mittelrükken zu erhaben, so fällt in das Herz der am niedrigsten stehenden Pflanzen leicht etwas Erde, wodurch die Ausdünstung der zarten Herzblätter gehemmet wird, und ihre Säfte in Stockung gerathen. Bey Salaten und Nelken gehen die Herzen leicht in Fäulniß; und werden gleich die Nelken dadurch nicht allemahl getödtet, so blühen sie doch in demselben Jahre nicht. Soll also eine rund gemachte Rabatte ein Winterquartier abgeben, so muß sie nur mäßig gerundet seyn.

10. Ost- und Nordwinde verursachen das Verderben vieler Pflanzen. Die aus diesen Himmelsgegenden kommenden Winde sind gemeiniglich sehr kalt. Sind ihnen die Pflanzen bloß gestellt, so wird dadurch Erstlich der Umlauf des Saftes in ihnen langsamer gemacht, und ihre Ausdünstung unterbrochen. Beydes, wenn es oft kommt, und mit warmen Sonnenschein oft abwechselt, ist den Pflanzen leicht schädlich, und macht viele von ihnen krank, weil es eine Stockung der Säfte verursacht. Zweytens sind jene kalte Winde den Pflanzen auch deswegen schädlich, weil sie die gefrornen Pflanzen hin und her treiben, wodurch dieselben Risse bekommen, und ihre Fasern sich trennen, und folglich ihr Verderben veranlaßt wird. Man richte also, so viel möglich, das Winterquartier für die Pflanzen da an, wo es gegen jene kalte und schneidende Winde einigen Schutz hat. Und um zu verhüten, daß wenigstens nicht

die

die Wurzeln der auf erhabenen, mit Bretern eingefaßten Beeten durchzuwinternden Pflanzen von ihnen zu sehr und zu oft erkältet werden, umlege man die Breter, womit das Beet eingefaßt ist, mit Mist, welcher die Kälte des Windes abhält. Solchergestalt ist die Pflanze ungleich weniger in Gefahr, zu verderben.

Was diese Beschützung der Wurzeln gegen die Kälte für eine Kraft habe, die Pflanzen zu stärken, mag man mit daraus erkennen, daß einst so gar ein erfrorner Lorbeerbaum, welcher bereits etliche Jahre ohne Blätter gestanden, als zufälliger Weise eine Kohlpfanne auf die Erde, in welcher er stand, gesetzt, und dadurch die Erde mit dem untern Stamme mäßig warm geworden war, nach wenig Tagen ausgeschlagen, und auf das beste fortgewachsen ist. Der sel. Kanzler Wolf erzählt dieses in der Note zu §. 32 seiner Einleitung zu der Uebersetzung von Hales Statik der Gewächse, und erklärt zugleich die sonst unwahrscheinliche Möglichkeit dieses Vorfalls aus der Natur der Rinde des Lorbeerbaums.

11. Tropfenfall ist durchzuwinternden Pflanzen schädlich. Sie gehen zu Grunde, wenn das Beet, auf welchem sie durchwintert werden, entweder so nahe an einem Gebäude liegt, daß die von dem Dache desselben fallenden Tropfen, theils durch den Wind auf sie gewehet werden, theils sie bey dem Falle der Tropfen auf die Erde immer bespritzt werden, oder wenn das Beet unter Bäumen liegt, von denen der Regen auf sie tröpfelt. Die von einem Dache oder von Bäumen fallenden Tropfen fallen auf sie mit einem größern Gewichte, und in größerer Maße, und stets auf eine und eben dieselbe Stelle; sie hemmen folglich ihre Ausdünstung mehr, als ein gemeiner und meistens nur in kleinen Tropfen fallender Regen; und weil dadurch ihr Saft zu oft verdickt, und ihre Ausdünstung zu oft gehemmt wird, so muß dieses nothwendig eine Stockung der Säfte nach sich ziehen. Man lege also das Winterbehältniß der Pflanzen nicht unter Bäumen an; aber man entferne dasselbe auch von dem Tropfenfalle so weit, daß die

Pflan-

Pflanzen theils von den Tropfen im geringsten nicht bespritzt werden können, theils auch, wenn sich an den Ziegeln des Daches Eiszacken ansetzen, die, wenn Frost und Thauwetter oft abwechseln, gemeiniglich sehr dick werden, und über den gewöhnlichen Tropfenfall so weit wegstehen, daß die von ihnen abfallenden Tropfen auf ½ Fuß weit, und weiter, wegfallen, nicht gar diesen so viel kältern Tropfenfall bekommen. Denn sonst würden sie, so lange eine solche Witterung fortdauert, allemahl nach Untergang der Sonne mit einem Glatteis beleget werden, und ihr Verderben unvermeidlich seyn, weil nichts den Pflanzen nachtheiliger ist, als wenn sie zu einer Zeit, da sie naß sind, gefrieren.

12. Kranke und schwache Pflanzen sind dem Verderben im Winter sehr unterworfen. Kranke Nelkenableger sind solche, die bereits am alten Stocke vom Roste und Brande angegriffen sind, (und das ist oft ein ganzer in Töpfen stehender Flor, wenn derselbe im vorhergehenden Sommer entweder zu viel, oder zu wenig begossen ist; die im freyen Lande stehenden sind diesen Krankheiten weniger unterworfen, weil sich theils die überflüssige Nässe in die Erde hinein zieht, theils sie bey anhaltender Dürre noch eher aus der Tiefe Nahrung schöpfen können,) oder in deren Herzen sich bereits eine Fäulniß angesetzt hat. Diese letztern werfe man nur sofort weg, weil selten eine davon durchkommt, es wäre denn, daß es eine vorzügliche Sorte sey. Denn bisweilen, wiewohl äußerst selten, hört die Fäulniß auf, wenn man die angefaulten Blätter behutsam ausputzt, und ein günstiger Winter erfolgt; und obgleich eine solche Pflanze im folgenden Sommer nicht blüht, so treibt sie doch einige Ableger, und kommt im zweyten Jahre wieder zur Blüthe. Die vom Roste und Brande stark angegriffenen kommen gleichfalls selten, so wenig im Hause, als im Lande, durch; man kann indessen ihre Blätter, so weit sie angegriffen sind, wegschneiden, und sie sodenn ihrem Schicksale überlaßen; zuweilen kommen

einige durch. Schwache Pflanzen sind z. E. spät gemachte Nelkenableger, die nun erst spät im October einige schwache Wurzeln haben. Nimmt man diese alsdenn noch ab, und versetzt sie, so können sie sich, wofern der Winter nicht außerordentlich günstig ist, unmöglich erhalten, weil die Zeit ihre Wurzeln zu vergrößern, vor dem Winter zu kurz ist, und die Sonne nun nicht mehr Kraft genug hat, ihre Einwurzelung zu befördern. Man laße sie also auf diesen Fall lieber am Stamme. Auch solche Winterkohl- und Salatpflanzen sind schwach, welche zu dicht gestanden, oder mit Unkraut überzogen gewesen, und dadurch an ihren untern Theilen etwas gelb gebrannt sind, und, weil sie nicht von allen Seiten die volle Luft und Sonne haben genießen können, an ihrem untern Theile ihre völlig grüne Farbe nicht haben; oder auch, die zu spät gesäet, und also noch zu weichlich und wässerig sind. Wenn diese verpflanzt werden, und es erfolgen bald darauf Nacht-Fröste, so sind sie der Kälte nicht gewohnt, und verderben zum Theil noch im Herbste. Dieses zu verhüten, säe man sie nicht zu dicht, und nicht zu spät, und halte sie von Unkraute rein.

13 Alte Stöcke gehen im Winter leicht aus. Ein Nelkenstock, der einige Jahre alt ist, geht allezeit aus, wenn er im Herbste aus der Erde genommen, von Erde entblößt, und versetzt wird, obgleich von denen, die erst einmahl geblüht haben, nachdem der Winter beschaffen ist, verschiedene gut bleiben. Das sicherste Mittel, sie zu erhalten, ist dieses, daß man, (und zwar so bald, als möglich, nach geendigtem Flor) auf die Stelle, wohin man eine alte Topfnelke setzen will, ein der Größe des Topfes gemäßes Loch macht, alsdenn mit einem langen Messer rings am Rande des Topfes herum die Erde losschneidet, darauf den Topf, nachdem man die Hand auf demselben ausgebreitet, und den Nelkenstock zwischen die mittelsten Finger gefaßt, umkehrt, den Topf in

die

die Höhe zieht, und dann die Pflanze mit aller Erde, ohne daß die Wurzel gerühret und von der Erde entblößt wird, in das gemachte Loch setzt. Thymian, Salbey u. d. gl. die einige Jahre alt sind, gehen, weil ihre Wurzeln alsdenn schon zu holzicht sind, im folgenden Winter leicht aus, wenn sie später, als im August, zertheilt und versetzt werden. Die aber in diesem Jahre erst aus Samen gezogenen, leßen sich ohne Nachtheil noch zu Ende des Septembers, aber nicht später, verpflanzen.

14. Nicht alle diejenigen Pflanzen, die im Frühjahre das Ansehen haben, als habe sie der Winter verderbt, sind wirklich verloren. Ueber den Schnee hervor gestandener, und erfrorner hoher Braunkohl, wenn er an der vollen Sonne steht, erstirbt bey erfolgenden Nachtfrösten immer weiter hinunter, bis zuletzt der ganze Stamm todt ist. Sobald also im März die Sprossen desselben aufzuschwellen und zu wachsen anfangen, laße man ihn, wenn man von ihm Sprossen oder Samen verlangt, aufnehmen, und den erfrornen Theil bis in das Gesunde abschneiden, und einen Strunk neben den andern, ja, ganze Hände voll zusammen nehmen, und an einen Zaun pflanzen, wo er die Sonne erst um Mittag bekommt. Er wird dann in kurzer Zeit vortreffliche Sprossen liefern, oder, wenn man will, eine gute Menge Samen bringen. Ein an der freyen Sonne liegendes Feld Winterspinat scheint oft durch abwechselnde Nachtfröste und warmen Sonnenschein gänzlich getödtet zu seyn, und hat kaum noch einige grüne Herzblätterchen. Da man aber bemerkt hat, daß solcher Spinat nach einem so genannten warmen Marregen um sein Herz herum gar bald wieder neue Blätter treibt, so darf man ihm nur, wenn es die Zeit verstattet, damit er Luft bekomme, und nicht unter den dürren Blättern ersticke, die größten gelben Blätter abnehmen, oder, wenn alle Blätter des ganzen Beetes gleichsam in eins geschlämmt zu seyn scheinen, mit einer hölzernen Heuharke sanft

überziehen, den Unrath abharken, und das Erdreich zwischen den Pflanzen, ohne diese jedoch loszureißen, etwas auflockern laßen, so wird man gegen die Mitte des Mayes, noch ehe der im März gesäete Spinat brauchbar wird, den schönsten Spinat zur Speise haben. Der Wintersalat hat, wenn er an die freye Sonne gepflanzt ist, im April oft das Ansehen, als sey er gänzlich verschwunden. Beym Nachspüren wird man jedoch zuweilen unter seinen in Fäulniß gegangenen Blättern noch einige sehr zarte und kleine grüne Herzblätter finden. Diejenigen Pflanzen, die man also stehen läßt, gehen vollends verloren; diejenigen aber, die man aufnimmt, von aller Fäulniß reinigt, ihnen alle Spizzen ihrer Wurzeln beschneidet, und sie auf eine warme und fette Rabatte pflanzt, werden sich, obgleich alsdenn ihre zarte grüne Herzblätter kaum zu sehen sind, sehr schnell erhohlen, und zwar etwas spät, dennoch früher als der im Frühjahr gesäete Salat, gute Köpfe geben. Mit den Winterkohlpflanzen hat es dieselbe Bewandtniß. Wenn nur das Herz noch gut ist, so pflanze man sie bis an dasselbe in die Erde, nachdem man zuvor alle faule oder trockne Blätter sorgfältig abgenommen, und ihre Wurzeln beschnitten hat. Sie werden alsdenn zwar nicht so zeitig, doch aber um Jacobi, und früher als der Sommerkohl, Köpfe bringen. Die Nelken, wenn sie auch gleich zu Anfange des Aprils noch ganz gut stehen, werden im May oft so weiß, daß man glauben sollte, es würde nicht eine einzige gut bleiben. Man übereile sich aber nicht, sie wegzuwerfen. Die warmen Tage im April verursachen, daß ihre durch die vorhergehende Winterkälte etwas gehemmte Ausdünstung wieder stärker wird; die alsdenn zugleich erfolgenden Nachtfröste hemmen dieselbe in jeder Nacht aufs neue; daher entsteht ihre stroherne Farbe, und diese nimmt immer mehr zu, je mehr nun warme Tage und Nachtfröste abwechseln. Kaum aber erfolgt ein warmer Regen, so

öffnen

öffnen sich die Pori der Blätter aufs neue, die Ausdünstung wird völlig wieder hergestellt, und die grüne Farbe stellt sich sofort wieder ein. So lange sie indessen weiß sind, ist es nicht rathsam, sie zu versetzen, weil sie alsdenn krank sind. Findet man einige unter ihnen, die sich gar nicht wieder erhohlen, sondern weiß bleiben, und deren Herz sogar erstorben zu seyn scheint, so verabschiede man sie zwar nicht sogleich, wenn es eine der Erhaltung würdige Sorte ist; man laße sie aber auch nicht stehen. Man nehme sie auf, schneide alle ihre Blätter mit einem scharfen Federmesser an dem Stamme behutsam weg, verkürze selbst die Herzblätter, so weit es, ohne das Innere des Herzens zu beschädigen, möglich ist; und wenn man dann in dem Innersten des Herzens auch nur die geringste Spur einer grünen Farbe findet, so pflanze man sie in ein weder zu sonnenreich, noch zu trocken, noch feucht gelegenes Beet, nachdem man zuvor auch alle ihre Wurzeln stark verstutzt hat; man bedecke sie darauf mit einem Blumentopf gegen die heiße Sonne sowohl, als gegen die Nachtfröste, und gebe ihnen die Sonne nur einige Stunden des Morgens und des Abends, und decke sie auch bey erfolgendem warmen Regen auf. Die meisten werden sich alsdenn, und wenn sie auch vorerst kein Wachsthum spüren ließen, mit der Zeit erhohlen; und ob sie gleich in demselben Sommer nicht zur Blüthe kommen, so hat man doch das Vergnügen, sie gerettet zu haben; und wenn man sie bis in das folgende Frühjahr daselbst stehen läßt, hat man Hoffnung, die Sorte nicht zu verlieren. Die gefüllte calcedonische Lychnis scheint auch oft im Winter ausgegangen zu seyn. Wenn man dieselbe im vorhergehenden Sommer zu lange hat blühen laßen, hat sich der Stock vor dem Winter nicht erst gehörig bestaudet. Im folgenden Frühjahr sieht man denn an manchem Stocke nichts grünes mehr, sondern allein die über der Erde hervorstehenden abgeschnit-

tenen dürren Zweige vom vorigen Jahre. Man gel
sie aber nicht verloren, sondern nehme sie auf; ma
wird denn oft unten an den dürren Stangen noch eine
weißen Keim gewahr werden. Man schneide alles Dür
weg; und wenn an dem untersten Ende desselben au
keine einzige Wurzel mehr seyn sollte, setze man de
noch diesen Keim in gehöriger Tiefe in die Erde, und b
decke die Stelle, wohin der Keim gelegt ist, gegen d
Frost mit einem Topfe. Er wird dann in kurzer Z
hervor wachsen, und in demselben Sommer noch Bl
menstängel treiben. Eben dieselbe Beschaffenheit h
es mit der perrennirenden Sonnenblume. Weil a
ihre Augen, die sie im Frühjahr hervor treibt, in
Höhe gehen und Blumenstängel werden, folglich we
diese gegen den Winter abgeschnitten werden, weder A
gen noch Zweige vorhanden sind, und sich die an d
Stürzen der abgeschnittenen Blumenstangen noch sitz
den Blätter im Winter verlieren: so reißt sie derjeni
der sie noch nicht recht kennt, nach dem Winter oft a
weil er sie für erfroren ansieht. Man warte aber
bis gegen den April, so werden sich so viel neue Au
oder Herzen zeigen, als sie in demselben Jahre Blum
Stängel treiben wird. Doch auch alsdenn, wenn
nun im April recht artig bewachsen ist, leidet sie oft n
dergestalt von den Nachtfrösten, daß sie völlig verlo
zu seyn scheint, und wirklich ausgeht, wenn man
nicht zu Hülfe kommt.

Es würde nicht viel Mühe verursachen, aus den
nigen, was jetzt von Abwendung oder Verminderu
des Winterverlustes an Pflanzen und Blumen ge
worden ist, besondere Regeln zu formiren, und die
den Ursachen des Winterverderbens der Pflanzen da
gen hergeleiteten Mittel gleichsam mit Einem Bl
übersehen zu laßen. Allgemein aber würden denn
diese Regeln nie seyn, weil eine jede andere Lage
Gartens, der mehrere oder geringere Schutz desse

gegen Sonne und kalte Winde, die besondere Witterung des einen oder andern Winters und Frühjahrs u. d. gl. jedesmahl ein anderes Verfahren erfordert, als man unter andern Umständen zu beobachten haben würde. Wer von dem hier Angeführten, auf die besondern Umstände seines Gartens die Anwendung macht, dem wird es leicht seyn, zur Wintererhaltung seiner Pflanzen sich auf seinen Garten passende Regeln zu entwerfen.

Eines der Hauswirthschaft Erfahrnen, unter dem verdeckten Nahmen Jacob Thuli, von der Materie des Frostes, Eises, Hagels, Reifes, und anderer Geburten der Sonnen — — und von den sichersten und leichtesten Mitteln, Maulbeer-, Citronen-, Wein- und andere Bäume und Gewächse, nicht allein ihrer Natur gemäs wohl zu bauen, sondern auch gegen den Frösten und der Obstwissenheit Beschädigungen wohl zu schützen, bey Gelegenheit eines Anno 1719 entstandenen höchstwunderbaren Nachtfrostes herausgegebene Schrift, st. in J. C. Dithmars Oecon. Fama, 3 St. Frf. und L. 1743, 8. S. 3—34. Sinceri Cordati Anmerkungen über vorhergehende Schrift, eb. das. S. 34—45.

Sind auch besonders gedruckt, u. d. T. Anonymi Gedanken von der Natur des Frostes, und wie das Gartengewächse dagegen zu bewahren, nebst Sinceri Cordati Anmerkungen. Frf. a. d. O. 1743, 8.

An abstract a letter from *John Evelyn*, concerning the dammage done to his gardens by the preceding winter, st. im 14 B. der *Philos. Transakt.* a. d. J. 1684, No. 158, S. 559—563.

A discourse concerning the effects of the great frost on trees and other plants Anno 1683, by *Rob. Plot*, st. eb. das. No. 165, S. 766—789.

3. Vom Schaden des Frostes, und insonderheit der Frühlingsfröste, in Weinbergen und Weingärten, siehe unter Weinstock.

4. Feldfrüchte. Man hat angemerkt, daß der Same, wenn bald nach dessen Einbringung, ein Frost zu einer Zeit, da der Erdboden noch bloß und nicht mit Schnee bedeckt ist, (ein so genannter Bar- oder Blach-Frost) einfällt, gern in der Milch erfriere, und daß alsdenn das aufgequollene Samkörnchen vom Frost zerplatze. In nassen und kalten Feldern gehen gemeiniglich die meisten Körner durch den Blachfrost zu Grunde, wenn gleich nach der Einsaat einige Tage viel Regen fällt, und der Frost bald darauf sich äußert, auch des Nachts

in ziemlichem Grade anhält. Man thut wohl, wenn man mit der Wintersaat in schweren und nassen Feldern eilet, und sich, so viel möglich, an die Früh- und Mittelsaat hält; denn da kann der Same bequem aus der Milch kommen, und 3 auch wohl 4 Blätter treiben, ehe ein schädlicher Frost sich äußert, weil ihm die Herbstwärme forthilft. Kommen nun auch gleich im October, oder zu Anfange des Novembers, Blachfröste, so werden sie doch keinen Schaden thun, weil ein drey- und vierblätteriger Stock schon etwas ausstehen kann. Hingegen läßt sich in leichten Sandfeldern bey der Spätsaat noch eher etwas wagen, wenn zumahl der Same untergepflüget wird. Denn diese liegen meistentheils abhängig, daher das Wasser seiner Schwere wegen abwärts sinket; und es können die Erdtheilchen durch den Frost nicht so geschwinde gebunden werden, als in solchen Aeckern geschieht, wo das Wasser stehen bleibt. So kann auch in Sandfeldern die überflüssige Feuchtigkeit den Wurzeln des Wintergetreides nicht leicht schädlich werden, weil sie sich darin nicht lange aufzuhalten pfleget.

Wie tief der Frost in die Erde dringe, hat Kraft im 13 B. der Commentar. Acad. Scient. Imper. Petropolit. untersucht. Im Journal des Savans, v. J. 1667, findet man die Nachrichten, welche Hevel davon eingezogen hat. Der Prof. Scheffer zu Upsal hat ihm berichtet, daß in Schweden die Erde 2 Ellen tief gefriere. In eben dem Journ. d. Sav. v. J. 1675 steht die Nachricht des Paul Biorne, welcher in Island gereiset ist, daß das Erdreich daselbst 4 Fuß tief gefriere. Den 14 März 1740, bey Endigung des damahligen sehr strengen Winters, ließ Kraft in Petersburg, in einem Garten am Hause, der fast überall mit Gebäuden von Holz und Stein umgeben war, nach weggeräumten Schnee in die Erde graben. Der Schnee war 2 englische Fuß hoch, die Erde aber war nur 1½ Fuß tief gefroren; doch so hart, daß sich nichts davon mit dem Finger abkratzen ließ. Unter dieser Eisschale, deren Gränzen genau bezeichnet waren, befand sich das hier gewöhnliche sandige Erdreich, welches sich, wie ordentlich, mit dem Finger zerreiben ließ. Im J. 1741, d. 11 Febr. ward in dem botanischen Garten der Akademie, welcher weit, und der freyen

Luft

Luft meist ausgesetzt, doch aber in der Stadt befindlich ist, von Hrn. Ammann die Höhe des Schnees über der Erde 16 ¾ Zoll, und die Dicke des gefrornen Erdreiches 7 ½ Z. gemessen. Am 23 Febr. fand Hr. Kraft in einem Felde, welches in der Stadt liegt, und mit kleinern Häusern, aber nur zum Theil, und auf 5 bis 600 Schritt weit umgeben ist, die Höhe des Schnees 14 Zoll, des gefrornen Erdreichs 8 Zoll; d. 4 März auf einem freyen Felde, etwa ½ Meile von der Stadt, und von einem niedrigen Gebüsche auf einer Seite in der Weite ½ Meile beschützt, den Schnee 16 Zoll hoch, darunter gefrornes Wasser 1 ½ Zoll hoch, welches vermuthlich von der sumpfigen Beschaffenheit der Wiese herrührte, und dann das Erdreich nur 5 Zoll tief gefroren; und endlich d. 17 März auf einem ganz freyen Felde, eben so weit von der Stadt, den Schnee 16 Zoll hoch, gefrornes Wasser, ½ Z. dick, gefrornes Erdreich 12 Zoll tief.

Welchergestalt viele Feldfrüchte durch den Frost aus der Erde gehoben werden, und dadurch verderben, ist oben, S. 219, erwähnt worden.

Wenn ein Getreide von zarter Art von einem zeitigen gelinden Wetter geschwinde ausgeschossen ist, so vernichtet ein darauf folgender kalter Morgen die zarten Blätter; sie fallen ab, und öfters auch die jungen Schößlinge mit ihnen. Dieses ist ein Stillstand in dem Wachsthum, welcher sehr aufhält, und schwer zu heben ist. Man sieht die Ursache des Schadens, und die Folgen; aber ein Mittel dagegen ausfindig zu machen, ist sehr schwer. Wenn ein Landmann die Gewohnheit der Gärtner, welche ihre Bäume und Blumen mit Matten zu bedecken pflegen, auf irgend eine Art nachahmen könnte, würde es dadurch geschehen, daß er Stroh oder Heu über einige zarte junge Pflanzen streuete; allein daraus würde, ohne die äußerste Sorgfalt, mehr Schade als Nutzen entstehen. Wofern er ja dieser Gewohnheit folgen wollte, so gibt es nur einen Weg, es sicher zu thun; und dieser ist mit vieler Beschwerlichkeit verbunden. Er muß diese Bedeckung des Abends dünn über seine Pflanzen streuen, des Morgens wieder abnehmen, und sie auf einen Hau-

sen zusammen legen, damit sie des Abends wieder auf das Getreide gestreuet werden könne. Ließe man es den ganzen Tag darauf liegen, so würden die Pflanzen so schwach werden, daß sie gewiß wie die Schößlinge der Bäume in den Gärten, durch den kleinsten Frost zerstöret würden.

In Schweden hat Hr. Högström Versuche angestellt, Getreide und Gewächse vor den Frost durch den Rauch zu beschützen, welche im 19 B. der übers. Schwedischen Abhandl. a. d. J. 1757, S. 67, sqq. erzählt werden. Es hatte Derselbe im Herbst in einem Beete verschiedene Gewächse, welche die Kälte nicht wohl vertragen. Sie waren, des kühlen Sommers wegen, nicht zur Reife gekommen, und er ließ daher im September, so oft eine Frostnacht zu befürchten war, solche brennbare Sachen dabey anzünden, die eben nicht viel Wärme, sondern nur Rauch von sich gaben, welcher sich zwischen die Gewächse ausbreitete, und sie so spät im Herbste vor der Kälte beschützt hat, daß schon Eis auf dem benachbarten Wasser stand. Die Nacht gegen den letzten Sept. war dermaßen kalt, daß der Reif an einigen Stellen den ganzen folgenden heitern Tag liegen blieb. Eine Art Erbsen war meistens unbeschädigt, obwohl an einigen Schoten etwas Eis saß; der Mays aber erfror gänzlich, wiewohl es ungewiß war, ob der Rauch desselben Staude erreicht und bedeckt hatte. Maulbeerbäume und einige andere Gewächse wurden im geringsten nicht angegriffen. Ein parmahl hatte er, wenn starke Frostnächte einfielen, solche Feuer auf freyem Felde anzünden lassen, und den Morgen darauf gefunden, daß um die Stelle, wo der Rauch nieder gefallen war, der Frost nicht so viel Wirkung auf dem Erdreiche ausgeübt hatte, als anderswo.

Er glaubt, die Sammlung vom Rauche, welche oft beym Untergange der Sonne im Sommer eine Abendröthe macht, sey die Ursache der alten Regel, daß man, wenn eine solche Röthe sich zeigt, keinen Nachtfrost zu befürchten habe. Als 1752 im August in Rußland sich langwierige Waldbrände häuften, und in den Zeitungen gemeldet ward, daß große Striche Landes zu 200 Werstен verbrannt wären, hatte man in West-Bothnien einen häufigen und um diese Jahrszeit ungewöhnlichen Landrauch, der von Osten her über die See kam, und eine

ne solche Röthe am Himmel, insonderheit des Abends und Morgens, verursachte. Hr. Högström bemerkte, daß, so heiter auch der Himmel sonst diese Zeit über war, und so sehr die Luft zum Froste geneigt zu seyn schien, dennoch alle Nächte diese ganze Zeit über ohne Frost gewesen. Er zieht hieraus folgende sehr gegründete Vermuthung: „Können nicht an stark bewohnten Oertern, vornehmlich, wo man Torf oder Steinkohlen brennt, die vielen beständig rauchenden Schornsteine, unter andern Ursachen das meiste dazu beytragen, daß die Gewächse nicht so oft und häufig von der Kälte beschädiget werden, als in waldigen Ländern, wo die Häuser gemeiniglich selten sind, und die Zimmer mit weniger Rauche geheitzet werden? Läßt sich nicht eben das zur Ursache angeben, warum die Aecker, welche nahe an Städten und Dörfern liegen, bey der Kälte am wenigsten Schaden leiden?"

Untersuchung, wie es eigentlich zugehe, wenn das Samkörnchen in der Milch erfrieret, st. im 5 Th. der öcon. physical. Abhandlungen, Lpz. 1753, 8. S. 242 — 254.

Von der Dauer des aufgegangenen Samens im Frost, s. das 5 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 454 — 456; und 30 St. S. 532 — 534.

Unterricht von schädlichen Frostnächten für die Saat in Ostbothnien, von Iproclis, st. im 4 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad der Wiss. a. d. J. 1742, Hamb. 1750. gr. 8. S. 292 — 300.

Des Hrn. Amtm. Leopolds Gedanken von den schädlichen Folgen, welche jählinge Nachtfröste, bey noch nicht völlig aufgethaueten Saaten haben, st. im 4 B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1752, 8. S. 285 — 296.

III. Wirkungen des Frostes auf Menschen.

Obschon der menschliche Körper, vermöge der physischen Gesetze, denen er, gleich andern Thieren unterworfen ist, bey einer starken Hitze oder Kälte zu Grunde gehen muß, so kann er doch beyden länger, als man glauben sollte, widerstehen. Boerhaave glaubte, der äußerste Grad natürlicher Kälte, erstrecke sich nicht über den Punct o des Fahrenheitischen Thermometers, oder den 14½ Grad unter dem Gefrierpunct des Reaumürischen, indem nach seiner Bemerkung sowohl Menschen als auch Thiere und Gewächse einem solchen Froste augenblicklich unterliegen müssen. Die Erfahrung zeigt aber,

aber, daß in verschiedenen Theilen unserer Erdkugel eine weit heftigere Kälte Statt findet. Ich darf mich nur auf die Beobachtungen der Akademisten von Paris berufen. Schon zu Petersburg erreichte die Kälte zuweilen in strengern Wintern den 27sten Grad unter dem Gefrierpunct, und einmahl gar den 30sten. Noch stärker ist eine zu Quebec verspürte Kälte, welche das Thermometer auf den 33sten Grad unter dem Gefrierpunct fallen machte. Diese übertrifft noch die von Maupertuis zu Tornea beobachtete, wobey das Thermometer sich auf den 37sten Grad herab ließ. So heftig aber auch diese Fröste in Vergleichung mit den unsrigen zu seyn scheinen, so kommen sie doch dem sibirischen Froste nicht bey, der sich zuweilen zu Tomsk, zu Kirenga und zu Yeniseik verspüren ließ, und das Thermometer auf 53½, 66½, und sogar auf 70 Grad herunter setzte.

Es ist nicht zu läugnen, daß eine so strenge Kälte uns nicht schädlich und tödtlich seyn könne. Die petersburger Kälte von 27 Grad konnte man mit bloßem Gesicht nicht eine halbe Minute aushalten. Bey dem Frost von 37 Grad zu Tornea fühlte man in der freyen Luft die Brust gleichsam zerreißen. Es ist auch nichts seltenes, unter den Einwohnern dieses rauhen Himmels-Striches zerstümmelte Personen, denen die Kälte einen Arm oder Fuß geraubt hat, anzutreffen. Gleiche und noch schädlichere Wirkungen erzählen uns die Geschicht-Bücher von der sibirischen Kälte. Und doch finden wir in eben diesen Schriften Nachrichten von einem noch strengern Froste in andern Gegenden unserer Erdkugel. Hieher gehört derjenige, welchen Middleton in der Hudsonsbay erfahren, und der königlichen Societät zu London beschrieben hat. In den Häusern dieser nördlichen Gegend gefrieren alle Flüssigkeiten, den Branntwein nicht ausgenommen; auf den Wänden der Zimmer und den Betten entsteht drey Zoll dickes Eis, ungeachtet die Mauern der Häuser, worin die Einwohner sich volle

fünf

fünf Monathe lang vergraben, von Stein und zwey Fuß dick, ihre Fenster sehr klein, mit dichten Bretern wohl verwahrt, und die meiste Zeit des Tages verschlossen sind, und in den Zimmern beständig ein starkes Feuer unterhalten wird. Eine gleiche Kälte stunden die Holländer auf Nova Zembla aus, wo die Witterung so äußerst strenge war, daß sie in der Hütte, wo sie sich verschlossen hatten, ungeachtet der freyen Luft alle Zugänge sorgfältig verstopft waren, und ein beständiges Feuer brannte, doch mit genauer Noth die Füße erwärmen konnten. Ihre Kleider starreten stets von Eis, und der Wein war in eine so harte Masse zusammengefroren, daß man ihn stückweise austheilen mußte.

Histoire de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, v. J. 1749.

Die Wirkungen so außerordentlicher Fröste zeigen deutlich genug an, daß sie den menschlichen Körpern höchst nachtheilig seyn müßten, wenn man sich nicht dagegen verwahren könnte. Indessen läßt sich hieraus keines weges schließen, daß dieser schädliche Einfluß solcher starken Fröste allgemein, nicht aber bloß relativisch sey, und von den Umständen abhänge, in welchen sich diejenigen befanden, die sich dawider beschützen mußten. Um nur bey der Kälte stehen zu bleiben, welche Middleton in der Hudsonsbay, und die Holländer auf Nova Zembla auszustehen hatten: so kann man leicht denken, daß diese letztere sie heftig empfinden mußten, weil sie, in ihre Hütte eingeschlossen, ein sitzendes ruhiges Leben ohne gehörige Bewegung führten, wodurch sie sich gerade der Kälte am meisten Preis gaben, wenn sie keine andere Verwahrungsmittel gebraucht hätten. Sie hätten gewiß auf freyem Felde, ohne Lebensgefahr, vorausgesetzt, daß sie warm genug angekleidet gewesen, dieser so heftigen Kälte widerstehen können, ohne weitere Verwahrungsmittel, außer Bewegung und Leibesübungen, nöthig zu haben. In unsern gemäßigten Ländern erreicht der Frost in manchen Winternächten schon mehrere

rere Grade unter dem Gefrierpunct; und wer sich, ohne Bewegung zu machen, demselben aussetzen wollte, müßte ohne Zweifel unterliegen; vermittelst der Bewegung aber können wir ihn aushalten, und würden auch einem noch strengern widerstehen können. So konnten die pariser Akademisten, die doch beynahe eines eben so gemäßigten Klima, wie das unsere ist, gewohnt waren, mitten in den Wäldern und auf den Bergen in der Nähe von Torneа ihre astronomische Beobachtungen anstellen, so lange der Schnee noch nicht allzu tief lag, ungeachtet der dortigen grimmigen Kälte, die zwar damahls nicht gleich, wie hernach, den 37sten Grad erreichte, doch schon so heftig war, daß außer dem Branntwein alle flüssige Dinge zusammenfroren, und an den Trink-Gläsern bey dem Absetzen das helle Blut hängen blieb, indem während dem Trinken das Glas an die Lippen angefroren war.

Die Wilden gehen auch in den nördlichsten Gegenden, in dem strengsten Winter, auf die Jagd, und beschützen sich durch die bloße Bewegung wider die heftigste Kälte. Dieses erhellet daraus, weil sie, wenn sie etwa unglücklicher Weise verirren, und keinen Ausweg zu finden wissen, unausbleiblich sterben müssen, so bald sie stille stehen, oder liegen bleiben. Am überzeugendsten aber beweiset das Beyspiel jener Holländer, die auf Spitzbergen, dem kältesten bekannten Lande, 78 Grad der Breite, überwinterten, wie sehr man, vermittelst der Bewegung, der Kälte widerstehen könne. Diejenigen von gedachten Holländern, welche mit dem Anfange der strengen Jahrszeit sich in eine besonders dazu erbauete hölzerne Hütte einschlossen, mußten einer nach dem andern sterben. Denn die Kälte war so grimmig, daß sie, so heftig sie auch einfeuerten, doch nie warm wurden. Die andern hingegen, die sich in der freyen Luft mit Jagen, Holzführen und andern Leibesübungen Bewegung machten, blieben frisch und gesund.

Der Branntwein, welcher äußerlich so gute Dienste thut, ist, wie bekannt, auch innerlich eins der besten Mittel, dem Froste zu widerstehen; nur muß man ihn mäßig gebrauchen. Ein jeder Grad des Rausches

schwächt

schwächt die Empfindungen; der erste, indem er die Vorstellungen der Einbildungskraft lebhafter und feuriger macht, wodurch die Empfindungen gleichsam überstimmet werden; und die folgenden, indem sie den Schlaf befördern. Nun ist aber ein Mensch in desto größerer Gefahr, entweder schlechterdings, oder doch seine Gliedmaßen zu erfrieren, je schwächer in großer Kälte seine Empfindungen sind. Folglich kann man die übeln Wirkungen der Kälte keinesweges dadurch verhüten, wenn man hitzige Getränke so häufig genießt, daß man davon berauschet wird. Diese Sache ist ganz unstreitig, ob sie gleich ein allgemeines Vorurtheil wider sich hat. Wenn ein Glied erfriert, so wird es vorher taub und unempfindlich; daher man es auch nicht eher zu bemerken pflegt, daß es erfroren sey, als bis es in der Wärme aufthauet und die Empfindung wieder bekommt. Wenn ein Mensch erfriert, so verfällt er vorher in einen sanften Schlaf, welcher so angenehm ist, daß man ihn nicht überwinden kann. In diesem Schlafe schleicht sich die Seele davon; und es ist also der gewöhnliche Weg, auf welchem der Frost seine Gewalt ausübet, daß er unsere Empfindungen betäubet. Da es nun unläugbar ist, daß der Rausch sie ebenfalls betäube: so bleibt es allezeit gefährlich, sich in großer Kälte zu betrinken. Siehe auch Th. VI. S. 499

Eine große Kälte reitzt, kurz vorher erwähnter maßen, eben so wie eine große Hitze, zum Schlafe; so bald sie aber bis auf einen gewissen Grad gestiegen ist, erreget sie einen solchen Schlaf, aus dem man nicht wieder zu erwachen Gefahr läuft. Dieses ist eine äußerst wichtige Nachricht für diejenigen, die im harten Winter zu reisen haben. Sie empfinden zwar einen angenehmen Schlummer, dem sie sich aber mit Gewalt entreißen müssen. Sie müssen sich daher bald aufrichten, absteigen, laufen, und andere Arten der Bewegung, welche ihr Blut fließend erhält, vornehmen. Dieses ist

das

das einzige Mittel gegen einen angenehmen und unausbleiblichen Tod.

Eine heftig kalte Luft verdicket nicht nur, vermöge einer stärkern Zusammenziehung der Fibern und Gefäße, das Blut und die Feuchtigkeiten, sondern treibt auch diese desto stärker von dem äußern Körper zu den innern Theilen, dem Kopfe, der Brust und den Gliedern, und gibt dadurch in diesen sowohl, als andern schwächern Theilen, zu Stockungen Gelegenheit. Vornehmlich aber schadet die Kälte den äußern nervigen und spannaderigen Theilen des Körpers, dem Unterleibe, dem Kopfe und den Häuten, sehr. Hieraus folgt, daß 1) besondere Krankheiten, welche auf eine Strictur oder Spannung der nervigen Theile sich gründen, wie die hypochondrischen Mutterbeschwerungen, reißende Gicht und deren Arten, convulsivische Engbrüstigkeit, Steinschmerzen, Kopfweh und halbseitiger Kopfschmerz, und die übrigen schmerzhaften, spasmodischen, convulsivischen Krankheiten, wie auch die Blutflüsse, wegen der durch den Krampf verursachten ungleichen Austheilung des Blutes, bey heftiger kalter Luft verschlimmert; 2) die paralytischen Zufälle, welche keine Kälte ertragen können, dadurch vermehrt werden; 3) die Krankheiten, welche von der Dicke der Säfte und Verstopfung der Eingeweide entstehen, insonderheit bey vollblütigen, cachectischen und cacochymischen Personen, von der Kälte sehr zunehmen, und 4) dieses auch auf gleiche Art von den von verhinderter Ausdünstung herrührenden Krankheiten gelten müsse. Daher auch alle diejenigen, welche im Winter an solchen Krankheiten danieder liegen, selten, oder schwerlich, davon befreyet werden.

Ein außerordentlicher Grad der Kälte verursacht eben so, wie eine sehr große Hitze, Melancholie und Unsinn. Thuanus erzählt von Heinrich III. daß dessen Zufall allezeit bey Annäherung der Kälte heftiger geworden.

Gemei-

Gemeiniglich entsteht, durch eine plötzliche Abwechselung großer Hitze und großer Kälte, nicht nur ein Aufspalten oder Aufspringen der Haut, Fr. Gerçure, Gersure, sondern auch an den äußern Theilen des Körpers, eine Art der Geschwulst, welche Hitze, Schmerz und Jucken verursacht, und Frostbeule, Winterbeule, das Erfrieren der Glieder, oder der Frost in Händen und Füßen, L. Pernio, Fr. Engelure, genannt wird. Ich werde hier alle mir bekannt gewordene Mittel, den Beschwerlichkeiten des Frostes abzuhelfen, und dem Schaden, den er uns zuzieht, zeitig vorzubeugen, anzeigen. Alles, was ich in dieser Absicht vortragen werde, läßt sich unter drey Hauptbegriffe bringen. Der erste ist: wie man überhaupt verhüten könne, daß die Glieder nicht erfrieren; der zweyte, wie man die schon ehemahls erfrornen Glieder im voraus vor neue Anfälle der Kälte zu beschützen habe; und der dritte: wie man die vom Froste verdorbenen Glieder wieder herstellen könne.

Wer nicht so viel Verstand hat, daß er sich im Winter Hände und Füße warm bedecken, und die übrigen Vertheidigungsmittel vor der Kälte gebrauchen sollte, dem muß der Arzt oder ein vernünftiger Lehrer statt des Verstandes dienen. Dieser Fall hat, außer einigen Erwachsenen, vornehmlich bey Kindern Statt. Wenn diese, auf Befehl ihrer Aeltern, ihre gesunde Gliedmaßen schonen sollen, so müssen die Aeltern so vorsichtig seyn, sie zu verhindern, daß sie nicht oft und lange im Schnee und auf dem Eise herum laufen; daß sie nicht ohne warme Bedeckung der Füße, und ohne Handschuhe ausgehen; daß sie nicht zu lange in der Kälte stille stehen oder sitzen, nicht im kalten Wasser mit den Händen herum rühren; daß sie die Kunst, derbe Schneeballe zu machen und genau zu werfen, nicht ohne andere Belohnung erlernen, als die der Knabe empfing, der den Aesop so meisterlich treffen konnte (*Phædr.* Fab.

III. 5.); daß sie nicht des Morgens, ohne vorher etwas gegessen zu haben, ausgehen dürfen, weil das Blut unter der Verdauung in eine lebhaftere Bewegung gesetzt wird, daß sich die Glieder eher erwärmen; und endlich, daß sie nicht zu enge Schuhe anziehen, weil diese das Blut zurück treiben, und also das Erfrieren der Füße gar sehr befördern. Dieses sind Kindermittel, und daher können sich alte und junge Kinder dieselben zu Nutze machen.

Ganz andere Vertheidigungsmittel haben diejenigen vonnöthen, die gezwungen sind, ihre Geschäfte in einer strengen Kälte zu verrichten, und die also ihre Glieder Amts- und Berufs wegen erfrieren. Soldaten, Prediger, Zuhörer, Reisende, und eine Menge Handwerks-Leute können die Kälte nicht immer verhüten; und sie mögen sich noch so warm ankleiden, so ist es nicht allemahl möglich, die Glieder davor gesund zu erhalten. Diesen hat Livius (B. 21, Cap. 54 und 55) ein Geheimniß aufbehalten, welches unter andern beweiset, daß ein General nicht allein tapfer, sondern auch klug seyn müsse. Hannibal wollte bey großer Winterkälte den Römern eine Schlacht liefern. Ehe dieses geschah, ließ er seinen Soldaten nicht nur Speise, sondern auch Oehl reichen, womit sie sich die Glieder und Gelenke reiben mußten. Nach dieser Vorbereitung lockte er die muntern Römer heraus, die bis an den Leib durch einen Fluß waten mußten. Dieses machte sie zum Schlagen dermaßen ungeschickt, daß es den Völkern des klügern Feldherrn, welche schmeidige und warme Glieder hatten, sehr leicht war, einer großen, bereits halb erfrornen, Menge Römer die noch übrige Lebenswärme mit dem kalten Eisen völlig aus dem Leibe zu jagen, und den Sieg über sie davon zu tragen. Dergleichen Oehle, welche die Wirkungen der Kälte zurückhalten, sind: das Steinöhl, Pinienöhl, Terpenthinöhl, Rüböhl, Wachsöhl, Palmöhl, Hirschtalg, Rindstalg,

Bocks-

Bockstalg, Lichttalg, Gänsefett u. d. gl. Mit dergleichen Mitteln reibet man die Glieder, ehe man in die Kälte geht.

Den Nutzen des Bestreichens, insonderheit der Nase und des Mundes, mit Lichttalg, rühmt Hr. Adlerhielm, im 3 B. der übers. Abhandl. der kön. Schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1741, S. 319, aus eigener Erfahrung.

Stuttg. *Selecta phys. oecon.* 14 St. S. 95 — 97.

Jo. Conr. Loehe, Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3 B. Nürnb. 1768, gr. 8. S. 285, f.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 86.

Man kann verschiedene dieser Oehle mit einander vermischen, z. E. das Steinöhl mit weiß Lilienöhl mäßigen, oder den Talg, besonders wenn man das Gesicht, die Lippen und die Hände damit einbalsamiren will, vorher flüssig machen, ihn in Bier tröpfeln, sich hiernächst mit diesem Biere Gesicht und Hände waschen, und insonderheit an den Händen den Talg beym Feuer gehörig einziehen laßen. Eben so laßen sich Rüböhl, Steinöhl und Terpenthinöhl ꝛc. vermischen und gebrauchen. Diese Oehle können auch mit Blasen oder Papier übergelegt werden; und helfen auch alsdenn, wenn der Ort bereits schwillt, ja, so gar schon Ritzen oder Löcher bekommt.

Jo. Wolfg. Frid. Bönnecken practische Bemerkung von dem Nutzen des Palmöhls, besonders in den Frostbeulen und Gichtknoten, st. im 10 St. der Fränk. Sammlungen, Nürnb. 1757, 8. S. 229 — 241.

Außer den Oehlen sind auch durchdringende Spiritus, innerlich und äußerlich gebraucht, sehr wirksame Vertheidigungsmittel gegen den Frost. Ein Par Löffel (nicht Flaschen!) voll Branntwein erwärmen, nach vorher genoßener Speise, vortrefflich, und sind das beliebte Mittel der Soldaten, womit sich sich frostfest machen. Aeußerlich dienen zum Waschen Weingeist, mit oder ohne Campher, Myrrhenessenz, Bernsteinessenz u. d. gl. Weil aber die spirituösen Sachen leicht verfliegen, so kann man sich eines Kunstgriffs bedienen, der dieser Wirkung vorbeuget. Man feuchtet nähmlich

ein Stück Löschpapier oder Leinwand mit dem Spiritus ein, oder gießt ihn auf die Socken und Strümpfe. Darüber her legt man einige trockne Blätter Papier über einander, und zieht die Schuhe oder Stiefeln über dieselben. Das Papier allein, hat schon die Wirkung, daß es die Glieder vortrefflich wider die Kälte beschützet, und Paracelsus hat es schon allen Pelzen und Zeugen vorgezogen. Es muß also desto bessere Wirkung leisten, wenn die Füße mit spirituösen Sachen angefeuchtet sind, und noch überdem diese Bedeckung haben, welche das schnelle Ausdünsten des Spiritus verhindert.

Wer zur härtesten Winterszeit über Feld reiten muß, der nehme nur ein Par einfache dünne Strümpfe, überziehe aber vorher den bloßen trocknen Vorfuß bis an die Waden mit Schreibpapier, und ziehe alsdenn seine Strümpfe ordentlich an, wie auch die Stiefel, so wird ihn nicht an die Füße frieren, wenn er gleich den ganzen Tag reitet, da er sonst ohne dieses Papier die Kälte nicht eine halbe Stunde aushalten könnte; welches desto unfehlbarer geschieht, wenn er das Papier doppelt anleget, ungeachtet die Dicke von dem Papier zweyfach genommen, noch sehr geringe ist.

Statt des obgedachten Spiritus, kann auch bloß Branntwein zum Waschen der Füße, Hände und des Gesichts, oder Lauge von Tauben- oder Fuchskoth, hinreichen. Wer aber von edlem Geblüte herstammet, und sich mit guten gemeinen Sachen nicht abgeben will, der läßt sich von seinem Leibarzte nervenstärkende Kräuter verschreiben, die er in rothem Weine kocht, und sich die Füße damit badet. Dieses Mittel hilft vielleicht nicht so viel, als die vorhergehenden; allein, da es vornehmer ist, so wird man die Billigkeit haben, eins ins andere zu rechnen. Rodericus von Fonseca erzählt, daß die Barfüßer Mönche bey dem Anfange des Winters die Füße mit dem abgekochten rothen Weine mit Brennnesseln, Rosmarin, Thymian, Raute, Poley, und Calaminthen oder Ackermünze, baden, und dadurch sich vor dem Froste verwahren. Libavius schreibt,

wenn

wenn den Kindern, vor dem vierten Monathe des Alters, die hohlen Hände und Fußsohlen mit dem ausgepreßten Safte von Wermuth gerieben würden, so hätten sie ihr Lebenlang keine Gefahr vom Froste zu befürchten.

Am besten stärkt man die Haut an den Händen, so wie am ganzen Körper, durch das Waschen mit kaltem Wasser. Kinder, die nach dieser Vorschrift erzogen werden, bekommen selten Frostbeulen. Von dem Anfange des Herbstes an, laße man sie Morgens und Abends, vor dem Essen, einige Augenblicke die Hände in kaltes Wasser eintauchen. In dieser Jahrszeit gewöhnen sich die Kinder leicht daran, und werden alsdenn den ganzen Winter hindurch damit fortfahren, auch wenn das Wasser eiskalt ist. Sie können auch wöchentlich zwey oder dreymahl die Füße in kaltes Wasser setzen. Dieses Verfahren, welches für Erwachsene die daran nicht gewohnt sind, schädlich seyn würde, ist bey Kindern, die man sehr jung daran gewöhnet, von unbeschreiblichem Nutzen.

Ueberhaupt muß man, insonderheit im Winter, bey großem Froste, die Hände und Füße zum öftern rein abwaschen, und von dem sich in die Schweißlöcher und Falten setzenden Unflath, Staub, Koth und Schweiß reinigen; denn dieser friert am ersten von dem äußerlichen Froste, und die warme Ausdünstung kann darin demselben gar nicht widerstehen; der gefrorne Unflath aber verhindert solche an der Haut, zieht sie zusammen, und macht, daß sonderlich die Hände davon aufspringen. Diese Regel haben sich insonderheit Dienstbothen, welche dem Anhängen des Unflathes mehr, als andere Menschen, unterworfen sind, wohl zu merken.

Man muß sich aber auch in Acht nehmen, daß man die gute Wirkung dieses kalten Bades durch allzu große Wärme in der Zwischenzeit nicht stöhre; folglich muß man auch zugleich die Abwechselung von Wärme und Kalte vermeiden. In dieser Absicht muß man 1) die Kinder so erziehen, daß sie nie die Hände zum Feuer,

und noch weniger an den Ofen, halten. In denen Ländern, wo die Oefen nicht so sehr im Gebrauche sind, und unter denen, die sich derselben weniger bedienen, sind die Frostbeulen seltener. Der Gebrauch des Ortes zwischen der Wand und dem Ofen, den man hier zu Lande die Hölle zu nennen pfleget, und wo sich gemeiniglich eine Schlafbank befindet, ist den Kindern und Erwachsenen auf mehr als Eine Art schädlich. 2) Man muß ihnen niemahls Muffen geben. 3) Es ist auch dienlich, wenn man sie gar keine Handschuhe tragen läßt, es sey denn, daß einige besondere Umstände es erfordern. Dieser Rath ist besonders den jungen Knaben heilsam. Wenn man ihnen aber ja welche gibt, so müssen sie allemahl von dünnen und glatten Leder seyn.

Zur Verhütung der Frostbeulen, gibt Andry, in seiner Orthopädie, deutsch. Uebers. Berl. 1744, 8. S 246, als das sicherste Mittel an, daß man sich, im October und November, des Morgens und Abends, die Hände mit blankem Weine, worin man klein geschnittene und frisch gepflückte weiße Senfblätter, zwey Tage lang, hat weichen laßen, wasche.

Man hat auch bewährt gefunden, die Theile, welche dem Erfrieren vor andern unterworfen sind, in ganz warmes Ochsenblut zu tauchen.

No. 71 der *Gaz. salut.* v. J. 1767.
Berl. Samml. 4 B. 4 St. S. 395.

Um das Erfrieren der Glieder auf der Jagd abzuwenden, beschmieren sich die Jakuten des Winters öfters mit einer Salbe von Thon und frischen Kuhmist; und dieses haben ihnen auch die Russen um Jakuzk, da der Nutzen davon so sichtbar ist, abgelernt.

Gmelin Reise durch Siberien, 2 B. S. 453. fgg.

Wer die Glieder schon ehedem erfroren hat, empfindet darin zur Herbstzeit, wenn der erste Frost eintritt, ein beschwerliches Jucken, wobey die Glieder schwellen, roth und blau werden, ja so gar aufbrechen, wenn man nicht zuvor kommt. Es ist etwas Besonderes, daß dieses

ses alle Herbste geschieht, wenn auch gleich eine solche Person zu der Zeit nicht aus ihrem Zimmer oder Bette kommt, und sich der äußern Luft im geringsten nicht aussetzt. Man sieht hieraus, daß der menschliche Körper ein lebendiges Wetterglas ist. So bald man das Jucken, die Geschwulst, und die unterlaufenen Flecken an den erfrornen Theilen spüret, muß man sie fleißig mit den obgedachten Oehlen oder spirituösen Sachen reiben, so läuft man keine Gefahr, daß sie aufbrechen werden. Insbesondere verdient hier der Gebrauch des Steinöhls, mit weiß Lilienöhl vermischt, angepriesen zu werden.

Ein vorzüglich wirksames Mittel, ist das Wasser, welches sehr kalt ist, oder gefrieren will. In selbiges taucht man täglich verschiedene mahl, einige Minuten lang, die Hände. Dieses Mittel ist, bey dem Frost in den Händen, nie zu unterlaßen, wenn man Muth genug hat, es auszuhalten, und wenn keine Umstände, wegen welcher es schädlich werden könnte, vorhanden sind. Selbst der große Arzt in der Schweiß, Hr. Tissot, versichert, sich einzig und allein damit geholfen zu haben, als er von Frostbeulen angegriffen ward, weil er sich eine allzuwarme Muffe angeschaffet hatte. Die ersten Augenblicke, da die Hand im Wasser ist, fühlt man einen leichten Schmerz, welcher sich nach und nach vermindert. Bey dem Herausziehen sind die Finger von Kälte erstarrt; sie werden aber bald wieder warm, und nach einer Viertelstunde befindet man sich ganz wohl. Wenn man die Hand aus dem Wasser ziehet, so trocknet man sie ab, und steckt sie in einen ledernen Hand-Schuh. Nach 3 oder 4 solchen Handbädern verliert sich die Geschwulst, und die Haut wird runzelig; bey fernerer Fortsetzung der Bäder aber zieht sie sich wieder zusammen. Nach 3 oder 4 Tagen ist man geheilt, und das Uebel kommt selten in demselben Winter wieder. Das empfindlichste Jucken der Hände, wird durch das

Eintauchen derselben in kaltes Wasser gewiß gestillet. Hieher gehören auch die Schnee- und Eisbäder, deren Wirkung gemeiniglich noch schneller ist. Man reibe sich nähmlich die Hände oft und lange mit Schnee oder geschabtem Eise, oder hält sie eine Zeitlang darin. Sie werden einige Augenblicke hierdurch sehr heiß und roth, man befindet sich aber bald darauf wohl. Einige wenige Personen, die eine überaus zarte und empfindliche Haut haben, können dieses Mittel nicht leiden.

Wahrnehmung von einem durch die Kälte beynahe verursachten, durch Schnee- und Eisbäder aber abgewendeten kalten Brand, durch Hrn. le Nicolais du Saulsay, ist in der aus dem Franz. übers. Sammlung auserles. Wahrnehm. aus der Arzneywiss. 2c. 8 B. 6 St. Straßb. 1764. 8. S. 377 — 387.

Wenn diese letztere Ursache, oder ein anderer Umstand, z. E. die Verzagtheit und das beständige Wehklagen eines Kindes, die Zeit der monathlichen Reinigung bey einer Frauensperson, zur Gewohnheit gewordene Koliken, oder andere Krankheiten, welche, wie man bemerkt hat, nach Erkältung der äußern Gliedmaßen von neuem anfallen, den Gebrauch dieses Mittels nicht verstatten, so muß man andere an dessen Stelle setzen. Eins von den besten ist, Tag und Nacht Handschuhe von zartem Leder, z. E. von Hundeleder, zu tragen. Sind die Füße angegriffen, so muß man Socken von eben solchem Leder anziehen, und einige Tage zu Bette liegen.

Wenn das Uebel zu dringend ist, wenn man kein kaltes Wasser gebrauchen kann, und die Hülfe der Hand-Schuhe zu langsam scheint, so muß man täglich zu verschiedenen mahlen die leidenden Theile in ein Decoct eintauchen, welches mehr als laulich ist, und zu gleicher Zeit eine zertheilende und erweichende Kraft besitzt.

Von dieser Art ist das Decoct von Rübenschalen, oder von gewelkten Rüben, dessen Kraft man vermehret, wenn man ein Sechzehntheil Essig hinzu füget.

Ein anderes sehr bewährt befundenes Decoct, wovon die Hände aber auf einige Tage gelb werden, ist folgendes: Sau-

Brod,

Brod, Kamillenblüthen, von jedem 1 Handvoll; gemeine Seife, Salmiak, von jedem 1 Quent. Alles dieses thut man in einen irdenen Topf, gießt 1 Quart kochendes Wasser darauf, und läßt es eine Weile an einem warmen Orte ziehen.

Man kann verschiedene dergleichen Decocte aus allen Arten von Wundkräutern machen, welche beynahe einerley Kräfte haben.

Der Urin, welchen Einige rühmen, und die Vermischung von Urin und Kalkwasser, sind von gleicher Wirkung, wie diese Decocte. Wenn man die Hände aus diesen Decocten heraus zieht, muß man sie nothwendig durch Handschuhe gegen die äußere Luft verwahren.

Oefters ist der Dampf noch wirksamer, als die Decocte selbst. Man kann daher zuweilen mit gutem Erfolge, an statt die Hände in das Decoct einzutauchen, solche über den Dampf halten. Der Dampf von warmen Essig ist eins der kräftigsten Mittel, und der Dampf von Judenharz oder Terpenthin thut ebenfalls gute Wirkung. Auch nach dem Dampfe muß man die Hände vor der äußern Luft verwahren. Wenn das Uebel durch den Gebrauch der Decocte oder des Dampfes vertrieben ist, muß man die Hände oder Füße alle Tage mit ein wenig Campherspiritus, der mit einer gleichen Quantität Wasser vermengt ist, waschen, wodurch die Haut wieder gestärkt wird.

Zum Ausziehen des Frostes, wird von Andern empfohlen, das erfrorne Glied eine Stunde lang in warm gemachte Salzlake von Rindfleisch zu halten, und dieses zum öftern zu wiederhohlen. Dieses Mittel heilt, wenn auch schon der Schade aufgebrochen ist.

Nach No. 49 der Gazette salut. v. J. 1771; der Gaz litter. de Berl v. J. 1772, S. 40, und dem 4 St. des 4 B. der Berl. Samml. hat man die Benzoetinctur, wider die noch nicht aufgebrochenen Frost-Beulen, durch vielfältige Erfahrungen bewährt gefunden, wenn man davon 3 oder 4 Tropfen auf die be-

schädigte Stelle gießt, und sie daselbst einreibet. Nach sieben- bis achttägiger Wiederhohlung dieses Mittels verschwinden die Beulen.

Nach des Ritter Linné Vorschrift, soll man die erfrornen Theile zum öftern mit Salzgeist benetzen.

Journ. oecon. Janv. 1758, S. 28, und Juill. 1767, S. 325.
Nouvelliste oecon. & litter. To. XXIX, p. l. m. de Avr. M. & Juin 1759, S. 176.
No. 42 der Gaz. salut. v. J. 1761; und No. 10 derf. v. J. 1768.
Samml. auserles. Wahrnehm. ꝛc. 7 B. 2 St. Straßb. 1763, 8. S. 167.
14 St. der Hamb. gemeinnütz. Nachr. ꝛc. v. J. 1768, S. 64.

Um den Frost auszuziehen, leget man auch faule Aepfel auf; oder Sauerteig; oder Wein- oder Bierhefen; oder die abgezogene Haut von einem geräucherten Häring oder Bückling; oder bloßen Thran, oder auch von Thran gemachte Wagenschmier; oder das kleine Hauslaub (Sedum vermiculare minus) gestoßen; frische Rüben mit Ey oder etwas Myrrhen gequetscht, und mit ungesalzener Butter vermischt; oder eine Salbe von gelbem Wachse, weiß Lilienöhl, und Gänse- oder Hundefett. Man kann auch aus 4 Loth Bockstalg, 2 Loth gelbem Wachse, ½ Loth gelben Harze, 1 Loth Terpenthin und ½ Loth Baumöhl, eine Salbe bey gelindem Feuer zusammenschmelzen, sie warm auf leinene Tücher gießen, und sogleich auf die erfrornen Theile legen.

8 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755, Col. 127, f.

Oder, eine Salbe aus Terpenthin, Honig, Eydotter und Althäensalbe, zu gleichen Theilen unter einander gemischt, welche man nicht allein am warmen Ofen auf den leidenden Theil reiben, sondern auch, auf Leinwand gestrichen, auf den beschädigten Theil legen kann.

Nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anz. v. 13 Dec. 1769, Col. 87.

Oder, man nimmt verfaulte oder sonst verdorbene, verwelkte und löcherige Steckrüben, und läßt sie in frischem Urin so lange kochen, bis die Masse sich in einen

Brey

Brey verwandelt hat. Hernach thut man 2 Eydotter, und ½ Loth Balf. sulphuris terebinthin. hinzu, rührt alles wohl unter einander, damit eine Salbe daraus werde, welche man warm auf die leidende Stelle leget, bis der Frost und die Geschwulst ausgezogen ist.

No. 38 der *Gaz. salut.* v. J. 1773.
Berl. Samml. 4 B. S. 395. f. und 6 B. S. 378.

Folgende so genannte Eissalbe kann man nicht anders, als im Winter, wenn es schon ziemlich friert, machen; sie läßt sich aber, ohne zu verderben, von einem Winter zum andern aufheben. Man nimmt guten Speck, bratet denselben, sondert hernach die Grieben davon ab, und setzt ihn wieder an das Feuer, damit das Fett so lange, als nöthig ist, warm erhalten werde. Alsdenn nimmt man ein dickes Stück Eis, macht in die Mitte desselben, mit einem Messer, eine kleine Vertiefung, gießt in dieselbe etwas von dem ausgebratenen warmen Fett, rührt es mit einem Messer scharf um, so daß sich theils durch die Wärme des Fettes, theils durch das Schaben des Messers, etwas von dem Eise ablöset, und mit demselben zu einer Salbe vermischet. Hernach gießt man wieder etwas Fett hinzu, und continuirt damit so lange, als man noch warmes Fett, oder so viele Salbe hat, als man nöthig zu haben meinet. Wenn man diese Salbe gebrauchen will, streicht man davon auf ein Stück alte Leinwand, und leget es auf die vom Frost angegriffenen Glieder.

52 St. der Götting. gemeinnütz. Abhandl. v. J. 1772, S. 415. f.

Oder, man nimmt weißes Wachs und recht reines Baum-Oehl, von jedem gleich viel, setzt beydes in einem zinnernen Teller auf Kohlen, läßt es schmelzen, und rührt es wohl durch einander; es muß aber nicht so heiß werden, daß es kreischt. Unterdessen hält man ein Stück ausgehöhltes Eis bereit, und gießt die heiße zerlaßene Salbe mit einem mahl darein. Diese wird zum Gebrauch aufgehoben, und auf Läppchen gestrichen, womit die erfrornen Stellen beleget werden. Es hilft nicht nur, wenn der Schade erst frisch, sondern auch viele Jahre vorher schon

Frost, dessen Wirkungen auf Menschen.

geschehen ist, und sich bey angehendem Winter wieder
der.
Mannigfaltigkeiten, 3 Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 574.
Berl. Samml. 5 B. S. 504; und 7 B. S. 81.
Kayserl. Königliche Realzeitung der Wissensch. ꝛc. Wien,
1774, 8. S. 734, f.
No. 19 der Gazette Solut. v. J. 1774.

Ein sehr bewährt befundenes Mittel ist ferner der so genannte märkische Balsam, dessen Composition folgende ist. Man nimmt Silberglätte und armenischen Bolus, von jedem 3 Loth; calcinirten ungarischen Vitriol, 1 Loth, oder, in dessen Ermangelung, bis zur Röthe calcinirten Eisenvitriol, oder auch wohl Vitriol-Miner; alt Baumöhl, $\frac{1}{2}$ Quart. Die ersten 2 Stücke werden klein gestoßen, in starke Leinwand gebunden, in einem glasurten oder andern steinernen Topf in das Oehl gehängt, und ein Deckel darauf geklebt, worauf man die ganze Masse bey sehr langsamen Feuer um den dritten Theil einsieden läßt, und sie alsdenn in einem Zukerglase verwahret. Sie erhält sich viele Jahre, und wird je älter je besser. Man muß sich hierbey vorsehen, daß die Leinwand den Topf weder an der Seite, noch auf dem Boden, berühre, weil sie sonst anbrennt.

Was den Gebrauch und die Wirkung dieses Balsams betrifft, so nimmt man, wenn man verhüten will, daß die Hände auf einige Tage nicht roth werden, nur das Obere des Balsams, streicht die Hände ziemlich stark damit an, und zieht einen Handschuh von inwendig geglättetem Leder darüber. Bey dem Frost in den Füßen, bestreicht man dieselben ebenfalls damit, und verbindet sie mit Leinwand, damit keine Luft daran komme, und der Balsam sich nicht so leicht abwischen möge. Noch wirksamer aber ist der Balsam, wenn der Bodensatz vorher mit einem hölzernen Spatel wohl umgerührt worden ist.

Einige Tage hindurch muß man den Balsam, ohne den Verband zu öffnen, liegen laßen, und, wenn auch die schadhafte Stelle wirklich aufbricht, nichts anders dabey gebrauchen, fahren.

Eben dieses Mittel rühmt man auch in Brandschäden, dern mit diesem Balsam, welcher zugleich heilet, beständig schwulsten, und so gar bey der Bräune, wenn man

letztern Falle, eine Leinwand damit bestreicht, und sie so warm, als es zu leiden ist, umbindet, auch öfters warme Tücher umschlägt.

27 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, Col. 425, fgg.
Berl. Samml. 4 B. S. 393. fgg.

Außer den sogleich nach bemerktem Uebel gebrauchten kalten Fußbädern, wird auch in den churbayerischen Intelligenzblättern ein von einem erfahrnen Bauer versuchtes und bewährt gefundenes Hausmittel angerathen, welches darin besteht, daß man aus einem Eizapfen, welchen man in Rockenmehl abreibet, einen Teig machet, ihn auf Leinwand streichet, und hernach über den schadhaften Theil leget.

Giess. wöchentl. Anz. v. J. 1769, S. 147.
Berl. Samml. 4 B. S. 393.

In No. 55 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 498, wird folgendes Mittel bekannt gemacht. Man nimmt ein Stück Seife, zerschneidet es in kleine Stückchen, thut frische ungesalzene Butter, in Größe eines Hühnereyes, dazu, und so viel Salz, als man zwischen 5 Fingern halten kann, gießt alsdenn frische Milch hinzu, und läßt diese Mischung auf gelinden Kohlen zu einer Salbe kochen. Von derselben leget man bestrichne und eingetauchte Umschläge, so warm als man es leiden kann, auf die erfrornen Glieder, wiederhohlt die Umschlagung, so bald solche nur einiger maßen kühl zu werden anfängt, und fährt ununterbrochen einen ganzen Tag damit fort. Wenn alsdenn nur bey dem Abnehmen der Umschläge, oder bald nach demselben, eine neue Erkältung verhütet wird: so kann man darauf rechnen, daß das Uebel gründlich gehoben ist.

Es ist dieses Mittel von glaubwürdigen Personen in sehr vielen Fällen stets bewährt befunden worden; und noch neulich hat man es mit dem besten Erfolge bey einem jungen Herrn angewendet, der von Kindheit an so schmerzhaft an diesem Uebel gelitten, daß bey Eintritt der Kälte jedesmahl die Füße aufbrachen, und weder die Auflegung von Eis und Schnee, noch eine Menge anderer angerathener Mittel etwas geholfen hatte. Obgedachte Salbe

Salbe ist ihm nur ein einziges mahl von früh 8 Uhr, bis Abends 8 Uhr, aufgelegt worden.

Die Jäger haben unter andern eigenen Mitteln auch dieses, daß sie das Krähen- und Rabenfett wider den Frost in den Gliedern gebrauchen. Oder, sie legen das warme Gehirn dieser frisch geschossenen Thiere auf die Ferse, worin der Frost befindlich ist, da es denn anfänglich sehr kälten, den andern Tag aber die Wärme sich wieder einfinden, und der Frost nicht mehr zu fühlen seyn soll.

Man will auch erfahren haben, daß die Elektricität die Frostbeulen zertreibe.

Experiences sur l'electricité, par Mr. JALLABERT, à Paris 1749. s. Hamb. Magaz. 6 Band, S. 89.

GE. CHRIST. FUCHSELII obs. de vi fulminis electrici in membra frigore vsta & alio modo adfecta, st. im 2 Th. der *Act. Acad. Elect. Mogunt.* Erf. 1761, 8. S. 465—476.

Ein Fußbad von abgekochten Odermennig, Isopp und Majoran, wie auch von Epheu, oder Bähungen von warmer Asche, haben zuweilen gute Dienste gethan.

Oder, man nimmt Pferdeäpfel, so frisch als sie zu haben sind, kochet oder weichet solche in warmen Wasser ein, gießt alsdenn die ganze Masse in ein Gefäß, und setzt sich zwo Stunden mit den Füßen hinein. Dieses zieht den Frost aus, und heilt den Schaden gründlich.

Berl. Samml. 9 Band, S. 146.

Wenn eine Frostbeule die Nase angreift, sind der Dampf von Weinessig, und ein Ueberzug über dieselbe von Hundsleder, den man einige Tage überzieht, die besten Mittel. Eben diese Behandlung ist für die Ohren und das Kinn dienlich. Das Waschen mit kaltem Wasser verwahrt diese Theile vor diesem Zufall.

Unter den bisher angeführten Mitteln, welche den Frost ausziehen, und sowohl gleich nach Erfrierung der Glieder, als auch jährlich bey neuem Eintritte des Frostes, gebraucht werden können, sind viele, die man mit eben dem Nutzen auch bey verbrannten Gliedern gebrauchen kann; s. Th. VI, S. 361, sag. Dieses erinnert mich an eine Beobachtung des Hrn. Ellis, welche

che in der Arzeneykunst nützlich werden, und zur Erfindung neuer Mittel, so wohl wider den Frost, als Brand, Anlaß geben kann. Er hat nähmlich bemerkt, daß eine recht große Kälte in unserm Körper eben die Wirkungen hervorbringe, als eine sehr große Hitze, und daß eben dieselben Mittel ein erfrornes Glied heilen, welche es heilen würden, wenn es verbrannt worden wäre. Er fand dieses, als er einstens in Hudsonsbay überwinterte, wo es sich mit dem Froste schöne Versuche anstellen läßt.

S. der göttingischen Sammlung neuer Reisen 1 Th. S. 182.

So bald man ein Glied erfroren hat, ist es nöthig, gewisse Vorsicht zu gebrauchen, ehe man noch zu einem der oben erwähnten Mittel schreitet. Vornehmlich muß man sich hüten, daß man nicht sogleich wieder in die Wärme gehe. Eben so, wie man ein verbranntes Glied nahe an das Feuer halten muß, um den Brand heraus zu ziehen (s. Th. VI, S. 362): so muß man ein erfrornes Glied, gedachter maßen, mit Schnee, Eis, oder kaltem Wasser, reiben, bis es warm wird, und erst hernach spirituose Sachen zur Hand nehmen. Ohne diese Vorsichtigkeit würden die Reisenden in sehr kalten Ländern Gefahr laufen, Ohren und Nase zu verlieren. Wenn die Glieder sich auf diese Weise von ihrer Erstarrung und Fühllosigkeit wieder erhohlt haben, kann man sie mit Bürsten oder rauhen Tüchern reiben, und hernach die obigen Mittel gebrauchen.

Ist es endlich schon so weit gekommen, daß die Frostbeulen aufbrechen, so muß man sie, wie andere Geschwüre, wieder zuheilen laßen. Hierzu dienen Salben, aus kleingestoßenen gefrornen Rüben mit Schmelzbutter oder Oehl über dem Feuer zusammen geschmolzen. Zur Reinigung der Geschwüre ist ungemein dienlich, sie mit dem überbliebenen Wasser vom vitriolisirten Weinstein fleißig zu waschen, oder aus Birkenholzasche und Wasser, ohne Feuer, eine zubereitete Lauge mit Mehl in einen Teig zu bringen, denselben viele Tage überzuschlagen, und die Geschwüre, wenn sie genug gereinigt sind, mit einem Breyumschlage von gekäueten Erbsen zu heilen. Oder, es wird eine Sal-

be von Eydotter, peruvianischen Balsam, und Pomade, gemacht, und mit Charpie in die Wunde gelegt, welche hernach mit einem Pflaster (z. E. dem Diapalmenpflaster, oder dem Empl. de lapide calaminari) bedeckt wird. Scheffer erzählt in seinem Berichte von Lappland, daß die Lappländer ein glühendes Eisen in einen Käse stecken, es heraus ziehen, und das alsdenn herausträpfelnde öhlichte Wesen auf die Glieder schmieren, wovon sie unglaublich geschwinde heilen sollen. Eben dieses sollen auch die heißgemachten und aufgelegten Scheiben von Käse verrichten.

Wenn die Hände von der Kälte aufspringen, so ist ein sehr schönes Mittel, ungefähr einen Kaffeelöffel voll von dem wässerigen Myrrhenextracte in einer Kaffetasse voll heißen Wasser durch beständiges Umrühren aufzulösen, und die Hände fleißig mit diesem Wasser zu waschen. Die zugeheilten Wunden von Frostbeulen werden vor den neuen Aufbruch mit eben den spirituösen Sachen, welche oben angeführt sind, nähmlich durch fleißiges Waschen mit Weingeist, Campherspiritus mit oder ohne Saffran, Branntwein, Bernstein- oder Myrrhenessenz ꝛc. vertheidigt.

In sehr kalten Ländern verwandelt sich die von dem Frost herrührende Entzündung in den Brand. In unsern gemäßigten Gegenden geschieht dieses seltener. In solchem Falle muß man sich nothwendig der Hülfe eines Wundarztes bedienen.

Kurze und gründliche Beschreibung der Frostbeulen und erfrornen Glieder des menschlichen Leibes. Leipz. 1740.
Gesellschaftl. Erzählungen, 1 Th. S. 395, f.
Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1755, Col. 127, f.
Leipziger Sammlungen, 11 Band, 1755, 8. S. 597, f.
47 St. der Stutg. phys. ökon. Realzeit. v. J. 1756.
Journ. oeconom. Avr. 1764, S. 190—192.
No. 30 der *Gazette salut.* v. J. 1764.
Hamb. Journal, 9 Mon. Nov. 1764, S. 945—950.
Observatio de testiculo a gelu brumali feliciter extirpato, ſt. in *Obſſ. clinicar. ad ductum medicationum in nosocomio generali Varſaviensi*, Fasc. I. Varſav. & Dresd. 1767, 8. S. 54.

Coburg.

Coburg. Magaz. v. J. 1771, S. 46—55.
Berlin. Samml. 3 B. 4 St. S. 393, f. und 7 B. 3 St. S. 494-497.
Preuß. Sammler, 1 B. S. 33.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. v. J. 1773, S. 344.
Lettre de Mr. ALSIUS, contenant des préſervatifs contre les effets du froid, ſt. in der *Gaz. litter. de Berl.* v. 5 Nov. 1764, S. 250, f.
Reflexions ſur la lettre précedente, ſt. eb. daſ. v. 19 Nov. S. 267, f.
Anmerkungen über den Brief des Hrn. Alſius, worin Mittel wider die Wirkungen der Kälte enthalten ſind, ſt. im 50 St. der wöchentl. gel. Nachr. z. Hamb. unp. Correſp. v. J. 1764.
GREG. THEOD. BARTHOLDI Obſ. de gangrena & ſphacelo ex frigore, ſt. in Deſſen *Opp. med. tripart.* Frf. M. 1717, 4. P. 3. S. 113—115.
A. H. CUMMII Obſ. de paralyſi pedum ex longiore in frigido mora, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* A. 1670. Obſ. 84.
GUIL. FABRICII *Hildani* Obſ. de gangrena ex frigore & congelatione, ſt. in Deſſen *Obſſ. & curat. chirurg.* Cent. II. Obſ. 87, und in Deſſen *Opp. omn.* Frf. M. 1646, f. S. 1655. wie auch in *Mangeti Bibl. med. pract.* To. II, S. 592, und *Bibl. chirurg.* To. II, S. 270.
Eb. Deſſ. Obſ. de abſceſſu ingenti in tibia ex frigore, ſt. in Deſſen *Obſſ.* Cent. IV, Obſ. 24, und *Opp. omn.* S. 360.
PETR. FORESTI Obſ. de pernionibus, ſt. in Deſſen *Obſſ. & curat. medic. ac chirurg. Opp. omn.* To. IV, Rothom. 1653, f. Lib. V. Obſ. 15, S. 142.
Jo. Ad. Göritz Obſſ. vom Schaden und Krankſeyn von der Kälte, ſt. im 35 Verſ. der Bresl. Samml. Mart. 1726, Cl. 4, Art. 12, S. 353, f.
JO. LUD. HANNEMANNI Obſ. de pernionibus, ſt. in *Tho. Bartholini Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol. III. A. 1674 & 1675 S. 173 und in *Mangeti Bibl. med. pract.* To. IV, S. 13.
Wie erfrornen Gliedern zu helfen ſey, ſ. M. C. Hanows Sammlung. der Nat. und Oek. 1 B. Leipz. 1753, 8. S. 117—120.
Andr. Hüttners Obſ. von einer Erfrierung der Finger und Zehen an Händen und Füßen, nebſt derſelben Abnehmung und Cur, ſt. in Deſſen 50 chirurg. *Obſervationibus*, Roſtock 1718, 8. Obſ. 45, S. 272—276.
JO. JUNCKER diſſ. de pernionibus. Hal. 1745, 4. 3 B.
C. MAIER diſſ. de pernionibus. Altd. 1680.
Ge. Matthiä Abhandlung über den Froſt in Händen und Füßen, ſt. im 3 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755.
De pernione, ſ. HIER. MERCURIALIS *de morb. pueror.* L. I, c. 13, in Deſſen *Opusc. aureis & ſelectior.* Venet. 1644, f. S. 300, f.
JO. MUYS Obſ. de nato ægro ob frigus hibernum, ſt. in Deſſen *praxi chirurg. ration.* und in *Mangeti Bibl. chirurg.* To. III. Genev. 1721, f. S. 200.
De pernionibus, ſ. FRANC. PECCETTII *Opp. chirurg.* To. I. Frf. 1619, 8. Lib. I, Cap. 5. S. 159—163.
AD. FR. PEZOLD Obſ. de cura pernionum exulceratorum facili ac certa, ſt. in den *Eph. Nat. Cur.* Cent. VII, Obſ. 80.

AUG. QUIR. RIVINI diſſ. de frigoris damno, ſt. in Deſſen Diſſert. med. Lpſ. 1710. 4. No. 4, S. 905—930.

LAUR. ROBERG diſſ. de pernionibus. Vpſ. 1722

Gottw. Schuſters mediciniſches Bedenken und Gutachten über einen Schäferknecht, welcher im Gefängniß die Füße erfroren und geſtorben, worüber der Herr eines H. medicin culpa ſi aegre, klagt worden, ſt. in Deſſen medicin. Journal, 4 Th. Chemn. 1768, 8. S. 130—139.

M. AURELII SEVERINI de pernionibus tractatulus, ſt. in Deſſen libro de recond. abſceſſ. natura.

De carbunculo & pernionibus, ſ. PAUL. de SORBAIT univ. Med. Norib 1672, ſ. S. 604—606.

Hrn Prof. Sprengers Landwirthſchaftskalender, a. d. J. 1777, S. 6.

Von erfrornen Gliedern, und Froſtbeulen, ſ. Hrn. Tiſſot Anleit. für den gem. Mann in Abſicht auf ſeine Geſundheit. Mannh. 1775, 8. S. 468—484.

Hrn. D. Unzers Gedanken von den erfrornen Gliedern, ſt. im 1 Th. des phyſikal. und oekon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 375—360; und im 2 Th. des Arzters, S 240, fgg.

JO. JAC. WALDSCHMIDT diſſ. de pernionibus, ſt. in Deſſen Opp. med. pract. Frf. M. 1695, 4. S. 65—72.

Von den Froſtbeulen, und wie denſelben abzuhelfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1 St. v. J. 1771.

De pernionibus, ſ. THEOD. ZWINGERI theatr. praxeos med. Baſil. 1710, 4. P. 2, S. 372.

Wenn der ganze Körper dem Froſte zu ſehr ausgeſetzt iſt, ſo erfolgt der Tod. Es iſt indeſſen einem erfrornen oder von Froſt erſtarrten Menſchen öfters noch eben ſo gut, wie einem erfrornen Gliede, zu helfen. Es wäre nur zu wünſchen, daß man mit erfrornen Perſonen öftere Verſuche anſtellen möchte, als bisher geſchehen iſt, um ſie in das Leben wieder zurück zu rufen. Da man Leute, welche einige Tage unter dem Waſſer gelegen haben, wieder zu ſich ſelbſt gebracht hat, obgleich das Ertrinken eine Art der Erſtickung, und mithin eine viel gewaltſamere Todesart iſt, als das Erfrieren: ſo werden die Geſchichte von erfrornen Perſonen, welche nach einigen Tagen wieder auferweckt ſeyn ſollen, dadurch ſehr wahrſcheinlich. Krüger erzählt eine ſolche Geſchicht von einem erfrornen Kinde, welches erſt am vierten T ge geſunden, und durch Bähungen wieder zurecht bracht worden iſt. Wenn dieſes möglich iſt, ſo ka man behaupten, daß die meiſten erfrornen Perſon we

welche nach wenigen Stunden wieder gefunden werden, wieder hergestellet werden würden, wenn man sie mit seiner Hülfe nicht so zeitig verließe, und sie dem Todtengräber überantwortete. Die Versuche mit Erfrornen sind leicht anzustellen; und sie sind allezeit eben so zweydeutige Todte, als die Ertrunkenen oder Erstickten.

Ich habe oben gezeigt, daß wenn man sich lange in großer Kälte aufgehalten hat, und merket, daß die Gliedmaßen betäubt, starr und ohne Empfindung sind, man noch dadurch den übeln Wirkungen des Frostes vorbeugen könne, wenn man sie nicht zu schnell aufthauen läßt, sondern, daß man die Glieder zuerst mit Schnee reiben, und sich eine Zeitlang in einem ungeheitzten oder wenigstens ganz temperirten Zimmer aufhalten, und den Leib durch Reiben und Bewegung allmählich erwärmen müsse, ehe man sich in ein warmes Zimmer begibt. Eben diese Vorsicht ist auch bey der Behandlung erfrorner Menschen zu beobachten. Wollte man einen Erfrornen sogleich in warme Zimmer tragen, so würde die fliehende Seele nie wieder in das Leben zurückgerufen werden. Wenn man es aber mit ihnen so anfängt, wie es die Wilden in Canada machen, wenn einer von ihnen auf der Jagd erfriert: so kann man sie im rechten Ernste wieder auferwecken. Man begräbt nähmlich den Erfrornen in den Schnee, worin man ihn die Nacht über liegen läßt, und eine Hütte über ihn bauet, um ihn vor den Anfällen der Kälte zu bewahren. Am folgenden Morgen steht er auf, und ist im Stande, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Das Erste also, was man mit dem leblosen Körper vorzunehmen hat, ist, daß man ihn in eine kalte Stube, in die Scheune oder an einen andern kalten Ort bringe, ihm ein Lager von Schnee, ein Par Hand hoch, mache, den entkleideten Körper darauf lege, ihn wieder eben so hoch mit Schnee bedecke, und diesen ein wenig fest andrucke, bis sich Beweglichkeit der Glieder und Wärme

wieder einfinden. Man kann den Körper auch mit Schnee reiben, welches aber nicht so gleichförmig allenthalben geschehen kann, als die Bedeckung mit Schnee, die selbst, wie es sich versteht, auch über Kopf und Hals gehen muß, wenn man nicht etwa diese lieber mit Schnee reiben will. Bloß die Oeffnung des Mundes und die Nasenlöcher bleiben frey. Ist kein Schnee zur Hand, so stelle man den erfrornen Körper, bis an den Hals, in ein hinlänglich tiefes Faß, und bedecke das Haupt mit nassen, aus kaltem Wasser gezogenen Tüchern, oder setze ihn, wenn er etwa im Froste eine verbogene Gestalt angenommen hätte, in das Gefäß hinein, und schütte alsdenn in das Gefäß so viel kaltes Wasser, mit vielen Stücken Eis vermischt, daß es ihm bis an den Mund gehe. Man muß aber alsdenn wohl auf ihn Acht geben, damit, so bald die Glieder zu einiger Biegsamkeit gelangen, wenn die Kräfte dabey den Körper aufgerichtet zu erhalten, noch zu schwach wären, das Gefäß verändert, oder doch eine gefährliche Lage des Körpers im Wasser von den gegenwärtigen Personen verhindert werde. Dieses wird verursachen, daß sein ganzer Leib nicht anders, als ein gefrorner Apfel, den man in kaltes Wasser wirft, mit einer Eisrinde überzogen wird, und daß er denjenigen Grad der Wärme wieder erhält, der die geronnenen Säfte wieder allmählich auflöset, ohne die Gefäße, worin sie enthalten sind, zu zersprengen. Man muß das Bedecken mit Schnee, wenn etwa derselbe schmilzt, oder das Wasser von seiner Kälte verliert, fortsetzen, und immer wieder erneuern, bis sich in der wiederkehrenden Wärme Zeichen des Lebens äußern. Würde ein erfrorner Mensch an einem abgelegenen Orte angetroffen, wo man keine Anstalt machen könnte, ihn auf eine sichere Weise bald in ein Haus zu bringen: so wäre am rathsamsten, ihm da, wo man ihn gefunden, die erste Hülfe durch Bedecken mit Schnee, oder durch kaltes Baden in Eiswasser, so gut es thunlich, zu leisten, und

wenn

wenn ein Beystand mehrerer Personen vonnöthen ist, solche baldmöglichst herbey zu rufen, hernach, so bald sich wieder ein Leben in seinem Körper äußert, ihm in dem nächsten Hause bessere Bequemlichkeit zu verschaffen, wo er denn bis zur völligen Erhohlung, vermittelst trockner warmer Bedeckungen, und anderer Mittel, welche sogleich anzeigen werde, sich aufhalten müßte.

Die Kraft des Schnees, erfrorne Menschen wieder zur Empfindung und zum Leben zu bringen, beweiset nachstehende wahrhafte Begebenheit, welche von Braunschweig aus berichtet, und in dem harten Winter 1755 durch die außerordentliche Kälte an einem Orte des Harzgebirges veranlaßt worden ist. Einen gewissen Herrn nöthigten seine Angelegenheiten, eine kleine Reise zu thun, die er in Begleitung eines Lackeyen und eines Kutschers vornehmen mußte. Diese Reise, so klein sie war, konnte bey der grimmigen Kälte nicht anders, als höchst beschwerlich seyn. Der Lackey, welcher Anfangs hinten auf dem Wagen stand, setzte sich nieder, gerieth in einen Schlaf, und fiel, da ihm bey solchem Zustande die Kälte desto heftiger zugesetzt hatte, herunter, ohne daß er davon erwachte. Eine Weile darnach wurde der Herr, nebst dem Kutscher, gewahr, daß der Bediente fehlte. Er stieg, indem ihm nichts Gutes ahndete, sogleich aus dem Wagen, ihn zu suchen; und er ging nicht weit zurück, so fand er seinen Lackey, welcher, als ein vollkommen todter Mensch, mitten in dem Wege lag. Bey diesem Anblicke rief er erstlich einen Kutscher herbey. Sie fingen ihn zu rütteln und zu schütteln an, aber es war kein Zeichen des Lebens vorhanden. Man hätte ihn gern zu erwärmen gesucht, allein, es fand sich in der Nähe weder Stadt noch Dorf. Nach langem Ueberlegen faßte endlich der Herr, weil er keine Lust hatte, einen todten Menschen mit sich zu führen, die Entschließung, denselben, mit Hülfe des Kutschers, in den Schnee zu verscharren, bis man zurück käme, da man ihn mitnehmen und begraben laßen wollte. Es mangelte hier nicht an Schnee, welcher diesen Winter insonderheit sehr hoch gefallen war; und man brachte von demselben, über den todten Körper, ein wenig abwärts von dem Wege, einen ziemlich großen Haufen zusammen, worauf man weiter reisete. Bey der Rückreise, als den dritten Tag darnach, ließ der Herr an diesem Orte, in vorgedachter Absicht, wirklich stille halten; allein, der Schneehaufen hatte ein Loch, und der todte Körper war nicht mehr darunter. Man bildete

sich ein, daß, wofern ihn nicht etwa die Wölfe daselbst ausgespürt und heraus gehohlt hätten, er vielleicht von Menschen welche aus Neubegierde etwa zu dem Haufen gekommen wären gefunden und weggeschafft seyn könnte. Doch, wie sehr erstaunten nicht der Herr und der Kutscher, als sie in dem Dorfe anlangten, und daselbst den Lackeyen gesund und frisch wieder antrafen, welcher sodenn erzählte, wie er unter dem Schnee Haufen erstlich, als von einem Schlafe erwacht sey, hierauf sich, obgleich noch etwas erfroren, heraus gearbeitet, und darauf den Weg nach dem Dorfe gefunden habe.

Einen gleichen Erfolg kann man davon erwarten wenn man die Erfrornen in Mist vergräbt, wovon sie nach und nach warm werden, und aufthauen.

Man findet im ersten Theile der Schriften der Akademie der Naturforscher, eine von Valentini umständlich beschriebene Wundergeschichte von einer erfrornen, mit Füßen getretenen von den Kindern hin und her gestoßenen, und endlich in Mist verscharrten und mit vielem Stroh bedeckten Katze, welche wenige Tage nachher wieder aufgelebet war, und mit einer Art von Tollheit umher rannte, grimmig aussah, vor den Menschen floh und sich mit keinen Schmeicheleyen anlocken laßen wollte.

Dieses langsame Aufthauen ist zur Wiederherstellung erfrorner Menschen so nothwendig, daß man sie wirklich ohne Errettung tödten würde, wenn man sie plötzlich in die Wärme brächte. So starb der Marquis von Briquemau, dessen Munnicks gedenkt, welcher weil man ihn zu der Zeit, da er gar sehr erfroren war zu schnell an ein großes Feuer legte, seinen Geist aufgeben mußte. Eben so sterben auch die im Winter unter dem Eise schlafenden Schwalben, und die gefrornen Fische, wenn man sie vor der Zeit, ehe die allmählich Frühlingswärme dieselben wieder aufthauet, aus ihrer Schlafsucht am Feuer erwecket.

Da die allmähliche Erwärmung des Körpers die Hauptsache ist, worauf es bey der Wiederherstellung erfrorner Personen ankommt: so lehret uns die gesunde Vernunft selbst, wie wir dieses Kunststück zu Ende bringen müssen. Wenn, nach dem eine gute Zeitlang fortgesetzet

gesetzten Reiben mit Schnee, oder Waschen mit kaltem Wasser. Wärme zu verspüren ist, wird der Kranke mit etwas gewärmten Tüchern abgetrocknet, und in ein leicht gewärmtes Bett, aber noch nicht sogleich in ein gewärmtes Zimmer gebracht. Alsdenn muß man diejenigen Mittel anwenden, deren man sich bey Ertrunkenen bedienet, um sie wieder in das Leben zurück zu rufen. In dieser Absicht wäre es gut, dem Erfrornen mit einem Blasebalge Luft in die Lunge zu blasen; nicht aber, wie dort der Prophet, den Mund auf des Erfrornen Mund zu legen, weil weder die warme, noch die durch das Verweilen in der Lunge des Lebendigen ihrer Elasticität beraubte Luft, dem Candidaten der Auferweckung dienlich ist. Hierbey muß der Körper viel gerüttelt, und stetig kalt gerieben werden. Man könnte ihn, nachdem er im Wasser gelegen, oder mit Schnee, hernach aber eine Zeitlang trocken gerieben worden, zuletzt in kaltem Branntwein baden; und vielleicht wäre es auch nicht undienlich, ihm, statt der gewöhnlichen Klystiere, eines von Branntwein oder Wein beyzubringen. Man reicht ihm auch einen Thee von Hohlunderblumen, oder Melissenkraut, oder Raute und Krausemünze. Gemeiniglich ist es auch nöthig, weil sich ein starkes Fieber einzustellen pflegt, daß ihm eine Ader am Arme geöffnet werde. Findet sich aber, bey wiederkehrendem Leben, noch Sinnlosigkeit, ist das Haupt aufgetrieben, und sind die Folgen eines Schlagflusses zu befürchten: so muß ihm die Drosselader geöffnet werden.

Ist man so glücklich, durch diese und andere Anstalten, die ein vernünftiger Arzt für gut finden möchte, einem Erfrornen die ersten Spuren des Lebens, nähmlich den Pulsschlag und das Athemhohlen, wieder zu erwerben: so kann man ihn hernach durch mancherley Stärkungen wieder zu erquicken, und völlig zu sich selbst zu bringen suchen. Ich würde ihm Scheiben von geröstetem Brod, mit Aquavit angefeuchtet, unter die

Bericht von einem Manne, welcher dem Anſehen nach erfroren war, dem aber wieder zum Leben verholfen ward, von Sam. Naueler, ſt. im 18 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1756, S. 107 — 110.

SAM. THEOD. QUELLMALZ Obſervata in ſectionibus corporum frigoris vi oppreſſorum, ſt. im *Commerc. litter. Nor.* A 1736, hebd. 22, n. 5, S. 173, f.

Frigore oppreſſorum curam, Præſes JO. CASP. SCHEURING, Reſp. *T. C. G. Overkamp*, publico eruditorum examini ſubmittunt. Gryphisw 1760, 4. 2 B.

Gottw. Schuſters mediciniſches Bedenken und Sectionsbericht über einen geſchlagenen, und in Kälte, Froſt und Schnee crepirten Purſchen, ſt. in Deſſen medicin. Journal 3 Th. Chemn. 1768, 8. S. 179 — 182.

Eb. Deſſ. Caſus von einem in der Kälte gebohrnen und erſtarrten Kinde, ſt. in Deſſen 5 Th. 1770, 8. S. 176 — 179.

Hr. D. Unzer, im 1 Th. des phyſ. und oekon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 360 — 362; und im 2 Th. des Arztes, S. 342, fgg.

Wie Erfrornen zu helfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1 St. v. J. 1772, S. 1 — 4.

IV. Wirkungen des Froſtes auf Thiere.

Zur Zeit des Winters gewinnt, wie die ganze Natur, alſo auch beſonders das Thierreich ein ſehr trauriges Anſehen. Zu dieſer Jahrszeit hört man den lieblichen Geſang der Vögel in Gärten und Wäldern nicht mehr. Die vierfüßigen Thiere laßen ſich in den Wüſtenenen nicht mehr ſehen. Die Inſecten laßen den Dunſtkreis ledig ſtehen, und ſelbſt die Fiſche verbergen ſich in den Tiefen der Gewäſſer. So traurig dieſer Anblick für uns iſt, ſo iſt er doch in der That die Wirkung einer höhern Weisheit; und der ſcheinbare Tod, in welchen das ganze Thierreich zur Winterszeit einzugehen ſcheint, zielet auf nichts anders, als auf die Erhaltung ihres Lebens, ab. Die Natur erhält die Geſchlechter der Thiere durch die natürlichen Triebe, welche ſie ihnen zu ihrem Beſten eingepflanzt hat; und dieſe Triebe ſind es, welche die Thiere lehren, ſich vor die Gewalt der Witterungen auf mannigfaltige Weiſe zu beſchützen. Ihre ganze Haushaltung verändert ſich bey dem Eintritt des Winters, ſo wie es die Natur, die Lebensart, und

sich alle Thiere des Erdbodens unter unserm Himmels-Striche befänden, so würden diejenigen, welche nur in den heißesten, oder kältesten Ländern fortdauern könnten, alle nach und nach umkommen; und es würden bloß diejenigen übrig bleiben, welche sich jetzt bey uns aufhalten. Wenn also die Thiere in allen Ländern des Erdbodens, ohne Absicht auf diesen Unterschied ihrer Naturen, durch einander gemischt worden wären, so würden doch in kurzer Zeit unter jedem Himmelsstriche nur diejenigen übrig geblieben seyn, deren Natur ihm gemäß ist, und die sich jetzt wirklich daselbst aufhalten. Eben so lebt jedes Geschlecht der Thiere natürlich nothwendiger Weise nur in solchen Ländern, wo es seine Nahrung und alle Nothdurft seiner Erhaltung findet.

Der Mensch ist, vermöge seiner Natur nicht gezwungen, nur in gemäßigtern Ländern zu leben; er kann vielmehr, als allgemeiner Herr der Erde, in allen Gegenden derselben, der Unfreundlichkeit so mancher Himmelsstriche ungeachtet, leben und sich fortpflanzen. Von den vierfüßigen Thieren läßt sich ein gleiches nicht behaupten. Diese sind auf unserer Erde dergestalt vertheilt, daß einige Arten nur den heißen, andere den gemäßigtern, und wieder andere nur den kältern eigen sind. Man hat auch bisher noch keine Thierart ausfindig gemacht, die unter jedem Himmelsstriche gleich gut fortkommen könnte. Der Löwe, der Elephant, der Tiger, der Leopard und der Panther, werden nur in heißen Ländern gefunden; in gemäßigtern Gegenden werden sie unfähig, sich fortzupflanzen; und in kalten gehen sie zu Grunde. Unsere nützliche Hausthiere, als: das Pferd, der Ochs, das Schaf, können zwar ein wärmeres Klima gewöhnen, in sehr kältern Ländern aber nicht leben. Die vierfüßigen Bewohner Nordens, nähmlich: das Elend, das Rennthier und der Hermelin, haben sich noch niemahls in die südlichen Gegenden gewagt; es ist ihnen auch so sehr unmöglich, die Mittagshitze zu gewöhnen, daß sie schon unter gemäßigten Himmelsstrichen nicht leben können. Dieses läßt sich wenigstens von den Rennthieren behaupten, mit welchen man in Deutschland und Frankreich schon mehrmahls Versuche angestellt hat, sie zu vermehren, die aber jederzeit, an statt sich fortzupflanzen, crepierten.

Jedoch

Jedoch ist das Gesetz, welches die vierfüßigen Thiere in ihre angeborne Gegenden einschränkt, nicht ohne alle Ausnahme. Einige ursprünglich in heißen Ländern wohnende Arten können auch in gemäßigtern fortkommen und sich vermehren, so wie auch einige zu der nördlichen Kälte abgehärtete ebenfalls in weniger kalten Gegenden leben können. Beyspiele von den erstern sind das Kaninchen und das indianische Schwein; von den letztern der Biber und der Luchs.

Der Grad Kälte, welchen die größern Seethiere sowohl, als die kleinern Fische, aussiehen, läßt sich leicht bestimmen. Er muß nähmlich allezeit dem Grade der Kälte des Wassers, worin sie schwimmen, gleich, und also, wenn von Fischen im süßen Wasser die Rede ist, noch immer geringer als die Kälte des Gefrierpuncts seyn, weil jenes sonst nicht mehr flüssig bliebe. Was die Fische im salzigen Wasser betrifft, welches bey weitem nicht so leicht, als das süße gefriert: so können sie einer etwas größern Kälte, die jedoch den Gefrierpunct gar nicht oder nur wenig übersteigt, ausgesetzt seyn. Die Fische also haben, vermöge des Elements, worin sie leben, niemahls diejenige heftige Kälte zu leiden, der eine große Menge anderer Thiere unterworfen ist. Aus eben der Ursache können sie sich der brennenden Hitze der äußern Luft leicht entziehen; diejenigen unter ihnen allein ausgenommen, welche im Wasser von geringer Tiefe leben, und mithin, nach dem Verhältniß der herrschenden Jahrszeit oder des Klima, die Eindrücke der äußern Luft mehr oder weniger fühlen müssen.

Der mittlere Grad der Dauerhaftigkeit der thierischen Naturen war nicht hinreichend, sie vor den höchsten Graden der Kälte und Hitze zu beschützen, welche jährlich in den meisten bewohnten Erdstrichen in großen Unterschieden abwechseln. Es waren also für diese Fälle neue Hülfsmittel nöthig, die Thiere zu erhalten; und wenn wir jetzt bey dem Froste allein stehen bleiben, so wären unter den Thieren unserer Länder nur wenige vermögend gewesen, einen so hohen Grad des Frostes zu überstehen, als sich im Winter bey uns eräugnet, wenn nicht die Natur einige besondere Künste für sie erfunden hätte. Es waren zu ihrer Erhaltung nur einige mögliche Wege vorhanden. Entweder mußten die Körper der Thiere selbst eine so große Verwandlung leiden,

daß

daß sie die höhern Grade der Kälte vertragen konnten; oder sie mußten in ihren Gegenden Aufenthalte finden, die sie dawider schützten; oder sie mußten endlich bey einfallender Kälte in andere wärmere Länder reisen. Die Natur hat sich bey verschiedenen Geschlechtern der Thiere aller dieser Hülfsmittel bedient. Die Körper aller Thiere konnten nicht eine solche Verwandlung leiden, als ihnen nöthig gewesen wäre, dem Winter zu trotzen. Diese mußten entweder in ihrem Lande warme Wohnungen finden, oder in wärmere Länder ziehen. Die schweren Reisen sind auch nicht für alle Thiere; und diesen mußte auf eine von den andern Arten geholfen werden. Solchergestalt erhielt eine jede Gattung von Thieren ihren besondern Schutz gegen den Winter.

Eben diese Bewandtniß hat es mit der Nahrung und Nothdurft der Thiere. Die wenigsten können im Winter ihren Unterhalt so, wie im Sommer, finden. Sollten sie nun nicht umkommen, so mußten sie entweder vermögend gemacht werden, einen viermonathlichen Hunger auszustehen; oder sie mußten die Geschicklichkeit empfangen haben, ihre Nahrung unter dem Schnee und Eise zu finden; oder sie mußten sich endlich auch anderswohin begeben, um sie zu suchen. Auch diese drey Hülfsmittel hat die Natur im Thierreiche so geschickt angebracht, daß dadurch alle Geschlechter dem Mangel entrinnen; obgleich viele kein halbjähriges Fasten vertragen, viele keine Nahrung im Lande finden, und viele keine Reisen in fremde Länder antreten konnten. Alle diese verschiedene Rettungsmittel, welche die Natur den Thieren im Winter ausersehen hat, wollen wir jetzt in der Natur selbst aufsuchen.

Daß sich die Körper der verschiedenen Thiere zur Zeit des Winters dergestalt verwandeln, daß sie die strenge Kälte ausstehen können, solches ist eine gemeine Erfahrung in den nördlichen Ländern, und eines der schönsten Kunststücke der Natur. Bäre, Wölfe,

se, Tiger und andere reißende Thiere, würden gefährliche Landstreicher für uns gewesen seyn, wenn ihnen die Natur kein anderes Mittel, sich vor der Kälte zu beschützen, angewiesen hätte, als den Kramsvögeln. Nein! sie waren in ihren Wüsteneyen am besten aufgehoben; und damit sie die Lust, Wallfahrten anzustellen, nicht ankommen möchte, richtete die Natur ihre Körper so ein, daß sie gegen den Winter und Sommer ihre Haare ablegen, und sie im Winter mit viel dickern Pelzen verwechseln, welche sie vor der Kälte hinlänglich schützen. Daß diese Verwandlung nur solchen Thieren wiederfährt, die in den Wildnissen, nicht aber denen, die bey den Menschen in den Häusern wohnen, solches rührt daher, weil dieser Wechsel der Haare eine natürliche Folge von den Empfindungen des starken Frostes oder großer Hitze ist, welche erstere aber die Hausthiere nicht auszustehen haben. Ellis bemerkte, als er in Hudsonsbay überwinterte, daß die europäischen Hunde und Katzen ihre Haare eben so, wie die wilden Thiere dasiger Gegenden, verändern, ungeachtet sie es in Europa nicht thun, weil sie bey uns nie einen solchen Grad der Kälte empfinden. Eine große Weisheit der Natur! die den Winter selbst zu solchen Wirkungen in die Thiere nöthiget, die ihm nicht entfliehen können, welche ihnen selbst die Waffen anlegen, womit sie sich gegen seine grimmige Anfälle vertheidigen können.

Nicht nur die Haare, sondern auch das Fett muß einigen Thieren zur Schutzwehre wider den Frost dienen; und bey diesen ist die Einrichtung so gemacht, daß sie ordentlicher Weise gegen den Winter fett werden; es geschehe nun, weil sie zu dieser Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen besondern Trieb, sich zu mästen, haben; s. Th. XII. S. 655. f. Gleichwie man nun weiß, daß magere Leute die Kälte weit stärker empfinden, als die Fetten: so muß man die besondere Fettigkeit einiger Thiere gegen den Winter allerdings mit unter

ter die Vertheidigungsmittel gegen die Kälte rechnen, welche ihnen die Natur schenkt.

Die Körper anderer Thiere, welche dem Froste nicht ausweichen können, sind so eingerichtet, daß sie der Frost gleichsam in unbelebte Steine verwandeln kann, ohne daß sie doch dadurch des letzten Funkens des Lebens beraubt werden sollten. In den Gewässern von Hudsonsbay frieren oft die Frösche im Eise fest, und liegen in dieser Erstarrung, bis eine gelinde Wärme das Eis wieder aufthauet, da sie denn zu einem neuen Leben hervorgehen. Eben so frieren daselbst ganze Klumpen Fliegen zwischen den Baumästen, so hart, wie Eis, zusammen, und gelangen wieder zum Leben, so bald sie von Natur, oder durch Kunst gelinde aufgethauet werden. Bey denen Thieren, deren Körper zu keinen solchen Verwandlungen von Natur geschickt sind, findet man den besondern Trieb, sowohl sich selbst, als auch ihre Eyer, in warmen Behältnissen zu verbergen. Einige verkriechen sich in die Klüfte der Berge, wo sie den ganzen Winter zubringen, und mit wenig Kost vorlieb nehmen, oder wohl gar hungern. Andere verstekken sich in die Mauern; noch andere, zwischen das Holz und die Rinde der Bäume.

Unter allen uns bekannten Thieren scheuen die kriechenden Thiere und Insecten die Kälte am meisten, so wie sie ebenfalls die Wärme mehr, als andere, lieben. Die Sonnenhitze ist gleichsam ihre Seele. Je heftiger diese brennt, desto mehr Empfindlichkeit, Bewegung, Munterkeit, Lebhaftigkeit und Kühnheit nimmt man an ihnen wahr. Die giftigen Arten, als: Scorpionen, und verschiedene Gattungen Schlangen, werden bey der großen Hitze gefährlicher, und ihr Gift tödtlicher. Gerade das Gegentheil ereignet sich bey den einen sowohl als bey den andern, wenn ihnen eine starke Kälte zusetzt. Eine große Anzahl Insecten stirbt bey Annäherung des Winters. Und wahrscheinlich würden auch die meisten von denen, die ihr Leben erhalten, ein gleiches Schicksal haben, wenn sie sich nicht wider die Anfälle des Frostes durch die Flucht retteten. Eben dieses gilt auch von den kriechenden Thieren. Beyde

Classen

Classen suchen also gegen das Ende des Herbstes in gemäßigten und kalten Ländern sichere Zufluchtsörter aus. Einige verbergen sich zwischen den Mauerritzen und unter den Dachziegeln, als: die Scorpionen und viele Arten Fliegen; einige zwischen Steinen, in den Ritzen oder Höhlungen der Bäume, z. B. die Vipern, die Schlangen, die so genannten spanischen Fliegen, u. a. m. Andere finden ihre Sicherheit in den Höhlen der Berge, oder in unterirdischen Löchern, oder in den Kellern, wie man an den Spinnen, kleinen Fliegen, Schnaken, gewissen nackten Schnecken, und an vielen Gattungen größerer und kleinerer Käfer wahrnimmt. Andere vergraben sich unter den Mist, wo sie, des strengen Winters ungeachtet, eine beständige Wärme genießen. Am meisten aber werden die Gründe der Wasser, und die innern Theile der Erde, von diesen Thieren gesucht, welche jedoch, sie mögen auch noch so gut verwahrt seyn, die Macht der Kälte auf das empfindlichste fühlen, wie aus der Erstarrung ihrer Glieder und dem todesähnlichen Schlaf erhellet, dem sie den ganzen Winter über unterworfen sind.

Doch sind es die kriechenden Thiere und die Insecten nicht allein, die bey zunehmender Kälte erstarren, und in einem betäubenden Schlummer fast sinnlos dahinfallen. Auch unter den vierfüßigen Thieren, unter den Vögeln, und vielleicht auch unter den Fischen, findet man ähnliche Beyspiele. Ohne aus der Classe der vierfüßigen Thiere, die Kröten, Frösche und Eidechsen anzuführen, welche beynahe den ganzen Winter über im Wasser oder unter der Erde verborgen, und in einem sinnlosen Schlummer begraben liegen, kann man an den Igeln, Landschildkröten, vielen Arten von Mäusen, Murmelthieren und Ratzen, ein gleiches wahrnehmen. Denn auch diese verkriechen sich entweder in die Bäume, oder unter die Erde, wo man sie entweder einzeln oder in großer Anzahl bey einander findet. Die Fledermäuse sind den nähmlichen Symptomen bey der Kälte unterworfen, daher sie zur Winterzeit entweder in hohlen Bäumen, zerfallenen Mauern, oder unterirdischen Höhlen erstarrt und ohne Bewegung angetroffen werden; s. Th. XIV, S. 111. Auch unter den Vögeln sind einige dem Erstarren ausgesetzt. So wie die Sonnenwärme abnimmt, versammeln sie sich zu Hunderten, schließen sich in einen Klumpen dicht zusammen, und begeben sich so unter das Wasser, worin sie so lange auf einander liegend den ganzen Winter zubringen. Insonderheit sind die Schwalben dieses

Um-

Umstandes wegen berühmt; und ihre Erhaltung ist so wunderbar, daß dieses Viele bewogen hat, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. Nichts desto weniger ist es gewiß wahr, daß sich einige Schwalben in Moräste legen. Es ist aber auch gewiß, daß sie sich gegen den Winter versammeln, und fortziehen; hieraus aber folgt noch nicht, daß sie in warme Länder gehen, am wenigsten aber, daß sie es alle thäten. Ein Mehreres davon, wird man in dem ihnen gewidmeten Artikel finden. Unter den unzählbaren Familien der Fische fehlt es nicht an solchen, welche die Kälte gleichen Phänomenen aussetzt. Wenn wir dem Pechlin Glauben zustellen dürfen, so gehören hierher die Schleihe, welche beym Anfange des Winters sich in den Morast vergraben. Doch haben, wie bereits erwähnt worden, überhaupt die Fische vor andern Thieren den Vortheil, daß sie, die Kälte der Atmosphäre sey so streng als sie wolle, doch in ihrem Element munter und lebhaft schwimmen können, nicht allein deswegen, weil das Wasser, so lange es seine Flüssigkeit behält, niemahls sehr kalt werden kann, sondern auch, weil sie bey dem Einfrieren des Wassers sich in die tiefen Schlünde retten können, wo sie wider alle Kälte gut gesichert sind.

Die diesem anscheinenden Tode oder dem Erstarren unterworfenen Thiere sind es nicht alle bey einem gleichen Grad Kälte. Bey einigen hat schon eine sehr mäßige Kälte diese Wirkung; bey andern wird dazu ein größerer, und wieder bey andern ein ungemein heftiger Grad Kälte erfordert. Eine nach unserer Empfindung zu urtheilen sehr gelinde Kälte schläfert die Katzen schon ein; eine etwas stärkere die Bienen, Schlangen, Vipern, und viele Arten Fledermäuse. Der Grad, bey welchem Frösche, Kröten, Salamander ꝛc. einschlummern, nähert sich schon dem Gefrierpuncte ziemlich; den Murmelthieren hingegen schadet eine solche Kälte noch lange nicht, weil für sie kaum der fünfte Grad unter dem Gefrierpuncte nachtheilig ist. Diese Verschiedenheit der zum Einschläfern dieser Thiere nöthigen Grade Kälte, hat keine andere Ursache, als die verschiedene Natur der Muskelfiber, welche bey einigen Thieren leichter, als bey den andern, gereitzt wird, und daher früher oder später erstarrt. Wird die Kälte allzu heftig, so wird diese Erstarrung zum wirklichen Tode des Thieres.

Einigen Thieren scheint die Natur den Trieb, die Geselligkeit und den Witz gegeben zu haben, zu ganzen Scharen auf einmahl fort, und in warme Länder

zu ziehen. Die Vögel sind zu dergleichen Reisen am geschicktesten; wiewohl auch viele andere Thiere, jedoch nicht bloß um des Frostes willen, solche Heerzüge halten, wovon die Heuschrecken, die Mäuse, und im Meere die Häringe, Beyspiele geben. Die Schiffer sehen oft Wolken von Vögeln über das Meer ziehen, und nicht selten setzen sie sich ganz ermüdet und kraftlos auf die Schiffe. Die Wachteln, die Guckgucke und wohl die meisten Schwalben gehören unter diese Zugvögel; wenigstens hat insbesondere von den letztern der Abt de la Caille angemerkt, daß sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, vom September an bis zum April, in den übrigen Monathen aber nicht mehr, vorhanden sind; und da dieses eben die Monathe sind, da wir die Schwalben bey uns haben: so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von einem Welttheile zum andern reisen. Die Wachteln ziehen auch unstreitig über das Meer. Sie, die Turteltauben und andere Zugvögel, nehmen im Frühjahre und Herbste ihren regelmäßigen Zug über die Insel Capri, 3 welsche Meilen vom äußersten Ende des festen Landes von Neapolis; und der dasige Bischof hat von ihrem Fange und der Jagd seine meisten Einkünfte. Außerdem sehen wir jährlich gegen den Winter die Drosseln, Kramsvögel, Schnepfen, Becassinen, und andere Zugvögel aus den kältern Ländern bey uns ankommen, die gegen den Sommer wieder nach Norden zurück kehren.

Daß diese Züge der Vögel mehrentheils die Empfindung der bevorstehenden Kälte und Wärme zum Grunde haben, solches beweiset die Harmonie der Witterungen mit ihren Heerzügen. Wenn sich die wilden Gänse schon zu Ende des Februars und Anfange des Märzes sehen lassen, so folgt insgemein ein trockner Frühling darauf; und wenn sie im Herbste zeitig davon ziehen, so kommt auch gewiß ein frühzeitiger Winter. Die Amseln in America, welche zu Anfange des Winters in wärmere Länder gehen, (s. Th. I, S. 711) kommen, wie Diereville berichtet, beym Eintritte des Frühlings schon wieder durch Aca-

Acadien, obgleich daselbst der Schnee noch sehr hoch lieget. Es muß sie also die in den südlichen Ländern überhand nehmende Wärme wieder zur Rückreise nöthigen, und diese Reise muß ihnen vortheilhaft seyn, weil sie allemahl speckfett zurück kommen. Auch die americanischen Trappen passiren im Winter-Monathe haufenweise durch Acadien, und zu dieser Zeit geht ihr Zug von Norden nach Süden. Wenn sie im Maymonathe Acadien wieder durchstreichen, so ziehen sie von Süden nach Norden. Sie reisen wirklich nach der Luft. Sie reisen aber in der That auch wohl nach Speise. So wie die americanischen Amseln auf ihrer Winterreise fett werden, so geht es den meisten Zugvögeln. Viele, die von Insecten leben, welche im Sommer in dem Luftkreise herum schwärmen, müssen sich gegen den Winter, da sich die Insecten verlieren, nach wärmern Gegenden wenden, wo sie dergleichen wieder finden. Die Heer-Züge der vierfüßigen Thiere haben mehrentheils nicht so wohl den Frost, als vielmehr den Hunger, zur Triebfeder. Die Wölfe würden nicht aus ihren Wüsteneyen in die Dörfer, und die Mäuse nicht aus reichen Kornfeldern in andere Gegenden ziehen, wo sie oft Flüsse und Berge mit Gefahr und Umschweifen zurücklegen müssen, wenn sie nicht der Hunger, nachdem sie an einem Orte alles aufgezehrt haben, immer weiter triebe. Im Meere selbst spornt der Hunger die Fische und die Seeungeheuer, um sich auf Reisen zu begeben. Ein Hayfisch verfolgt bloß um des Schmarotzens willen die Schiffe viele 100 Meilen weit. Als Vandenbroeck einstmahls nach dem rothen Meere segelte, brachte er eine Menge großer holländischer Schellfische oder portugiesischer Sardinen, neben sich her mit dahin, wo sie sonst nie gewesen waren. Daselbst erhielten sie sich drey Jahre lang so häufig, daß man sie trocknete, und dem Viehe gab; und seit dieser Zeit sind nie wieder dergleichen Fische im rothen Meere gewesen.

Viele Thiere, welche nicht zum Reisen bestimmt sind, finden im Winter ihre kümmerliche Nahrung, und sind von der Natur schon zubereitet, sich zu behelfen. Die Vögel wissen die Insecten zwischen dem Mose und in den Ritzen der Baumrinden aufzusuchen. In den nördlichen Ländern fällt zuweilen eine ungeheure Menge Würmer mit dem Schnee herab, welche den Vögeln zur Nahrung dienen. Verschiedene vierfüßige Thiere

tragen sich im Sommer einen Vorrath von Getreide in ihre Höhlen, wovon sie im Winter zehren. Das Eintragen der Bienen hat diese Absicht; und wenn wir ihren Honig genießen, so ergetzen wir uns mit dem Ueberflusse ihres Wintervorraths. Andere Thiere müssen ihre armselige Nahrung unter Schnee und Eise hervorsuchen; aber diesen hat auch die Natur die Geschicklichkeit mitgetheilt, sie zu finden. Die Rennthiere in L. pp. Land ernähren sich fast ganz allein vom Mose; wenigstens ist es im Winter ihre einzige Kost. Sie besitzen die natürliche Fähigkeit, dasselbe auch unter dem tiefsten Schnee zu entdecken, wenn es gleich viele Klaftern tief verborgen liegt. Die Hirten, welche diese Thiere auf die Weide führen, haben sich um weiter nichts zu bekümmern, als daß sie Acht geben, ob sie das Mos von den Bäumen abnagen, oder ob sie im Schnee wühlen. Im ersten Falle können sie gewiß versichert seyn, daß der Boden kein Mos trage, und alsdenn müssen sie die Heerde weiter treiben. Diese Thiere genießen ungemein wenig, und können die stärksten Tagereisen von 11 bis 12 Meilen bey einer Mahlzeit von so viel Mos, als man in zwo Händen fassen kann, aushalten. Nichts desto weniger sterben ihrer viele zu der Zeit, wenn sich der gefallene Schnee in Eis verwandelt, daß sie des Erdmoses nicht habhaft werden können, das Baummos aber zur Nahrung nicht hinreichen will. Es würde vielen Thieren nicht besser ergehen, wenn ihnen nicht die Natur die Gabe mitgetheilt hätte, einen ganzen Winter zu fasten; und dieses ist gewiß das kürzeste Mittel bey bevorstehender Hungersnoth.

Die Insecten mancher Arten, die sich in ihre Seide einspinnen, stellen rechte Wunder im Fasten dar. Sedileau hat den Lebenslauf einer Raupe beschrieben, welche ungefähr im May aus der Erde kriecht. Sie frißt etwa acht Wochen in der Gestalt einer Raupe; alsdenn spinnt sie sich ein, und liegt als eine Puppe ganze

je 40 Wochen, ohne alle Nahrung; endlich kommt sie als ein Schmetterling zum Vorschein, der etwan 10 Tage lebt, in denen er sich begattet, Eyer leget und stirbt. Wie kann man sich einbilden, daß ein Wurm, welcher im Julius 1778 aufgehört hat zu fressen, im May 1779 noch Muth haben sollte, sich zu begatten! Unter den Vögeln und Fischen leben diejenigen gewiß den ganzen Winter hindurch ohne Nahrung, die in den Morästen und Flüssen im Eise fest frieren. Vermuthlich gehören hierher auch die Ameisen, von welchen Gould und Mehrere bewiesen haben, daß sie weder Korn essen, noch sich Vorrathskammern für den Winter anlegen. Swammerdam glaubt, daß sie im Winter, wie andere Insecten und einige Bienen, gar nicht essen; und man findet auch in ihren Haufen nie Vorrath von Getreide oder andern Nahrungsmitteln; siehe Th. I, S 638. Unter den vierfüßigen Thieren sind die Murmelthiere und Bären ihrer Winterfasten wegen berühmt. Von der Winterlebensart der letztern, s. Th. III, S. 319, f.

Man findet in allen diesen wundervollen Beyspielen die Spuren einer besondern Vorsehung, welche über alle Geschöpfe des Erdbodens waltet. Denn, wie könnte sich wohl eine solche weise Einrichtung der Körper der Thiere, und die Mittheilung so besonderer und verschiedener Triebe, zur Erhaltung ihres Lebens, nur bloß von ungefähr zutragen! Nein! man findet in der ganzen Natur die künstlichste Vereinigung der Mittel zu den Absichten der Erhaltung der Thiere. Die Thiere, die sich mit neuen Winterpelzen gegen den Frost schützen können, finden in ihren Geburtsländern im Sommer und Winter ihre Nahrung. Diejenigen, welche sich vor den Frost in Höhlen verbergen müssen, tragen sich entweder ihr Futter vorher ein, oder sie können im Winter von dem Fette zehren, welches sie sich im Sommer zugelegt haben. Diejenigen, welche der Frost in frem-

de Länder treibt, finden daselbst ihre reichliche Nahrung. Die, welche im Winter von ihrem eigenen Leibe zehren müssen, haben den Trieb sich bey Zeiten in Höhlen zu verkriechen, wo ihnen der Frost nicht schaden kann. Die, welche des Winters ihre Nahrung im Lande finden können, haben keinen Trieb sich zu verkriechen, oder fortzureisen, sondern die Natur verwahrt sie mit wärmern Pelzen, damit sie bleiben können, wo sie sind. Hingegen bekümmern sich die Zugthiere wenig um die Felsenhöhlen, und leiden auch an ihren Bedeckungen keine Veränderung, die ihnen in den warmen Ländern, wohin sie ziehen, unnöthig und beschwerlich seyn würde. Welche weise Vorsehung muß nicht für so viele Arten der Thiere wachen! Was mögen wohl die kleinen Vögel, die sich so kümmerlich behelfen müssen, manche wilde Thiere, und unzählige Insecten, für Kunststücke anwenden, um sich im Winter durchzuhelfen! Ein Maykäfer muß ganze vier Jahre lang in der Erde, als Wurm, hausiren, ehe er die Gestalt des Käfers annimmt. Wie ist es doch einem so kleinen Wurme möglich, sich in der Erde zu erhalten, die oft viele Fuß tief zu Steine friert! und wo kann er seiner Nahrung nachgehen! Wer verhärtet den Wurm gegen den stärksten Frost, da doch hernach der Käfer kaum ein wenig May-Kälte und Regen vertragen kann! Nach allen Betrachtungen bleibt uns nichts als Erstaunen übrig; und wir finden das Werk der Erhaltung eben so göttlich, als das Werk der Schöpfung.

Ich empfehle diese Betrachtungen denen, die bey dem jetzigen Eintritte des Winters, und noch dazu zu einer Zeit des Krieges, den Nahrungssorgen, der Furcht und der Schwermuth Platz geben. Seyd getrost, meine Brüder!

Die Huld, die Thiere nährt, wird Menschen nicht verstoßen:
Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.

Bey

Bey einem starken Froste sind einige Thiere eben so wohl, wie Menschen, dem Erfrieren der Glieder ausgesetzt. Wenn großen Stücken Vieh die Glieder erfrieren, so hilft man ihnen dawider am besten mit Aufstreichung der Galle von einem geschlachteten Schweine. Auch Menschen können bey erfrornen Gliedern sich dieses Hausmittels mit Nutzen bedienen.

Frost-Beule, siehe oben, S. 241.

Frost-Bohrer, ein Instrument, womit die Jäger bey hartem Froste Löcher in die Erde bohren; siehe Th. VI, S. 166, f.

Frost-Rauch, der im Winter bey sehr starkem Froste aus dem Wasser, wo dasselbe vom Eise frey ist, aufsteigende und insonderheit über schnell sich bewegenden Flüssen sichtbar werdende dicke Dampf, welcher gemeiniglich desto dichter zu seyn pflegt, je strenger die Kälte ist. Wenn dieser Dampf in der Luft friert, und von dem Winde fortgetrieben wird, wird die Luft mit einer unendlichen Menge kleiner Eisspitzen angefüllet, die man mit bloßen Augen sehen kann.

Frost-Salbe, siehe oben, S. 250, fgg.

Frost-Schade an Gewächsen, siehe oben, S. 191, fgg.

— — an Menschen, siehe oben, S. 235, fgg.

— — an Thieren, siehe oben, S. 265, fgg.

Frost-Schmetterling, Phalæna geom. brumata *Linn.* siehe unter Schmetterling.

Frostig. 1. Was Frost, d. i. Empfindung der Kälte erwecket, kalt, Fr. froid. 1) Eigentlich. Es ist frostiges Wetter. Der Anfang des Jahres war sehr frostig, kalt. 2) Figürlich. Ein frostiges, äußerliches Bezeigen, ein gleichgültiges kaltes Betragen. Er machte mir darüber ein sehr frostiges Compliment.

In der Mahlerey, wird frostig, Fr. froid, das Frostige, Fr. froideur, von dem Ausdrucke und von dem Character der Figuren gesagt. Man sagt, daß ein

allzuängstliches fleißiges Gemählde gemeiniglich frostig sey, nähmlich daß es keine warme Empfindungen erregе, daß die Figuren nicht denjenigen lebhaften und beseelten Ausdruck haben, welchen man an den lebendigen Figuren bemerkt. Dieses frostige Wesen kommt daher, weil das erste Feuer der erhitzten Einbildungskraft, womit dieselbe den Innhalt erzeugt, und die ersten Pinsel-Striche geführt hat, nach und nach durch eine zu langwierige und zu fleißige Arbeit erlischt, und also die letzten Striche diese Abmattung zu erkennen geben.

2. Fähig, leicht Kälte zu empfinden. Ein frostiger Mensch, den sehr leicht friert, der bey der geringsten Kälte empfindlich ist; Fr. frileux, frilleux, froidureux. Einen solchen Menschen pflegt man auch wohl einen Fröstler, einen Fröstling, und im Nieders. einen Frostkötel zu nennen.

Frottir-Bürste, siehe Th. VII, S. 409.

Frucht (*). 1. Eigentlich.

1) In der weitesten Bedeutung, alles was die Erde zur Speise für Menschen und Thiere, besonders aber für die erstern hervor bringet. Feldfrüchte, Land-Früchte, was von dieser Art auf dem Felde wächset, in der deutschen Bibel Früchte des Feldes, Fr. Fruits de la campagne. Baumfrüchte, was auf Bäumen wächset. Gartenfrüchte, was in Gärten gebauet wird. Hülsenfrüchte, welche in Hülsen, Schal-Früchte, Fr. Fruits à coquille, welche in harten Schalen oder in einer harten Capsel erzeuget werden. In etwas anderm Verstande versteht man unter diesem Ausdrucke zuweilen die Samen und Samenbehältnisse aller Pflanzen und Bäume, sie mögen nun dem Thier-Reiche

(*) Dieses Wort lautet in allen seinen Bedeutungen, besonders aber der eigentlichen, im Tatian Fruht, im Dän. Frugt, im Schwed. Frukt, im Wallis. Ffrwyth, im Engl. Fruit, im Franz. Fruit, im Poln. Frukta, im Wallachischen Fiructu, im Albanischen Fhrut, im Lat. Fructus, Fruges.

Reiche und besonders dem Menschen zur Speise dienen oder nicht, mit Ausschließung der übrigen Theile der Pflanzen.

2. In engerer Bedeutung. (a) Das Getreide, oder die Samen verschiedener Grasarten, welche zur Speise gebraucht werden; im Hoch- und Oberdeutschen. Die Sommerfrucht, das Sommergetreide. Die Winterfrucht, das Wintergetreide. Die Frucht steht schön. Die Früchte einärnden, einsammeln. In Niedersachsen sagt man statt Frucht in dieser Bedeutung Korn, und in einigen oberdeutschen Gegenden, im Plural Körner. (b) Die Frucht einiger Bäume, Obst. Wilde Früchte, Waldfrüchte, Fr. Fruits des forêts, wildes Obst, wie auch Eicheln, Buchnüsse, und andere Früchte der Waldbäume. Wälsche Früchte, Früchte der Orangebäume, Datteln u. s. f.

Im weitläuftigen Verstande bedeuten Frucht und Same einerley. Beyde haben einerley Ursprung, und sind der vergrößerte ausgewachsene Fruchtkeim, welcher sich gleich nach der Befruchtung in der Blume mehr entwickelt, und durch den Blumenstiel, und vorzüglich durch das Blumenbett, auch öfters durch den Kelch, den nöthigen Nahrungssaft erhält, und zur gehörigen Reife und Vollkommenheit gelanget, wenn keine zufällige Ursache dieses verhindert. Bey vielen Pflanzen liegen die Samen auf dem Blumenbette, welches nunmehr den Samenhalter ausmacht; bey andern aber sind dieselben in einem Gehäuse von verschiedener Art eingeschlossen, und darin an den Samenhalter, gleichfalls auf verschiedene Art, befestigt. Von dem Samen, obgleich derselbe den Hauptheil der Frucht ausmacht, werde an seinem Orte handeln; hier betrachte ich nur die Einwickelungen desselben, welche man insgemein mit dem Nahmen der Frucht zu belegen pfleget, und welche gleichsam nur ein zufälliger Theil der Samen, jedoch in

auch einige, welche querdurch sich theilen, und bey welchen der obere Theil sich von dem untern absondert, in welchem Falle man den obern Deckel, operculum, eine Querklappe, valva horizontalis, nennt. Die Samen sind in den Capseln befestigt, hängen aber an verschiedenen Theilen an: insonderheit bemerkt man, ob solche an der Naht der Klappen, oder an der Scheidewand, oder an den Seiten, oder aber an einem besondern in der Mitte der Fächer befindlichen Körper, welchen man den Samenhalter oder Samenträger, Thalamus, Receptaculum nennt, ansitzen, und bestimmt dadurch eine und die andere Art der Capseln. So ist die Hülse ein zweyklappiges, einfächeriges Samengehäuse, in welchem die Samen nur an einer Naht ansitzen; die Schote hingegen ein zweyklappiges, ein- oder zweyfächeriges Samengehäuse, an welchem die Samen an beyden Nähten wechselsweise befestigt sind. Bey dem Fruchtbalge besteht das Samengehäuse nur aus Einer Klappe, welche auf einer Seite der Länge nach aufspringt, und die Samen nicht an der Naht befestigt hat. Alle übrige Samengehäuse, welche unter diese drey Arten nicht zu bringen sind, werden mit dem allgemeinen Nahmen einer Capsel beleget.

Die saftigen oder fleischigen Früchte, sind öfters, wie die Capseln, in Fächer abgetheilt, daher sie einfächerig, unilocularis, zweyfächerig, bilocularis u. s. w. genannt werden. Oefters pflegt man auch die Samen bey diesen Früchten zu zählen, und unterscheidet die einsamigen, monopyrena, zweysamigen, dipyrena u. s. f. Vornehmlich aber sieht man auf die Beschaffenheit der ganzen Frucht, und bestimmet dreyerley Arten, als: 1) die Steinfrucht, Drupa, bey welcher das fleischige Wesen eine so genannte Nuß, oder einen Stein enthält, und ist, nach Beschaffenheit des erstern, entweder saftig, oder trocken. 2) Die Kernfrucht, Pomum, wo die fleischige Decke besondere Fächer umgibt, in welchen die

Samen eingeschlossen sind; z. E. Birnen, Aepfel ꝛc. Bey diesen sieht man gemeiniglich am obern Theile eine Vertiefung, als das Ueberbleibsel von dem Kelche, und vergleicht diese mit einem Nabel, daher man dergleichen Früchte Fructus umbilicatos nennt. Im Deutschen heißt diese Art der Griebs, (s. dieses Wort) und die in solchen Früchten enthaltenen Samen pfleget man Körner zu nennen. 3) Beere, Bacca, ist eine jede andere fleischige Frucht, welche keine besondere Fächer zeiget, sondern wo die Samen allein von dem fleischigen Wesen umgeben, und darin enthalten sind. Die Größe macht keinen Unterschied; doch pflegt man im Lat. die ganz kleinen Beeren, oder Beerlein, Acini zu nennen, und insonderheit dieses Wort zu gebrauchen, wenn viele Beerlein mit einander genau vereinigt, eine größere ausmachen, wie bey den Brombeeren.

Es gibt auch unechte Beeren, nähmlich saftige Früchte, bey welchen aber die Samen nicht in dem fleischigen Wesen eingeschlossen sind, sondern vielmehr auf demselben sitzen. Die Erdbeere dient zum Beyspiele; dasjenige, was man hier für die Beere hält, ist das aufgeschwollene und saftige Blumenbett oder der Samenhalter, auf dessen Oberfläche die nackenden Samen ausgestreuet sind.

Eine andere Art von unechten Beeren entsteht, wenn der Kelch dicker und saftiger, auch alsdenn anders gefärbet wird; wie bey der Maulbeermelde geschieht. Es werden auch hier nackende Samen von dem, also veränderten, Kelche umgeben.

Alle Früchte, sie mögen nackend oder bedeckt seyn, sind schon in der Blume zugegen. Der Fruchtkeim oder der Fruchtknoten, Germen, Ovarium, als der unterste Theil des Stämpels, enthält alle Theile der Frucht im Kleinen, welche sich gleich nach der Befruchtung, und sobald die Staubfäden und Griffel, wie auch die Blumenblätter verwelkt oder abgefallen sind, mehr und mehr entwickeln, durch den zufließenden Nahrungs-Saft vergrößern, und mit der Zeit, wenn keine zufällige Ursache es verhindert, zur Vollkommenheit und Reife ge-

gleichſam den verlängerten Blumenſtiel vo
kann jedoch einen beſondern Ort annehme
Fruchtkeim und nachher die Frucht ſitzt,
dem Blumenbette vergleichen und den S
oder Samenträger, nennen; welcher D
ter zu ſeyn ſcheint, als wenn man ſolche
den nennt. Wo die Frucht aus nacken
ſteht, iſt der Samenhalter gleichfalls unbe
ein Samengehäuſe zugegen, iſt ſelbiger
geſchloſſen, zeigt ſich aber alsdenn in ve
ſtalt. Es erſcheint ſolcher 1) als ein beſ
michter, ein- zwey- oder vielfacher, troc
Körper in der Mitte des Samengehäuſe
Toback, Stechapfel und vielen andern,
die Beeren und die Kernfrüchte dergl
als eine, an der innern Fläche der Fru
Haut, wie bey dem Mohn; 3) als ei
Linie, welche entweder an der Naht, od
oder den Klappen herunter läuft, wie
der Kreſſe und den Veilchen. Der Sa
nicht allein aus einem ſchwammichten
iſt auch mit verſchiedenen Gefäßen durc
äußerſten Aeſten und Enden der Sam
welche demſelben den zubereiteten Na
ren; daher hat man den Samenhalte

derkraft. Viele öffnen sich mit einem Geräusche, streuen die Samen weit um sich, und rollen ihre Klappen zusammen. Die Capsel des Streubüchsenbaums springt mit einem so starken Knalle von einander, als ob man eine Pistole losdrücke; wodurch die Samen weit weggesprenget werden. Die Spritz- oder Eselsgurke, die gelbe Balsamine, und viele andere zeigen ein gleiches.

Der Nutzen der Früchte, oder der Bedeckungen und Einwickelungen der Samen, wird aus vorbemerkter Beschaffenheit derselben gar leicht erhellen. Sie führen dem Samen den nöthigen Nahrungssaft zu, und bringen denselben zur Reife. Sie beschützen und bewahren auch den reifen Samen; wie denn derselbe in seinem Behältniß länger frisch und gut bleibt, als wenn solcher ausgemacht, aufbewahret wird; auch dienen diese, insonderheit bey den Kern- und Steinfrüchten, zum Befördern des Aufkeimens; wie es denn z. B. besser ist, in Stükken zerschnittene Birnen und Aepfel, als die bloßen Samen davon, auszusäen. Andere Nutzen sind auch bekannt. Menschen und Thiere gebrauchen solche sowohl zur Nahrung, als auch zu Wiederherstellung der Gesundheit. Siehe auch Th. IV, S. 11, f.

Von der Vermischung der Baumfrüchte durch Pfropfen, siehe in P.

Wie die Baumfrüchte auf eine bequeme und sichere Art von den Bäumen abzunehmen seyn, siehe im Art. Obst.

Ich komme auf die Arten und Mittel, die Obst- und andere Gartenfrüchte nicht nur den Winter über sondern auch Jahre lang, zu erhalten, ohne daß sie von ihren Eigenschaften etwas verlieren. Da die Menschen einmahl die Unart an sich haben, dasjenige, was ihnen die Natur darreicht, zu verachten, und das, was sie ihnen öfters zu ihrem eigenen Besten versagt hat, zu verlangen: so darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirschen im Winter

ter mehr Freude erwecken kann, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dient die Erhaltung der Früchte nicht allein, unsere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu kitzeln, sondern sie kann auch einen noch größern Nutzen schaffen. Sie können zur Erquickung, ja selbst zur Beförderung der Gesundheit eines Kranken dienen; und der Schade, welcher bey Kindern aus einem unordentlichen Appetit der schwangern Mutter entsteht, läßt sich durch dieses Mittel verhüten.

Um Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß sie das Geringste an der Farbe, der Figur, dem Geruche oder Geschmacke verlieren, hat ein Gelehrter in England, im J. 1746, folgenden Vorschlag gethan. Man nimmt ein gläsernes Gefäß, dessen Oeffnung so weit ist, daß man die Früchte, ohne sie zu beschädigen, hinein thun kann, und trocknet sie ein wenig beym Feuer, sowohl die inwendige Luft dadurch zu verdünnen, als auch die Feuchtigkeit, welche sich etwa an den Seiten des Glases aufhalten möchte, wegzubringen. Alsdenn thut man die Frucht hinein, welche aber ganz gesund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif seyn muß. Vornehmlich aber sieht man dahin, daß dieselbe nicht naß sey. Man thut einen Stöpsel oder Deckel von Glas darüber, und versiegelt es hermetisch, d. h. man schmelzt den Rand des Deckels und die Lippen des Glases vermittelst der Flamme eines Lichts zusammen, daß sie beyde nur Einen Körper ausmachen. Dieses Gefäß setzt man an einen Ort, der weder zu kalt, noch zu heiß ist, als z. E. in einen tiefen Keller, dessen Luft mit der äußern wenig Communication hat, und also das ganze Jahr hindurch fast unverändert bleiben kann.

Dieses Verfahren gründet sich auf den Erfahrungssatz, daß die äußerlich wirkenden Dinge, als: Luft, Dampf, Ausdünstungen, Wasser u. d. gl. welche die Verderbung und Auflösung der Körper hauptsächlich verursachen, auf Dinge, welche dicht in einem Glase eingeschlossen sind, nicht wirken können. Daß keine Feuchtigkeit durch das Glas hindurch dringe, hat

der Urheber dieser Erfindung, außer der täglichen Erfahrung noch dadurch erwiesen, weil trocknes Salz in einer gläsernen Bouteille nicht zerschmilzt, ob man gleich die Bouteille unter das Wasser lezet. Denn, wenn sich schon einige Wassertropfen in dem Glase zeigen sollten: so sind sie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, sondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, welche sich in der Bouteille befunden, und sich gegen den kältern Ort gesammelt hat, nachdem das Glas kalt geworden.

Hamb. Magaz. 1 B. 1 St. S. 70, f. 3 f. auch 6 St. S. 128 fgg.

In Frankreich hat Hr. Goyon de la Plombanye folgendes Mittel angegeben, wodurch man die Früchte zu jeder Jahrszeit frisch haben kann. Man muß die Frucht, welche man frisch aufbehalten will, noch vor ihrer völligen Reife abbrechen, sie einige Stunden an die Sonne bringen, darauf in eine starke Bouteille thun, und dieselbe mit geschmolzenem Wachse fest zumachen. Man muß aber diejenigen Stunden darzu wahrnehmen, wenn die Sonne am wärmsten scheint. Um die Bouteille recht wohl zu verschließen, läßt man sie einige Zeit an der Sonne warm werden, und tunkt sie mit dem Halse so oft in heiß gemachtes Wachs, bis sich dasselbe dick genug daran angesetzt hat. Hierauf läßt man sie an einem Seile in einen 30 bis 40 Fuß tiefen Brunnen, der wenigstens 6 bis 7 Fuß tief Wasser hat. So lange die Bouteille im Brunnen steht, muß man kein Wasser daraus schöpfen, vielmehr muß man ihn zudecken, damit nichts hinein falle und das Wasser bewege. Die kühlsten Brunnen sind hierzu die besten.

Wenn man die Früchte mit Behutsamkeit gebrochen, und sie weder an dem Auge noch am Stiele verletzt hat, so behalten sie in der Bouteille ihre ganze Schönheit, und eben den Geschmack den sie hatten, als man sie hinein that. Pfirsichen, Kirschen, grüne Erbsen, Lactuk, selbst frische Eyer, kurz alles, behält in der Bouteille eben den Wohlschmack, und eben die Güte, als es vorher hatte.

Durch einen Zufall hat man gefunden, daß Wein auf wohlverwahrten Bouteillen, die viele Jahre in einem Brunen gelegen, nicht das geringste von seiner Güte verloren hat. Die

Erfahrung lehrt uns auch, daß grünes Holz, welches man zu Wasserpfählen gebraucht, viele tausend Jahre gut bleibt, wenn es beständig unter Wasser stehen. Aus der Naturlehre wissen wir, daß die Fäulniß der Körper bloß von der Bewegung der Luft herrühre, daß Frost und Hitze wechselweise darauf wirken, ihre Bestandtheile in Unordnung bringen, ihre zarte Verbindung auflösen, und alle ihre Säfte in Bewegung setzen, worauf eine unordentliche Vermischung der gröbern Theile und die Ausdünstung der feinern folgt, welches denn eine Veränderung sowohl des Geschmacks, als der Gestalt verursacht. So bald man diese Wirkungen der Luft verhindern kann, so kann man gewiß seyn, daß die Dinge beständig in ihrem ersten Zustande bleiben. Dieses geschieht aber ohne Zweifel bey denen Früchten, welche man in einer Bouteille in einen Brunnen hinab läßt. Wenn man bedenkt, daß die Luft in der Bouteille und in den Früchten durch die Wärme ausgedehnt war, daß man sie darauf fest zugemacht und in einen kalten Brunnen gelaßen: so wird man leicht begreifen, daß die Luft in der Bouteille und den Früchten verdickt wird. Da sie in diesem Zustande weniger Kraft hat, so kann das Flüssige und die Luft, die sie umgibt, nicht mehr auf sie wirken. Weil nun das Wasser, vorerwähnter maßen, von aller Wirkung der abwechselnden Kälte und Wärme, die in der Luft herrscht, frey bleibt, so kann sie auch durch ihre Bewegungen die Theilchen nicht in Unordnung bringen, und ihre Verbindung trennen. Zum Beweise davon kann ein Thermometer dienen. Wenn man dasselbe Winter und Sommer in einem Brunnen hängen hat, so steigt und fällt es nur sehr wenig, ob uns gleich das Wasser im Sommer sehr kalt, und im Winter warm vorkommt. In diesem Zustande muß die Luft in der Bouteille und den Früchten in völliger Ruhe bleiben, folglich kann sie keine Veränderung in den Theilchen der Früchte hervorbringen.

So schön diese Entdeckung auch immer ist, so ist sie doch im gemeinen Leben noch von einem geringen Nuzzen. Es sind nur Wenige im Stande, die Kosten davon zu tragen, und die dadurch erhaltenen Früchte werden noch so rar bleiben, daß sie nur der Reiche wird haben können, bis man nicht ein Mittel finden wird, sie reichlich zu jeder Jahrszeit zu Markte zu bringen. Hr. Gopon glaubt, daß man dazu gelangen werde, wenn

man

man sich eigene Brunnen zu diesem Aufbewahren der Baum- und Gartenfrüchte machen läßt. An statt der Bouteillen, welche zu theuer zu stehen kommen würden, soll man eichene Tonnen oder Fässer nehmen. Die Weite der Tonne muß im Durchschnitt einen Fuß weniger haben, als die Weite des Brunnens. Man kann sie aber so hoch machen laßen, als man will, wenn nur das Wasser 5 bis 6 Fuß über das Faß reicht. Damit das Wasser nicht hinein dringen könne, wird es auswendig ganz verpicht. Damit auch die Früchte in dem Fasse sich nicht durch ihr eigenes Gewicht drücken, und dadurch Schaden leiden, so nagelt man inwendig, in der Höhe von 7 zu 7 Zoll, Reife in dem Fasse herum; nur müssen die Nägel ganz durch die Tonne gehen. Wenn die unterste Schicht von Früchten bis an den ersten Reif gelegt ist, leget man einen Deckel auf diesen Reif; doch muß der Deckel die Früchte der untern Schicht nicht drücken oder berühren. Auf gleiche Weise macht man die zweyte, dritte und übrigen Lagen, deren jede von der andern durch einen neuen Deckel geschieden wird, bis das Gefaß voll ist. Zu dieser Arbeit muß man eine trockne und warme Witterung wählen; und die Früchte müssen nicht die geringste Näße an sich haben. Wenn das Faß voll ist, leget man den Deckel darauf, und befestigt ihn mit Schrauben. Die Fugen des Deckels verschmiert man mit Lehm, und gießt heißes Pech darüber her. Damit das Gefäß in dem Brunnen zu Grunde gehe, beschwert man es mit Steinen, die man darauf bindet, und läßt es mit einem betheerten Seile sacht in den Brunnen hinab. Das Seil bindet man oben in demselben fest, und schließt ihn zu. Hat man mehrere Brunnen, so kann man mehrere Tonnen Früchte von allerley Art aufbehalten. Die Erbsen, und andere in Schalen sitzende Früchte, müssen unausgemacht aufbehalten werden.

Nouvelle Bigarure, XVI Th.
45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770, Col. 705, fgg.

Eben diesen Einfall, die Früchte vermittelst des Versenkens in Wasser eine Zeitlang zu erhalten, hat bereits vor Goyon, Hr. Prof. Krüger, zu Halle, bey Veranlaßung des oben erwähnten, von einem Engländer gethanen Vorschlages, jedoch auf eine in etwas unterschiedene Art, gehabt. Von der Richtigkeit dieses Mittels, wodurch sich insonderheit Kirschen und Pflaumen, in großer Menge, erhalten laßen, ist Derselbe durch die Erfahrung überzeugt worden. Man nimmt ein recht trocknes Faß, dessen Fugen so fest an einander schließen, daß kein Wasser hinein dringen kann. Will man nun z. E. Pflaumen aufbehalten, so nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, frisches Laub von dem Baume, und bedeckt damit den Boden des Fasses. Hierauf bricht man die schönsten, aber nicht übermäßig reifen Pflaumen an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewischt werde, und leget sie Stück vor Stück sacht auf das Laub neben einander. Ueber diese Pflaumen leget man wieder Laub, und auf dieses wieder Pflaumen, und fährt so fort, dergleichen Schichten zu machen, bis das Faß voll ist; doch muß die oberste Schicht wieder Laub seyn. Hierauf verschließt man das Faß. Wollte man dasselbe mit Pech überziehen, so wäre es noch sicherer; nur müßte es durch das Pech nicht gar zu sehr erwärmt werden. Allein, die Erfahrung lehret, daß diese Behutsamkeit nicht einmal nöthig sey. Wenn nun das Faß angefüllt ist, nimmt man eine eiserne Kette, befestiget sie an dem Fasse, und läßt an derselben das Faß in einen tiefen Brunnen hinunter, dergestalt, daß es überund über mit Wasser bedeckt ist, daher man Steine daran hängen kann, wenn es nicht untersinken wollte: so wird man, nach Verlauf eines Jahres, die Pflaumen noch frisch mit ihrem Staube bedeckt, und von so gutem Geschmacke befinden, als wenn sie erst denselben Ta-

vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kann man eben so verfahren.

Hamb. Magazin, 2 Band, 1747, 8. S. 50—54.
Leipz. Samml. 5 Band, 1749, 8. S. 979, f.
Stutg. phyſ. ökon. Wochenſchr. v. J. 1757, Col. 465.
Der deutſche Baumgärtner, Schleuſing. 1764, 8. S. 130—132.
Hamb. Journal, v. M. Jun. 1765, S. 547—551.
Nützl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und Leipz. 1766, 1. S. 22, f.

In dem Gentleman's Magazine, v. M. Sept. 1753, wird folgende Art, Früchte lange aufzubewahren, angegeben. Man leſe die beſten und vollkommenſten aus, wenn ſie noch am Baume hangen. Sie müſſen aber nicht im geringſten verletzet, und die Schale oder Haut muß nirgends angerieben oder anbrüchig ſeyn. Man berühre oder pflücke die Früchte nicht mit den Händen, ſondern binde einen ſtarken Bindfaden an den Zweig, halte den Bindfaden feſt in der Hand, und ſchneide den Zweig über dem Bindfaden mit einer Scheere ab. Wenn man die Früchte alſo von dem Baume herunter hat, ohne den Zweig noch ſonſt etwas berühret zu haben, ſo verſchließe man das Ende des abgeſchnittenen Zweiges mit Siegellack, damit die Luft nicht hinein wirken kann. Hernach mache man von einem Bogen weißen Papier eine Düte in Form eines Kegels, und laße an der Spitze eine kleine Oeffnung. Durch dieſe Oeffnung ſtecke man den an den Fruchtzweig befeſtigten Bindfaden durch, ſo daß man die Düte in Geſtalt eines Kegels aufhängen kann. Hernach verkleibe man die kleine Oeffnung mit weichem grünen Wachs, mache die Düte an dem untern weiten Ende auch zu, und verkleibe daſſelbe eben ſo mit Wachs, damit die Luft davon abgehalten werde. Denn wenn dieſe zu den Früchten könnte, ſo würden ſie bald verderben. Dieſer Kegel mit den darin verſchloſſenen Früchten muß alsdenn mit dem Bindfaden an einen Nagel, an einem trockenen und gemäßigten Orte, welcher weder warm noch kalt iſt, alſo aufgehangen werden, daß er nichts berühret. Auf dieſe Art kann man das

Obſt ganz unverletzt und vollkommen zwey bis drey Jahre lang erhalten. Es können Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen und alle dergleichen Früchte dazu gebraucht werden.

42 St. der phyſikal. Beluſtigungen, Berl. 1754, 8. S. 910, f.
136 St. der berlin. wöchentl. Relation ꝛc. v. J. 1753, S. 1122, und 75 St. dieſ. v. J. 1754, S. 600.
26 St der Samm. phyſ. ökon. Realzeit. v. J. 1755, Col. 205, f.
Heppens encyclopäd. Kalender, a. d. J. 1776, S. 29.

Man kann auch Obſt und Gartengewächſe in einer Eisgrube ſehr gut erhalten.

Relation des experiences de Mr. BERTIER, continuées pendant l'espace de quatre années, dans une glaciere, pour garder les fruits & les legumes pendant l'hiver, ſans qu'ils perdent de leur gout et de leur fraicheur. ſ. in der *Hiſt. de l'Acad. R. d. Sc à Paris*, a. d. J. 1758, S. 22, f.

Es bleiben auch die Früchte den ganzen Winter friſch, wenn ſie auf folgende Art glacirt werden. Man läutert ſeinen Zucker mit Roſen- oder gemeinem Waſſer, läßt ihn aber recht ſtark ſieden; wenn er vom Feuer weggenommen und ein wenig verkühlt iſt, nimmt man von den Früchten, welche glacirt werden ſollen, als: Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Morellen, Johannis- Stachel- Erdbeeren ꝛc. tunkt jedes Stück in den Zucker, nimmt es ſofort wieder heraus, leget es auf reines Stroh, und läßt es trocken werden. Darnach thut man es in ein gläſernes oder ſteinernes Gefäß, bindet es feſt zu, daß keine Luft dazu kommen kann, und ſetzt es in einen tiefen Keller. Iſt dieſer nicht friſch genug, ſo vergräbt man es noch dazu in die Erde. Auf dieſe Art halten ſich ſolche Früchte den ganzen Winter, und bleiben ſo friſch, als wenn ſie vom Baume oder Stocke kämen. Will man ſolche auf den Tiſch geben, ſo klopfet man nur mit einem Finger daran, ſo fällt der Zucker ganz ab; man kann ſie auch mit dem Zucker hingeben; aber zur Winterszeit iſt es beſſer ohne Zucker, weil der Anblick ſolcher friſchen Früchte bey den Gäſten deſto mehr Verwunderung und Vergnügen erwecket.

Hagedorn, in seinem Haushalter, S. 258, sagt, daß man das Obst lange gut erhalten könne, wenn man es schichtweise in einem glasurten Topf, und trockene Blätter dazwischen legte, mit einem Deckel wohl verwahrte, daß keine Feuchtigkeit von oben eindringen könnte, und in die Erde in Sand vergrübe, daß kein Frost dazu käme. Dieses hat zwar seine Richtigkeit; allein man wird, bey nachgeahmtem Versuche, wenn man dabey nicht eine gewisse Vorsichtigkeit beobachtet, finden, daß die Blätter verfault seyn, und dem Obste einen dumpfigen Geschmack gegeben haben. Der Ort, wo man sie hingräbt, muß sehr hoch und trocken seyn; man muß oben eine Beschirmung machen, daß kein Regen auf den Ort falle; es muß auch in keinem verschloßnen Orte, sondern frey im Garten seyn. Man kann das Winterobst auch ohne Blätter einlegen, doch muß man Behutsamkeit gebrauchen, daß kein wurmstichiges dabey sey, und daß es beym Hineinlegen nicht gedrückt werde. Es muß ganz sacht in den Topf auf einander geleget werden; der Topf muß im Forttragen nicht sehr gerüttelt werden, und er muß oben wohl verkleibt werden, damit keine Nässe eindringe. Das Obst muß seine Stiele behalten; es muß auch frisch gebrochen seyn. Bey Beobachtung dieser Vorsichtigkeiten wird das Obst sich eine lange Zeit frisch und gut erhalten; denn die immer gleiche und mäßige Kälte bringt keine Veränderung an demselben hervor; und es irren daher diejenigen sehr, welche ihr Obst, das sich halten soll, erst in die Wärme und Luft legen, damit es austrockne. Man wird zuweilen unter den Bäumen im Frühjahr Aepfel und Birnen finden, die mit dem abgefallenen Laube bedeckt, und so frisch und schön sind, als ob sie erst von den Bäumen kämen. Die gemäßigte Kälte, und nicht die Wärme, hat solche erhalten.

Sammlung gemeinnütz. Abhandlungen ꝛc. 2 Th. Halle, 1771, 8. S. 278, f.

Um das Winterobst, im Großen, lange zu erhalten, muß man das Obst auf den Bäumen völlig reif werden laßen, und solches an einem hellen und recht trocknen Tage behutsam abpflücken. Hierzu muß man nun vorher kleine Tönnchen in Bereitschaft haben, welche recht rein ausgewaschen sind, einige Zeit zuvor in freyer Luft gelegen haben, und völlig ausgetrocknet sind. Halbe Weineimerchen sind hierzu die besten; darin läßt man oben ein viereckiges Loch machen, von der Größe, daß man mit der Hand füglich hinein reichen und einlegen kann. Man leget das abgebrochene Obst, welches gar nichts schadhaftes an sich haben, oder beym Abbrechen bekommen haben muß, behutsam nach einander ein, bis es voll ist, und spündet es recht fest zu, damit keine Luft hinein dringen kann. Man läßt die Tonne an einem trocknen Orte, wo die Luft durchziehen kann, so lange liegen, bis eine starke Kälte kommt, da man sie denn in einen trocknen Keller oder in ein Gewölbe bringen muß, wo sie vor den Frost gesichert ist. Etwa um Weihnachten werden die Tonnen geöffnet, das Obst mit einem trockenen Tuche abgewischt, und auf das neue wieder behutsam eingepackt, und das schadhaft gewordene zurück behalten. Hierbey ist überhaupt gut, wenn man kleine Gefäße hat, die man allezeit wieder voll anfüllen kann, weil sie sich alsdenn nicht gern lange halten, wenn man eine Tonne erst angebrochen hat. Gegen Ostern kann man sie wieder durchsuchen und abwischen. Da auch fast eine jede Sorte ihren besondern Monath zu ihrer völligen Reife hat: so ist es gut, wenn man zu jeder Sorte ein besonderes Gefäß hat.

Bey diesem Einpacken des Obstes vom Baume in die Fäßer, rathen Einige noch, Hobelspäne dazwischen zu legen; nur müssen es keine fichtene seyn, weil das Obst davon einen übeln harzigen Geschmack bekommen möchte. Hohlunderblüthen und reine Holzasche, sind besser. Nach jenen soll das Obst einen Muskateller Geschmack bekommen.

Da alle diese und dergleichen Aufbewahrungen nicht hinlänglich seyn wollen, wo man das Obst in großer Menge bauet, und in gesegneten Jahren einen großen Ueberfluß hat: so ist wohl unstreitig die beste und sicherste Weise, dasselbige in guten luftigen Kellern und wohlgelegenen Stuben und Fruchtkammern aufzuheben. Ist man mit einem guten räumlichen Keller versehen, so kann man in solchem das Obst vor den Frost verwahren, wenn man dasselbe auf ein, von dem Boden etwas erhöhetes, Lager schüttet. Fehlt aber ein solcher Keller, so ist folgende Methode wohl die natürlichste und leichteste. Man erwähle, wo möglich, eine Kammer, unter welcher sich eine Stube befindet, die im Winter geheitzet wird. In dieser Kammer mache man ein Lager von Rockenstroh, etwa $\frac{1}{4}$ Elle hoch, breite über dieses noch Wicken- oder Erbsenstroh aus, und drücke solches ein wenig nieder, daß es überall fest zu liegen komme, und keine ledige Plätze übrig bleiben, damit kein Obst hindurch falle. Auf dieses Stroh schütte man reife Aepfel oder Birnen. Befürchtet man im Winter einen Frost, so nehme man abermahl ganze Bünde Wicken- oder Erbsenstroh, und drücke solche fest auf das Obst, so wird der Frost demselben so leicht keinen Schaden thun. Man hat dabey den Vortheil, daß man den ganzen Winter hindurch zum Obste kommen, und davon gebrauchen kann; und wenn ja bey gar strenger Kälte etwas erfrieren sollte, so wird es doch noch zu nutzen seyn, wenn der Frost vergangen, und das Obst auf diesem Lager liegen geblieben ist.

57 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 903, f.

Zu einer Frucht- oder Obstkammer, Fr. Fruiterie, schlägt Quintinye, und mit ihm Möller, in seiner Beschreibung der besten Arten von Kernobst, Berl. 1759, 8. S. 132, fgg. vorzüglich ein reinliches, und des Zuganges einer frischen Luft fähiges geräumiges Zimmer, worin man nur allen Frost abhalten könne,

get wird, als etwa zum Anfange, um die Kälte, welche die Wände angenommen haben, erst wieder zu brechen. Die allertreueste Warnung vor eindringenden Frost, erhält man durch ein Thermometer, welches man in einer solchen Fruchtkammer hängen hat. Dabey wird aber auch die Erwärmung mit Kohlen, wegen ihres sowohl Menschen als Gewächsen schädlichen Schwefeldampfes, widerrathen.

Gehet es in massiven Gebäuden, deren Zimmer von 24 Zoll dicken Mauern eingeschlossen werden, nicht an, daß man darin vor allen eindringenden Frost gesichert ist: so wird es, wie leicht zu erachten ist, in hölzernen Gebäuden, oder solchen, die nur dünne Wände haben, noch weniger angehen. Dem ungeachtet aber folgt daraus nicht, daß man in einem solchen Gebäude gar keine Fruchtkammer anlegen könne, vielmehr gibt es Gelegenheiten, wobey sie dazu eben so tüchtig sind, als die besten massiven Gebäude. Denn wenn ein solches Zimmer zwischen andern liegt, die im Winter bewohnt sind und geheizt werden, so ist es unstreitig wohl noch sicherer vor Frost, als massive, welche frey liegen und diesen Vortheil nicht haben; denn durch die Wände, die an bewohnte Zimmer stoßen, kann noch weniger Frost eindringen, als durch die dicksten Mauern. Wenn denn aber auch ein Zimmer, welches diesen Vortheil hat, den Winter über dazu nicht eingeräumt werden kann: so wird man zwar wider den eindringenden Frost um so viel mehr auf seiner Hut seyn müssen; man wird ihn aber doch, unter gehöriger Aufsicht, gänzlich abhalten können, wenn man nur, so oft es die Noth erfordert, den Ofen zu rechter Zeit heitzen läßt. Man sieht leicht, daß dieses hier öfter nöthig seyn werde, als in massiven Zimmern von dicken Wänden; man wird manchen Tag, wenn die Kälte heftig anhält, solches Morgens und Abends thun müssen. Da aber die Absicht des Einheizens nur dahin geht, zu verhüten, daß es nicht in dem Zimmer friere, sondern man nur eine laulichte Luft darin zu erhalten suchen darf: so wird es an vielen Tagen des Winters gar nicht nöthig, ja vielmehr eine beständige Wärme den Früchten höchst schädlich seyn. Es muß daher ein solches Zimmer nicht nur beständig reinlich gehalten, sondern ihm auch, so oft es nur die Witterung zulaßen will, frische und reine Luft gegeben werden.

Ist nun das Zimmer nach diesen Eigenschaften gehörig gewählt, so müssen in einer solchen Obstkammer, an den Wänden rings herum, Rüstungen von Latten-Werk gemacht werden, welche verschiedene Abtheilungen oder Stockwerke über einander haben, die man sämmtlich mit Bretern beleget. Dieses erspart den Platz in einem kleinen Zimmer. Solche Stellungen können bis 2 Fuß breit, und 1 Fuß hoch über einander geordnet werden; so wird man füglich, wenn man davor stehet, mit dem Arm bis an die Wand reichen, und die am nächsten an der Wand stehenden, so oft man will, ganz bequem erlangen können. Um zu denen in der Höhe stehenden zu kommen, muß man eine bewegliche Stuffentreppe haben, die man leicht allenthalben, wo man will, hintragen kann.

Zu dem Lattenwerk und den Bretern muß man keine frische fichtene nehmen, weil sie dem Obste einen kienigen Geruch mittheilen, sondern lieber eichene; es wäre denn, daß solche sehr alt und ohne Geruch wären.

Damit die Früchte auf diesen Stellagen besser in die Augen fallen, und man sogleich gewahr werde, was bey einer jeden Art zu thun vorfällt, wird es nicht unangenehm laßen, wenn die Breter von der Wand ab einen Hang vorwärts haben, so, daß sie etwas schief, nähmlich vorn etwa 3 Zoll niedriger, als hinten an der Wand, liegen. Vorne muß eine Leiste vorgemacht werden, welche die Früchte vor das Herunterrollen schüzet. Sollen die Früchte weder zu hart, noch zu nahe an einander, liegen, so kann man die Breter mit feinem trockenen Sande, einen Daumen hoch, beschütten, oder mit reinem und recht trockenen Mose von Bäumen belegen. Auf dieser Rüstung werden die Früchte, eine an die andere ordentlich neben einander aufgestellet, jedoch so, daß keine die andere berühre; denn, wenn etwa eine darunter wäre, welche zu faulen anfienge, würde sie die andern, welche sie berührt, ebenfalls mit anstecken.

stecken. Birnen müssen auf das Auge gestellet werden, so daß der Stiel in die Höhe gekehrt sey, so nehmen sie nicht nur den wenigsten Platz ein, sondern können auch bey dem Stiel am sichersten angegriffen werden. Aepfel aber können auf das Auge oder den Stiel gesetzt werden, weil sie größtentheils an beyden Enden gleich platt, und mit gar kurzen Stielen versehen sind.

Das Reifen dieser Früchte geht mit einigen schon im October, noch häufiger aber im November an; daher muß man um solche Zeit immer um den andern Tag die Obstkammer besuchen, und fleißig durchsehen, ob sich einige faule darunter befinden, welche denn sogleich aus dem Haufen ausgesondert und weggeschaffet werden müssen; ferner, ob einige Kennzeichen der Reife von sich geben, um sie alsdenn zu rechter Zeit zu ihren gehörigen Gebrauch zu bestimmen. Diese Bemühung wird gar sehr dadurch erleichtert, wenn man die Ordnung dadurch noch erhöhet, daß man einer jeden Art von Birnen oder Aepfeln ihr eigenes Fach anweiset, wo man alle von dieser Art beysammen hat, und sie überdem so neben und nach einander ordnet, wie eine Art nach der andern reif wird, d. i. nach denen Monathen, worin ihre Reife erfolget. Dieses wird erleichtert, wenn man die Monathe und zugleich die dahin gehörigen reif werdenden Sorten vorn mit einem angeklebten Zettel ihres Nahmens an der Leiste versiehet, und mit dem ersten Monath von oben herunter anfängt.

In der Mitte einer solchen Fruchtkammer kann man eine lange Tafel, und auf einem Theile derselben eine stuffenweise erhöhete Stellung anbringen, deren Stufen nur schmal seyn dürfen, um bessern Aussehens willen aber oben eingezogen werden, so, daß die auf einander folgenden immer vorspringen oder zurück bleiben, als sie breit sind. Dieses wird die Gestalt einer Treppe zuwege bringen. Es muß auch jede Stufe vorn mit einer Leiste versehen seyn. Der Gebrauch davon ist,

daß

daß man darauf die Früchte, welche man, bey der immer um den andern Tag anzustellenden Durchsehung, für reif erkannt hat, ordentlich neben einander hinstellen kann. Denn wenn man einmahl eine Frucht für reif erkannt hat, muß man sie sogleich aussondern, damit man nicht nöthig habe, wiederhohlte Untersuchungen damit anzustellen, oder gar außer Acht bleibe. Der andere Theil der Tafel, worauf ein solches Gestell angebracht wird, muß frey bleiben, um einen Platz zu haben, die Schüssein und Körbe, worein das Obst gelegt werden soll, darauf zu setzen. Endlich muß man noch einen eigenen abgesonderten Ort in der Obstkammer bestimmen, der nicht gleich in die Augen fällt, um dahin das vom Winde vor der Zeit abgeschüttelte Obst zu bringen. Dieses darf man nicht deswegen gleich wegwerfen, wenn es nur nicht durch den Fall Schaden genommen und sich zerschlagen hat. Es sieht zwar nicht gut aus, denn es schrumpfet sehr ein; jedoch einiges mehr, anderes weniger, nachdem es zeitig oder spät gefallen ist; indessen wird manches endlich doch reif, nur langsamer als das zu rechter Zeit gebrochene. Wollen aber in manchen Jahren gewisse Arten nicht recht reif werden, so werden es alsdenn die vor der Zeit abgefallenen um so weniger thun, und man muß sie zum Kochen und Backen hingeben.

Die besondern Methoden, einige Arten der Früchte, als: Aepfel, Citronen, Nüsse, Weintrauben ꝛc. aufzubehalten, findet man an gehörigen Orten.

Wie die Früchte zu backen oder zu dörren seyn, hat man im Art. Obst zu suchen.

Vom Einmachen der Früchte in Zucker, siehe Th. X, S. 439, fgg. und Zuckerbrod von eingemachten Früchten.

Wie allerley Früchte zu candiren, siehe Th. VII, S. 617.

Um Obst trocken einzumachen, nimmt man z. E. Pflaumen oder Birnen, reiniget sie sauber, läßt die Steine darin, leget sie in ein Geschirr, und gießt frisch siedend Wasser darüber; kehrt sie alsdenn unter einander, leget sie zwischen ein weißes Tuch, und verläutert Zucker mit Eyweiß, siedet ihn, bis er einen Faden gibt, schüttet ihn sodenn über das Steinobst, und läßt es über Nacht stehen. Darauf wird die Zucker-Brühe wieder gesotten, wie zuvor, und ebenfalls darüber geschüttet; und das auch zum dritten mahl. Alsdenn thut man die Brühe auf ein Blech in einen Kasten, leget das Blech auf Stängchen, und eine Kohl-Pfanne dagegen, daß es trockne, oder läßt es allmählich selbst trocknen. Sind es Quitten oder Birnen, so muß vorher Wasser abgegossen werden, damit es durchsichtig werde; alsdenn kann man erst den feinen Zucker darüber thun.

Man hat auch **auf Branntwein gesetzte Früchte**, z. E. Apricosen, Pfirsichen, kleine gelbe Pflaumen ꝛc. Sie werden dazu, wenn sie noch nicht ganz reif sind, vorher wohl gereiniget, und entweder zerschnitten, oder mit einer Nadel rund herum zerstochen. Alsdenn thut man sie in einen hell und klar gekochten Syrup, nimmt sie aber, so bald sie die Farbe ein wenig zu verändern anfangen, vom Feuer weg, breitet sie auf einem reinen Tuche aus, damit sie ihr Wasser ablaufen laßen, läutert den Syrup zum zweyten mahl faden- oder perlenmäßig, und läßt ihn kalt werden. Während der Zeit, daß letzteres geschieht, leget man die wohl abgetropften Früchte in eine mit einer recht weiten Oeffnung versehene gläserne Flasche. Hierauf vermischt man mit dem kalt gewordenen Syrup 6 Quart guten Brannt-Wein, und gießt es auf die Früchte. Anfänglich werden sie in dem Aquavit herum schwimmen, hernach aber von dem Zucker und Branntwein durchdrungen

werden,

werden, und sich in der Flasche zu Boden setzen; da sie denn zum Genusse tauglich sind.

Künstliche Früchte, werden z. E. von Castor- oder Streu-Arbeit, (s. Th. VII, S. 718) oder von Alaun und Wachse gemacht.

Von Alaun können allerley Früchte, welche sehr durchsichtig sind, und den natürlichen fast gleich kommen, gemacht werden. Man nimmt ein Stückchen Alaun, von der Größe der Frucht, und schabet, feilt oder dreht es rund, z. E. in Gestalt einer Kirsche; wischt ein solches Kügelchen mit einem feuchten Tuche wohl ab, damit es einen Glanz bekomme; läßt es sodenn wieder trocknen; macht hernach die Spitze oder das Ende eines dünnen Drahtes an einem Lichte glühend, und stößt dieselbe geschwinde in die von Alaun gebildete Kirsche, so bleibt der Draht, so bald er abgekühlt ist, in derselben fest: und solchergestalt hat man an der Kirsche einen Stiel. Hierauf tunkt man dieselbe in geschmolzenes Wachs, schüttelt es ein wenig mit öfterm Umkehren ab, und läßt sie abkühlen. Alsdenn macht man von Hausenblase ein mit Brasilien gefärbtes dickes Leim-Wasser, läßt es ein wenig warm werden, und tunkt, wenn es noch laulich ist, und oben gleichsam ein Hütchen hat, die Kirsche darein: so bekommt sie eine schöne Farbe. Man läßt sie sodann trocknen. Auf gleiche Weise kann man andere Früchte von Alaun machen. Will man mit Schaben, Feilen oder Drehen, keine große Mühe haben, so kann man den Alaun in einem Löffel schmelzen, und hernach in eine mit Baumöhl beschmierte Kugelform gießen: so bekommt man, nach der Größe der Formen, allerley Kugeln, welche zu Kirschen, Johannisbeeren und andern Früchten, gebraucht werden können.

Von Wachs Früchte, z. E. Kirschen oder Johannisbeeren zu machen, nimmt man zuerst ein schlechtes Wachs, oder gar nur Pech, und formirt daraus mit den Fingern größere oder kleinere Kügelchen, in Gestalt und Größe der beliebigen Früchte. In diese steckt man einen Stiel von ausgegläheten dünnen messingenen Draht, oder von einer Schweinsborste, tunkt hernach solche Früchte etliche mahl in Wachs, welches mit Mennig- roth gefärbt ist, und läßt sie allezeit wieder abkühlen. Darnach nimmt man ein starkes Hausenblasenwasser, welches mit Brasilienholz roth gefärbt, und noch etwas warm ist, tunkt die mit rothem Wachse überzogenen Kirschen oder Johannisbeeren darein, und läßt sie trocknen. Haben sie alsdenn ihren gehörigen

hörigen Glanz und Farbe noch nicht, so muß man das Eintunken wiederhohlen. Es kommt hierbey sehr vieles darauf an, daß das Hausenblasenwasser seine rechte Dicke habe. Den Stiel überwickelt man endlich mit Flock- oder türkischer Seide, und überstreicht ihn mit Traganthwasser. Endlich macht man, nach Belieben, Blätter von Seide, Papier ꝛc. daran.

Wie von Mandeln Bilder und Früchte zu verfertigen seyn, s. Th. I, S. 747.

In den Rechten versteht man unter Frucht insgemein allen und jeden Vortheil, Gewinn, Genuß und Nutzung eines Dinges, ins besondere aber die Garten- oder Feldfrüchte eines Gutes, mithin nicht nur alles, was auf einem Gute wächst, sondern auch allen übrigen Nutzen und Gebrauch desselben, als: Pachtzins, Interessen ꝛc. welche eine Sache abwirft, und die man in Ansehung derselben genießt. Hieraus ergibt sich auch zugleich der Grund und Nutzen der unterschiedlichen Benenn- und Abtheilungen der Früchte. Insonderheit unterscheidet man die Früchte eines Landgutes, in Fructus naturales, industriales und civiles.

Fructus naturales, Fr Fruits naturels, natürliche, oder von selbst erwachsene Früchte, nennt man diejenigen, deren Daseyn und Wachsthum man bloß den Wirkungen der Natur zu danken hat. Denn, ob gleich auch diese in gewissen Fällen eine menschliche Pflege und Wartung nöthig haben, so ist solches doch nicht die unmittelbare Ursache ihrer Entstehung, sondern es kann nur als ein Mittel ihrer Vermehrung und Verbesserung angesehen werden.

Daß, um dieses durch ein Beyspiel deutlicher zu machen, das Gras auf den Wiesen wächst, ist eine bloße Wirkung der Natur, weil dasselbe von den Menschen weder gepflanzt, noch der dazu nöthige Same ausgesäet wird. Wenn aber gedüngte Wiesen mehreres und besseres Gras bringen, als ungedüngte, so ist zwar solches allerdings der menschlichen Pflege und Wartung zuzuschreiben, dennoch aber nicht als die unmittelbare wirkende Ursache des Graswuchses selbst anzusehen, sondern nur für ein Verbesserungsmittel zu halten. Noch deutlicher wird die-

dieſes werden, wenn man die Wieſen und den Ackerbau in dieſer Abſicht gegen einander vergleichet. Der Acker trägt ohne die Bearbeitung, die ihm von menſchlichen Händen wiederfährt, keine Früchte, und folglich iſt der menſchliche Fleiß die unmittelbare wirkende Urſache von der Entſtehung der Ackerfrüchte. Die Wieſen aber bringen, auch ohne menſchliche Pflege und Wartung, Gras; und es iſt alſo die unmittelbare Wirkungs-Urſache von deſſen Entſtehung nicht dem menſchlichen Fleiße, ſondern der Natur, zuzuſchreiben.

In denen Fällen, wo es auf Abſonderung des Lehns und Erbes ankommt, werden zu der Claſſe der bloß natürlichen Früchte gezählet: das Gras auf den Wieſen; das wilde Obſt, welches auf dem Felde und in den Wäldern, ohne daß die Bäume von Menſchenhänden dazu ausdrücklich geſetzt worden, wächſet; die Zucht von allen Arten des Viehes, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; das Holz und die Maſtung im Walde; die Jagd-Nutzungen; die Abnutzungen der Steinbrüche und Erzgruben, und anderer dergleichen in der Erde liegenden nutzbaren Dinge; der Honig von den Waldbienen; die in den Seen, und den zur wilden Fiſcherey gehörigen Waſſern, ſtehenden Fiſche ꝛc.

Fructus induſtriales, Fr. Fruits induſtriaux, Früchte des Fleißes, nennt man die durch den menſchlichen Fleiß hervorgebrachten Früchte. Zwar können alle, folglich auch dieſe Früchte, nicht ohne Mitwirkung der Natur erzeuget werden; ſie werden aber deßhalb beſonders dem menſchlichen Fleiße, Wartung, Mühe und Arbeit zugeſchrieben, und daher Früchte des Fleißes genannt, weil die Natur ohne Beytritt des menſchlichen Fleißes und Bemühungen darunter entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ſchwach und unvollkommen, wirken könnte. Mit Recht wird daher bey denſelben der menſchliche Fleiß als die unmittelbare Wirkungsurſache von ihrer Entſtehung und Daſeyn angeſehen.

Aus dem kurz vorher angeführten Beyſpiel des Ackerbaues, iſt ſolches klar. Denn, wer könnte ſich wohl von ſeinem Acker, wenn auch derſelbe, ſeiner innern Güte nach, von der beſten Art und Gattung wäre, eine Getreideärnde verſprechen, ohne daß er denſelben gehörig gepflüget und beſäet hätte! Gras und

Ur-

Unkraut wird derselbe wohl tragen, und dadurch zur Viehweide tüchtig werden, aber keine Früchte bringen

Zu dieser Classe sind zu rechnen; sämmliche Getreidearten, und überhaupt alle Früchte, welche der von den Menschen bearbeitete Acker hervorbringt; die Früchte der künstlichen Wiesen; alles Obst und alle Unterfrüchte in den Gärten; Most und Wein; der Hopfen, Weid, Färberröthe, Toback, und andere dergleichen Früchte, welche besonders in unsern Zeiten gebräuchlich sind; die Wolle und Milch, wie auch die junge Zucht von den Hausthieren, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; die sämmtlichen Jagdnutzungen; die Nutzungen der Steinbrüche und Erzgruben; der von den Haus- und Gartenbienen gewonnene Honig; die Nutzungen der Glashütten, Theeröfen, Pottaschsiedereyen, Ziegel- auch Kalköfen; die in den durch den menschlichen Fleiß und Erfindung zubereiteten Teichen stehenden Fische ꝛc.

Bey denjenigen Früchten, welche man Fructus civiles, Fr. Fruits civils, bürgerliche Früchte, nennet, findet das im Vorhergehenden angenommene Unterscheidungszeichen an und vor sich selbst nicht Statt. Weder bloß die Natur, noch auch der gegenwärtige menschliche Fleiß, sind die unmittelbaren wirkenden Ursachen ihrer Entstehung, ob gleich nicht geläugnet werden kann, daß sie größtentheils von dem Genuß der beyden ersten Arten der Früchte, welcher einem Andern zugestanden worden, ihren ersten Ursprung genommen haben.

Es findet bey den Civilfrüchten eine dreyfache Eintheilung Statt. Zu der ersten gehören diejenigen baaren Einkünfte, die wegen der Aernde und der einem Dritten überlaßenen Ackerfrüchte, entrichtet werden, folglich als ein unstreitiges Surrogatum des Ackerbaues anzusehen sind; als: alle Getreidepächte, die von den Unterthanen oder andern Besitzern des herrschaftlichen Eigenthums, für den Genuß der ihnen unter den Pflug gegebenen Aecker entrichtet werden müssen; aller Getreidezins, der von den Unterthanen oder andern Besitzern herrschaftlicher Grundstücke entrichtet wird; alle Arten von Getreidezehenden; der Canon, welcher von einem unter dem Erbzinsrecht (Jus emphyteuseos) stehenden Acker-Stücke entrichtet wird; der Zins, welcher von Zinsacker-

Gütern oder Ackerstücken entrichtet wird; das so genannte Mahder oder Meiergeld. Die zweyte Classe begreift diejenigen Gefälle unter sich, deren Ableistung auf einen gewissen Tag oder Zeit bestimmt ist, ohne dabey eine eigentliche Beziehung auf die Aernde oder dafür genossene Ackerfrüchte zu haben; als: alle Arten des Fleischzehends; der so genannte Frauenzins; der Rutscherzins; die Lehenware (Laudemium); der fast allenthalben bey eigenthümlichen Unterthanen-Gütern gewöhnliche Erb- und Grundzins, welcher auch von solchen Grundstücken, die weder unter dem Erbzinsrecht stehen, noch auch zu den ordentlichen Zinsgütern gehören, entrichtet werden muß; die Abzugs- und Abschoßgelder, welche die Eingesessenen eines Landgutes der Herrschaft entrichten müssen; die Loslaßungsgelder, welche der Herrschaft von den Unterthanen wegen Erlaßung der Unterthänigkeit entrichtet werden; die Dienstgelder, welche an einigen Orten von dem ledigen Gesinde zur Ablösung der schuldigen Dienstjahre erleget werden müssen; und endlich alle Arten der Geldstrafen und andere so genannte Gerichtsgefälle. Die dritte Abtheilung der Civilfrüchte macht alle diejenigen Gefälle aus, welche weder eine Beziehung auf die Aernde, und die den Entrichtern zum Genuß überlaßenen Ackerfrüchte, noch auch eine gewisse zu ihrer Ableistung bestimmte Zeit haben. Hieher gehören: der Miethzins, welcher auf dem Lande für Häuser, Stuben und andere Wohnungen, auch wohl Ställe und Scheunen, entrichtet zu werden pflegt; diejenigen Getreidepächte oder Dienst-Gelder, welche von den dienstpflichtigen Bauern der Herrschaft zur Vergütung des, entweder ihnen ganz, oder doch zum Theil erlaßenen Dienstes, erleget werden; alle Arten von Mühlenpächten, sie mögen in Gelde, oder in Körnern entrichtet werden; der entweder von den eigenen Unterthanen, oder auch fremden Aushütungs-Interessenten jährlich zu entrichtende Weidehafer; und der Canon emphyteuticus, oder Zins von solchen Grundstücken und Zinsgütern, welche hauptsächlich aus Hütung und Wiesewachs bestehen.

Der unmittelbare Grund und die Ursache der Civilfrüchte, besteht entweder in den mit deren Entrichtern errichteten Verträgen, oder in einem gesetzmäßigen Herkommen. Von der ersten Art, führe ich den Erb- und Pachtzins, von der andern aber die Laudemien, Abschoß- und Loslaßungsgelder, zum Beyspiel und zur Erläuterung an.

Oeconomia forensis, 2 Band, S. 291, sqq. und 4 Band, S. 146, seq.

Fructus

Fructus pendentes, stehende oder hangende Früchte, Fr. Fruits pendans par les racines, nennt man diejenigen, die noch am Halm oder am Stängel in der Erde stehen, oder auf dem Baum, am Stamm oder am Stock hangen, und noch nicht eingeärndet oder abgenommen sind; insonderheit dergleichen Kornfrüchte und Trauben. Sie heißen auch nondum percepti, noch nicht empfangene, oder noch nicht von dem Erdboden abgesonderte und der Erde noch anhängende Früchte, und pflegen daher zu den unbeweglichen Gütern gerechnet zu werden, weil sie noch ein Theil des Gutes sind. Fructus percepti oder separati, empfangene oder abgesonderte Früchte hingegen, heißen diejenigen, welche wirklich von dem Körper, von welchem sie hervorgebracht sind, abgesondert gefunden werden, ob sie schon nicht eingesammelt oder weggetragen worden, als da sind z. E. geschütteltes Obst, abgemähtes Gras, geschnittenes Getreide, wenn solches schon nicht im Keller, auf die Böden oder in die Scheunen gebracht worden.

* * *

2. Figürlich.

1) Was die Fruchtbarkeit in dem Pflanzenreiche verursachet und befördert. Wenigstens wird es von den Landleuten Meißens in diesem Verstande von der in der Erde befindlichen Feuchtigkeit gebraucht. Es ist keine Frucht in der Erde, keine Feuchtigkeit. Siehe Sommerfrucht, Winterfrucht.

2) In einigen Fällen auch von den Producten des Thierreiches; Junge, noch ungebohrne oder vor kurzem erst gebohrne Kinder und Thiere. In diesem Verstande wird es in der anständigen Schreibart nur noch von Kindern, besonders von ungebohrnen Kindern gebraucht. Die Frucht im Mutterleibe. Die Leibesfrucht. Eine unzeitige Frucht gebären. Sich die Frucht abtreiben.

3) Der Ertrag, die Einkünfte einer Sache, am häufigsten im Oberdeutschen. Die Früchte eines Capitals, die Zinsen. Die Früchte eines Landgutes, der Ertrag.

4) Die guten oder bösen Folgen einer Handlung. Der Hunger ist eine Frucht der Mäßigkeit. Das ist die Frucht deiner Bosheit.

Frucht-Ast, derjenige Ast eines Obstbaumes, an welchem sich Früchte befinden, zum Unterschiede von den Holz- und Wasserästen. Siehe Th. II, S. 607.

Frucht-Auge, Frucht-Knospe; siehe unter Knospe.

Frucht-Balg, siehe oben, S. 283 und 284.

Frucht-Band, siehe Feston.

Frucht-Baum, Fr. Arbre fruitier, ein Obstbaum, ein Baum, welcher Früchte in engerm Verstande bringet; siehe Frucht 1 2) (b).

Frucht-Boden. 1. In der Landwirthschaft, ein Boden, auf welchem die Frucht, d. i. das Getreide verwahret wird; siehe Korn-Boden.

2. Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, der Boden, d. i. die unterste Fläche der eigentlichen Blume, auf welcher sich die Frucht erzeuget.

Frucht-Gehänge, siehe Feston.

Frucht-Gülte siehe unter Gülte.

Frucht-Handel, siehe Korn-Handel.

Frucht-Herr, in einigen Städten, ein Rathsherr, dem die Besorgung der Frucht, d. i. des Getreides, aufgetragen ist.

Frucht-Horn, Füllhorn (von Fülle, Ueberfluß, Reichthum), Horn des Ueberflusses, L. Cornu copiæ, Cornu Amaltheæ (*), Fr. Corne d'abondance, Ital. Corno

(*) Diesen Nahmen hat es von Amalthäa, der Ziege, welche dem Jupiter gesäuget hatte, und hernach unter die Sterne versetzt wurde. Eines von ihren Hörnern verehrte Jupiter den Nymphen, welche diese Ziege erwartet und gepflegt hatten; und diesem Horn legte er die Eigenschaft bey, daß es in einem Augenblicke den Genuß alles desjenigen, was man sich wünschte, verschaffte.

Corno d'abondanza, in der Baukunst ein Zierrath, der in einem mit Blumen, Blättern, Früchten oder andern Gaben der Natur und Schätzen der Welt überflüssig angefüllten gewundenen Horn besteht, und in den schönen Künsten, noch von den Zeiten der Griechen und Römer her, als ein Sinnbild des Wohlstandes, Reichthums und Ueberflusses gebraucht wird. Siehe Fig. 811. Man gebraucht diese Fruchthörner bey den höhern, besonders der korinthischen Ordnung, und es läßt sich ein Gebäude recht schön unter den Bögen und über den Fenstern damit auszieren. Ein Beyspiel davon findet man in dem amsterdamer Rathhause, wo sie unter Bögen, durch welche runde Fenster gehen, kreutzweise um diese über einander geleget und von Amouretten gehalten, angebracht sind. Man pflegt auch Arcaden und Ehrenpforten damit auszuzieren.

Frucht-Kammer, siehe oben, S. 297, fgg.

Frucht-Keim, siehe oben, S. 285.

Frucht-Knospe, siehe unter Knospe.

Frucht-Knoten, siehe oben, S. 285.

Frucht-Korb, siehe Confect-Blätter.

Frucht-Kranz, siehe Feston.

Frucht-Nießung, **Frucht-Nutzung**, siehe Nießbrauch.

Frucht-Preis, siehe Korn-Preis.

Frucht-Schnur, siehe Feston.

Frucht-Schrumpf, der Abgang, so an der aufgeschütteten Frucht, d. i. Getreide, durch Einschrumpfung oder Eintrocknung verursacht wird, und welcher auch zuweilen nur der Schrumpf heißt.

Frucht-Stück, in der Mahlerey, ein Stück, d. i. Gemählde, auf welchem Abbildungen von Früchten zur Hauptvorstellung gewählt worden; zum Unterschiede von einem Blumenstücke, Thierstücke u. s. f.

Die Fruchtstücke haben ihre Annehmlichkeit sowohl von der schönen anmuthigen Gestalt einiger Früchte, als von den

Farben, dem bald durchsichtig, bald glänzenden, und bald weichen, duftigen Wesen derselben. Und wenn alle diese Annehmlichkeiten geschickt mit einander verbunden sind, so können sehr artige Gemählde daher entstehen. Ins besondere werden denn auch solche Stücke den Liebhabern der Kunst angenehm, wenn eine geschickte Anordnung, wenn Haltung und Farbengebung dabey vollkommen in Acht genommen sind.

Man hat Fruchtstücke, worin alles, was zur Farbengebung, im weitesten Verstande genommen, gehört, auf das vollkommenste beobachtet worden. Die vornehmsten Meister darin waren: Gillemans, Verbruggen, J. J. de Heem, Mignon, Jan von Huysum, Rachel Ruysch und van Royen.

Frucht-Zapfen, siehe oben, S. 282.

Frucht-Zehend, siehe unter Zehend.

Frucht-Zinsen, Zinsen, welche in Früchten, d. i. in Getreide, abgetragen werden, Kornzinsen, Getreide-Zinsen, zum Unterschiede von den Geldzinsen.

Fruchtbar (*), L. Fertilis, Foecundus, Fr. Fécond, Fertile. 1. Was Frucht bringet, in allen Bedeutungen des Hauptwortes. Fruchtbare Bäume, im Gegensatze der unfruchtbaren. Ein fruchtbarer Boden, ein fruchtbares Erdreich. Imgleichen, was viele Frucht bringet. Einen Acker, ein Feld fruchtbar machen. Ein fruchtbares Ehepaar, welches viele Kinder zeuget. Die Kaninchen, die Tauben sind sehr fruchtbar, bringen oft und viele Junge.

2. Was die Fruchtbarkeit im Pflanzenreiche befördert. Ein fruchtbarer Regen. Fruchtbare Witterung. Ein fruchtbares Jahr, in welchem wegen der fruchtbaren Witterung viele Früchte wachsen. Fruchtbare Zeiten.

Vor-

(*) Statt dieses Wortes kommt bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern fruchtig, birig, berig, berhaft, trächtig, u. s. f. vor, welches letztere noch im Oberd. für fruchtbar gebraucht wird.

Vorzeichen von einem frucht- oder unfruchtbaren Jahr.

1. Wenn der Frühling und der Sommer sehr feucht sind, oder wenn es zur Zeit der Baumblüthe sehr nebelt und reift: da soll es in diesem Jahre nicht viel Früchte geben.
2. Wenn es um eine ungewöhnliche Zeit des Jahres sehr schneyet oder hagelt: da folgt gemeiniglich theure Zeit.
3. Wenn es im ersten Keimen der Saat, oder auch im ersten Ausschlagen der Bäume oder des Grases sehr thauet, oder friert: da soll ein unfruchtbares Jahr erfolgen.
4. Wenn der Herbst bey der Aussaat trocken, und der Frühling bey dem Aufgehen der Saat ziemlich warm ist: da soll ein fruchtbares Jahr folgen
5. Wenn es im Frühjahr stark regnet, friert oder hagelt: da folgt ein unfruchtbares Jahr.
6. Wenn man im Frühjahr auf allen Feldern eine Menge Blumen sieht: so soll ein gutes Kornjahr folgen.
7. Es wird für ein Zeichen eines unfruchtbaren Jahres gehalten, wenn die Bohnen und Eicheln gut gerathen sind.
8. Wenn die Vögel die Heiden und Büsche verlaßen, und sich auf dem besäeten Lande aufhalten: das bedeutet ein unfruchtbares Jahr.
9. Der Märzschnee ist für das gesäete Korn nicht gut; und wenn ein Frost dazu kommt, so verdirbt viel Korn.
10. Der Frost, welcher im May kommt, ist dem Weine, dem Hopfen, der Blüthe, den Eicheln, den Bohnen, dem Rocken, einigen Kirschen, dem Flachse, der frühen Gerste ꝛc. sehr schädlich.

11. Ein nasser Augustmonath macht niemahls ein dürres Jahr, aber ein früher Sommer schlecht Gewächse.

12. Wenn im August viel Sonnenschein ist, wächset der Wein gut.

13. Wenn der Weinstock im Vollmonde, oder, da der Mond noch lange scheint, blühet: da soll es viel Trauben geben.

Fruchtbarkeit, L. Fertilitas, Foecunditas, Fr. Fécondité, Fertilité, die Eigenschaft eines Dinges, nach welcher es fruchtbar ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes. Die Fruchtbarkeit des Bodens, eines Baumes, eines Gewächses, eines Thieres, einer Frau u. s. f. Im Oberd. ehedem auch Fruchtigkeit.

Ich werde mich hier bloß in eine Untersuchung der Ursachen der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erde, nach den Grundsätzen des Hrn. Wallerius einlaßen.

Die Beschaffenheit des Erdreiches, nach welcher die Samen der Gewächse, welche demselben anvertrauet sind, zu rechter Zeit aufgehen, grünen und reifen, wird, nach der gewöhnlichen Art zu reden, mit Recht die Fruchtbarkeit der Erde genannt. Die Merkmahle, welche ein Erdreich haben muß, das allen Arten der Gewächse zuträglich, und allgemein fruchtbar ist, findet man im XI Th. S. 315, f. angezeigt. Aus welchen Ursachen aber diese Beschaffenheit der Erde entstehe, scheint schwerer zu bestimmen zu seyn, da diese allezeit der Zankapfel der Gelehrten gewesen sind. Denn einige haben die Ursache der Fruchtbarkeit in der Erde, welche auf der Oberfläche der Aecker, oder in der Mitte, oder ganz unten angetroffen wird; andere hingegen in dem Salze, und vornehmlich in dem Salpeter; einige in dem Dünger oder der Fettigkeit, und die meisten in der Luft gesuchet. Es hat auch einige gegeben, welche sie in dem Feuer und in der Wärme; und viele, welche sie allein

allein in dem Wasser haben finden wollen. Dühamel, und sein Vorgänger, Tull, haben sie in einem leicht aufzulösenden oder leicht zu zertheilenden Erdreiche gesetzt. Wenn man alle diese Dinge zusammen nimmt, wie sie denn billig zusammen genommen werden müssen, weil ein jedes, nach seiner Beschaffenheit, dieses mehr, jenes weniger zur Fruchtbarkeit beyträgt: so erreicht man gewiß den bequemsten Weg, die Wahrheit zu finden. Hierbey aber ist zu merken, daß, ob gleich auf diese Weise die Wahrheit entdeckt wird, dennoch einige Ungewißheit zurück bleibe, wenn nicht noch ferner untersucht wird, welche von diesen die Ursache der Materie, welche die Ursachen der Form, und welche die Instrumentalursachen seyn. Denn diese Eintheilung der Ursachen, die etwas zur Fruchtbarkeit beytragen, fordert die Erfahrung; es bestätiget sie die Oekonomie der Pflanzen, und die Natur und Beschaffenheit der Ursachen. So machen z. E. die Salze, die Luft und die Wärme, wenn man sie an sich selbst betrachtet, nicht einmahl die Nahrung aus, sondern dienen nur zur Zubereitung und Vertheilung derselben, weshalb sie auch unter die Instrumentalursachen gerechnet werden müssen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Erde, in welcher die Pflanzen grünen; denn diese wird, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, im Wasser nicht aufgelöset, und kann folglich auch keinesweges Nahrung werden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Erde, wenn man sie mit Wasser begießt, erweichet werden und das Wasser färben kann; daraus aber folgt noch gar nicht, daß diese erweichte Theilchen der Erde mit dem Wasser zugleich eine Nahrung der Gewächse werden. Denn 1) ist nicht zu begreifen, daß diese erweichte Theilchen so subtil gemacht werden sollten, daß sie der wässerigen Feuchtigkeit gleich kämen, welche in die subtilsten Canäle der kleinsten Gewächse dringet; vornehmlich, da auch (2) aus der Erfahrung gewiß ist, daß eben diese

Theilchen leicht wieder von dem Wasser, welches in Feuchtigkeiten aufgelöset ist, und in die Oeffnungen der einsaugenden Gefäße dringt, abgesondert und filtrirt werden. Daher kann man auch schon hieraus abnehmen, wie unrichtig die Meinung derer sey, welche glauben, als wenn das Erdige in den Gewächsen seinen Ursprung den Erdtheilchen zu danken habe, welche einiges Wasser bey sich führen; und die aus diesem Grunde die Verwandlung des Wassers in Erde bestreiten wollen, und das Wasser nur für dasjenige, was den Gewächsen die Nahrung zuführt, nicht aber für die vornehmste und Hauptursache annehmen. Denn die Verwandlung des Wassers in Erde muß man nicht aus den fremden Theilchen, welche sich mit dem Wasser vermischt haben, sondern aus der Natur und Beschaffenheit des Wassers selbst herleiten. Es darf daher niemanden ungereimt scheinen, wenn ich die vornehmste und Hauptursache der Fruchtbarkeit in dem Wasser setze. Denn dieses wird, wie unzählbare Versuche, insonderheit des Helmont, Boyle, Eller und Marggraf, zeigen, zu einer wahren festen erdigen Substanz. Aus dem Wasser werden auch, vermittelst der Wärme, die Oehle gemacht, wie Eller sehr gelehrt bewiesen hat; nicht zu gedenken, daß man in den Sümpfen viele Anzeigen von Oehl findet, in welchen sehr oft durch die Fäulniß aus dem Wasser eine gewisse leimige und stinkende Materie entsteht und oben schwimmt.

Es ist hierbey, da ich das Wasser für die Nahrung ausgebe, zweyerley zu bemerken: 1) daß hier kein Wasser in seiner gewöhnlichen Flüssigkeit verstanden werde, sondern solches, das schon in Dünste aufgelöset ist; denn bloß diesen Dünsten kann, weil dieselben elastisch sind, das Aufschwellen der Sämen, wenn sie auskeimen, zugeschrieben werden; ja auch die Aehnlichkeit der Gefäße, welche diese Dünste einsaugen, und von sich geben, erfordert dieses; diejenigen nähmlich, welche diese Dünste einsaugen, durch welche ein Theil von der Fettigkeit der Luft in die kleinsten Gefäße der Blätter und Stämpel dringt. Wenn

nun diese Dünste, durch die dieselben in Bewegung setzenden, verändernden und saſthaltenden Gefäße gedrungen sind, so leiden sie erst hauptsächlich ihre Veränderung in den bauchförmigen Behältnissen. 2) Ich habe zwar gesagt, daß von dem Wasser Salze und Oehle hervorgebracht werden können; hieraus ist aber nicht zu schließen, daß das Salzige und Fettige, welches in der Erde ist, gar keinen Nutzen habe. Die Erfahrung lehret zwar, daß die Gewächse einiger maßen ohne das Salz und ohne die Fettigkeit der Erde wachsen können, bloß von dem Salze und der Fettigkeit, welche aus dem Wasser entsteht; da aber die Fruchtbarkeit der Erde nicht ein jedes Wachsthum ohne Unterschied, sondern ein baldiges und vortheilhaftes Wachsthum erfordert: so erhellet hieraus, daß dieselbe auch erfordere, daß alles dieses zu rechter Zeit geschehe, welches sonst durch eine langsame Verwandlung des Wassers in Salz und Oehl länger verzögert wird, und daß folglich in diesem Falle das Wasser die fremden Salze und Fettigkeit keinesweges von sich stoße, sondern vielmehr nothwendig erfordere. Daß aber auch die Gewächse bloß von den Dünsten des Wassers wachsen, beweisen solche viele steinige Erdreiche, welche gar kein Salz haben.

Hieraus ergeben sich folgende Sätze: 1) Wo ein gehöriger und der Natur aller einzelnen Gewächse gemäßer Vorrath und Proportion der Theile, welche die Nahrung ausmachen, vorhanden ist: da ist auch die Erde an sich selbst, d. i. wegen ihrer Materie (materialiter) fruchtbar. Wenn hierzu nun eine gehörige Vermischung der Erde, Auflösung und Vertheilung derselben durch das Pflügen, imgleichen die erforderliche Düngung, eine angenehme und nothwendige Abwechselung der Luft und der Wärme kommt: so darf man nicht zweifeln, daß der Acker, unter dem Segen der göttlichen Güte, eine reiche Aernde bringen werde, wenn nur der Same reif und ohne andere Fehler gewesen ist. 2) Daher besteht die Unfruchtbarkeit der Aecker, L. Steriliras, Fr. Sterilité, darin, daß die Ursachen zu der Beschaffenheit derselben, welche man die Fruchtbarkeit nennet, nicht gehörig zusammen kommen, oder gar nicht vorhanden sind; und sie ist also derjenige Zustand, da die Aecker keine rechte Aernde bringen.

Ich

Ich wende mich zur Erklärung der Ursachen der Unfruchtbarkeit. Da ich in dem Vorhergehenden gesagt habe, daß das Wasser die innerliche und wesentliche Ursache der Fruchtbarkeit ausmache: so müssen wir dasselbe zuerst betrachten. Man kann aber das Wasser, in so fern es die Fruchtbarkeit hindert, auf eine zweyfache Art betrachten, nähmlich, wenn es zu viel, oder zu wenig ist. Denn daß es, wenn es das Mittel hält, und weder zu viel noch zu wenig ist, der Fruchtbarkeit nicht schade, ist schon in dem Vorhergehenden gesagt worden. Vielleicht dürfte es Einigen seltsam vorkommen, daß ich sage: Das Wasser, wenn es zu viel ist, schade der Fruchtbarkeit, da ich es doch für die wesentliche Nahrung ausgebe; denn daraus scheint zu folgen, daß man eine reichere Aernde erwarten könne, je mehr Nahrung vorhanden ist. Um diesen Zweifel aus dem Wege zu räumen, ist folgendes zu bemerken. 1) Weil das gar zu häufige Wasser, oder, um mich richtiger auszudrucken, die gar zu vielen wässerigen Feuchtigkeiten sehr elastisch sind: so müssen sie, weil sie in die Canäle und in die engsten saftführenden Röhren der Gewächse in großer Menge hinein dringen, dieselben sehr von einander treiben, und oft gänzlich zersprengen. Dieses Zersprengen geschieht desto geschwinder, je größer der Widerstand ist, den die Luftröhren verursachen. Es ist aber offenbar, daß das Wachsthum, wenn die Gefäße, welche zu der weitern Zubereitung des Nahrungssaftes bestimmt sind, verdorben sind, wenn nicht gänzlich, doch wenigstens gar sehr gehindert werde. Denn durch dieses Zerreißen der Gefäße geht die ernährende Materie, wider die Einrichtung und Ordnung, in die Luftgefäße. 2) Der Schluß von dem größern Vorrathe der Nahrung auf eine reichere Aernde, ist gar nicht richtig. Auch die Oekonomie im Thierreiche beweiset gerade das Gegentheil. Denn die Aerzte leiten die Plethora, (welche darin besteht, daß

in

in den Gefäßen mehr Flüssigkeit ist, als natürlicher Weise darin seyn sollte,) hauptsächlich von einem allzu starken und übermäßigen Genusse der Speisen her. Daß aber die Gewächse eine ähnliche Krankheit haben, erhellet daraus, daß sie an gar zu fruchtbaren Orten keinen Samen bringen, oder wenigstens ist derselbe doch gar zu wässerig, und schrumpft in der Hitze fast ganz zusammen, so wie er auch durch die geringste Kälte gar bald Schaden nimmt. 3) Von der gar zu großen Menge des in Feuchtigkeiten aufgelöseten Wassers, wird, wie die Erfahrung beweiset, die Nahrung gar sehr verdorben, wodurch denn gewiß die Unfruchtbarkeit entsteht. Denn dieses Wasser wird, weil es von außen keine Bewegung hat, wenn es der brennenden Sonnen-Hitze etwas lange ausgesetzt ist, in eine innere Bewegung gesetzt, wodurch es denn faulend und sauer wird. Hiervon geben uns die stehenden Sümpfe Beweise genug, als welche gänzlich unfruchtbar sind, durch die Ableitung des Wassers aber fruchtbar gemacht werden. Denn diese sind, wie die Erfahrung lehret, von einer schleimigen, fressenden Materie angefüllt, welches die scharfen Gewächse, als: das Dreyblatt (Menyanthes), der Schirling, u. a. m. die an solchen Orten wachsen, bezeugen; nicht zu gedenken, daß selbst die Erde, welche gleichsam verbrannt zu seyn scheint, eben dieses anzeiget. In diesem scharfen Safte, welchen die Gewächse aus dem Wasser ziehen, liegt, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Ursache, warum die Aecker, welche gar zu viel Nässe haben, Gewächse hervorbringen, die durch eine Krankheit, welche dem kalten Brande nicht unähnlich ist, verderbet werden. Vermuthlich rührt hiervon auch größtentheils der Ausschlag und die Warzen der Stängel und Blätter her. Gemeiniglich beschuldiget man zwar die Insecten, als die Ursachen dieses Uebels; allein, die Insecten pflegen nur an solchen Orten, wo eine verdorbene Feuchtigkeit ist, weil sie an derselben ihre Nahrung finden,

den, ihre Eyer zu legen, und die zum Wachsthum un
zur Fortpflanzung bestimmten Theile zu verderben
Hieraus erhellet, daß, wenn diese Nahrung zu einer
gesunden Saft gemacht, oder weggeschafft ist, auch di
Insecten verschwenden. Uebrigens wird die Feuchtigke
auf den Aeckern, wo scharfes Wasser ist, gar zu hoh
wodurch denn die Oeffnungen der einsaugenden Gef
leicht verstopfet werden. 4) Durch die überflüssig
scharfe Nässe, werden die lockern, märgelerdige
Aecker bey der Sonnenhitze gar zu sehr gehärtet
wodurch die Ausbreitung der Wurzeln gehindert
wird. Das Wasser macht dergleichen Erdarten keines
weges locker, sondern es verstopft vielmehr, wie ein
jede Säure, die sich wie der Leim verhält, die Luft öf
ren, und verkleistert sie; die Sandäcker hingegen wer
den gar zu hart, und gleichsam steinicht, vornehmlich
wenn eisenhaltige Theile darin sind. Hieraus erhellet
daß, weil durch das gar zu viele Wasser auf den Aecker
die Einrichtung der Gewächse verdorben wird, welche
wenn sie einmahl verletzt ist, entweder gar nicht, oder
doch sehr sehr schwer wieder hergestellet wird, die vor
nehmste Ursache der Unfruchtbarkeit mit Recht in der
überflüssigen und gar zu lange stehenden Wasser zu su
chen sey.

Außer dem auf den Aeckern selbst befindlichen über
flüssigen Wasser, trägt auch das aus der Luft herab
fallende Wasser nicht wenig zur Unfruchtbarkeit bey
Je größer die Freude ist, mit welcher der Landman
den Thau, der auf mancherley Weise fällt, und den sanf
ten Regen empfängt, welche beyde die von den Gewäch
sen ausgedünsteten Ausflüsse reichlich wieder ersetzen
desto mehr ängstiget er sich, wenn ein regnerisches Wet
ter gar zu lange und heftig anhält; denn dieses führt
außer dem daß es den im Vorhergehenden erwähnten
Schaden verursachet, noch folgende Uebel bey sich: 1
daß es die Wärme in den Aeckern und in den Cana
le

len der Gewächse verringert. Daher wird das auf den Aeckern befindliche Wasser nicht gehörig in Dünste aufgelöset, und die Bewegung des Nahrungssaftes in den Gefäßen hört auf. Man bemerkt daher auch, daß die Gewächse bey einem lange anhaltenden und stürmischen Regen keinesweges zunehmen, sondern, statt der grünen, eine gelbe Farbe bekommen, und fast abnehmen, vornehmlich wenn Kälte dazu kommt, wodurch die Fibern zusammengezogen werden. 2) Die Wurzeln der Gewächse werden durch heftige und lange anhaltende Regen ihrer Festigkeit beraubt; denn das Wasser erweicht die Erde, welche die Wurzeln umgibt, und löset sie von denselben ab, daher die Kälte gleichsam unmittelbar auf dieselben wirken, und folglich dem ganzen Wachsthum schaden kann. 3) Dergleichen Regen verursachen auch die Unfruchtbarkeit, weil sie die Stängel der Gewächse niederbeugen, und in Fäulniß setzen, welchem Uebel besonders die fetten und dicht besäeten Aecker ausgesetzt sind. 4) Sie verderben alle Befruchtung, wenn sie zur Blüthzeit einfallen. Denn der Staub an den Aehrenspitzen, von welchem die Befruchtung abhängt, wird durch den Regen abgespühlt oder zusammen gebacken, und mithin untüchtig gemacht.

Aus dem bisher Angeführten erhellet, wie nothwendig die Gräben seyn, wodurch das auf den Aeckern befindliche überflüssige Wasser abgeleitet, und das lange Stehen desselben vermieden wird, und welche auch zugleich verursachen, daß die Luft den Acker besser durchziehen kann. Was bey deren Anlegung zu beobachten ist, werde an seinem Orte ausführlich zeigen.

Nicht nur der Ueberfluß des Wassers, sondern auch der Mangel desselben, ist eine Ursache der Unfruchtbarkeit. Denn 1) aus dem Mangel des Wassers entsteht der Mangel der Nahrung. Da das Wasser die wesentliche Ursache der Fruchtbarkeit ist, weil aus demselben die Salze und die wesentlichen Oehle durch die Wärme und durch den Mechanismus der Pflanzen entstehen: so folgt daraus natürlicher Weise, daß, wo dasselbe fehlt,

kein Wachsthum und keine Reife erwartet werden könne. 2) Die Erde, welche Mangel an Wasser hat, wird gar zu trocken und brennend. Durch die Hitze wird das Ausdünsten der Feuchtigkeit aus der Erde beschleuniget, und die durch die Sonnenstrahlen erhitzte Erde verbrennt gleichsam die Wurzeln. Dieses Uebel erfahren besonders die leimigen Aecker; imgleichen diejenigen, welche mit Laugensalz oder mit Kalk, oder mit Mist, der nicht genug verfault ist, gedünget sind. 3) Wenn demnach der erforderliche Vorrath des Wassers fehlt, so können die Salze und Fettigkeiten, welche den Gewächsen zur Nahrung dienen, weder aufgelöset, noch vermischet, noch auch, der gehörigen Beschaffenheit des Nahrungssaftes gemäß, verdünnet und für denselben brauchbar gemacht werden.

Da der Nahrungssaft mehrentheils in dem Acker oder in der Erde selbst, als in einem Zubereitungsgefäß ist, worin die Gewächse ihre Wurzeln treiben, und vor Frost und Hitze geschützet werden: so sieht man hieraus, wie viel die Erde, oder vielmehr die Bearbeitung derselben, zur Unfruchtbarkeit beytrage. Die Erde ertheilt zwar an sich selbst den Gewächsen die Nahrung nicht; nichts desto weniger ist auch gewiß, daß verschiedene Gewächse und verschiedene Samen, wenn sie gut fortkommen sollen, verschiedene Erdarten erfordern, weil die Erfahrung lehret, daß nicht eine jede Erde gleich geschickt sey, den Nahrungssaft aufzubehalten, und ihn diesem oder jenem Gewächse mitzutheilen. So bemerkt man z. E. daß einige Pflanzen, welche geschwinde wachsen, und vielen Nahrungssaft erfordern, in einer sandigen Erde ganz ersterben, weil dadurch, daß diese Erde leicht aufgelöset wird, die Theilchen, welche den Nahrungssaft führen, gar zu geschwinde in die Luft verfliegen. Auf gleiche Weise bemerkt man, daß im bloßen Lehm entweder gar keine, oder doch nur sehr wenige Pflanzen wachsen, weil derselbe durch die Nässe und

Wärme

Wärme gar zu fest zusammen klebet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln verhindert wird; zu geschweigen, daß derselbe den Gewächsen gar zu wenig Nahrungssaft, welcher noch dazu mit einer schädlichen Säure vermischt ist, darreicht. Die lockere Erde aber kann mit Recht die wahre und natürliche Wohnstätte der Pflanzen genannt werden, weil sie nicht so leicht aufgelöset wird, wie der Sand, noch auch durch das Wasser und durch die Wärme zusammen klebet, wie der Lehm, und weil sie überdem den Gewächsen eine zuträgliche Nahrung gibt. Die Kunst muß hierin, so viel nur immer geschehen kann, die Natur nachahmen. Da Vernunft und Erfahrung lehren, daß verschiedene Samen in einer vermischten Erde besser fortkommen, als in einer einzigen oder unvermischten (s. Th. XI, S. 317. fgg.): so kann man hieraus leicht abnehmen, daß die Aecker unfruchtbar werden: 1) wenn die Erde nicht gehörig gemischt wird. Wenn daher unter den Sand kein Lehm gemenget wird, welcher die Feuchtigkeit länger aufbehält, und die Fettigkeit der Luft stärker an sich zieht: so kann er kein Gewächs hervorbringen. Fast eben so verhält es sich mit der gar zu lockern Erde, welche aus Sandtheilchen und verfaulten Gewächsen besteht; denn diese dünstet, wenn sie nicht mit Lehm vermenget wird, gar zu bald aus, weil sie nicht dicht genug zusammen hält, daher der Nahrungssaft verloren geht, und die Wurzeln von der Hitze und Kälte beschädiget werden. Die Lehmerde aber, weil sie bey feuchter Witterung und bey der darauf folgenden Kälte hart wird, verhindert die Ausbreitung der Wurzeln, und verursacht überdieß noch andere vorher erwähnte Uebel. Die Vermischung der Erde aber muß in gehöriger Proportion geschehen, daß das Erdreich locker und auch zugleich zähe genug werde. 2) Die Erde trägt etwas zur Unfruchtbarkeit bey, wenn dieselbe zur gewöhnlichen

Zeit entweder zu viel oder zu wenig gepflüget und bearbeitet wird. Hiervon wird der Art. Pflügen ein mehreres besagen.

Endlich lehret auch die Erfahrung, daß es der Fruchtbarkeit sehr nachtheilig sey, wenn man die gehörige künstliche Düngung des Ackers versäumet; siehe die Artikel Dünger und Mist.

Auch die Samen, wenn sie verdorben sind, können die Unfruchtbarkeit verursachen, wovon der Art. Saat ausführlicher handeln wird.

Was die Luft und Wärme zur Unfruchtbarkeit beytragen, kommt in den Artikeln Frost und Hitze vor.

Außer den bisher angeführten Ursachen der Unfruchtbarkeit, sind noch 3 Stücke in Betrachtung zu ziehen, welche der Fruchtbarkeit gleichfalls nachtheilig sind; nähmlich: 1) die Teiche, Flüsse, Quellen und Sümpfe, welche die Aecker umgeben, oder in denselben sich befinden. Es können zwar die Ausdünstungen derselben zuweilen allerdings nützlich seyn; dennoch aber hat der Landmann keine Ursache, sich über ihre Nachbarschaft zu freuen, sondern er muß vielmehr ihre schädliche Wirkungen mit möglichster Sorgfalt zu hindern suchen. Denn im Herbste und Frühlinge sind ihre Ausdünstungen kalt, daher auch die Atmosphäre gar zu kalt wird, woraus eben der Schade entsteht, welchen ich oben im Art. Frost angezeigt habe. Ueberdem haben sie noch dieses Uebel, daß, wenn die Aecker niedrig liegen, diese Flüsse und Teiche durch unterirdische Gänge dem Acker eine Menge schädlichen Wassers zuführen. 2) Die Berge und Hügel. Wie nachtheilig diese, theils in Ansehung ihrer Lage, theils ihrer Beschaffenheit, einem Acker seyn, habe im IV Th. S 230, f. gezeigt. 3) Die Gesträuche, welche auf den Aeckern wachsen, und die Wälder, welche sie umgeben. Jene rauben dem Getreide die Nahrung, weil sie ihre Wurzeln weit ausbreiten; diese aber, wenn sie die Aecker von al-

len

len Seiten umgeben, verhindern die Winde, welche, wenn sie mäßig sind, dadurch, daß sie die Sonnenhitze mäßigen, und die überflüssigen und schädlichen Feuchtigkeiten wegführen, das Getreide gar sehr erquicken.

Fructus, siehe Frucht.

Frugalität. Eine große Eigenschaft berühmter Männer, deren Ruhm aus dem entferntesten Alterthume durch eine lange Reihe Jahrhunderte, bis zu uns gekommen ist; eine herrliche Tugend, die Quelle des Reichthums und Wohlstandes der Familie, ein Gegengift wider die nagenden Sorgen, ein unfehlbares Mittel wider den in Verachtung stürzenden Mangel, wider die beschämende Armuth, wider das mit eigener Schuld verknüpfte, mithin größte und bitterste Elend ist; eine so große, nützliche, nöthige, moralische Vollkommenheit, findet in dem Reichthume unserer Sprache keinen Nahmen, und — darf ich es mit aller Verehrung gegen andere Vorzüge unserer Zeit sagen? — findet in unserm gegenwärtigen Weltalter wenig Verehrer. Hier erfüllet mich ein lebhafter Unwille; und ich werde in die Seele vieler meiner Mitbürger roth. Die große Tugend, davon ich handle, war in dem alten Rom bekannter, als in unserer heutigen Welt. Sie hieß Frugalitas. Sie war das Glück der Menschen, als ein Attilius Regulus noch seinen Acker selbst bestellete, und vom Staube der eigenen Erde beschmutzt, nein geziert, den Ruf zum Bürgermeisteramt erhielt; als eben dieser große Mann vom Siege über Carthago zu seinem Pfluge wieder zurück zu kehren wünschte, und ihn die Ruhe, die Stille, die Ordnung, die Pflichten seines Hauswesens, mehr rührten, als der außerordentliche Glanz des bevorstehenden Triumphs, und alles, was der Ehrgeitz Reitzendes und Versuchendes kennet. In diesem glückseligen und goldenen Weltalter war es, da Frugalität das Wohl, die Gesundheit, die Zufriedenheit der Menschen unterstützte. Damahls lebten die größten Männer am Ruder der Regierung in der mäch-

tigsten Republik, unter deren Vasallen auch Könige gehörten, vom Brod, Feigen, Honig, Oehl, Bohnen, Rüben, Brey, Klößen, Fleisch, und was ihnen ihre eigene Wirthschaft darboth. Damahls war, statt weicher Betten, hartes Stroh hinlänglich, daß Heiden Schlaf und Ruhe fanden. Damahls konnte die glückliche Welt das Uebel noch nicht, wodurch unnützer Aufwand, Verschwendung, Mißbrauch des Vermögens, Wollust und Weichlichkeit, die nachfolgenden ehernen Zeiten drückten. Könnte ein Quinctius Cincinnatus, ein Cato, und andere Männer jener frugalen Zeit, in die weit ausgebreiteten Sphären der Weichlichkeit, der Lüsternheit, der übertriebenen Wollüste, der Tändeleyen und Puppenspiele mit veränderlichen Moden der uns nähern Zeiten hineinblicken: würden sie denn nicht geglaubt haben, die neuere Welt sey mit lauter Weibern angefüllt? Könnten sie die Armuth und den Mangel sehen, die wir mitten im Ueberflusse leiden, die Klagen über Nahrung und Auskommen hören, die bey reichen Mitteln dazu ausgeschüttet werden; könnten sie das zu den wesentlichsten Pflichten der Gesellschaft durch Schwelgerey erschöpfte Vermögen, die Bankerotte, die unnatürlichen Krankheiten, den beförderten frühen Tod, in ihrer Nachwelt wahrnehmen und bemerken, was für eine große Anzahl Menschen durch leibliche Väter oder Mütter, durch Ehemänner und Ehefrauen, durch die nächsten Blutsfreunde, mit Pracht, Aufwand und Vergnügen in das tiefste Elend gestürzet werden, so würden sie mitleidig glauben, eine feindselige Gottheit habe ihre Nachwelt verdammt, ihren Witz und Verstand, ihre Güter und Vermögen nur zu eigener Marter anzuwenden, welche die Frugalität zu ihrer Glückseligkeit sie hätte können brauchen lehren.

Ich finde so viel Schönes, Erhabenes, Nützliches, in dieser Tugend der Römer und anderer ausgesonderter Völker, daß ich den Reitzungen nicht widerstehen kann, der

der Abhandlung und Bestimmung ihrer wahren und eigentlichen Natur einen Platz in gegenwärtigem Werke einzuräumen, und dieselbe meinen Mitbürgern in der reinen Absicht zu übergeben, ihre Liebe zu einer Tugend zu erwecken oder zu stärken, und ihr Nachdenken auf die Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung zu richten, die ich als einen starken Damm gegen das überhand nehmende Elend der Welt, wenigstens gegen einen großen Theil desselben, ansehe. Ich werde diese Tugend erst in einiger Ferne ansehen, um sie von andern Gegenständen zu unterscheiden; hernach werde ich sie ganz in der Nähe betrachten, und ihren eigentlichen Begriff festsetzen; und endlich ihre verschiedene Eigenschaften vortragen, um dadurch, als durch so viel Züge, ihren ganzen Character auszubilden.

Die Frugalität gehört in das Geschlecht der häuslichen Tugenden, und betrifft das Innere unsers Hauswesens, unser Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Lebensart, Regierung des Hauses, Kinderzucht, Bediente, Geräthschaften. Sie gehört nicht für das Publicum, und erstreckt sich nicht über die Gränzen des Privatstandes.

Ihr Nahme, als ein zusammengesetztes Wort, stammt von dem einfachen Worte fruges ab, welches so viel als Frucht, Erdengut, was zur Nothdurft des Lebens gehört, heißt. Ursprünglich will also Frugalität so viel bezeichnen, als wenn einer seine Früchte und Erdengüter genießt, und darin genug findet, die Bedürfnisse seines Lebens zu stillen.

Dieses stimmt mit den Gewohnheiten und Verfassungen der alten Römer, so lange sie frugal waren, überein. Es waren einem jeden römischen Bürger anfänglich 2, in der Folge 7 Jugera zu seinem Acker zugetheilt. Mehr Land war durch die Gesetze, auch den Vornehmsten verbothen. Ein Jugerum hat eine Aehnlichkeit mit dem, was wir einen Morgen nennen. Es war so viel, als mit einem Joche Ochsen in einem Tage umgepflüget werden konnte. Solche 2, und nachher 7 Morgen wurden mit aller Klugheit und mit allem Fleiß bestellet, und bestmöglichst genutzet, und es wurde davon so viel an Getreide und andern Früchten gewonnen, daß eine jede Familie davon unter-

halten werden konnte. Der Ackerbau war eine Kunst und Wissenschaft, die das größte Lob erwarb, und davon selbst Könige, und die größten und gelehrtesten Männer Bücher geschrieben. Wer nun von dem Seinigen lebte, damit auskam, und nichts weiter verlangte und bedurfte, hieß frugal.

Es hat, wie hieraus erhellet, die Frugalität eine Verwandtschaft mit der Tugend, die wir eine gute Haushaltung, eine kluge Wirthschaft nennen. Es zeigt sich aber gleichwohl zwischen einem guten Haushälter und einem Frugalen, noch einiger Unterschied. Denn der Begriff eines Haushälters fasset den eigenen Verbrauch des erzielten Gutes nicht nothwendig in sich, der in dem Begriffe des Frugalen liegt, und läßt viele Absichten zu, welche die Frugalität ausschließt. Wir können also, bey aller Aehnlichkeit der Begriffe, dennoch frugal nicht durch wirthschaftlich oder haushälterisch übersetzen.

Die Frugalität hat ferner eine Aehnlichkeit mit den Tugenden der Begnügsamkeit, der Mäßigkeit, der Sparsamkeit. Es liegen von allen diesen Vollkommenheiten die Züge in ihr; allein, sie ist mehr als alle drey zusammen. Bey Begnügsamkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit, fehlen die Begriffe des Redlichen, des völlig Hinlänglichen, die der Frugalität eigen sind, und es finden bey jenen Tugenden die Vorstellungen Statt, die man sich von Verläugnung, von Entziehung von etwas, das wir uns fehlen laßen, macht, welche Vorstellungen die Frugalität nicht erweckt noch duldet. Ich halte also dafür, daß man frugal weder durch mäßig, noch durch sparsam, noch durch begnügsam übersetzen könne, ob gleich alles dies die Frugalität gewisser maßen in sich fasset.

Die Frugalität ist diejenige Tugend, oder das Vermögen, sein besitzendes Gut so zu gebrauchen, daß die natürlichen und wahren Bedürfnisse des Lebens dabey eine Befriedigung und eine Genüge finden. Alle Umstände der alten Römer rechtfertigen diesen Begriff. Ihre 2 bis 7 Morgen schafften den Bedürfnissen ihrer Familie eine Genüge. Sie wußten dieselben so zu nutzen, und das darauf erzielte Gut so zu brauchen, daß ihnen nichts fehlte. Denn sie sahen nur auf die wahren und natürlichen Bedürfnisse des Lebens, nicht auf Pracht und auf das, was Weichlichkeit, verwöhnte Begierden und der Dienst der Wollust erfordern.

dern. Folgende Sätze, die sich auf den gegebenen Begriff beziehen, und ihn aus einander setzen, werden die Sache in ihr völliges Licht setzen, und den Zugang in das Heiligthum dieser Tugend eröffnen und erleichtern.

1. Dem Frugalen fehlet nichts. Der Begriff der Frugalität fasset eine gewisse Genüge in sich, welche menschliche Bedürfnisse durch diese Tugend finden, eine Genüge sowohl der unverwöhnten Begierden, als auch der Güter selbst, die wir gebrauchen. Schließt eine solche Genüge nicht allen Mangel aus?

Hier unterscheidet sich der Frugale von dem, welcher so mäßig lebt, daß er in mancher Sache Mangel leidet, sich etwas entzieht, und seinen Begierden lieber Gewalt anthut, als sich die glückliche Genüge der Frugalität verschaffet. Ich sage: Genüge. Und diese ist keine Fülle, kein Ueberfluß. Daher steht Frugalität zwischen Mangel und Ueberfluß, zwischen Verschwendung und der filzigen Sparsamkeit in der Mitte.

Hieraus erhellet, was für einen starken Einfluß die Frugalität in die wahre Glückseligkeit der Menschen habe. Was ist die Glückseligkeit der Sterblichen anders, als eine Genüge ihrer Wünsche und Bedürfnisse? Ungestillte Bedürfnisse erregen Seufzer und Sehnen, Unzufriedenheit und Klagen. Kann man sich dabey eine Glückseligkeit vorstellen? Die Genüge hingegen, welche unsere Bedürfnisse finden, erwecket Ruhe und Zufriedenheit. Und wenn dies nicht glücklich seyn heißt, so ist kein Glück auf Erden.

Sehe ich aus diesem Gesichtspuncte auf unsere Zeiten, wie wenig glückliche Mitbürger finde ich neben mir! Allenthalben ein Mangel der glücklichen Genüge! Allenthalben unbefriedigte Bedürfnisse, Unzufriedenheit, Klage! Ich stelle mir einen Mitbürger in einer Stadt mit einer jährlichen Einnahme von 4 bis 600 Rthlr. vor. Müßte dieser nicht weit eher den Bedürfnissen einer zahlreichen Familie die nöthige Genüge geben, als 2 oder 7 römische Morgen Land? Und dennoch kann mancher von seinen Einkünften nicht einmahl, wie er sagt, eine Frau ernähren, und muß im ehelosen Stande bleiben. Man hört überall Wünsche, daß die Besoldungen, welche vielleicht vor vielen Jahrhunderten ausgesetzt sind, gegenwärtig, da die

Frugalität.

Dinge so sehr gestiegen sind, und die Bedürfnisse
h vermehrt haben, erhöhet werden möchten, und
man damit nicht mehr auskommen könne, was
ch etwas Uebriges ließ. Wodurch können solche
nsche und Mängel befriediget werden? Entweder
lität, oder durch nichts. Der Mann, welcher
rnähren zu können glaubte, und gleichwohl Reit-
biente, vielleicht Maitressen ernähret, Gold auf
ern trägt, aus Silber ißt und trinkt, auf Flaum-
, sich mit Atlaß decket, in Zimmern mit getäfelten
d tapezierten Wänden wohnet, und mehr begehrt,
ert Jahren mancher Fürst begehrte: dieser Mann
von seinem Ueberflusse entbehren, so wird ihm
; er lerne einigen Mangel leiden, so wird er reich
e Genüge haben. Unsere Zeit hat Mangel und
gleich, und seufzet bey beyden; sie ist arm und
iemahls glücklich. Es fehlt ihr das glückliche
en beyden.

Der Frugale hat wenig und einfache Be-
Der gegebene Begriff läßt nur natürliche
Bedürfnisse zu; und diese sind nicht so zahl-
sammengesetzt, als das Vorurtheil es glaubt.
ist mit wenigem vergnügt. Dieses alte
stimmt mit der Regel der christlichen Mo-
men überein: Wenn wir Nahrung und
ben, so laßet uns begnügen! Hieraus läßt
und einsehen, warum, nach meinem ersten
Frugalen nichts fehlet. Der Frugale hat
eine Bedürfnisse sowohl, als der Verschwen-
man hat sich denselben nicht als einen Wil-
americanischen Wüsten vorzustellen, der
rf, wenn er Schilf zur Hütte, und einige
rüchte und Säfte zur Nahrung hat. Rein-
rdnung, Bequemlichkeit und eine Art des
s, sind Dinge, welche die Natur verlangt.
dem Frugalen eigen, daß seine Bedürfnisse
ntsse der Natur und Wahrheit sind, nicht
heils, der Einbildung, der Gewohnheit, und
weniger bedarf, als alle andere Menschen.

Wir

Wir haben in unsern Zeiten unendlich viel und zusammengesetzte Bedürfnisse, je nachdem wir immer weiter von der Natur und Wahrheit abgewichen sind, und Vorurtheile, verderbte Sitten und ausschweifende Begierden zu unsern Führern angenommen haben. Unser Essen und Trinken; — wie zusammengesetzt und gekünstelt ist es! Wie viel gehört dazu, nach der Mode unserer Zeit, satt zu werden! Unsere Kleidung; — welch ein Chaos von Seide, Wolle, Leinen, Haaren, Fellen, Stoffen, Farben und Gestalten! Unsere Ruhe; — was erfordert sie an Barchent, Leinen, Drillich, Federn, Daunen, Decken, Kissen, Pfühlen, Gestellen und Umhängen! Unsere Wohnung; — welche zusammengesetzte Bedürfnisse setzt sie voraus, welch eine Menge von Meublen! Müßte sich nicht ein wohlhabender Römer bey Anrichtung eines Hauswesens unserer Art, allein an Geräthschaften, welche nur eine wohl eingerichtete Küche erfordert, arm kaufen? Ein Mann, dessen Glücksstand sich neiget, und dessen Familie der Zusammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger, ein hartes Schicksal drohet, kann allemahl seine Frau, wenn ihr ansehnlich Eingebrachtes verzehrt ist, trösten, wenn er sagt: Halte dich an die Mobilien, das Haus ist voll! Wir legen also unsere Capitalien zum Dienst des Ueberflusses an. Nur Schade, daß wir dabey oft neunzig an hundert verlieren! Es ist offenbar, daß wir ohne Abbruch unserer Glückseligkeit, ja mit Beförderung derselben, mit weit Wenigern auskommen könnten, als wir jetzt wirklich brauchen.

Man geräth in eine Art des Erstaunens, wenn man der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse nachdenkt, welche Moden, Gewohnheiten, und eingebildeter Wohlstand eingeführt haben, und wie viel hundert Menschen sich in Bewegung setzen müssen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfnissen seines Lebens rechnet, insonderheit seitdem wir gelernt haben, auch die Güter jenseit des Meeres mit in diese Rubrik zu setzen, und uns mit demjenigen nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbiethet. Sollten wohl die Producte der Natur aus hundert Quellen, und die Geschäftigkeit einer Compagnie Menschen hinlänglich gewesen seyn, daß ein Mann des Mittelstandes, oder besonders eine Dame, nur einen Tag in der Stadt, nach dem Gebrauch der Zeit leben könne?

3. **Der Frugale weiß die natürlichen und wahren Bedürfnisse von den falschen und eingebildeten**

über die bedürftige Genüge ist, wird v
len eben so wohl zum Uebel gerechnet, a
ist. Häuser, darin man sich verlieren,
nicht finden kann, deren Unterhaltu
Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt,
für Thei doch nur genutzt wird, gehb
nützen Lesern. Meubles, die nur de
und davon oft ein Theil unter das D
muß, erregen bey mir allemahl den
nahen unbearbeiteten Materialien ir
zugehörlichnisse liegen möchten.
ge nur ein Haus verwirret und bel
sie nicht aus dem Bettelstande gen
die Zahl der Herumläufer zu ver
fragilen Häusern verbannt; Auf
anzuschaffen, die man mit meh
Klugheit sich schlecht leisten kann, ist
ist. Ich schweige hier von de
Essen und Trinken, den Erzieh
sichtig ist, und überlasse dieses

6. Die Frugalität haß
sonnlich am Ausländischen;
Luxusse ist überflüssig.

7. Der Frugale beste
sich selbst genug zu seyn,
zur Wirthschaft die Besc
zu finden. Wäre es m
sucht Bey, Trockets, C
mehr von der Diaeste ab
er: so würde er es seyn
den ist wenigstens dahin
als immer möglich ist,
zum Handwerke zu se
und er mit einem mäß
Lebensart vergnügen.

Weide fett gewordenen Ochsen, ist ihm schmackhafter, als das, was er aus Jütland verschreiben könnte. Sieht er sich gezwungen, für manche Bedürfnisse auswärts Rath zu suchen, so sucht er doch dagegen etwas zu vertauschen, was ihm seine eigene Wirthschaft geschenkt hat, und was er füglich entbehren kann. Muß die nahe Stadt ihm verschiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern: so bemüht er sich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drillich, Flachs, Früchten, Vieh ꝛc. so viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauscht hat, oder noch einen Ueberschuß behält, so daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er sie, hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß, so fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht wie Ackersleute, welche jährlich einerley schlechte Frucht säen, und denen, die einsehen, daß ihr Land bessere, einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die schlechten am nöthigsten.

8. Der Frugale hütet sich, mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und sucht vielmehr die Zahl derselben zu vermindern. Er sucht sich selbst genug zu seyn. Dieser schöne Endzweck findet um so viel mehr Hindernisse, je größer die Anzahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er, ohne Thorheit, einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er sucht ihm daher so nahe zu kommen, als möglich ist.

Es muß diese Regel vornehmlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derselben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist. Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrieglichste Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Gesetze noch Vernunftschlüsse sind stark genug, ein Damm gegen den

über die bedürftige Genüge ist, wird von dem Frugalen eben so wohl zum Uebel gerechnet, als was darunter ist. Häuser, darin man sich verlieren, und den Wirth nicht finden kann, deren Unterhaltung einen großen Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt, und deren kleinster Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Lasten. Meublen, die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach gesteckt werden muß, erregen bey mir allemahl den Wunsch, daß sie in rohen unbearbeiteten Materialien irgend in einem Feuerungsbehältnisse liegen möchten. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirret und belästiget, sind, wofern sie nicht aus dem Bettelstande genommen worden, und die Zahl der Herumläufer zu vermindern nützen, aus frugalen Häusern verbannt; Aufwartungen von ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze sich selbst leisten kann, ist lächerlich und überflüssig. Ich schweige hier von dem, was in Kleidungen, Essen und Trinken, bey Erziehung der Jugend ꝛc. überflüssig ist, und überlaße dieses dem Nachdenken meiner Leser.

6. Die Frugalität hasset den übertriebenen Geschmack am Ausländischen; denn das mehreste Ausländische ist überflüssig.

7. Der Frugale bestrebt sich, so viel möglich, sich selbst genug zu seyn, und in sich selbst und in seiner Wirthschaft die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu finden. Wäre es möglich, daß der Frugale sich selbst Arzt, Apotheker, Sachwalter, und alles übrige, wozu wir der Dienste anderer Leute bedürfen, seyn könnte: so würde er es seyn. Sein Fleiß, sein Nachdenken ist wenigstens dahin gerichtet, andere Leute, so viel als immer möglich ist, zu entbehren. Was er in seinem Hauswesen zu seinem Zwecke dienlich findet, das wird er mit einem wahren Vergnügen dem Fremden und Gekauften vorziehen. Das Fleisch eines auf eigener

Weide fett gewordenen Ochsen, ist ihm schmackhafter, als das, was er aus Jütland verschreiben könnte. Sieht er sich gezwungen, für manche Bedürfnisse auswärts Rath zu suchen, so sucht er doch dagegen etwas zu vertauschen, was ihm seine eigene Wirthschaft geschenkt hat, und was er füglich entbehren kann. Muß die nahe Stadt ihm verschiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern: so bemüht er sich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drillich, Flachs, Früchten, Vieh ꝛc. so viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauscht hat, oder noch einen Ueberschuß behält, so daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er sie, hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß, so fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht wie Ackersleute, welche jährlich einerley schlechte Frucht säen, und denen, die einsehen, daß ihr Land bessere, einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die schlechten am nöthigsten.

8. Der Frugale hütet sich, mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und sucht vielmehr die Zahl derselben zu vermindern. Er sucht sich selbst genug zu seyn. Dieser schöne Endzweck findet um so viel mehr Hindernisse, je größer die Anzahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er, ohne Thorheit, einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er sucht ihm daher so nahe zu kommen, als möglich ist.

Es muß diese Regel vornehmlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derselben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist. Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrieglichste Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Gesetze noch Vernunftschlüsse sind stark genug, ein Damm gegen den

eingeriſſenen Luxus zu ſeyn. Gewohnheit geht über beyde. Und wie es hart ſeyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es ſchon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat: ſo iſt es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm daſſelbe zurück zu halten. Denn ignoti nulla cupido.

1, 2 und 3 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767.

Siehe auch die Art. Aufwand, Luxus, Sparſamkeit, Verſchwendung.

Frühbett, an einigen Orten, ein Miſtbett oder Miſtbeet, auf welchem die Gewächſe eher, als gewöhnlich, gezeuget werden.

Frühbirn, (Große) ſiehe Th. V, S. 428.

Frühblümlein, Bellis; ſiehe Gänſe-Blume.

Frühbeiche, ſiehe Th X, S. 208.

Früherbſe, ſiehe Th. XI, S. 173.

Frühgerſte, ſiehe unter Gerſte.

Frühhecht, ſiehe unter Hecht.

Frühhopfen, ſiehe unter Hopfen.

Frühjahr, ſiehe Frühling.

Frühkirſche, ſiehe unter Kirſche.

Frühklug, früher klug, als gewöhnlich iſt. Ein frühkluges Kind. Im gemeinen Leben altklug.

Frühkoſt, ſiehe Frühſtück.

Frühlamm, ſiehe unter Lamm.

Frühling (*). 1. In der edlen Schreibart, diejenige Jahreszeit, welche auf den Winter folget und vor dem Sommer hergehet, und in der Aſtronomie von dem 20ſten

(*) So fern dieſes Wort die Jahreszeit bezeichnet, iſt dafür im Niederſ. auch Vortiedt, im Frieſiſchen Farjehr, im Dän. Foraar, im Schwed. Wär (Lat. Ver), Spring und Lente üblich. Es ſcheint, daß dieſe Benennung ein Ueberreſt der alten, in Europa noch lange üblich geweſenen Gewohnheit iſt, das Jahr mit der Rückkehr der warmen Jahreszeit, d. i. mit dem März anzufangen; indem es eigentlich etwas bedeutet, was frühe, d. i. um den Anfang des Jahres iſt oder geſchiehet.

20sten März bis zum 21sten Junius gerechnet wird; im gemeinen Leben das Frühjahr, bey den Dichtern und in der höhern Schreibart auch der Lenz; L. Ver, Fr. Printems.

Nach astronomischer Rechnung fängt der Frühling mit der Tag- und Nacht-Gleiche an, welche daher auch Aequinoctium vernale genannt wird, wenn nähmlich die Sonne in das himmlische Zeichen des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 21, in Schalt-Jahren aber den 20 März geschiehet. Er währet 3 Monathe, welche daher auch die Frühlingsmonathe genannt werden. Die drey himmlischen Zeichen, in welchen sich die Sonne den Frühling über verweilet, heißen die Frühlingszeichen; und es sind dieselben auf der nördlichen Halbkugel der Widder, der Stier und die Zwillinge, in den mittägigen Ländern aber sind es die Wage, der Scorpion und der Schütze.

Nach ökonomischer Rechnung rechnet man den Anfang des Frühlings, wenn der Huflattich zu blühen anfängt; und sein Ende, wenn die Aesche Blätter gewinnt.

Man hat angemerkt, daß, wenn der Frühling spät eintritt, der Herbst und Winter auch bald und früh wieder zurück treten, oder, daß ein später Frühling einen frühen Winter macht. Den Grund hiervon, findet man in Hen. Mayers achten Fortsetzung der Beytr. und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft, Frf. a. M. 1778, 8. S. 402, f. erklärt.

Die Schönheiten der Natur haben von je her auf alle Gemüther, die noch nicht von leeren und oft gar strafbaren Vergnügungen verdorben, oder zu unschuldigen Freuden stumpf und fühllos gemacht worden, einen starken Eindruck gemacht. Wir werden aller Ergetzlichkeiten, wenn wir sie zu lange genießen, sehr bald überdrüssig. Eine ganz andere Bewandtniß hat es dagegen

der Frühling in uns zu erwecken pflegt.

Hiervon werden wir uns durch die unlä
noch deutlicher überführen können. Was re
der erste Anblick des Frühlings? Ueber jedes
jede erste der geringsten Blumen, brechen wi
rufungen aus; höchst ungern gehen wir au
Gärten in unsere Zimmer zurück, weil wir
Augen wachsen sehen möchten. Und mit
horchen wir auf die ersten schwachen Töne
Derjenige, der sie zuerst gehört hat, schätzt sic
lich, und hält die Erzählung, die er uns dav
tig genug, sie allen mit einer besondern Fr
Was werden wir aber geschwinder gewoh
Schönheiten, alle diese Freuden des Lenzes,
so sehr hinrissen? Wir, die wir uns über
grüne Blatt freueten, welches heraus kam,
durch ganze lange von Blättern aufgebaut
durch ganze Wälder von blühenden Bäume
te Gefilde, die mit den prächtigsten Blu
ohne mehr eine außerordentliche lebhafte Em
Anmuth zu fühlen. Wir, die wir über den
schwachen Ton der Nachtigalle in Entzückun
ren nunmehr ihre zärtlichste Lieder, ihre rüh
denen sie noch ganz erschöpft, mit einer Ar
an. Die Bewunderung hört auf! Keine
gen mehr! Schon in einigen Wochen sind
So sind die Menschen! Unsere Seele verl
Abwechselung, und schon in der bloßen W
eine ihrer Glückseligkeiten. Wie sehr ist

ist, wo diese Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, oder weniger, angetroffen werden sollten. Denn was uns auch immer die Reisebeschreibungen von Ländern (insonderheit den canarischen Inseln) erzählen mögen, in welchen ein beständiger Frühling herrschen soll, so ist es doch ausgemacht, daß ein solcher beständiger Frühling nicht existirt, und existiren kann. Wenn die wärmern Länder nicht unsere Art von Herbst oder Winter haben, so haben sie doch die ihrigen; und ihre Aernde, ihre Regenzeit ist von unserm Herbst und Winter nur den Graden nach unterschieden. Wenn bey ihnen die Bäume ihre Blätter niemahls ganz und auf einmahl verlieren; so haben sie auch das prächtige Schauspiel nicht, welches wir haben, wenn wir unsere dürre Aeste, wie durch eine Art von Zauberey wieder auf einmahl mit Blüthen und Blättern überdeckt sehen. Und was fehlt ihnen nicht, da ihnen ein solcher Frühling mangelt, wie der unsrige ist! Ein Frühling, den eine solche Musik verherrlicht, wie der Gesang der Nachtigalle ist, die ihnen fehlt! Alle ihre Vögel, die mit den sonnenhellesten Farben prangen, aber stumm sind, würden uns die Nachtigalle nicht ersetzen. Wenn also die Einwohner der wärmern Länder uns eben nicht beneiden, so haben wir auch nicht Ursache ihnen ihre Glückseligkeit zu mißgönnen, oder uns an ihre Stelle zu wünschen. Die Vorsehung hat mit weiser wohlthätiger Hand auf alle Gegenden der Welt gewisse Vorzüge und Freuden ausgestreuet, welche den Menschen auch diese Welt angenehm machen sollen.

Nichts ist also billiger, als daß wir, mit unserm irrdischen Aufenthalte zufrieden, uns freuen — uns mit der ganzen Natur freuen. Nichts ist aber auch billiger, als daß wir durch diese Freude, durch diese Zufriedenheit, welche der Frühling uns einhaucht, unser Herz zu Dem erheben, der uns als vernünftige Wesen in diesen blühenden Lustgarten gesetzt, und uns mit so vielen Freuden und Wohlthaten überhäuft hat. Nichts ist billiger, als daß wir durch einen frommen tugendhaften

Wandel sein Lob erheben, und die Glückseligkeit erlangen, unsern irdischen Aufenthalt einmahl mit einem himmlischen zu verwechseln; auf jener neuen Erde dermahleinst zu wohnen, wo allein nur ein ewiger Frühling herrschen wird, und wo wir die Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, so wenig zu unserm Nutzen, als zu unserm Vergnügen, nöthig haben werden.

Von dem Frühling pflegt der Haus- und Landwirth folgende **Vermuthungen eines guten oder Miß-Jahres zu nehmen.**

1. Wenn der Frühling von Wärme und Feuchtigkeit gemäßigt ist, und der Wind dabey von Osten gelinde und mäßig wehet; so hoffet man ein gutes Jahr; da hingegen ein Frühling, der im Anfange sehr naß ist, viel Gras und Unkraut bringt, davon die Saat erstickt und faulet.
2. Wenn das Getreide und die Frühlingsgewächse überflüssig und frecher, als sonst gewöhnlich, wachsen; so vermuthet man, daß es viel Garben in die Scheune, aber wenig Körner in den Sack, geben werde.
3. Ein Frühling, der meistentheils kalt und frostig ist, gibt schlechte Hoffnung zu einem reichen Herbst oder zu einer gesegneten Aernde.
4. Späte Reife und Fröste verderben die Blumen, Blüthen, zarte Gewächse und Früchte, die von einer frühzeitigen Wärme hervorgetrieben worden. Siehe oben, S. 191, sag.
5. Viel Glatt und insonderheit Furchen-Eis im Frühling, thut der Saat großen Schaden.

Was die Frühlingsarbeiten, oder die in den sogenannten Frühlingsmonathen in der Haus- und Landwirthschaft nöthigen und gewöhnlichen Arbeiten und Verrichtungen betrifft, so sind davon die Artikel **März, April und May** nachzusehen.

Von dem Einfluß des Frühlinges auf unsere Gesundheit, was in Ansehung der zur Erhaltung derselben nö-

nöthigen Lebensordnung, und der vorkommenden Krankheiten, im Frühlinge zu beobachten ist, werde weiter unten in den Art. Frühlings-Cur und Frühlings-Krankheiten anzeigen.

2. Thiere, welche früh, d. i. bald nach dem Anfange des Jahres, ingleichen eher als andere gebohren werden. Besonders von Lämmern, Frühlämmer, im Gegensatze der Spätlinge. Also wurden die Spätlinge des Labans, aber die Frühlinge des Jacobs, 1 Mos. 30, 42.

Auch ein Kind, von welchem eine Frau nach der Trauung zu früh, d. i. eher als die Ordnung der Polizey und guten Sitten es erlaubet, entbunden wird, wird ein Frühling genannt, besonders bey den Handwerkern, wo man auch das Zeitwort frühlingen hat. Er hat gefrühlinget, d. i. die Ehe noch vor der Trauung vollzogen.

Frühlingchen, Frühlinge, d. i. Frühkinder nennen die Handwerksleute, wenn eine Handwerksfrau auch nur ein Par Wochen zu bald, von der Zeit ihrer Copulation an, in die Wochen kommt, oder wenn auch ein anderes Kind eine geringe Zeit eher, als es ordentlich und gemeiniglich geschiehet, oder doch geschehen soll, nähmlich 9 Monathe nach der Trauung, gebohren wird. Und einen solchen, der frühlingchet oder gefrühlingchet ist, wollen sie strafen oder vom Handwerke ausschließen, und die Geburt nicht für ehrlich halten. Sie geben zwar vor, die Handwerke müßten so rein seyn, als hätte sie eine Taube gelesen. (Es wäre gut, wenn alle rein wären; vielleicht fände sich bey so großer Gerechtigkeit auch die Liebe des Nächsten, und hoffete sie in solchen ungewissen Fällen das Beste!) Denn die Naturforscher und Aerzte, welche besser, als die Handwerker, den Lauf der Natur verstehen, beweisen, daß die Regel der 9 Monathe, oder 40 Wochen, nicht durchgehends Statt finde, sondern nach der Constitution der Schwangern ihren Abfall leide. Die weltliche Obrigkeit selbst thut in solchen Fällen die Augen zu, indem sie, wenn es auch so wäre, daß die Aeltern sich durch frühzeitigen Beyschlaf vergangen, doch aber den Ehestand im übrigen ordentlich angetreten hätten, solchem von

Gott eingesetzten Stand zu Ehren die Kinder für ehelich gebohren achtet, und zu allen Ehrensachen zuläßt; indem die priesterliche Trauung keine göttliche, sondern bloß menschliche Ordnung ist; s. Th. X, S. 161, f. Es ist daher eine große Verwegenheit der Handwerker, daß sie es für einen Fehler ausdeuten, und verbessern wollen, und daher ein Stück ihrer affectirten Reinigkeit und Ehrbarkeit, ja eine schädliche Quelle vieler Unordnungen und Mißbräuche, die sonderlich in dem neuesten Reichsgesetz verbothen, mithin ihnen durchaus nicht zu gestatten ist, zumahl wenn es die unschuldigen Kinder entgelten sollen.

Frühlings-Augst, ein Wasserinsect, s. Ufer-Aaß.

Frühlings-Blümchen, Draba verna *Linn.*; siehe Hunger-Blümchen.

Frühlings-Butter, Maybutter; s. Th. VII, S. 463.

Frühlings-Cur. Diejenigen Curen, welche im Frühling zur Reinigung des Körpers und Abwendung wahrscheinlich zu befürchtender Krankheiten gebraucht werden, heißen im eigentlichen Verstande Frühlingscuren. Verwahrungs-(Präservations-) Curen sind zur Zeit herrschender Epidemien, oder anderer zufälliger Umstände, in allen Jahreszeiten gebräuchlich. In allen Fällen aber, wo es die äußern Umstände und die innere Beschaffenheit unsers Körpers erlaubet, wird zu dergleichen Curen vorzüglich die angenehme Zeit des lächelnden Frühlings, oder die erquickende Monathe May und Junius, erwählet. Der Stammvater der Aerzte, Hippocrates, (im 6 Buch, Aphor. 47) und der bey den Griechen und Römern so beliebte Galenus (Comment. 3. in Aphor. Hippocr.), haben diese Jahreszeit vor allen andern vorgeschlagen. Ihre Nachfolger sind gleicher Meinung gewesen, und die neuern Aerzte haben durchgängig Gründe vor sich gehabt, diese Rathschläge ihrer Vorfahren zu billigen.

Die Gründe dieser so einstimmigen Wahl des Frühlings zu Verwahrungscuren sind größtentheils in der Beschaffenheit der Luft zu suchen, welche zur Frühlings-Zeit gemeiniglich heiter, rein, mäßig trocken, nicht zu warm,

warm, und mit gesunden balsamischen Dünsten angefüllt ist, welche sie aus den frisch aufkeimenden Gewächsen und Blüthen einzusaugen pfleget. Nicht alle Jahre sind sich gleich. Der Frühling hat, wie andere Jahrs-Zeiten, in Ansehung des Wetters, seine Abwechselungen. Die Luft selbst, welche zu solcher Zeit gemeiniglich herrscht, behält auf unsern Körper und unsere Gesundheit allemahl den heilsamsten Einfluß. Sie erleichtert uns das Athemhohlen durch die angenehme Erfrischung des Geblütes, und befördert den Kreislauf desselben durch ihre gemäßigte Wärme. Indem sie durch mancherley Wege in unsern Körper eindringt, kühlet und verdünnet sie nicht allein unsere Säfte, sondern vermehret auch durch den verstärkten Kreislauf die unmerkliche Ausdünstung, und macht dadurch unsern Körper leichter, unsere Glieder beweglicher, und uns selbst vergnügter. Die frischen Blüthen und Kräuter durchströmen, vermittelst der Luft, unsere Säfte mit einem stärkenden Balsam, und gewähren uns zugleich eine lebhafte Erquickung aller Sinne. Ein weiser Genuß der Annehmlichkeiten des Frühlings, ist schon an sich selbst eine Cur, und seine belebende Kraft ist an allen Creaturen zu spüren. Ueberdieß ist er die Jahrszeit, in welcher alle zur Gesundheit dienliche Pflanzen uns die frischesten und wirksamsten Säfte anbiethen, welche auf unsern Körper desto kräftiger wirken können, je mehr sich jetzt alle Umstände vereinigen, die im Winter träge gewordene Maschine unsers Körpers wieder zu einer heilsamen Geschäftigkeit, und unser Gemüth zur angenehmsten Ermunterung zu reitzen.

Ein fernerer Beweis, daß die Frühlingszeit vorzüglich bequem sey, den Leib von den im Winter gesammelten Unreinigkeiten zu befreyen, sind die Reinigungs-Krankheiten, welche sich in dieser Jahrszeit oft von selbst einzufinden pflegen. Der Vorwurf, daß die Lobeserhebungen, welche die Aerzte dem Frühlinge ertheilen, mit

mit dem Verzeichniß der Krankheiten, die man darin wahrnimmt, sich offenbar widersprächen, ist von keiner Erheblichkeit. Franc. Vallesius (in seinem *Commentar. in Hippocr. Aph.* 20) hat ihn schon widerleget. „Der „Frühling", sagt er: „ist die gesundeste Jahrszeit; „nicht darum, weil in derselben keine Krankheiten vor„kommen, sondern, weil dessen mäßige und gelinde „Witterung keine Krankheit verursachet". Galenus vergleicht daher den Lenz mit einer angestellten Leibesbewegung. Diese ist gesund und zuträglich, wenn der Leib gereinigt ist; sie kann aber auch leicht Krankheiten veranlaßen, wenn in demselben viel böse und verdorbene Feuchtigkeiten aufgesammelt worden. Was ist aber natürlicher, als daß den Winter hindurch, bey einer verminderten Ausdünstung, bey der Menge von unreinen Dünsten, die in den Stuben unsere Atmosphäre ausmachen, und, bey dem Mangel hinlänglicher Bewegung, theils eine Menge überflüssiger Säfte, theils eine Neigung derselben zur Fäulniß, entstehen kann! Sind wir der vorsichtigen Natur nicht allen Dank schuldig, welche, für unser Wohl beständig sorgsam, den Frühling mit allen Eigenschaften, die zur Verbesserung unserer im Winter verdorbenen Maschine nöthig waren, ausrüstete? Die Ströme des Lebens fließen im Frühlinge mit mehrerer Lebhaftigkeit durch die ihnen angewiesenen Canäle. Der angehäufte Ueberfluß verderblicher Säfte, wird durch die verstärkte Ausdünstung glücklich vermindert, und die drohende Fäulniß durch den eingeathmeten Balsam des Pflanzenreiches zerstöret. Alles lebt von neuem auf, wenn nicht Umstände, woran der Frühling unschuldig ist, die glücklichen Einflüsse dieser schönen Jahrszeit hindern, und Krankheiten verursachen. Das meiste kommt hier darauf an, daß wir uns der Vortheile des Frühlinges auf eine vernünftige Weise bedienen, und durch sorgfältige Beförderung der Transspiration und Reinigung unsers Körpers die wankende Gesundheit unterstützen.

Der

Der vorzügliche Nutzen wohlgeordneter Curen im Frühlinge, wird durch die Vergleichung desselben mit den übrigen Jahrszeiten noch deutlicher zu erweisen seyn. Die Haupteigenschaften der Witterungen sind Wärme, Kälte, Nässe und Trockenheit. Jede dieser Eigenschaften kann in unterschiedenen Graden, oder in mancherley Vermischung mit den übrigen betrachtet werden. Wer weiß aber nicht, daß die brennende Kraft der Sonne im Sommer unsere Säfte widernatürlich ausdehnet, Wallungen des Blutes, Beklemmungen und Mattigkeit verursachet, oder daß es, insonderheit in einer trocknen Hitze, überaus beschwerlich fällt, Curen zu gebrauchen? Kommt zu dieser Wärme noch eine anhaltende Feuchtigkeit der Luft: so werden die festen Theile unsers Körpers schlaff, der Leib selbst entkräftet, und die Wirksamkeit der Arzeneymittel verhältnißmäßig geschwächt; denn die Hälfte ihrer Wirksamkeit hängt von der Mithülfe der innern Functionen unsers organischen Körpers ab. Die Witterung des Herbstes ist, wegen der nassen Kälte, welche zu dieser Jahres-Zeit besonders zu herrschen pfleget, zum Mediciniren fast gänzlich ungeschickt, wofern nicht ein Nothfall eine Cur unvermeidlich macht. Der Winter, welcher durch seine trockne Kälte den Körper fast beständig verschlossen hält, und durch die kalte Nässe gefährlich werden kann, schickt sich gar nicht zu Vorbauungs- oder Verwahrungscuren, deren Lebensordnung den freyen Genuß einer temperirten Luft nothwendig erfordert. Der Frühling bleibt daher, wegen der glücklichen Temperatur zwischen Wärme und Kälte, zwischen Nässe und Trockenheit, die allerbequemste Zeit zu solchen Verwahrungscuren, von welchen wir uns einen heilsamen Erfolg versichern wollen.

Um allem Mißverständniß vorzubeugen, erinnere ich noch, daß die bisher gerühmten Vortheile besonders von der Mitte des Frühlings, oder vom May, zu verstehen, und die übrigen Jahrszeiten darum nicht gänzlich auszuschließen seyn, wenn sie sich eben durch gemäßigte Witterung empfehlen. Der Anfang des Frühlings ist die unsicherste Jahrszeit, in welcher viele Unvorsichtige die Krankheiten erst hohlen, die der Winter nicht zur Vollkommenheit bringen konnte. Die rauhe Witterung des Aprils, und die verführerische Abwechselung angenehmer Zwischenstunden, verursachen das ganze Register von Krankheiten, die man billiger auf die Rechnung der Unvorsichtigkeit, als des Frühlinges, schreiben sollte. Der Schluß des Frühlings ist oft schon mehr heiß, als gelinde warm. Wer indessen durch dringende Umstände zu einer Verwahrungscur genöthiget wird, der

kann

kann auch wohl in einem temperirten Sommer, oder in angenehmen Herbsttagen, seiner Absicht, nur mit einiger Behutsamkeit, Genüge thun.

Alle eigentlich so genannte Frühlingscuren, sind, wie ich gleich im Anfange erwähnt habe, Vorbauungecuren; kein Vernünftiger aber wird sich ihrer bedienen, ohne eine gründliche Absicht zu haben, warum, oder eine wirkliche Anzeige, wogegen er sie gebrauchen will. Im gegenseitigen Falle wäre es eine medicinische Schwelgerey, oder, wenn man sich völlig gesund befände, eine wahre Thorheit, Arzeneyen wider die Gesundheit zu gebrauchen. Wenn es eine bloß gleichgültige Mode wäre, könnte man sie wohl ungeahndet lassen; allein, die Gewißheit, daß alles unzeitige Medicinisiren eine gefährliche Thorheit ist, entschuldigt alle Aerzte, welche dieselbe zu vertilgen oder lächerlich zu machen suchen.

Joh. Baptista Werloschnig, hat schon in einem besondern Tractat, welcher 1713 zu Frankfurth, unter dem Titel: Curationis verno-autumnalis, purgationi, venæsectioni, vomitioni insistentis, abusus, herausgekommen ist, bewiesen, wie schädlich es sey, gesunde Körper durch starke Arzeneymittel zu zerstören, ihre feste Theile zu schwächen, und ihre gute Säfte auszuführen; mithin auf eine unverantwortliche Weise, aus gesunden Leuten erst Patienten zu machen. So unerlaubt das erste ist, so billig und nothwendig ist es auch, einen wirklich unreinen Körper durch bewährte und sanfte Mittel zu reinigen, oder sonst eine drohende Gefahr durch eine schickliche Frühlings-Cur abzuwenden.

Es müssen also Kennzeichen der Unreinigkeit des Körpers oder bevorstehender Krankheiten vorhanden seyn, ehe man eine Cur verordnen oder gebrauchen kann; und die Vorschriften des Arztes müssen alsdenn nach Beschaffenheit dieser Merkmahle eingerichtet werden. Es wäre höchst ungerecht, wenn ein Arzt der Einbildung oder dem Eigensinn eines eingebildeten Kranken schmeicheln, und ihm seinen Vorsatz nicht vielmehr durch gründliche Vorstellungen ausreden wollte.

Vor

Vor der Anzeige der unterschiedenen Arten von Frühlingscuren, setze ich noch voraus, daß sie, um recht wirksam zu seyn, in großen, angenehmen Gärten, oder auf dem Lande, gebraucht, und während derselben eine genaue und wohleingerichtete Diät beobachtet werden müsse. Der freye Genuß einer gesunden und reinen Luft, ist eine Hauptbedingung bey vortheilhaften Vorbauungscuren; sonst würde die Jahrszeit dabey gar nicht in Betrachtung gezogen werden dürfen. Einige der größten Aerzte nehmen die Luft als eine der vornehmsten Ursachen von den häufigen Krankheiten großer Städte an. Wenn man diese durch unzählige Dünste verunreinigte Luft auch nicht für den einzigen Grund halten darf, sondern die gewöhnliche Lebensart der Einwohner mit in Erwägung ziehen muß: so ist doch ausgemacht, daß eine eingesperrte, unreine Luft viel mehr, als man gemeiniglich denkt, zur Vermehrung und Verschlimmerung der Krankheiten beytrage. Eine reine, balsamische Luft muß demnach entgegengesetzte Wirkung thun. Ein großer Theil des guten Erfolges einer vernünftigen Frühlingscur beruhet also darauf, daß man während der Cur, die frische Luft, so viel als möglich, genieße, besonders des Morgens, weil die Morgenluft, nach gefallenem Thau, eine vorzüglich stärkende Kraft hat. Der zweyte Hauptvortheil bey dergleichen Curen, ist die Erheiterung des Gemüthes, welche auf die Erhaltung und Wiederherstellung unserer Gesundheit einen unglaublichen Einfluß hat. Der dritte beruht auf einer hinlänglichen und oft wiederhohlten Leibesbewegung. Die Art der Vergnügungen laße ich diejenigen, welche Nutzen davon haben wollen, selbst bestimmen; doch warne ich für solche, die unsere Seele zu sehr erschüttern können. Je reiner und sanfter die Ergetzlichkeiten, desto erwünschter ihre Wirkung. Die Bewegungen werden der Summe unserer Kräfte gemäß eingerichtet, und dürfen nicht über einen gelinden Grad

der

der Ermüdung fortgesetzt werden. Die Erfahrung, mit der nöthigen Aufmerksamkeit verknüpft, kann Jedem hierin die sichersten Vorschriften geben.

Was die übrigen Artikel der Lebensordnung betrifft, so erinnere nur kürzlich, daß, in Ansehung des Essens und Trinkens, die Mäßigkeit eine Hauptregel ausmache. Ueberladungen sind allemahl schädlich und unanständig, am meisten aber zu der Zeit, da man, den Körper von gesammelten Unreinigkeiten zu befreyen, und die geschwächten Verdauungskräfte wieder zu verbessern, bemüht ist. Die Wahl der Nahrungsmittel muß zum Theil nach der gewöhnlichen Lebensart eines Menschen bestimmet werden. Lauter weichliche Speisen pflegen den ganzen Körper, selbst den Magen, zu schwächen. Besonders hat man oft Leute, die zu derber Kost gewöhnt waren, bey einer gar zu leichten Diät, ganz matt und hinfällig werden sehen. Es ist hinreichend, wenn man sich schwerer, unverdaulicher, harter, geräucherter, allzu sauter, fetter und blähender Speisen enthält, mehr gebratenes als gekochtes Fleisch, mehr Kräutersuppen als Fleischbrühen, und überhaupt mehr Nahrungs-Mittel aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, genießt. Ich erinnere nochmahls, daß man, in Ansehung der Wahl, desto weniger Strenge beobachten darf, je mehr man sich bey zweydeutigen Gerichten die erste Regel der Mäßigung empfohlen seyn läßt. Bey den Getränken ist der Gewohnheit ebenfalls ein wenig nachzugeben. Wer es indessen haben kann, wird vom abwechselnden Genuß eines bittern Magenbieres und eines guten rothen Weines erwünschte Wirkungen spüren. Auf die Stärkung des Magens hat man beständig mit zu sehen, damit nicht, durch eine schwache und unvollkommene Verdauung, die Masse der gesammelten Unreinigkeiten noch mehr zunehmen könne.

Freye Luft, ein fröhliches Gemüth, hinlängliche Bewegung und eine mäßige Lebensordnung, sind oft schon

selbst

selbst eine Cur, wobey sich alle Personen, die zu einer sitzenden Lebensart oder anhaltenden Anstrengung der Seele genöthigt sind, vortrefflich befinden würden, wenn ihre Verfassung nicht immer Hindernisse in den Weg legte. Solche kränkelnde Personen würden durch die Erfahrung belehrt werden, daß reine Luft besser als Schlagwasser, Ergetzungen besser als Herz-Pulver, gelinde Bewegungen besser als Lebensbalsam, und mäßiges Fasten besser, als vieles Aderlaßen, anschlagen. Allein, man sieht mit Betrübniß, daß Fleißige nicht eher diesen Rath annehmen, als bis es zu spät ist, Müssiggänger hingegen denselben desto öfter mißbrauchen.

Nach der kurz vorher festgesetzten Regel, müssen also die Frühlingscuren gewissen einzelnen Fällen gemäß eingerichtet werden. Um hierbey alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, werde bloß einiger gewöhnlichen Fälle, in welchen man Frühlingscuren zu gebrauchen pfleget, Erwähnung thun, und die dazu nöthigen Mittel vorschlagen.

Die allergewöhnlichste Absicht bey Frühlingscuren pflegt die Reinigung des Körpers zu seyn. Hat man nun hinreichende Merkmahle, woraus zu schließen ist, daß der Leib mit Unreinigkeiten beladen sey, so ist es nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, dergleichen Cur zu gebrauchen. Aus der vorher geführten Lebensordnung können wir schon wissen, was wir zu fürchten haben. Sind wir uns bewußt, daß wir viel unreine und schwer zu verdauende Nahrungsmittel genossen, daß wir den Winter hindurch die nöthige Ausführung oft vermindert oder unterbrochen, daß der Leib sich nicht täglich durch den Schweiß, Harn oder Stuhlgang reiniget, oder daß der Schweiß einen übeln Geruch hat, der Harn dick und trübe ꝛc. ist, oder daß sich andere unreine Auswürfe von mancherley Art einfinden ꝛc: so darf man nicht zweifeln, daß der Körper mit Unreinigkeiten angefüllt und zu allen Krankheiten, die daraus entspringen können, geneigt sey. Wollte man in diesem Falle die nöthigen Reinigungscuren, welche zur Frühlingszeit am

besten vorgenommen werden können, verabsäumen: so würde man es sich selbst zuschreiben müssen, wenn man oft mit Husten, Schnupfen, Ausschlägen, Krätze, Frieseln, Seitenstechen, Flußfiebern und andern gefährlichen Folgen gehäufter Unreinigkeiten befallen würde. Bey solchen Vorbauungscuren ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß die drey hauptsächlichsten Ausführungen vermehret, und sowohl der Magen und das Gedärme, als die ganze Masse des Blutes, hinlänglich gereiniget werde.

Ehe man aber zur Cur selbst schreitet, muß man vorher wohl untersuchen, ob ein Ueberfluß des Blutes oder eine widernatürliche Verdickung desselben vorhanden sey. Im erstern Falle ist eine hinlängliche Verminderung des Blutes durch einen, nach den Umständen wiederhohlten, Aderlaß unvermeidlich. Der zweyte Fall ist bey denjenigen fast allemahl sicher zu vermuthen, die zu einer sitzenden Lebensart gewöhnt, oder, durch ihre Umstände, gezwungen sind. Hier ist es nöthig, verdünnende und auflösende Mittel mit den abführenden zu verbinden, und vorher das dicke Blut, durch eine mäßige Abzapfung desselben, ein wenig aufzulockern.

Zur Reinigung selbst, können hier zweyerley Curen gebraucht werden. Die erste empfehle ich besonders empfindlichen und schwächlichen Personen. Diese können sich um den vierten Tag allemahl eines der nachstehenden Abführungsmittel bedienen: als z. B. ½ Quent Rhabarber mit 10 Gran Weinsteincremor versetzt. Wem die Rhabarber in Pulvern zuwider ist, der kann sie mit Gummi Tragacanth in Pillen verwandeln laßen. 2 Loth Manna in einem Tränkchen, oder tabulirte Manna in Kaffe genossen, imgleichen 4 Loth vom Tamarindendecoct, oder 1½ Loth Bittersalz, können eben diese Wirkung bey denjenigen hervorbringen, denen die Wahl ihrer Abführungsmittel schwer fällt. An den übrigen Tagen kann früh und nachmittags ein Thee aus solchen Kräutern, Blüthen und Wurzeln getrunken werden, welche das Blut verdünnen und auflösen, die Ausdünstung befördern, und den Harn gelinde treiben. Folgender wird sich durch seinen guten Geschmack eben so sehr, als durch seine kräftige Wirkungen, empfehlen. Man nimmt: China- Sarsaparill-

Gargant-

Galgant- Liebstöckel- und Engelsüßwurzeln, von jeder 1 Loth; Basilien- und Betonienkraut, von jedem ½ Loth; türkische Melisse, 1 Loth; Mayblumen, gelbe Violen und Rosmarinblüthe, von jedem 2 Quent; Franzosenholz, 1½ Loth; Sassafras, 1 Loth; Zimmet, Anis und Kümmel, von jedem 1 Quent; schneidet und stößt alle diese Stücke zusammen klein, und thut von dieser Vermischung 1 Loth in ein Nößel Wasser, läßt es auf einem Kohlfeuer etwas stärker, als ordinären Thee, ziehen, und trinkt davon 4 Tassen auf einmahl, die man nach Belieben mit Zucker versüßen kann. In jede der beyden ersten Tassen, wird ein Eßlöffel voll von dem frisch ausgepreßten Saft des Kerbelkrautes gethan; welcher blutreinigend und zugleich harntreibend ist, und sowohl allein, als in Thee genommen, nicht unangenehm schmeckt. Weil die jetzt genannten Mittel sehr gelinde wirken, muß man die Cur wenigstens 3 Wochen fortsetzen, um dadurch den End-Zweck einer völligen Reinigung zu erhalten. Damit aber, bey dem längern Gebrauche des Thees und Saftes der Magen nicht geschwächt werde, nimmt man eine Stunde vor der Mittags- und Abendmahlzeit allemahl 80 Tropfen von dem Hofmannischen Visceralelixir, oder von folgendem Elixir, ein.

Rec. Cardobenedictenextract, Tausendgüldenextract, Angelikextract, blätterige Weinsteinerde, von jedem ½ Quent. Dieses wird in 2 Loth Moseler, oder süßem spanischen Wein aufgelöst, und der filtrirten Auflösung noch Pomeranzenessenz 2 Qu. und Pimpinelleessenz 1 Qu. beygemischet.

Die Dosis ist 50 bis 70 Tropfen, vor Tische in einem Löffel voll Wein.

Die zweyte Cur ist für starke Personen, deren Säfte durchaus dick, schleimig und unrein sind. Sie besteht in dem Gebrauche eines Kräuterweines und einer schweißtreibenden Mixtur.

Zum Kräuterwein wird Rhein- oder alter weißer Franz-Wein genommen. Die Vegetabilien, welche hinein kommen, müssen auflösende, abführende und harntreibende Kräfte besitzen. Man nimmt z. B. von Wurzeln: Alant, deutschen Ingber, Hindläusten, Kalmus, Zaunrübe, von jeden 1 Loth; von Kräutern: Löwenzahn, Biberklee, Quendel, von jedem 3 Qu.; Seneceblätter, 1½ Loth; Koriander, Pomeranzenschalen, von jedem 2 Qu.; schneidet und stößt jedes besonders, mischet es unter einander, gießt auf diese Species erstlich ein gut Quart kochendes Wasser, läßt es in mäßiger Wärme eine Nacht stehen; den andern Tag thut man ein Quart Wein dazu, und läßt

es abermahl eine Nacht in mäßiger Wärme stehen; doch muß diese Mischung nicht bis zum Kochen erhitzt werden, weil sich sonst allzugrobe Theile von den Vegetabilien losmachen, die dem Geschmacke und den Wirkungen des Kräuterweines nachtheilig seyn könnten. Bey einer sanften Wärme ist sowohl das Wasser, als der Wein, die feinsten und wirksamsten Theile der Kräuter aufzulösen vermögend. Man erhält diese Absicht noch geschwinder und sicherer, wenn man, sobald das Wasser aufgegossen worden, 1 Loth Glaubers Wundersalz, oder blätterige Weinsteinerde hinzu thut. Wenn das Wasser und der Wein genugsam gezogen, wird der Wein gehörig durchgeseihet, und 1 Loth Fliedersaft in den ganzen Vorrath gegossen. Dieser frische Saft aber muß aus der Fliederrinde und Blättern, und nicht aus der Blüthe oder Früchten, bereitet werden. Nachdem nun früh um 6 Uhr der gewöhnliche Thee oder Kaffe, zu Vermeidung der Uebelkeit, genossen worden, gebraucht man diesen Kräuterwein unter beständigen sanften Bewegungen. Die gewöhnliche Portion sind 3 Weingläser voll, welche binnen einer Stunde nach und nach getrunken werden. Sollte diese Quantität bey einigen Personen nicht hinreichende Wirkung thun, so kann man in den folgenden Tagen mit dem 4ten, auch wohl 5ten Glase steigen. Die Wirkung davon wartet man in den Vormittagsstunden ab; zuweilen dauert dieselbe auch noch in den ersten Nachmittagsstunden fort.

Zur Beförderung einer hinlänglichen Ausdünstung ist nöthig, des Abends um 6 Uhr, und beym Schlafengehen, allemahl 40 Tropfen von folgender schweißtreibenden Mixtur zu gebrauchen. Man nimmt die Essenzen von Wasserknoblauch 1 Loth, von der Schwalbenwurzel, von der Meisterwurzel, und von Hirschhorngeist, von jeder 1 Quent, und menget es zusammen. Da diese Cur den Körper durch häufige Ausführungen etwas angreift, muß man solche nicht über 12 bis 14 Tage fortsetzen.

Ich habe oben gesagt, daß es den medicinischen Grundsätzen gemäß sey, bey wirklich vorhandenen Anzeigen wahrscheinlich zu befürchtender Krankheiten, Frühlingscuren vorzunehmen. Es ist nunmehr noch übrig, zu bestimmen, welche Krankheiten eigentlich dergleichen Vorbauungscuren erfordern? Man kann dahin alle diejenigen rechnen, welche durch langsame Vorbothen ihre gewisse Ankunft anmelden. Dahin gehören

hören vornehmlich Schwindsucht, hysterische Zufälle, Milzsucht, Stein- und Gichtschmerzen. Was vor Verwahrungsmittel wider diese Krankheiten zu gebrauchen seyn, werde in den denselben gewidmeten besondern Artikeln anzeigen.

Von dem Nutzen der Milch- und Molkencuren zur Frühlingszeit, siehe im Art. Milch.

Von dem Gebrauche der frischen Kräutersäfte zur Frühlingscur, siehe im Art. Kräutersaft.

Siehe auch den Art. Frühlings-Krankheiten.

Frühlings-Erve, siehe Th. XI, S. 509.

Frühlings-Fröste, deren schädliche Folgen an Gewächsen; siehe oben, S. 191, fgg.

Frühlings-Gras, Anthoxanthum odoratum; siehe Gras. (Ruch-)

Frühlings-Krankheiten. Der Frühling war schon dem Hippocrates als eine Jahrszeit bekannt, worin Unsinn und Melancholie, die fallende Sucht und Blut-Flüsse, böse Hälse, Schnupfen, Heiserkeit, Husten, mancherley Ausschlag der Haut, Beulen und Reißen der Glieder, die Menschen am ersten heimzusuchen pflegten.

Nach den neuesten bey uns angestellten Beobachtungen, regieren im März Flüsse, Flußfieber, Husten, Seitenstechen, Engbrüstigkeit, Gicht, Reißen und Schlagflüsse; im April häufig Friesel, Seitenstechen, Engbrüstigkeit, böse Hälse, Zahnweh und Flußfieber; und im May besonders, kalte und Fleckfieber. Man sieht hieraus, wie genau die ältesten und neuesten Beobachtungen mit einander übereinstimmen, ungeachtet man den Unterschied des Klima von Griechenland und Deutschland hierbey in Betrachtung ziehen muß. Die catarrhalischen und gichtischen Krankheiten sind die regierenden Frühlingskrankheiten; und was den Unsinn und die Melancholie betrifft, deren Hippocrates gedenkt, so wird man vielleicht nicht sehr irren, wenn man aus

den neuern Beobachtungen den Unsinn und die Melancholie der Verliebten an die Stelle setzt.

Welches sind wohl die gewöhnlichsten Ursachen der Frühlingskrankheiten, und wodurch werden diese am sichersten verhütet? Kaum macht sich der Winter zur Flucht bereit, so übereilen wir unsere Natur, die Entzückungen des Lenzes zu fühlen, der aber öfters von einem zurückkehrenden Froste verjagt wird, und dessen erste Blicke nicht treu genug sind, daß man sich auf sie sollte verlaßen können. Jede ungewöhnliche Empfindung wirkt sehr lebhaft auf uns; und dieses ist die Ursache, warum uns im Herbste die ersten Fröste so empfindlich, und im Frühlinge die ersten warmen Tage so ausnehmend erfreulich sind. Wir überlassen uns diesem Vergnügen allzubald, ohne die geringste Gefahr zu fürchten, und die meisten Menschen ziehen sich bloß dadurch Husten, Schnupfen und alle die Plagen, welche der gemeine Mann Flüsse nennt, zu, weil sie bey dem ersten Anschein des guten Wetters die warmen Kleider mit leichten Sommerzeugen zu vertauschen pflegen. Empfindliche Personen stehen, wenn sie gesund sind, nicht gewisser, als die Magnet-Nadel auf ihrer feinen Spitze, und das geringste Lüftchen kann ihren Zustand verändern. Ein schöner Frühlingstag verdient nur in Absicht des kurz vorhergegangenen Winters schön genannt zu werden. Der März und April schmeichelt unserer Empfindung, aus dieser Ursache, öfters mehr, als der Julius und August. Inzwischen macht eine sehr lebhafte Empfindung auch allemahl desto lebhaftere Bewegungen in unserm Körper, und dieses verursacht, daß wir einen warmen Tag im April, ob er gleich eben so warm als ein anderer im August wäre, nicht so gut, als diesen, vertragen können. Man muß daher zu dieser Jahrszeit im Wechsel der Kleider, in der Veränderung der Zimmer, der Speisen, und im Genusse der freyen Luft, langsam eilen; und allenfalls

wird

wird es ein Fehler seyn, welcher verziehen werden kann, wenn der Sommer bey seinem Eintritt noch Spuren der Furcht vor dem Winter bey uns antrifft.

Das feuchte Wetter, womit gemeiniglich der Frühling eintritt, kann ebenfalls als eine Quelle unzähliger Krankheiten angesehen werden. Hierdurch werden nicht allein die festen Theile unsers Körpers schlaff gemacht und ermattet, da zuweilen die flüssigen mit wässerigen Theilen, welche durch tausend Oeffnungen der Haut in uns hineindringen, überhäuft werden; sondern es verursacht auch die damit verbundene Kälte, daß die Ausdünstung unsers Leibes gehemmt wird, wodurch eine Menge von Krankheiten einen freyen Zutritt bekommt. Nichts ist sicherer, um allen übeln Folgen hiervon vorzubeugen, als daß man theils durch spirituöses Getränk die Ausdünstung zu unterhalten, theils aber auch durch tägliche Bewegung des Leibes zugleich die festen Theile durch Uebung stark zu erhalten sucht. Dieses letztere ist die Ursache, warum ein Bauer von den Frühlingskrankheiten der Herren und Damen der Stadt nichts weiß. Er trinkt ein Glas Branntwein, und arbeitet, damit er Appetit zu essen bekomme, und gut schlafen könne. Seine Lebensordnung ist richtig; er befindet sich wohl dabey: aber wir andern kranken Herren finden, daß sie für uns viel zu gemein ist.

Vielleicht thut man nicht unrecht, wenn man auch die Frühlingscuren unter die sehr gemeinen Ursachen der Frühlingskrankheiten zählet. Wir halten es für nöthig, Arzeneyen zu gebrauchen, nicht weil wir krank sind, sondern weil es Frühling wird, und weil Hippocrates gesagt hat, daß es im Frühlinge gut sey zu purgieren und Ader zu laßen. Allein, (wie ich bereits im Art. Frühlingscur erwähnt habe, und hier nochmahls mit gutem Bedacht wiederhohle) eine jede Arzeney, sie mag zum Leben oder zum Sterben bereitet seyn, bleibt doch allemahl etwas unnatürliches in unserm Körper, und

ihre fremde Wirkungen ziehen außerordentliche Bewegungen nach sich, welche nur in solchen Fällen allein heilsam sind, wenn sie andern außerordentlichen Bewegungen, dergleichen die Krankheiten sind, entgegengesetzt werden. In einem gesunden Leibe hingegen, wo alle Bewegungen entweder in ihrer natürlichen Ordnung sind, oder doch nur auf eine unmerkliche Art davon abweichen, kann eine Purganz, eine Blutreinigung, oder was man sonst im Frühlinge den Apothekern zu lösen gibt, gar leicht diejenigen Uebel nach sich ziehen, welchen man dadurch vorzubeugen hoffet. Unser Leib ist künstlich genug gebauet, um sich selbst den Abwechselungen der Jahrszeiten gemäß zu verändern; nur muß man die Natur, sich selbst gelaßen, wirken laßen, und diejenigen Fehler in der Lebensordnung vermeiden, wovon ich im Vorhergehenden geredet habe.

Es gibt noch eine ganz besondere Ursache, warum im Frühjahre viele Menschen krank werden; eine Ursache, welche weder die Herren noch Bauern verschont; eine Ursache, welche besonders in der Christenheit Statt findet, und zugleich der gewisseste Beweis ist, daß die Gesetze des Christenthums von den wenigsten Menschen genau beobachtet werden. Sie ist in der Lehre von Frühlingskrankheiten vielleicht noch von niemand, außer dem Hrn. D. Unzer, angemerkt worden; und es ist gleichwohl kein Zweifel, daß nicht unzählige Uebel von ihr herrühren sollten. Wir feyern in dieser Jahrszeit zwey hohe Feste, und die Meisten machen sich diese Tage zu Nutze, um mehr lustig als andächtig zu seyn. Man müßte die Unart des menschlichen Herzens schlecht kennen, wenn man nicht wissen sollte, wie leicht es sich den Ausschweifungen der Freude überläßt. In den Städten werden reiche Gastereyen angestellt, und während der Zeit, daß sich die Herren in der Stadt in köstlichen Weinen betrinken, verdirbt sich der Bauer den Magen mit Fladen oder andern Kuchen und Dorfbiere.

Beyden

Beyden bekommten die Ferien übel; und wer kann anders Schuld haben, als der Frühling und die critische Jahrszeit? Die gemäßigte Witterung macht diese Feste zu allen Arten von Lustbarkeiten bequemer, als das Weihnachtsfest, und flößt zugleich dem Herzen den Uebermuth ein, indem es die Jugend der Natur empfindet.

Frühlings-Monathe, siehe oben, S. 339.

Frühlings-Saffran, Frühsaffran, Crocus vernus *Linn.*; siehe Saffran.

Frühlings-Schaum, siehe Guckgucks-Speichel.

Frühlings-Schnee, Märzschnee; siehe März.

Frühlings-Trüffel, siehe Trüffel.

Frühlings-Zeichen, siehe oben, S. 339.

Frühobst, siehe unter Obst.

Frührettig, siehe unter Rettig.

Frühregen, siehe unter Regen.

Frühsaffran, siehe Frühlings-Saffran.

Frühschicht, im Bergbaue; siehe Schicht.

Frühstück (*), L. Ientaculum, Fr. Déjeûné, diejenige Speise, welche man des Morgens zu sich nimmt. In Niederf. die Frühkost, Schwed. Frukost, im Osnabrück. Imbr, Holländ. Inbyt, Ontbyt, im Oberd. Imbiß. die Yrten, ürten, Orte; im Hochdeutschen auch das Morgenbrod. Daher Frühstücken, das Frühstück essen, halten, einnehmen, zu sich nehmen; Niederf. vernogtern, eigentlich die Nüchternheit vertreiben, Fr. déjeûner. Ein starkes Frühstück, welches die Stelle einer Mittagsmahlzeit vertritt, oder womit man das Mittagsessen erspart, heißt im Fr. un dejeûné-dîner.

(*) Figürlich und sprichwortsweise sagt man von einem geringen Vermögen, welches sich bald aufzehren läßt: das ist kaum ein Frühstück, das ist kaum ein Morgenbrod, das läßt sich leicht durch die Gurgel jagen; Fr. il n'y en a pas pour un déjeûné. Und von einem Verschwender, welcher sein Vermögen in kurzer Zeit durchbringt: das ist für ihn nur ein Frühstück; damit will er bald fertig werden; Fr. il n'en a pas pour un déjeuné.

Von der Beschaffenheit und dem Nutzen des Frühstückes, in Ansehung der Gesundheit habe bereits im XI Th. S. 596, das Nöthigste gesagt; und die Zubereitung eines Bouillons zum Frühstück, habe im VI Th. S. 267, f. beschrieben.

Von dem Frühstück oder Morgenbrod für das Gesinde und die Feldarbeiter, werde in dem Art. Gesinde-Speisung handeln.

Sollte es wohl besser seyn, statt der Suppe, des Morgens, dem Gesinde Kaffe zu geben? In den Städten ist es schon lange Mode gewesen, des Morgens dem Gesinde zum Frühstück Kaffe zu geben. Die Herrschaften laßen den Mägden, entweder den von ersteren abgetrunkenen Kaffe wieder aufkochen; oder geben ihnen Geld, sich Kaffe zu kaufen, ingleichen zu Zukker, oder, welches am gewöhnlichsten, zu Syrup. Die Herrschaften glauben auch dabey ganz gut zu geben, weil ihnen theils der Kaffe in der Küche von den Mägden doch abgetrunken, und der Abgang mit nachgegossenem Wasser ersetzt werden würde; theils, weil die Bereitung dieses Trankes weniger Holz und Zeit erfordert; theils, weil die Suppe ihren Theilen, dem Brod, Mehl und Butter nach, eben so hoch, wo nicht höher, zu stehen komme. Man will nun auch schon in Dorfwirthschaften hin und wieder die Suppe des Morgens abschaffen, und das Modegetränk einführen.

Es ist freylich wohl nicht zu läugnen, daß der Kaffe oder ein dem Kaffe gleichendes Getränk, dem Landmanne nicht so hoch zu stehen kommt, als anderes Frühstück. Man nehme z. E. eine ländliche Familie von 5 Personen; diese verzehren außer dem Brod und Butter, das sich in beyden Fällen gleich bleibt, ½ Pfund Weitzenmehl in ihrer Mehlsuppe — 7 Pfenn.; beträgt per Woche 4 Gr. 1 Pf; nicht mitgerechnet, daß eine solche Suppe der Familie mehr süße Milch kostet, als ihr Kaffe. Erlaubt man ihr aber den Kaffe, so ist sie per Woche mit ¼ Pfund Kaffe zufrieden, den sie so sparsam eintheilt, mit selbst gezogenen Eichorienwurzeln und Rocken versetzt, daß ihr jeder Kaffe nicht völlig 2 Pfenn. kommt; folglich erspart sie beym

Kaffe-

Kaffetrinken jede Mahlzeit, oder jeden Morgen reine 5 Pfennige. Zucker gebrauchen sie gar nicht; sie sind schon von Herzen vergnügt, wenn ihr Frühstück nach Kaffe schmeckt.

12 St der Mindenschen Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1775, Col. 91.

Allein, diese Neuerung taugt dem ungeachtet nicht. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß in städtischen Häusern, das aus Kaffe bestehende Frühstück wohlfeiler sey, als eine Suppe, (wenn die Suppe keine gemeine Suppe ist, so kann sie freylich theurer zu stehen kommen; aber so sollte es doch nicht seyn!) so muß man hierbey hauptsächlich auf den Magen sehen, welcher gefüllet werden, und seine Fülle nicht stracks verlieren soll. Kaffetrinker sind unvermögend bey starker Leibes-Arbeit lange auszuhalten.

Wenn bey der Gesindespeisung, besonders auf dem Lande, des Morgens, der kürzeste Weg gesuchet wird, so gebe man seinen Leuten einen Schluck Branntwein mit Butterbrod, als auf welche Weise doch die Consumtion eines einheimischen Products befördert wird. Weil aber baare Ausgabe für Branntwein, den meisten, sonderlich dem geringen Landmanne, nicht anzurathen wäre, so bleibe er ja bey der Suppe des Morgens: so werden Dauerhaftigkeit und Leibesstärke, die Summe der Arbeiten, nicht vermindert.

Die Hausmutter, 1 B. Lpz. 1778. gr. 8. S. 45, fgg.

Frühzeitig. 1. Eigentlich, was früh zeitig, d. i. reif wird, præcox, prærnaturus, Fr. précoce, prématuré. Frühzeitiges Obst, frühzeitige Kirschen u. s. f.

2. Figürlich auch für das Beywort frühe überhaupt, was eher als andere Dinge seiner Art ist und geschiehet; imgleichen eher als gewöhnlich oder bestimmt ist. Ein frühzeitiger Verstand. Frühzeitige Blumen. Frühzeitige Kinder, welche zu früh auf die Welt kommen. Ein frühzeitiger Tod, Nieders. vorlik.

Fruit, siehe Frucht.

Frumentum, siehe Getreide. Korn. Weitzen.

Frutex,

Frutex, siehe Staude. Strauch.

Frutilla, wird in Amerika die chilische oder Rieſenerdbeere genannt; siehe Th. XI, S. 251.

Fuchs (*), (sprich Fuks). 1. Eigentlich ein vierfüßiges haariges Raubthier mit fünf Zehen, so eine bellende Stimme wie ein Hund hat, demſelben auch am meiſten gleichet, ſich aber durch ſeine lange dichte röthliche Haare und heftigen Geruch von demſelben unterſcheidet; L. Vulpes, Fr. Renard. Der Fuchs weiß mehr als ein Loch, Sprichw. ein liſtiger Kopf weiß ſich bald zu helfen. Den Fuchs ſtreichen, einem ſchmeicheln; ſiehe Fuchsſchwanz; er will den Fuchs nicht beißen; Füchſe muß man mit Füchſen fangen u. ſ. f. ſind figürliche Arten des Ausdruckes, welche in die Sprache des niedrigen Umganges gehören. Den Fuchs ſchleppen, im Bergbaue, nicht fleißig arbeiten, faulenzen. Den Fuchs mitbringen, eben daſelbſt, wenn ſich einer von den Bergleuten gelüſten läßt, verbothenes Erz mit aus der Grube zu nehmen. Ein Fuchs männliches Geſchlechts heißt bey den Jägern Reinike, welcher Nahme

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Ulphilas Faubo, bey dem Notker Fuhs, im Tatian Fohu, bey dem Willeram Voho, im 13ten Jahrhunderte Fusz, im Niederſ. und Holländ. Voß, im Angelſ. und Engl. Fox. Friſch und Wachter leiten es von fahen, fangen, her, weil dieſes Thier ſeinen Raub ſehr liſtig zu fangen weiß; die Verfaſſer des bremniſch-niederſächſ. Wörterb. von dem alten Fahs, (Haar,) weil es ſehr haarig iſt; Ihre aber von der gelben Farbe, welche im Nordengl. fows, im Franzöſ. aber fauve heißt, welches noch dadurch beſtätiget wird, daß ein röthliches Pferd im mittlern Lat. Bagus, Badius, Baius, im Franz. Bay, im Span. Vayo genannt wird, welches mit Fuchs verwandt zu ſeyn ſcheinet, ungeachtet man es von dem Griech. βαις, und βαιος, Palmzweige herzuleiten pfleget. In einigen der folgenden Zuſammenſetzungen iſt Fuchs — aus Bock — oder dieſes aus jenem geworden; daher es ſcheinet, daß beyde Nahmen näher verwandt ſind, als man vielleicht glaubt. Siehe Fuchsbart, Fuchsbeeren. Uebrigens heißt dieſes Thier im Schwed. Räf, im Isländ. Refr, im Finnländ. Repo, Rewon, im Eſthniſchen Räbens, und im Perſiſchen Roubah.

Der Fuchs hat weit biegsamere und vollkommenere Werkzeuge der Stimme, als der Wolf. Vom Wolf hört man nichts, als ein furchtbares Geheul, der Fuchs hingegen klaffet, bellt (Fr. glapir, glapissement), und gibt einen traurigen Laut von sich, der dem Geschrey des Pfaues gleiche. Er kann die verschiedenen Empfindungen seiner Leidenschaften durch verschiedene Tone ausdrücken. Seine Stimme ist anders, wenn er gejagt wird; anders, wenn er nach etwas strebet, wenn er über etwas unzufrieden ist. Seine Traurigkeit gibt er durch einen kläglich lautenden Ton, und seinen Schmerz durch ein Geschrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerschmettert wird; denn sonst wegen einer andern Verwundung schreyt er niemahls; und er läßt sich, wie der Wolf, zu Tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehrt er sich stets muthig. Er versetzt gefährliche Bisse, und beißt so hartnäckig zu, daß man ein Eisen oder einen Stock zu Hülfe nehmen muß, wenn man ihn abzulaßen nöthigen will. Sein Klaffen ist eine Art von Gebelle, welches mit gleichen und sehr geschwinde auf einander folgenden Tönen geschieht. Wenn er zu klaffen aufhört, pflegt er stärker und höher anzuschlagen, und alsdenn kommt es mit dem Geschrey des Pfaues überein. Im Winter, besonders wenn Schnee und Reif gefallen ist, gibt er beständig einen Laut von sich, im Sommer hingegen scheint er fast gänzlich stumm zu seyn. Er hat einen sehr festen Schlaf, und man kann sich ihm leicht nähern, ohne daß er aufwachen sollte. Er leget sich krumm wie die Hunde, wenn er schlafen will; aber wenn er bloß ausruhet, so streckt er die Hinterfüße von sich, und bleibt ausgedehnt auf dem Bauche liegen. In solcher Stellung belauert er längst den Hecken die Vögel, welche ihn dermaßen anfeinden, daß sie einander vermittelst eines besondern Geschreyes zu warnen pflegen, so bald sie ihn gewahr werden.

Die

Die Krähen, insonderheit die Amseln, begleiten ihn oben von den Bäumen, unter beständiger Wiederhohlung eines warnenden Geschreyes, und folgen ihm zuweilen bis auf zwey oder drey hundert Schritte nach.

Der Fuchs weiß nicht nur den vierfüßigen Thieren, als jungen Rehen und Hasen, auch Hirsch- und Wildkälbern, trefflich aufzulauern, und sie zu seiner Nahrung wegzufangen, sondern auch überhaupt alles Geflügel, welches sich auf der Erde aufhält, entweder mit List oder Gewalt zu erhaschen, und seinen hungerigen Magen damit zu füllen. Er versteht auch die Kunst, die Kramsvögel und Drosseln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und die Hühnerhäuser in den Dörfern geschwinde leer zu machen. Kann er aber zu diesen Delicatessen nicht gelangen, so läßt er sich auch mit Fröschen, Maulwürfen, Feldmäusen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuschrecken und anderm Ungeziefer, begnügen. Er fängt auch die Igel, welche er mit seinen Läufen herum wälzt, und sie zwingt, sich auszustrecken. Er trabet bey Nacht weit und breit in Hölzern und Feldern herum, um seinen Raub zu suchen. So bald aber der Morgen wieder herbey kommt, so suchet er das Gehölz, oder im Felde seinen Nothbau, und verbirgt sich den Tag über darin. Er geht auch wohl der Wolfsfährte nach, weil er weiß, daß die Wölfe etwas niederreißen, welches sie nicht aufzehren können. Im Herbste besucht er auch fleißig die Gärten und Weinberge, weil er ein großer Liebhaber von Weintrauben, Obste und Honig ist.

So bald der Fuchs seine Wohnung bestimmt hat, durchkriecht er in kurzer Zeit alle Röhren des Baues, so weit sich derselbe erstreckt; er macht sich die Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt; er spüret das Federvieh aus; merkt sich die Höfe, wo Hunde und andere Bewegungen gehört werden, und diejenigen, auf welchen die Ruhe herrscht; er untersucht die Hecken und bedeckten Oerter, welche im Noth-Fall seine Flucht erleichtern könnten. Auf seinen Gängen läßt

er sich allezeit durch ein überlegtes Mißtrauen leiten. Nur selten reißt ihn der Heißhunger hin, einen flüchtigen Raub zu verfolgen. Er kommt schleichend an die Gegenstände seines Raubes, thut alsdenn einen leichten Satz auf dieselben, und auf solche Art bemächtiget er sich ihrer. Wenn er hinlängliche Gewißheit hat, daß in einem Hühnerhofe, wo er Federvieh ausgewittert hat, alles ruhig und stille ist, so dringt er hinein, und seine natürliche Geschmeidigkeit ist ihm darzu sehr behülflich. Wird er nicht gestört, so macht er sich die Gelegenheit zu Nutze, um desto mehr Stücke zu würgen. Er schleppt alles, was er umgebracht hat, so lange fort, bis der Anbruch des Tages ihm den Abzug unsicher zu machen scheint. Auf solche Weise häuft er Lebensmittel für viele Tage zusammen. Die Ueberbleibsel verbirgt er sorgfältig, um sie in der Zeit der Noth wieder hervor zu suchen.

Hat sich der Fuchs in einer jagdbaren Gegend angebauet, so muß er seinen Hunger auf andere Art befriedigen. Er durchtrabet die Felder, geht beständig wider den Wind, wittert sich entweder einen Hasen im Lager aus, oder ein Volk Rephühner, welche in die Furchen aufgefallen sind, und nähert sich ihnen ganz leise. Seine Tritte, die auf der weichen Erde kaum bemerkt werden, verrathen seine Leichtigkeit und den Vorsatz der Ueberraschung. Oft glückt es ihm; zuweilen aber muß er seine Zuflucht zur Geduld nehmen. Er schleicht alsdenn an der Seite eines Waldes fort, beobachtet den Gang eines Kaninchens, versteckt sich, erwartet und erhascht es, wenn es ganz sicher zu Baue zu kriechen denkt.

Um den Bienen ihren Honig zu rauben, nähert er sich dem Korbe nur. Die bekümmerten Bienen suchen die Frucht ihres Fleißes durch ihren Stachel zu vertheidigen; sie fallen bey Tausenden auf ihn, der Fuchs wälzt sich auf der Erde herum, und erdrückt sie bey Tausenden; dieses wiederhohlt er so oft, bis er den Honig mit Sicherheit nehmen kann.

Ein hungriger Fuchs will einen schüchternen Auerhahn erhaschen. Sein Instinct lehrt ihn, auch ohne Erfahrung, daß dieser Vogel seinen Hunger stille, und daß er ihn anfallen müsse. Aber der Auerhahn, ebenfalls vom Instincte belehrt, kennt die gefährliche Gegenwart eines Fuchses, und erhebt sich in die sichere Luft. Dieses weiß der Fuchs. Würde er bloß seinem Triebe folgen, so würde er verschmachten müssen; auch auf einem freyen Felde würde er dieses mahl seinen Zweck verfehlen. Aber seine Vernunft kommt dem blinden Triebe zu Hülfe. Er

sieht um sich, und entdeckt dort einen Baum, hinter diesen schleicht er sich durch einen Umweg. Seine List lehrt ihn, sich eines Gebüsches zu bedienen, hinter welchem er sich dem Vogel ungesehen nähern kann; nun erst folgt er seinem Triebe, und erhascht den Hahn.

Ein Beweis von dem Verstande und der List des Fuchses, ist auch die Geschichte, welche dem D. Gahrliep mit seinem zahmen Fuchse begegnet ist. Gahrliep ließ denselben alle Abende an die Kette legen; und dieser ertrug sein Schicksal mit einer mehr als thierischen Großmuth. Er merkte bey einigen angestellten Versuchen, daß sich sein Halsband über den Kopf streifen laße. Er bediente sich einer so schönen Gelegenheit zur Nachtzeit, und richtete unter den Hühnern und Gänsen der Nachbarn eine seiner Raubbegierde gemäße Niederlage an. Er kehrte jedesmahl vor Anbruch des Tages nach Hause, streifte seinen Halsband wieder über den Kopf, und reinigte sich dadurch von allem Verdachte der Ausschweifungen. Bey den heftigsten Klagen der Nachbarn schien die Unschuld des Fuchses desto bewährter, weil die Hühner und Gänse des Gahrliebs eine ungestörte Ruhe genossen. Endlich aber wurde der Räuber von einem auflauernden Nachbar ertappet. Der Herr Doctor mußte den Schaden ersetzen, und der Thäter wurde zur Anatomie verdammet.

In Nordamerica haben die Füchse eine sehr lustige Art, die Flußvögel zu jagen. Sie gehen ein wenig in das Wasser, ziehen sich darauf zurück, und machen hunderterley Sprünge am Ufer. Die Aenten, Trappen und andere Wasservögel, welche diese Possen belustigen, nähern sich dem Feinde, welcher sich anfänglich ruhig hält, bis er sie nahe genug sieht. Er bewegt nur allein den Schwanz, um sie näher heran zu ziehen; und diese schwache Thiere gehen in die Falle, so, daß sie sich auch nicht scheuen, auf denselben zu hacken. Alsdenn springt der Fuchs darauf, und verfehlt seine Beute nicht. Der P. Charlevoix erzählt, daß man mit ziemlich gutem Erfolge Hunde eben dazu abgerichtet hat; und eben diese Hunde führen einen harten Krieg wider die Füchse.

Sammlung aller Reisebeschreibungen, 17 Band, S. 230.

Der Fuchs soll sich auch seines Schwanzes bedienen, Krebse damit zu fangen, welche das Wollichte gern suchen, und sich daran fest hängen, bis er sie mit seinem Schwanze an das Licht zieht.

Die Füchse werden von den Füchsen auf folgende Weise gefangen. Ein gemeiner Mann, sagt Pennington, in seiner Naturgesch. von Norwegen, bemerkte oft, als er sahe, daß der Fuchs bey einem Fischhause herum ging, und eine Menge Durchgänge unterwühlte, wo er sich legte. Dem Zuschauer schien dieses Wühlen unbegreiflich. Er sahe aber bald mehr, als der Fuchs sich wendete herum, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu picken, und zugleich den listigen Fuchs zur Beute wurde.

Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen besetzt sind, wittert sie der Fuchs gleich aus, bemerkt sie, und setzt sich lieber der Gefahr des grausamsten Hungers aus, als daß er sich darin fangen ließe. Man hat gesehen, daß einige derselben 14 Tage lang auf solche Art hartnäckig in ihrem Bau ausgehalten, und sich nicht eher entschlossen haben, hervor zu kommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welches Todes sie sterben wollten. Die Furcht, welche den Fuchs zurück hält, ist alsdenn weder maschinenmäßig noch unwirksam. Es läßt sich kein Versuch denken, den er nicht anwenden sollte, um sich der Gefahr zu entreißen. So lange er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachstellungen des Jägers oft entrinnt; und die Liebe zum Leben, ist bey ihm ein so starker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchseisen mit einem Fuße fest hängt, ihn oft selbst abbeißt, um sein Leben zu retten. Wenn etwa ein Kaninchen, welches mit ihm zugleich eingesperrt ist, sich in einer Falle gefangen hat, urtheilt so gleich der Fuchs, die Maschine habe ihre Wirkung gethan, und geht hernach ohne Bedenken über die Falle.

Die Füchse haben die Eigenschaft, daß sie den Harn in ihren Schwanz lassen, und die Hunde und andere Thiere, welche sie verfolgen, damit bespritzen, und sich also wider sie vertheidigen. Spritzt etwas von ihrem Harn auf ein Kleid, so muß man solches lange Zeit un-

ter

ter die Erde vergraben, um den Geſtank davon zu vertreiben.

Die jetzterwähnte Eigenſchaft hat in Cartagena eine viel ſtärkere Wirkung. Ihr Harn ſtinkt ſo häßlich, daß diejenigen, welche hinter ihnen ſind, darüber faſt von Sinnen kommen; und dieſer Geſtank iſt ſo heftig und durchdringend, daß man ihn eine Viertelmeile weit von dem Orte, wo er ihn hingelaßen hat, empfindet; und auch in einer ſolchen Entfernung iſt der Geſtank ganz unerträglich, ſo lange er dauert, welches etwa eine halbe Stunde beträgt.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 9 Band, S. 45.

Wenn der Fuchs von Flöhen geplagt wird, und dieſelben gerne los ſeyn will, nimmt er einen Büſchel Mos, Heu, oder etwas dergleichen in die Schnauße, geht alsdenn rücklings, doch ſehr langſam, und allmählich immer tiefer in das Waſſer, damit ſeine Flöhe Zeit behalten, ſich nach und nach an die trocknen Stellen des Halſes und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Waſſer behält. Zuletzt verſammelt er alle ſeine Feinde in gedachten Büſchel Mos oder Heu. Wenn ſie dahinein ſich verkrochen haben, läßt er ſie mit dem Büſchel alle zugleich auf einmahl in das Waſſer fallen, und kann ſodenn gereinigt und frey von ſeiner Plage wieder auf das Land gehen.

Die Zeit, wenn die Füchſe ſich begatten (ranzen oder rollen), iſt der Monath Februarius, da ihrer etliche hinter einander, wie die Hunde, einer Füchſinn nachtraben. Die Füchſinn geht ſodenn 10 Wochen dick, und wirft (wölft) mehrentheils 4, 5 bis 6 blinde Junge, gleich einer Hündinn. Sie bringt zwar ihre Jungen, welche anfangs weiß gelblich ſind, nachgehends aber immer dunkler werden, in den Bauen oder Flucht-Röhren auf; ſo bald ſie aber 9 Tage alt, und ſehend werden, ſich auch Menſchen um den Ort ihres Aufenthaltes wittern laßen, nimmt ſie ihr Gehecke, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil ſie, nebſt anderm Geäſe, dort am erſten etwas von

jungen Hühnern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne viele Mühe haben kann. Um Jacobi laufen diese schon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung selbst suchen.

Im Sommer fällt den Füchsen das Haar aus, und ihr Balg erneuert sich alsdenn wieder; daher werden auch Bälge von jungen, oder im Sommer gefangenen Füchsen wenig oder gar nicht geachtet.

Die Füchse laßen sich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man sich Mühe mit ihnen geben will, allerley Künste, z. E. mit ihrem Herrn zu Holze, auf das Feld ꝛc. zu gehen; man muß ihnen aber alsdenn in der Jugend kein rohes Fleisch zu fressen geben, und sie scharf bestrafen, wenn sie ungefähr sich an jungem Federvieh vergreifen. Doch hat man auch Beyspiele, daß, wenn sie schon 2 bis 3 Jahre zahm gewesen, sie doch auf den Raub ausgegangen sind, wenn man ihnen nicht recht satt zu fressen gegeben, daß also wohl das gemeine Sprichwort wahr bleibt: **Der Wolf und Fuchs läßt die Haare wohl abgehen, aber nicht die Tücken.** Solche zahm erzogene Füchse sind insonderheit beym Aentenschießen **ungemein wohl zu gebrauchen**; siehe Th. XI. S. 63, f.

Herr Graf von Büffon ließ einige in der Jugend gefangene Füchse erziehen. Weil dieselben einen sehr starken Geruch an sich haben, kann man sie nur an abgelegenen Oertern, in Pferde- oder andern Ställen verwahren, wo man sie folglich selten zu sehen bekommt; und vielleicht werden sie eben aus dieser Ursache weniger zahm, als der Wolf, welchen man im Hause näher um sich haben kann. So bald die jungen Füchse 5 bis 6 Monathe alt wurden, verfolgten sie schon die Aenten und Hühner; daher mußte man sie an Ketten legen. Drey derselben, ein Weibchen und zwey Männchen, ließ er zwey Jahre lang verwahren. Man bemühte sich vergebens, sie mit Hündinnen zur Parung zu bringen. Ob sie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung gesehen hatten, auch eine starke Ranzbegierde zu äußern schienen: so konnten sie sich doch nicht überwinden, sich mit einer Hundinn jemahls einzulaßen; so bald aber

eine

eine Füchsinn zu ihnen gelaßen wurde, belegten sie diese, ungeachtet sie an der Kette angeschlossen waren; und diese warf zur gehörigen Zeit wirklich 4 Junge. Eben diese Füchse, welche zur Zeit ihrer Freyheit Aenten und Hühner anfielen, rührten keine derselben an, so bald sie an der Kette logen. Man band oft ein lebendiges Huhn neben sie an, man ließ sie die Nacht über beysämmen, man gab ihnen sogar den Tag vorher nichts zu fressen. Allein, so wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit solchen zu stillen, reitzten sie, das Huhn zu berühren, oder die Fesseln, die sie trugen, zu vergessen.

Döbel versichert indessen, daß zahm erzogene Füchse sich auch mit Hunden vermischen. Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchse, als der Wolfshund (Chien-loup) mit dem Wolfe, hätten, wenn man sibirische, oder kleine dänische und teutländische mit Wolfshunden belaufen ließe. Von jenen würden die aus dieser Vermischung entstehenden Blendlinge, die dünne große Schnautze des Fuchses, von diesen eben so langes Haar, und einen so zottigen Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es ist auch, wie er meinet, sehr glaublich, wenn man den Fuchs den Wäldern und Fluren entrisse, um ihn, wie die Hunde, in Häusern zu erziehen, daß von ihm viele Raßen entstehen möchten, worunter einige gewissen Hunden, sowohl ihrer äußern Leibesbeschaffenheit, als ihrer innern Bildung nach, ähnlich seyn würden.

Hr. Rammelt erzählt, im 2 Th. seiner gemeinnütz. Abhandlungen, Halle, 1771, 8. S. 242, ein sympathetisches Mittel, die Hühner vor den Füchsen sicher zu stellen. Ein gewisser Müller, welcher mitten im Walde wohnte, wo die Füchse zu Hause waren, hielt doch viel Hühner, die keinen andern Ausgang, als den Busch hatten; gleichwohl fraß ihm der Fuchs keine. Auf Befragen, er müßte etwas dawider können, gab er zur Antwort: „das „Saufen meiner Hühner, welches beständig da steht, besteht „aus eingeweichten Stockfischen; auch wenn ich Stockfisch ko„che, brauche ich das Wasser dazu; und dieses ist es, was „meine Hühner vor die Füchse sicher stellet.“ Diese konnten kein ander Wasser haben, als das angezeigte; denn der Mühl-Graben war so beschaffen, daß kein Huhn dazu kommen konnte. Wer sagt uns nun, ob der Fuchs einen Abscheu vor den Stockfisch habe; ich glaube vielmehr, daß, wenn man ihm

solchen hinlegte, er ihn fressen würde. Die Geheimnisse der Natur können wir nicht ergründen.

Die Füchse werden am gewöhnlichsten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und besondern Eisen, welche man Fuchseisen nennt, gefangen, oder mit Hunden aus ihren Bauen gehetzt, und erschlagen, oder geludert, und erschossen, oder auf eben die Art, wie die Hasen, gejagt. An großer Herren Höfen werden sie, nachdem sie eingetrieben worden, entweder geprellt, oder mit kleinen Prügeln zu Tode geworfen.

Die Fuchsjagd erfordert nicht allein weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, sondern sie ist auch leichter und annehmlicher. Vor dem Wolf scheuen sich alle Hunde, die sich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchsjagd gebrauchen laßen. Denn, ungeachtet der Fuchs einen sehr widerigen Geruch von sich gibt, jagen sie ihn doch oft lieber, als den Hirsch, das Reh, oder den Hasen. Man kann ihn mit Dachs-Hunden, Windspielen, und andern auf der Hasenjagd gebräuchlichen Hunden, hetzen. So bald er merkt, daß man ihn verfolgt, so läuft er seinem Lager zu, oder weidmännisch zu reden: er kriecht zu Baue, wohin ihm die krumbeinigen Dachshunde am leichtesten folgen. Diese Art ist gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchse, die Mutter sammt den Jungen fangen will. Unterdessen daß dieselbe sich vertheidigt und auf die Schliefer losgeht, sucht man den Fuchsbau oberwärts zu öffnen, und tödtet sie, oder greift sie lebendig vermittelst gewisser Zangen. Weil aber ein solcher Fuchsbau oft in Felsen, unter Baumstämmen, oder bisweilen sehr tief in der Erde sich befindet, so geht dieser Fang nicht allemahl nach Wunsch von statten. Die gewöhnlichste, angenehmste und sicherste Art der Fuchsjagd ist diese, wenn man gleich anfangs den Bau verrammet, die Schützen schußgerecht stellet, und hierauf die Spürhunde

de nachschicket. Sobald diese den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach seinem Bau, wo ihn, wider sein Vermuthen, der erste Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, so nimmt er, auf der schnellesten Flucht, einen großen Umweg, und sucht hierauf wieder in seinen Bau zu kommen, wo man zum zweyten mahl nach ihm schießt. Wenn er nun also den Eingang versperrt findet, entschließt er sich, seine Rettung in der Ferne zu suchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht, in der Absicht, nie wieder zurück zu kommen. Alsdenn ist es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Windspiele auf ihn loszulaßen; er wird aber dieselben sehr ermüden, weil er mit Fleiß immer durch die dichtesten Gebüsche flüchtet, wo es den Hunden schwer wird, ihm zu folgen, und weil er, sobald er das freye Feld gewinnt, sehr weit, ohne sich zu ruhen, fortzulaufen pfleget.

Um die Füchse durch Dachshunde und Netze zu fangen, macht man sich ein Par Garne von Bindfaden, wie ein Hasengarn, deren Länge so groß seyn muß, daß jedes Garn busenreich 20 Schritt stelle. Wer nun seine eigene Reviere hat, der schlägt vorher zur Sommerszeit Häftel, und stößt auch Forkeln. Auch räumet man, wenn dickes Holz ist, ein wenig ab, damit die Garne gut abfallen, und alles bereit sey, die Garne ganz leicht stellen zu können. Wenn nun im Winter stöberichtes Wetter ist, je mehr es stöbert und schneyet, desto mehr kriechen die Füchse ein. Bey gutem Wetter findet man sie selten in ihren Bauen. In der Ranzzeit kriechen sie zu Paren, ja wohl 3 oder 4, hinein. Zu gedachten Zeiten wird man also selten vergebens gehen. Man nimmt die beyden Garne, besucht die Baue, und stellet die Garne vorher, als ein Winkeleisen, und dahin, wo die meisten Röhren auswärts gehen, aber ganz stille und ohne Poltern; denn sonst wollen sie nicht heraus, und laßen sich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn gestellt ist, stellet man sich mit der

Flinte. Man kann auch 4 Garne machen, und den Bau ganz umstellen. Sind die Garne gestellt, so läßt man einen Hund ganz stille hinein. So bald der Hund an den Fuchs kommt, fährt dieser bald zum Baue hinaus, entweder in die Garne, oder man bewillkommt ihn mit der Flinte.

Eine andere Art des Fanges, läßt sich durch Beyhülfe eines scharfen Dachshundes, mit Nutzen, und noch kürzer, folgendermaßen bewerkstelligen. Man beleget die gangbaren Röhren in der Stille mit kleinen viereckigen Deckneßen. Diese sind im Quadrat ungefähr 2½ bis 3 Ellen, von festen, doch ganz dünnen Bindfaden, spiegelicht gestrickt. An jeder Ecke des Netzes ist eine kleine Bleykugel, von ½ Loth, befestigt. Wenn nun der Hund den Fuchs stark treibt, so fährt derselbe schnell zur Röhre heraus; das nicht befestigte Netz gibt überall nach; je schneller der Fuchs forteilt, desto mehr umschlagen sich die kleinen Kugeln, und die Läufe verwirren sich in dem Netze, daß man sich seiner bald bemächtiget. Auf gleiche Weise läßt sich der Fang bey den wilden Kaninchen anstellen, wenn dieselben von dem Frettchen in dem Baue rege gemacht, und verfolget werden.

Hrn. L. K. R. v. Schönfeld Landwirthschaft, Lpz. 1773, gr. 8. S. 614.

Man findet auch zuweilen Fuchsbaue in Dämmen und Rändern an Teichen und Gräben, wo Wasser in der Nähe zu haben ist, da man alte und junge Füchse ausgießen, und sie solchergestalt ohne Hund aus den Bauen bringen kann, ohne selbige durch Graben zu ruiniren. Fehlt es aber an Wasser, so bleibt nichts übrig, als den Fuchs auszugraben.

Das Graben der Füchse geht nur alsdenn von statten, wenn die Baue nicht in Felsen, oder allzugroß und tief sind. Man läßt einen oder zwey gute Hunde hinein. Wenn diese laut werden, schlägt man oben mit einer Hacke derb auf den Boden. Denn, wenn sich der Fuchs etwa in einen Kessel gesetzt hätte, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte, wird sich derselbe durch das Schüttern so weit machen, als er kann, und

die Hunde bekommen auch mehr Eifer. Man muß sich aber auf den Boden mit den Ohren legen, damit man den Laut der Hunde recht hören könne, und alsdenn nicht zu weit vor den Hunden niedergraben. Wie man den Eingang der Röhren von außen beurtheilen kann, so schlägt man alsdenn auch so ein, daß es quer über die Röhre komme, und der Einschlag oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer gemacht. Auf solche Art behält man Platz, die Erde heraus zu bringen, und daß man sich auch frey bewegen kann. Man kann solchergestalt den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hause in einem Garten oder Hofe hetzen.

Im Monath März und April, bey Gelegenheit der Schnepfenjagden, fügt es sich zuweilen, daß man im Treiben noch eine trächtige Füchsinn schießen, und dadurch viele dieser Raubthiere auf einmahl vertilgen kann. Haben dieselben aber im April und May schon Junge, so hat man mit möglichster Sorgfalt zu verfahren, und man muß sich auf benachbarte Bäume setzen, um die alte Füchsinn auf dem Baue todt zu schießen, welches aber deswegen schwer hält, weil sie gemeiniglich den Bau zu kreisen pfleget, ehe sie sich demselben nähert; und wofern sie eine frische Fährte des Menschen in die Nase bekommt, bleibt sie davon, und führt in der ersten Nacht ihre Jungen in das dickste Korn, Weitzen, auch in den Winterrübsamen, wo sie in kurzem einige Fluchtröhren verfertiget, um ihre Jungen so weit zu erziehen, bis sie dieselben zu dem Raube ausführet, wozu sie noch vor der Kornärnde geschickt sind, so, daß man zur Aerndezeit diese Baue leer findet. Weil nun ihre List durch Kreisen des Baues den Jäger mehrmahls um diesen Fang bringt, so muß man ihnen eine andere entgegen setzen, und sich die Mühe nicht verdrüßen laßen, ein ziemliches Stück weit bis auf den Bau, auf niedrigen Stelzen zu gehen, da denn öfters die alte Füchsinn, welche

che ganz getrost ihren Jungen den Raub zubringt, geschossen werden kann.

Hr. v. Schönfeld, a. angef. O. S. 614, f.

Man pfleget auch eine Schießhütte auf die Füchse zu machen, welches auf verschiedene Art geschehen kann. Man macht nähmlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruche, damit sie fein warm sey. Dieselbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit seyn; sie wird 7 Fuß hoch ausgehöhlet, und oben wieder mit Erde zugedeckt. Die Schießlöcher müssen, wo möglich, gegen Süden angebracht werden, damit der Mondschein gut vorfalle. Sehr gut ist es auch, wenn ein rauschendes Bächlein vor der Hütte fließt; daran wird das Luder gebracht, wozu man gemeiniglich einen gebratenen Häring nimmt. Wenn nun Mondschein oder Schneelicht ist, setzt man sich in die Hütte, und stellt die Füße, um sich gegen den Frost zu verwahren, in einen Sack voll Häckſel. Wenn es stark friert, so kommen sie fleißig zum Luder, daß man wohl etliche in Einer Nacht schießen kann. Es kommen auch zuweilen Wölfe, die man, gleich den Füchsen, bewillkommen kann.

Es werden auch Hütten auf einem Baum gemacht. Diese sind zwar etwas kälter; allein, es stößt sich kein Wind daran, daß der Fuchs etwas vernehmen könnte. Wenn man Heu hinein bringt, und einen Häckſelſack dabey hat, so kann man sich auch darin noch wohl vor dem Frost erhalten.

Ferner werden auch die Füchse auf das Reitzen geschossen. Will man auf den Hasenruf reitzen, so muß man erst recht rein reitzen lernen; und dieses macht man also: Man nimmt den Daumen, und legt den Nagel mit der Hälfte zwischen die Lippen, oder es wird die Spitze von einem Zeigefinger zwischen die Lippen, oder auch die Hand an den Mund gehalten, und an den Fingern oder der Hand scharf gesogen, daß es einen Laut geben muß, wie ein Hase, wenn er gefangen wird. Auch bläset man in die zugemachte Hand, und gibt ebenfalls den Laut des Hasen an. Man hat auch ein Horn, welches

ches abgedrehet ist, und einen Ansatz hat wie ein Hieß-Horn, und eines guten Fingers lang ist; selbiges hält man auch mit einem Ende in der Hand, bläset darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reitzen den stärksten Laut, wie ein Hase, und sind weit zu hören. Ferner reitzet man auch mit der Vogel-Pfeiffe, und wie eine Drossel, wenn sie gefangen wird. Imgleichen spitzet man mit dem Munde, wie eine Maus. Die beschriebenen Arten zu reitzen müssen aber rein gemacht werden; denn der Fuchs ist so schlau, daß er es gleich versteht, und er wird eher vom Schützen weg, als zu ihm laufen. Man stellt sich gegen Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man meinet, daß Füchse heraus oder hinein traben, und reitzet dann und wann einmahl, aber nicht zu oft. Wenn man ihn aber eher zu sehen bekommt, ist es desto besser. Reitzet man nun, so wird er bald darauf hören; und reitzet man noch einmahl, so wird er geschwinde auf das Reitzen los laufen. Fertig zum Schusse muß man aber vorher seyn, denn er kommt geschwinder, als man es sich versieht; er wartet aber auch nicht so lange, daß man ihn mit Pulver und Bley bewillkommen kann.

Den Fang der Füchse mit Krähenaugen, kann man nicht eher vornehmen, als wenn es friert; man muß sich aber dabey wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme, weil alle blindgebohrne Thiere von Krähenaugen sterben müssen. Dieser Fang wird folgendermaßen angestellt. Man nimmt Fleisch, und schneidet dünne Scheiben, streuet eine Messerspitze pulverisirte Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleisch zusammen; es muß aber so groß werden, als ein Schnellkügelchen; diese Kügelchen leget man hinaus, damit sie zusammen frieren. Hierbey muß man sich aber in Acht nehmen, daß nichts von dem Pulver auswendig daran komme; sonst schmeckt es der Fuchs, und läßt sie liegen. Wenn man nun den Fang vornehmen will,

kirret

kirret man die Füchse auf Plätzen an. Wenn er alsdenn nur ein oder zweymahl von den Plätzen weggenommen hat, werden die Kügelchen mit den Krähenaugen erst an dem Tage, da man sie hinaus legen will, gemacht. Wenn sie steif gefroren sind, bestreicht man sie mit zerlaßenem Gänsefett oder Butter, und leget auf 2 oder 3 Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleischkügelchen. Sobald er sie genommen hat, und die Kügelchen im Leibe warm geworden sind, wird ihm so übel, daß er nicht weit laufen kann, sondern crepiren muß. Dieser Fang ist am besten, wenn Schnee liegt, damit man ihn, wenn er die Dosis zu schwach eingenommen hätte, und noch weit ginge, nach und nach ausmachen könne. Sie müssen aber bald gestreift werden, weil ihnen sonst die Haare abgehen.

Von den Maschinen oder Fallen, womit die Füchse in der größten Kälte des Nachts gefangen werden, und welche man Fuchseisen, Fr. Chasse-trape nennt, gibt es zweyerley Gattungen. Die erste ist das gemeine Strangeneisen, welches eine Arbeit der Schlösser oder Zeugschmiede ist, und gemeiniglich für 3 bis 3½ Rthlr. gekauft wird. Dieses ist nunmehr fast allenthalben bekannt; bey und nach dessen Erfindung aber ward es, insonderheit mit der dazu gehörigen Witterung, für ein sonderbares Geheimniß gehalten. Es besteht ein solches Eisen aus 2 starken, vorn zusammen vernieteten eisernen Bügeln, welche hinten an eine starke krumme Feder geschroubet sind. Zwischen dieser Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügen, vorn aber die Zugröhre angeschraubet, und alles rein und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewissen Platz gekirret ist, und sich daselbst fleißig eingefunden hat, daß man also Hoffnung hat, ihn zu fangen, so schmiert man das Eisen mit einer probierten Witterung, trägt es hinaus, und bindet an die Abzüge durch die Röhre an einen

nen härenen Faden den Abbiß. Alsdenn werden beyde Bügel mit den Knien von einander gedrückt, die Abzug-Deckel über einander geleget und zum Stellen bereitet, zuletzt aber allenthalben dünn mit Erde oder Laub überstreuet. Wenn nun der Fuchs kommt, und den Abbiß anrühret, schlagen beyde Bügel zusammen, und er fängt sich gemeiniglich um den Hals. Er schleppt auch wohl sodenn das Eisen, so viel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder dasselbe los zu machen, oder sich zu verbergen. Was aber listige Füchse sind, diese langen lieber mit den Klauen, als mit der Schnautze, nach dem Abbiß, und fangen sich daran, beißen sich aber bald los, laufen auf drey Beinen davon, und pflegen sich doch wieder auszuheilen.

Die Witterung zu dergleichen Eisen ist unterschieden. Einige schmieren die Schuhe mit Pferde- oder Kühmist, binden einen gebratenen Häring mit Bast daran, und schleifen solchen durch die Felder, wo der Fuchs zu traben pfleget. An statt des Härings kann man auch die gelbe Materie von Mäuseholz (Solanum Dulcamara *Linn.*), Campher, Honig, Gänsefett und Zwiebeln, in einem neuen Tiegel, mit ungesalzener Butter kreischen laßen, und Schweinsgrieben oder würfelicht zerschnittene Stückchen Brod, darunter röſten, und solches alles in einen Beutel thun. Währender Schleppe muß man alle 100 Schritte eine Griebe fallen laßen. Denn, wenn man sie gar zu überflüſſig ausstreuet, wird der Fuchs geschwinde satt. Auf solche Art leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekirret worden, welcher mit Kornspreu beſtreuet seyn muß. Das Eisen selbſt schmiert man mit Aalraupenwasser, welches in einem neuem Topfe vergraben worden, und mit Johannisöhl vermischt ist, bindet alsdenn ein Stückchen Häring an Zitterdraht, und stellet das Eisen auf, welches man wieder dünn beſtreuet.

Hr. Gartman, Landjägermeister in Westmanland, hat, zum Luder für den Fuchs, frische Weißfische, besonders Rothaugen oder Stinte, am besten befunden, die der Fuchs gern frißt. Man schneidet einen solchen Fisch, nach seiner Größe, in 2 oder 3 Bissen; einen kleinen kann man ganz lassen. Ein Hund frißt selten rohe Fische; und solchergestalt kann man das Fuchseisen sicherer mit Fischen, als mit Fleische, hinlegen.

Den Fuchs dahin zu bekommen, wo man das Eisen legen will, pflücket man, nach eben Desselben Vorschrift, eine Krähe, wärmt sie am Feuer, schmiert sie mit Honig, bindet sie hernach an einen Strick, und schleppet sie auf der Erde, an dem Orte, wo das Eisen hingelegt werden soll, herum. Im Anfange wirft man bey jedem andern oder dritten Schritte 1 oder 2 Stückchen Fische, wo man die Krähe herumschleppet; 30 oder 40 Schritt davon wird jeden zehnten Schritt ein Stückchen geworfen, u. s. w. nachdem man Lust hat, die Krähe weit zu Anlockung des Fuchses herum zu schleppen; wobey man nur dieses zu merken hat, daß die Bissen desto dichter geworfen werden, je näher man dem Eisen ist. Dieses ist zu gebrauchen, so lange noch kein Schnee auf dem Felde liegt. Es hat Derselbe befunden, daß man auf diese Art die geringste Mühe hat, wenn man sich mit Luder versorget, und es ungefähr 10 oder 12 Schritt von dem Orte, wo das Eisen hinkommen soll, leget, nachgehends einige Bissen Fische, sowohl dahin, wo das Eisen hinkommen soll, leget, als auch daherum, weil der Fuchs lieber Stückchen, die er zerstreuet findet, aufzulesen, als vom Luder, besonders wenn es noch ganz ist, zu fressen pfleget. Wo keine frische Fische zu haben sind, kann man ein Schaf, eine Ziege, ein Lamm oder ein Kalb nehmen, Stückchen in der Größe eines Taubeneyes schneiden, und für den Fuchs hinwerfen. Der Bissen, er möge Fisch, Fleisch oder gebratenes Brod seyn, muß nicht größer seyn, als eine wälsche Nuß. Man bindet ihn an einen Faden, und er geht einen Querfinger aus der Röhre; der Faden wird in den Haken an das Schloß gebunden.

§ Dessen Erinnerungen, wie Fuchseisen zu legen und zu beobachten sind, im 9 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1747. Hamb. 1753, gr. 8. S. 192—195.

Einige mengen auch unter die Witterungen Tannenknospen, Violenwurzel, die Geburtsgeilen oder Eyerstöcke von einer Füchsinn, und etwas von ihrem Fett, lassen alles zusammen kochen, thun es in einen neuen Topf, und decken es fest zu. Aber vor dieser Witterung soll kein Jäger schleppen dürfen, sondern man macht zwey Plätze, leget auf den einen das Eisen, und auf den an-

andern die Biſſen Brod, welche in der Witterung geröſtet ſeyn müſſen.

Folgende Witterungen ſind auch gut. Man nimmt Matum verum, ½ Hand voll; rohe Butter, für 1 Groſchen; die Nachgeburt von einer Füchſinn; Campher, 2 Erbſen groß; Bibergeil, und Anis, von jedem für 6 Pfenn. Oder: Violenwurzel für 3 Pfenn. Anisöhl für 1 Gr und Mäuſeholz, eine gute Hand voll. Die Zubereitung ſolcher Witterungen iſt folgende. Man nimmt einen neuen Tiegel, ſiedet ihn mit reinem Waſſer aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter, läßt ſie im Tiegel zergehen, aber nicht braun werden, und ſchäumt ſie ab. Von dem Mäuſeholz wird vorher die graue Rinde ſubtil abgeſchabet und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeſchabet, und in die Butter oder das Fett, nebſt den andern Stücken zugleich hinein gethan, außer dem Campher und Wachs, wo man dieſe mit gebrauchet; und alles zuſammen mit einem Hölzchen fleißig umgerührt, damit es nicht anbrenne. Wenn nun die Species ein wenig in der Butter oder dem Fett gebraten ſind, thut man den Campher hinzu, und läßt es braten, bis es bräunlich zu werden anfängt; nimmt einen reinen Lappen, drückt den Saft heraus, und ſchabet ein wenig Wachs hinein, damit es etwas ſteif werde. Will man Pferdemiſt darunter haben, wird derſelbe, wenn es noch heiß iſt, hinein gedrückt. Dieſes Gemenge wird alsdenn in einem reinen gläſernen oder irdenen Geſchirre aufgehoben.

Eine Witterung, welche ſich viele Jahre lang aufbehalten läßt, iſt folgende. Man nimmt weißes Jungfernwachs, und geſtoßene rothe Myrrhen, von jedem 4 Loth; alte ungeſalzene Butter, 3 Loth; eine zerſchnittene Zwiebel, ¼ Quent ſchwer; und Campher, ⅔ Qu. oder 40 Gran. Dieſe Sachen, der Campher ausgenommen, werden in einem neuen ſteinernen Topfe gebraten, bis die Zwiebel braun zu werden anfängt; alsdenn nimmt man es vom Feuer, thut den Campher hinzu, und ſeihet es durch ein reines leinenes Tuch. Hierauf läßt man es abkühlen, und macht es zu einen runden Ballen, den man in einer Ochſenblaſe oder in Leinwand verwahret.

Ein ſolches Stangeneiſen, welches auch zum Biber- Fiſchotter- und Marderfange gebraucht wird, findet man Fig. 812 abgebildet. A 1, iſt das aufgeſtellte Eiſen; A 2, wie es zuſammen ſteht. a iſt ein breiter Stab Eiſen, wie eine Radſchiene, von 15 bis 16 Zoll lang, worauf b eine gute

ſtählerne Feder. Vorn auf dem Stabe Eiſen ſind zwo B
worin die Stangen in einem Wirbel gehen. c, ſind zwey
Zoll breite, ¼ Z ſtarke, und 15 Z. lange Stangen mit ſp
Zähnen. An g iſt die Stellung. Unten an dem Stabe
det ſich ein Haken h, welchen man währendem Stellen üb
eine Stange leget, um ſich mit dem Eiſen nicht ſelbſt Sc
zu thun. e ſind runde Stängechen Eiſen von 3 Zoll,
die Saite d zum Stellen angemacht wird.

Um einer deutlichern Anweiſung zum Stellen willen,
man die Stellung beſonders bey B gezeichnet. 2 iſt ein
runder gefeilter Kerb, worin die unterſte Drückſtange,
quer über die Stange c herüber geht, zu liegen kommt.
ein eiſern Stängechen, von 2 ½ Zoll lang. 4, iſt ein gekrö
oder an beyden Enden kurz gebogenes Stängechen. 5, iſt e
rade auf ſtehendes Stängechen, welches unten nach 4 hin
gebogen, oben aber einwärts auch nur kurz gebogen iſt, d
unter dem, 2 Zoll langen, Querſtängechen 6 trifft. 7, iſt e
rade auf ſtehendes Stängechen, worin, nach 6 zu, ein
zwey Kerben ſind. Oben darin iſt ein Loch, durch welche
Stelldraht gezogen werden kann. Alle dieſe fünf Stäng
gehen an Wirbeln, wie die daran gezeichneten Ringe z
ſo, daß ſie ſich gar leicht an ſelbigen drehen können, un
an einem ſtarken eiſernen Bleche befeſtigt, wie die Prop
der Figur B zeiget. Dieſes Blech iſt an dem eiſernen St
an der Seite und vorn hinaus, angelöthet. Ferner befind
gegenüber und hinterwärts, ein auch an der andern Seite des
des angelötheter eiſerner Backen, woran eine eiſerne Sta
an einem Wirbel geht, und quer herüber bis unter 2 reich

Die Stellung geſchieht folgendermaßen. Man tritt
vor die Stangen auf die Feder, und drückt ſelbige her
hat dabey einen Schraubenhaken, ſchraubet ſelbige an,
ſolcher die Feder hinunter auf den Stab a halte, leget die
gen aus einander, daß eine die Länge hinaus über der
und die andere vorn hinaus zu liegen komme, nimmt die
ge i von der einen Seite, und leget ſie quer über die eine
ge c bis in den Kerb 2. Sodenn wird die Stange 3 über
Stange i gelegt, die gekröpfte Stange 4 herauf auf 3 geb
und die Stange 5 unter 4, und zugleich oben unter 6 geb
die 6 in der Stellſtange 7 und f in Kerbe eingeleget, eine
Saite an der einen Stange oben an e angemacht, und
das Stellſtängechen 7 oben bey f durchgezogen, und an d
dem Schlagſtange bey e ſteif angemacht. Wenn das

ſo

solchergestalt ordentlich liegt, schraubet man den Haken vorn an der Feder wieder ab.

Ein auf die jetzt beschriebene gewöhnliche Art verfertigtes Stangeneisen, hat, wegen der daran angebrachten Stellart, die Unvollkommenheit, daß es, wie das, ebenfalls zum Fange der Raubthiere gebräuchliche, so genannte Tellereisen, wenn es einige Zeit gestellt liegt, zu fest steht, und bey dem Losgehen ein Thier nicht wohl anders, als spitzig an dem Kopfe treffen kann, daß es demnach gar nicht, oder doch nur ganz spitzig, mit dem Kopfe hangen bleiben, und sich also gar leicht wieder herausziehen kann. Denn der Faden zum Abziehen ist so angebracht, daß an jeder Stange oben eine Spitze 2 bis 3 Zoll lang herausgeht, an welche beyde Spitzen dieser Faden straff angezogen wird, welcher hangend auf der Erde liegen, und nicht losgezogen werden würde, daß das Thier, so bald es an diesen stößt, damit das Eisen abzieht. Daß nun auf diese Art das Eisen zu zeitig los schlägt, ehe das Thier weit genug zwischen die Stangen eingegangen ist, wenn es auch zum Abstoßen leicht stünde, läßt sich sogleich übersehen, und daraus beweisen, daß man selten etwas fangen kann. Hiernächst sind auch die Stangeneisen so gemacht, daß sie, so wenig als die Tellereisen, recht rein gehalten werden können; und weil man an denselben nur Eine Feder anbringen kann, so fehlt es auch oft an der Kraft, das gefangene Thier fest genug zu halten. Der bereits angeführte L. K. R. Hr. v. Schönfeld, hat sich die rühmliche Mühe gegeben, durch einige an dieser Maschine angebrachte Veränderungen ihren bisherigen Unvollkommenheiten abzuhelfen. Ehe ich aber dieselben anzeige, muß ich vorher erinnern, daß Hr. v. Schönfeld nicht für gut hält, das Eisen mit Witterung zu bestreichen.

Da sich nach der gedachten gewöhnlichen Stellungsart in den Stangeneisen kein Thier fangen konnte, um von dem Eisen genugsam gehalten zu werden, so suchte Hr. v. Schönfeld in-

vörderſt, die Kraft der Feder zu vermehren, weil m
Stangeneiſen nicht mehr als Eine Feder anbringen ka
die beyden Stangen nicht nur zu regieren, ſondern a
fangene darzwiſchen geklemmte Thier zu halten hat.
war Derſelbe darauf bedacht, die Art der bisherige
abzuändern, daß davon dem Thiere, außer dem Fad
ziehen des Eiſens, nichts im Wege blieb, welchen F
einrichtete, daß ſich das Thier fangen mußte, wo m
langte, nähmlich am Halſe, an beyden Bügen, oder
Bügen. Dazu fand er einen geſchickten Eiſenarbei
Sägeſchmid, Nahmens Heymaier, in Borna, we
Angaben nach Wunſch ausführte, auch eine Art
welcher von einer ganz ſchwachen Feder gehalten wir
förderung des leichten Abziehens, daran aubrachte,
Stangeneiſen bey demſelben nunmehr auf Fiſchotter
und Marder, gegen Beſtellung in unterſchiedenen
bekommen ſind.

Nachdem alles dieſes zur Verſicherung eines ſiche
zu Stande gebracht war, fand Hr. v. Schönfeld d
in der Ausführung, daß dieſe Thiere, inſonderheit
und die Fiſchotter, ſich vor den Abzugsfaden geſcheu
und um das Eiſen herum gegangen waren, wie er
Schnee gewahr wurde, weil die Luft denſelben beweg
er niemahls ſtraff angezogen werden durfte, damit
vorher weit genug zwiſchen die Stangen eingehen ko
ſich das Eiſen abzog. Hier ſahe er ſich nun genöthigt,
letzte Verbeſſerung bey Legung des Eiſens anzubringen
Liſt dieſer ſchlauen Thiere hinlänglich zu begegnen, wi
Art, das Eiſen zu legen, deutlich erhellen wird.

Wo das Stangeneiſen hauptſächlich auf den Fuchs
gelegt wird, da erwählet man gern dazu einen Platz
B eſurche, wo dieſe durch die Querwaſſerfurche ge
das Eiſen mit den Stangen und der Feder, welche le
ter der rechten Stange niedergedruckt zu liegen kommt
Querwaſſerfurche lieget. Das aufgeſtellte Eiſen wird
als man mit deſſen Einfütterung und Legung zu thun
einem eingehängten Haken gehalten. Damit aber d
gar nichts von einem Faden zum Abzuge gewahr werd
es ſich nicht einmahl eine Grasſchmiele gefallen läßt,
ſich dafür ſcheuet: ſo leget man hinter das Eiſen, ſo
haben will, daß das Thier beym Losgehen des Eiſens
den Stangen ſeyn ſoll, ein dünnes Bretchen nur von

Schachtelholze, das sich jedoch bey dem Auftreten des Thieres nicht biegen darf, welches auf der linken Seite auf der ebenen Erde gerade und fest aufliegt, gegen die rechte Seite nach dem Schloß des Eisens aber allmählich höher von der Erde steigt, in der Schwebe hängt, und von einem Faden gehalten wird, welcher an dem Schneller befestigt ist. Das Eisen sowohl, als das Bretchen, wird mit Erde oder Schnee überdecket, und zwischen den Stangen des Eisens und dem Bretchen derb gemacht, daß alles meistens der langen Beetfurche gleich ist, in welcher der Fuchs auf der Schleppe ankommt. Ueber das Eisen und das Bretchen, wodurch das Eisen abgezogen wird, schleppet man mit, nicht aber weiter über das Eisen hinaus. Wenn alles fertig ist, wird nunmehr erst der Schneller gestochen, und nach diesem von der Seite der Haken, welcher zur Sicherheit bey dem Aufstellen das Eisen hielt, abgehoben. Man hat Ursache, alle diese Vorsicht genau zu beobachten, weil dergleichen Eisen gar leicht den Arm zerschlagen würde, wenn man sich darin fangen sollte.

Nunmehr wird geschleppet; am besten von dem Eisen an so weit, als man für gut findet, das Geschlepp zu machen. Dazu kann entweder nur Hasengescheide, noch besser aber eine gebratene Katze, genommen werden, wobey folgendes genau zu beobachten ist: Daß derjenige, welcher schleppet, zuerst seine Schuhsohle stark an dem Geschleppe reibe, auch beym Schnee das Geschlepp so ziehe, daß dadurch seine Fährte oder Tritte wieder verstrichen werden, damit der Fuchs nichts als das Geschlepp gewahr werde. Auf dem Geschleppe bis nahe an das Eisen, kann man gut und stark riechende Brocken mit fallen laßen, als: fett Schweinfleisch und weiße Zwiebel, in kleine Stückchen, wie Stabckerbsen, geschnitten, in Gänseschmalz gelb gebraten, worunter nach dem Verkühlen etwas pulverisirter Baldrian und Campher gerührt wird. Hat der Fuchs dieses auf dem Geschleppe angenommen, so ist ihm die Nase erfüllt, daß er sodenn von dem rein geputzten Eisen nichts gewahr wird, bey welchem, und bey dem Abzugbretchen er eben diesen Geruch findet. Damit aber nicht Krähen, Aelstern und Mäuse sich dem Eisen nahen, so können einige Schritte davon einzelne Krähenfedern und wenige Katzenbeinchen gestreuet werden. Dabey ist noch zu bemerken, daß in solchen Jahren, wo es viel Mäuse gibt, der Fuchs kein Geschleppe noch Brocken annimmt, und alle Mühe zum Fange umsonst angewendet wird.

No. 4 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 32, fgg.

Die zweyte Art eines Fuchseisens, besteht aus zwey Bügeln, welche, wenn sie aufgestellet werden, eine Ovalrunde machen. Eine solche Maschine wird, ihrer Figur wegen, ein Schwanenhals, und weil sie in Berlin erfunden worden, das Berliner-Eisen, und die Materie, womit ein solches Eisen bestrichen wird, die Berliner Witterung genannt. Wie solche Eisen in ihrer Proportion aussehen, zeiget Fig. 813. Die beste Fassion ist, wenn dieselben quer herüber von einem Bügel zum andern, wo nähmlich auf dem Risse 3 und 3 steht, 2 Fuß breit sind; von 4 zu 4, 1 Fuß 9 Zoll; und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß 2 Zoll. Das vornehmste dabey ist dieses, wenn sie tüchtige Federn haben, daß sie fein rasch sind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf springen. A 1 ist ein solches aufgestelltes Eisen; A 2, aber ein zusammengeschlagenes. Die Eisen müssen müssen recht rein geputzt, und sauber gehalten werden; auch muß kein Oehl oder Schmiere daran kommen. Wenn denn der Fuchs angehen soll, so thut man dürren Pferdemist in einen Kessel mit reinem Wasser, läßt das Eisen, nachdem man es vorher aus einander genommen, wohl darin aussieden, putzt es hernach vollends mit feinem Sande und reinem Wasser ab, säubert alle Schrauben, Gewinde und Löcher, und läßt es endlich vollkommen trocknen. Die Witterung, imgleichen die Brocken oder die Kirrung, welche man hierbey gebraucht, sind eben dieselben, die ich oben, S. 384, f. beschrieben habe.

Was den Fang selbst betrifft, so ist es gut, wenn man die Lager, worin die Eisen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufriert; denn im Froste sind sie nicht allein schwerer zu machen, sondern verursachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eisen herum. Die Lager zu machen, muß man eine kleine Hacke haben, welche auf beyden Seiten Schneiden hat, deren eine in die Länge, und die andere in die Quere stehe, auf die Art wie eine

Zimmer-

Zimmermanns-Querort. Das Lager macht man in den Wiesen und Gründen, oder auf freyen Plätzen und alten Lehden, in und zwischen dem Walde. Man spannt das Eisen auf, und stellt es fest, und zwar so, daß die Feder allezeit gegen den Wind liege. Denn, weil der Fuchs gegen den Wind zum Eisen geht, so fängt er sich besser, wenn er vorn gerade zwischen die Bügel, als wenn er in die Quere oder über die Feder kommt. Weil man nun nicht wissen kann, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eisen gelegt hat, so muß man das Lager dergestalt einhauen, daß die Feder gegen Nord-Westen komme. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder nach Osten anrichten. Nachdem es auf den Boden abgezeichnet worden, hauet man, 3 Finger breit, eine Rinne in die Erde, und bringt, wo die Feder und die Bügel hinkommen, das Erdreich heraus. Wo das Schloß hinkommt, muß es fein geräumig und so tief eingehauen seyn, daß das Eisen nicht über dem Boden heraus zu sehen sey, und daß es überall gleich tief liege. Kirrungsplätze macht man wenigstens 3, auch wohl 4 bis 6; auf jeden leget man von einem Kirrungsbrocken 2 bis 3 Stückchen, und macht auch an mehrern Orten Plätze, damit sich mehr Füchse dahin gewöhnen. Alsdenn schleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Die Einrichtung des Geschleppes ist oben, S. 389, beschrieben worden. Wenn nun der Fuchs auf die Schleppe kommt, folgt er selbiger nach, bis an die Plätze, da er denn die daselbst befindlichen Brocken speiset. Man leget auch, ohne wieder zu schleppen, eine oder zwey Nächte wieder etwas hin. Kommt er nun fleißiger, so leget man gegen Abend das Eisen, da denn an dem Abzuge ein von Zwirn geflochtenes Schnürchen, und an demselben ein Brocken, oder von demjenigen, wo mit man ihn gekirret, etwas seyn muß. Allzulang muß der Brocken nicht von dem Schlosse heraus seyn. Alsdenn

wischt man das Eisen rein ab, und stellt es auf. Hinter dem Abzuge aber muß man entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes kleines Eisen vorstecken, daß es sich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, leget man ein breites Steinchen; dieses gibt beym Losschlagen dem Eisen mehr Kraft, daß es nicht unter sich in den Boden drücken kann. Sodenn leget man über das Schloß, und vorn über die Wirbel, auch wohl über die Bügel, rein und weiches Papier, füttert und bedeckt das Eisen überall mit reiner Spreu; vorher aber muß auch auf den Plätzen dergleichen gestreuet gewesen seyn, damit es der Fuchs schon gewohnt sey. Auch nimmt man etwas von Ameisenhaufen, und füttert es damit ein. Auch muß nicht vergessen werden, daß, wenn man das Eisen in das Lager legen will, man ein reines leinenes Läppchen mit der Witterung bestreiche, und sie einreibe. Mit diesem Witterungsläppchen überstreicht man das Eisen um und um, jedoch mäßig; denn kommt man zu wenig, so geht der Fuchs nicht daran; ist es aber zu stark, so fängt er an, vor dem Eisen zu graben, und bis auf das Eisen; wird er nun dieses gewahr, so geht er dieselbe Nacht nicht an den Brocken, vermerkt Unrath, und geht davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eisen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erst fertig wird, bis auf das Fleckchen, wo man zum Schloß kommen, und dasjenige, was man vorgesteckt hat, subtil herausziehen kann, und gemächlich decket; (wie es denn auch nicht schaden kann, wenn man mit einem Reise etwas feine Erde darauf stäubet): so wird der Fuchs, so gut er sich auch in Acht nehmen will, sich doch durch die Niedlichkeit betrogen, und die eiserne Halskrause, ehe er es sich versiehet, und kaum den Brocken am Abzuge berühret, am Halse haben, und nicht vermögend seyn, selbige los zu werden. Viele sind noch lebendig,

wenn

wenn man des Morgens hinzu kommt, und sehen sich gefährlich um, da man sie denn vollends todt schlägt. Wenn Schnee ist, kann man das Eisen auch wohl in den bloßen Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. Wenn man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Rüthchen ein wenig Schnee darüber stäuben; im Erdreiche aber einzuhauen, ist alsdenn nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht sogleich auf das Eisen, so muß man doch des Morgens allezeit darnach sehen, und mit einem Reise nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben u. d. gl. solches nicht losziehen; des Abends aber muß man das Reis wieder wegnehmen. Sonst ist hierbey noch zu gedenken, daß, neben den Abzugsbrocken, noch ein oder zwey dergleichen mit hingeleget werden; und auf den Nebenplätzen müssen gleichfalls Brocken seyn. Einige Füchse sind so listig, daß sie wohl die Nebenplätze wegnehmen, auf das Eisen aber nicht hin wollen. Geschieht solches 1, 2 oder 3 Nächte, so ist es falsch mit dem Eisen; daher nehme man es lieber ein Par Tage weg, kirre den Fuchs ferner an, und lege es alsdenn neben dem ersten Platz, so läßt er sich betriegen. Sie sind auch wohl so behutsam, daß sie den Brocken vom Schnürchen abkauen; in diesem Falle muß das Eisen nicht zu fest stehen. Auch wollen sie zuweilen an den rechten Brocken sich nicht wagen, sondern nehmen die von der Seite weg, und laßen den rechten liegen; merkt man dieses, so steckt man einen starken Faden durch die Nebenbrocken, und hängt sie an den mittelsten an. Durch fleißige Uebung wird man ihrer Ränke am besten kundig werden. Wenn es verprellte Füchse sind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eisen wollen, ob es gleich ordentlich zu rechte gemacht ist, so muß man es mit der Witterung verändern. Sollte man aber den Fuchs spüren, und er ginge zwar nach den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht, so verändert man auch die Kirrung.

Ein sehr oft vorkommender Zufall, welcher den besten Fuchsjäger vielmahls um den Fang bringt, ist dieser, daß die Krähen und Aelstern nach ihrer starken Witterung auf dem Platze den Bissen oder Brocken gewahr werden, und das Eisen losziehen, wobey sich die Krähe gemeiniglich selbst fängt. Dieses geschieht den Tag über, oder gegen Abend, nachdem der Jäger früh sein Eisen besucht hat. Findet nun der Fuchs diesen bedenklichen Anblick, so ist der ganze Fang vereitelt. Diesem Uebel ist dadurch leicht abzuhelfen, daß man bey Legung des Eisens gleich um den Platz herum einige lange Federn aus den Flügeln der Krähen und Aelstern streuet, welches den Fuchs nicht befremdet, hingegen Krähen und Aelstern sehr mißtrauisch macht, dem Eisen zu nahe zu kommen. Nicht weit davon leget man eine todte Krähe dergestalt, daß diese auf dem Bauche liegt und die Flügel ausspreret, welches die Krähen sehr verabscheuen. Weil es aber, außer den Krähen und Aelstern, noch verschiedene andere Thiere gibt, welche eben dergleichen Verdruß erregen: so thut man sehr wohl, zu den Bissen des Abzuges ein Knöchelchen von der gebratenen Katze zu nehmen, mit welcher auch geschleppet wird. Daran gehet kein Hund, Wiesel, noch Maus, welche insgesammt sonst gar öfters die Fuchseisen abziehen. Ueberdieß liebt der Fuchs die Katze zu fressen ganz vorzüglich, daher auch, um den Fuchs auf den Platz zu bringen, eine gebratene Katze am besten zum Geschleppe zu nehmen ist, zu welchen Braten man unter freyem Himmel ein Feuer anzumachen pfleget. Dem Fuchs kommt dieser Brocken auch gar nicht fremd vor, weil er auf dem ganzen Geschleppe die Nase davon angefüllet hat.

Die beste und sicherste Witterung ist, daß man sein Eisen recht rein mit Wasser und Sand scheuert, und mit einem Tuche, worin kein Geruch, auch nicht einmahl von Seife, befindlich ist, abreibet, und zur Einfütterung desselben solche Sachen erwählet, die zwar riechen, aber dem Fuchse keinen befremdlichen Geruch beybringen, wozu das beste ist: Geniste von Ameisenhaufen, und gedörrte kleingeriebene Pferdeäpfel, welche letztere hauptsächlich dazu nöthig und dienlich sind, nicht nur dem Fuchse die Nase zu füllen, wozu der Geruch von dem Geschleppe schon viel beyträgt, sondern auch besonders, um das Eisen von den Seiten so derb einzufüttern, daß es hart wird, und der Fuchs bey dem Abziehen nichts davon merkt, wenn er von ungefähr auf den harten Bügel des Eisens tritt, welches gar oft erfolgen würde, wenn die Einfütterung aus lauter locke-

rer

rer Spreu bestünde, womit es die meisten einzufüttern pflegen, in welcher der eiserne Bügel bey dem Auftreten sehr fühlbar werden müßte. Dabey ist aber auch zu beobachten, daß die Bügel nicht zu dick überdecket, folglich bey dem Losschlagen am Springen nicht verhindert werden; wie denn auch überhaupt bey Legung des Eisens dahin zu sehen ist, daß sich wenigstens der Fuchs jederzeit an dem Halse fange, wenn ihn nicht das Eisen auf beyden Bügen fasset.

Am allersichersten ist der Fang, wenn, nachdem der Fuchs den Platz und die Brocken einige Nächte angenommen, wozu man ebenfalls kleine Stückchen Katzenfleisch gebrauchet, man sodenn eine Zeit zur Legung des Eisens abpassen kann, daß es den Tag oder den Abend darauf schneyet. Auf diese Weise wird er am gewissesten berücket, weil er da ganz sicher ist, und keine Fährte des Jägers, noch sonst etwas veränderliches, gewahr wird, sondern bloß seinem Geruch nachgeht, und den Bissen zu erlangen suchet.

Einige Vortheile für die Verfertiger der Eisen, zeigt Hr. v. Schönfeld, in seiner Landwirthschaft, S. 683, fgg. an.

Die Füchse in Tellereisen zu fangen, verursachet wenig Mühe; denn Witterungen gebraucht man hier nicht, außer zu den jungen Füchsen. Wenn man diese vor dem Bau fangen will, muß man das Eisen mit einer der oben angeführten Witterungen versehen. Die alten Füchse aber werden vermittelst dieses Eisens auf folgende Art leicht gefangen. Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde sind, welche ablaufen, da nimmt man das Eisen, und leget es ohne Witterung in die Quelle, daß aber das Wasser darüber laufe. Auch schneidet man ein Stückchen von dem in der Quelle befindlichen dünnen oder mosigen Grase aus, so groß, daß es über das Eisen reichet. Ist dergleichen nicht vorhanden, so leget man ein dünnes laubiges Zäckchen, und streuet dürres Laub vor das Zäckchen, daß es das Wasser nicht wegschwemme. In die Quelle steckt man eine Gabel, hängt etwas von Wild- oder Rehgescheide neben das Eisen, und wirft um die Quelle altes Holz und allerley Reisig, daß der Fuchs über das Eisen muß, wenn er zum Gescheide will. Kommt er nun nach dem

Gescheide,

Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Wenn es hart friert, und er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchlägt, und naß machet, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, daß er nicht weit laufen kann. Die Füchſe fangen ſich auf ſolche Art recht gut, und es ſind auch diejenigen, welche mit andern Eiſen verprellet worden, doch hierin zu fangen; denn ſie haben gar keine Witterung vom Eiſen, weil ihnen das Waſſer die Witterung benimmt.

Die Füchſe mit Schlagbäumen zu fangen, Fig. 814, nimmt man zwey Stücke von einer ſtarken Stange, und macht davon zwey Unterſtangen, 1 und 2, jede 4 Fuß lang, welche nur ſo weit von einander zu liegen kommen, daß noch eine ſolche ſtarke Stange darzwiſchen liegen kann. Dieſe werden feſt angepflöckt, und in die Erde ganz gleich eingegraben, daß nichts davon heraus gehe, weil der Fuchs ſich mehr vor dem, was auf der Erde iſt, als vor der Ober- und Schlag-Stange, welche über demſelben, und mit Reiſe verbunden und verwittert iſt, ſcheuet. Die Unterſtangen dienen dazu, daß, wenn ſich etwa ein Fuchs fängt, er recht feſt liege, und ſich nicht in der Erde ausreiben könne. Sie werden auch ſodenn gleich todt geſchlagen, und können ſich die Haare von den Bälgen nicht abreiben. Zu den Ober- oder Schlagbäumen wird eine faſt etwas ſtärkere, mit No. 3 bezeichnete, $5\frac{1}{2}$ Fuß lange Stange genommen, welche fein gleich ſeyn muß; auch muß in ſelbige kein Hieb oder Hau geſchehen, weil ſie ſonſt zerbricht. No. 4 und 5 ſind zwey ſtarke Stützen mit ſtarken Gabeln, welche neben den beyden vorerwähnten in der Erde liegenden Stangen, 1 und 2, auswendig daran in die Erde feſt eingeſchlagen werden, welche $\frac{3}{4}$ Elle hoch über der Erde ſtehen, und worauf eine, $\frac{3}{4}$ Ellen lange, Stange geleget wird. No. 6 iſt das, 12 Zoll lange, Querholz; und No. 7 ein von eichenen, Haſeln-, oder andern Wieden, oder auch von

Wachhol-

Wachholderreiſe feſt geflochtener Kranz. Hinten kommen zwey Pfähle, 8 und 9, ſo weit die Stellung gehet, welche man an dieſen hinterſten Pfählen anmachet, wohinter, gerade der Fallſtange, noch ein breiter Pfahl geſchlagen wird, damit dieſelbe nicht hinterwärts weichen könne. No. 10 iſt eine meſſingene Drahtſaite, welche von den hinterſten Pfählen, 8 und 9, bis an die vorderſten Stützen, 4 und 5, reichet, woran ein meſſingener oder eiſerner, glatt und rund gefeilter, mit No. 11 bezeichneter, und ſo weiter Ring iſt, daß man mit einem Daumen hinein fahren kann. No. 12 iſt ein Schnürchen, welches zwiſchen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen mit einem Häkchen eingeſchlagen iſt, und bis an den Ring gehet, und denſelben niederhält, daß er ſich nicht in die Höhe ziehe. No. 13 iſt das, 6 Zoll lange, Stellholz, wovon ein härenes Strickchen, 14, bis zu dem Querholze geht. No. 15 iſt ein eingeſchlagenes Häkchen, woran das Leinchen, an welchem der Ring iſt, gebunden wird. 16 iſt eine Kerbe in der einen vordern Stütze, worein das Stellholz kommt. Ehe nun dieſer Schlagbaum aufgeſtellet wird, beſchwert man den obern Baum, gegen die Mitte, mit einigen Stücken Holz oder Steinen, damit der Fuchs denſelben nicht aufheben könne, und verwildert ihn neben her und darüber mit grünen Reiſern. Alsdenn wird derſelbe folgendermaßen aufgeſtellt. Zuvörderſt hauet man ſich eine Stütze, und ſetzt ſie unter den Schlagbaum 3, nimmt das Querholz 6, ſteckt es in den Kranz 7, über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von inwendig heraus; an dem andern Ende iſt das härene Leinchen, 14, angebunden, an welches in der Mitte das Stellholz, 13, angemacht iſt. Dieſes Stellholz ſetzt man in die Kerbe, 16, und ſteckt den Ring, 11, an das Stellholz, ſo genau und knapp es immer ſeyn kann.

Dergleichen Schlagbäume kann man vor allen Bauen, Fluchtröhren, und unter Bäumen, die hohl sind, anbringen, sie auch in Zeiten verfertigen, und den Schlagbaum auf eine Stütze aufstellen, damit die Füchse gewohnt werden, darunter aus und ein zu gehen; man läßt sie im Sommer und Winter also stehen, und nimmt die Beschwerung herunter, damit die Bäume nicht krumm werden.

Wenn nun der Fuchs am Balge gut ist, und er bey Regen- oder sonst schlimmen Wetter in den Bau gehet, muß man erstlich sehen, ob er hinein gekrochen ist; und wenn dieses geschehen ist, stellt man sodenn alle Schlagbäume auf, so wird er sich unfehlbar fangen. Man stellet die Schlagbäume auch an die zwischen den Wiesen fließenden Bächlein. Daselbst muß man sie stark verwildern, und Reis darum werfen, auch auf beyden Seiten Brocken oder Häringsköpfe legen; es müssen aber sodenn zwey beysammen gestellet werden. Wer nun ein eigenes Revier hat, kann sich ihrer mit Nutzen bedienen, indem sie über 10 Jahre dauern; und kostet weiter nichts, als daß man sich die Mühe mache, und die Beschwerung, wenn man keine Füchse fangen will, herab nehme, damit die Schlagbäume nicht krumm werden. Den fernern Gebrauch dieser Schlagbäume werde bey dem Fuchsgarten, wovon sogleich handeln werde, zeigen.

Vom Fangen der Füchse in Schnellerfallen oder Selbstgeschoß, siehe den Art. Selbstgeschoß.

Einen Fuchsbehälter oder Fuchszwinger, nennt man einen umzäunten oder sonst wohl verwahrten Ort, zu Aufbehaltung der Füchse. Wenn die Herrschaften in ihren Landen durch die Forstbedienten, auf den angestellten Jagden im Herbste, da die Bälge am besten sind, Füchse lebendig einfangen, und dieselben, zu besserer Verwahrung, in die Fuchskasten, wovon weiter unten sprechen werde, einstecken laßen: so werden sie meisten-

meistentheils in ihren Residenzen auf den Jägerhof abgeliefert, und in einen wohlverwahrten Zwinger gelaßen, daselbst aufbehalten und gefüttert, bis etwa ein Fuchs-Prellen gehalten werden soll, da sie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daselbst so viel, als jederzeit auf einmahl zu prellen verlangt wird, ausgelaßen werden, um der Herrschaft ein Vergnügen zu machen.

Da aber nicht alle Jagdreviere einander gleich sind, so könnte mancher im Herbste durch alle und jede seine Feldbüsche und Brüche mit Hasennetzen umstellen, und die Füchse einfangen laßen, die Füchsinnen aber, zumahl im December und Januar, da sie bald läufig werden, ganz allein besonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchse in einen Ziegel-Ofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit starken Mauern verwahrt seyn müßte. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Ziegelstreicher das Holz einzuschieben pflegen, müssen von starken eichenen oder kiefernen Spundbretern, welche 9 Ellen in die Länge haben, Fuchskasten geschoben und die Vorschieber offen gelaßen, das übrige aber fest vermauert werden, damit die Kasten halten, und die Füchsinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Man muß aber auch nicht vergessen, ihnen in solchem Behältniß ihren Fraß zu geben; und kann ihnen der Schäfer schon wöchentlich ein verdorbenes Schaf hinein werfen.

Im Hornung darauf, da die Füchse zu rollen pflegen, kann man einen artigen Fang damit vornehmen. Man befestigt eine läufige Füchsinn an eine Kette, woran ein Wirbel ist, und schließt sie, wie einen Hund, in einem Bruch an einen Baum. Noch besser aber ist es, wenn man dieses mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden sich die Füchse haufenweise einstellen, und mit den Füchsinnen erlustigen. Will man nun davon profitiren, so verlappet man gedachten Bruch oder Morast, mit doppelten Federlappen, und umstellet ihn mit leinenen Zeugen

oder Hasennetzen: so kann man eine einträgliche Jagd
en. Man muß sich hierbey verwundern, daß der Fuchs
t die Federn bey lebendigem Geflügel, sondern nur, wenn
che an Schnüre geknüpft sind, scheuet; welches vermuthlich
her rühret, weil diese Lappen öfters durch der Menschen
hände gegangen sind, und also durch die Witterung des Men-
schen ihnen zuwider werden, so daß er als ein es der behutsam-
sten Thiere sich alsdenn in Acht nimmt, und nicht gern darüber
gehet.

Ein Fuchsgarten ist eine Art von einem Wildgar-
ten, oder eine zum Fuchsfange dienliche Umzäunung.
Hierzu erwählet man im Walde ein Dickicht und jun-
ges Gehau, von 100 Ellen im Quadrat, so, daß die-
ser Platz auf allen Seiten 100 Ellen habe, umgiebt
ihn mit einem, $2\frac{1}{2}$ Ellen hohen Zaune, leget darauf
gute tüchtige Dornbünde in die Quer und Länge, da-
mit er recht verwildert aussehe, und machet an zwey
Seiten einen Thorweg einander gegen über. Zu dem
einen Thorwege schleppet man das Luder, welches man
vorher im Walde abdecken laßen, und eine ziemliche
Strecke herum geschleift hat, bis auf die Mitte hinein,
läßt es daselbst liegen, und begibt sich zum andern Thor-
wege wieder hinaus. In dem Zaune auf den andern
beyden Seiten, werden in jeder Seite fünf Löcher gela-
ßen, welche $1\frac{1}{4}$ Elle hoch sind; unten aber werden die
Löcher entweder $\frac{1}{2}$ Elle hoch verzäunet, oder Stücke Hol
daselbst hinein geleget, damit die Füchse darüber steiger
und eher an den Draht streichen müssen. Vor die
Löcher werden nun die kurz vorher beschriebenen Schl
Bäume, welche jedoch etwas höher, als daselbst ar
geben ist, seyn können, $\frac{3}{4}$ Elle weit vom Zaune geste
Jedoch muß der Schlagbaum gleich dem Zaune,
cher oben auch geflochten seyn muß. oben dicht übe
Loch gestellet und gleichsam vom Zaune verdecket w
damit er nicht sogleich in das Gesicht falle; den
möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, nich
Schlag gehen, sondern wieder umkehren. D

von unten her iſt deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter ſich bemühen müſſe, darüber zu ſteigen, und damit auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlagbäume aufſtellt und täglich beſuchet, ſo wird ſich der Nutzen von ſelbſt zeigen.

Dem erſten Anblick nach möchte zwar ein ſolcher Garten vielen zu koſtbar und weitläuftig ſcheinen; allein, wenn man ihn nur recht betrachten, ſowohl deſſen Nutzen, als Bequemlichkeit, wenn er einmahl in Stand geſetzt iſt, erwägen, und bedenken will, daß man auf dieſe Art die Füchſe über eine Meile, und noch weiter, durch das Luder herbey bringen könne: ſo wird man finden, daß er vornehmlich in großen Waldungen und Gehölzen von beſonderer Nutz- und Schätzbarkeit ſey, und die darauf verwandten Koſten doppelt und vielfach wieder einbringe. Es koſtet auch die Erhaltung deſſelben ſehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder, in deren Ermangelung, mit andern Reisbünden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken ſtehe, und, wo er ſchadhaft wird, ausbeſſern.

Um auch einige Arten, wie die Füchſe bey fremden Völkern gefangen werden, anzuführen: ſo machen z. E. die Grönländer, nach Cranzens Bericht, Fallen, die wie ein Häuschen von Steinen aufgebauet ſind, worin ein Stück Fleiſch an einem Stecken hängt, welcher vermittelſt eines Riemen, ſo bald der Fuchs daran rühret, einen breiten Stein vor dem Eingange niederfallen läßt. Andere machen Schlingen von Fiſchbein, die ſie über ein mit Häring angefülltes Loch im Schnee legen, und in einer Hütte von Schnee ſitzend zuziehen. Man fängt ſie in Grönland auch in einer Art von Wolfs-Gruben, die in den Schnee gegraben, rings herum platt gemacht, und oben mit Häringen beleget ſind. Die Grönländer finden bey dem Fuchsfange einen doppelten Gewinn; denn ſie verkaufen die Bälge, vornehmlich wenn es blaue ſind, ſehr theuer, und eſſen das Fleiſch lieber, als Haſen.

Die Kamtschadalen an dem südlichen Vorgebirge, verstehen die Kunst, die Füchse mit Garnen zu fangen. Mitten durch ein aus den Barthaaren der Walfische gemachtes Garn, stoßen sie einen Pfohl, an den sie eine lebendige Schwalbe anbinden. Der Jäger verbirgt sich mit einem Stricke, der durch die Ringelchen des Garnes gezogen ist, in eine Grube. Wenn nun der Fuchs die Schwalbe anfallen will, zieht der Jäger den Strick, und das Thier ist gefangen. Ohne Zweifel treibt es der Hunger in diese Falle; denn sonst sind dergleichen Nachstellungen für das listigste Thier ziemlich grob. Uebrigens waren ehemahls die Füchse bey den Kamtschadalen so gemein oder so verhungert, daß sie zu ihnen kamen, mit aus ihren Hundetrögen fraßen, und sich mit Stockschlägen tödten ließen.

Samml. aller Reisebeschreib. 20 B. S. 264.

In Island findet man schwarze, blaue, rothe und weiße Füchse. Um diese Thiere desto leichter zu fangen, legen die Einwohner ein todtes Schaf oder Pferd in das freye Feld, welches sehr weit einen starken Geruch verbreitet. Die durch den Geruch herbey gelockten Füchse versammeln sich um das Aaß, bey welchem der Jäger eine Hütte so anzubringen weiß, daß er daraus sehen kann, ohne gesehen zu werden, und daß er aus derselben auf jeden Flintenschuß 4 bis 5 Füchse erlegen kann.

Tremarek Reisebeschreib. s. Berl. Samml. 7 Band, S. 151, f.

Nach dem Berichte der neuesten Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 200, fangen die Isländer die Füchse folgendermaßen. Wenn eine Fuchshöhle gefunden ist, bestellt man einen Schützen, der sich dabey eine Hütte bauet, um sich darin zu verbergen. Er sucht besonders das Männchen zu ertappen. Ist der Fuchs in der Höhle, so kommt weder er, noch die Jungen hervor, ehe die Hungersnoth sie zwingt, einen Ausfall zu wagen, und noch weniger kommt er hervor, wenn er die Nachstellung merkt. Der Schütze sucht alsdenn die Jungen, theils durch Lockspeisen, theils durch Eröffnung der Höhle, zu erhalten; einen davon behält er lebendig bey sich, und kneipt ihn so lange, bis er schreyet, da sich denn sogleich der alte Fuchs, aus natürlichem

Trie-

Triebe, nähert. Wenn der alte Fuchs in der Höhle eingeschlossen ist, zündet man Mos und Kraut in der Oeffnung der Höhle an, daß der Rauch einzieht. Die Jungen ersticken bald, die Alten aber nicht so geschwinds. Oft muß der Schütze 3 bis 4 Tage bey der Höhle warten.

Hr. Georgi in der ersten Ausgabe seiner Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, St. Petersb. 1776, gr. 4. erzählt, daß die Ostiaken, wenn sie des Sommers junge Füchse antreffen, dieselben in die Jurten (Hütten) nehmen, mit dem Abgange von Fischen füttern, und ihnen endlich für das Kostgeld die Pelze ausziehen. Sie sind wegen dieser Thiere so sorgfältig, daß die Weiber die ganz jungen an den Brüsten ernähren. Weil magere Füchse bessere Bälge als fette haben, zerbrechen sie den Thieren vor dem Erwürgen ein Bein, damit sie für Schmerzen wenig fressen mögen.

Einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern zu führen, bedient man sich eines Behältnisses, welches der Fuchskasten genannt wird. Es wird derselbe 1 Elle lang, und ½ Elle breit und hoch, von starken eichenen Bretern gemacht, und die Luftlöcher werden mit Eisenblech wohl beschlagen. Der Fraß und das nöthige Wasser wird ihm von außen eingeschüttet.

Das Fuchsprellen, Fr. berner des renards, nennet man, wenn die Füchse mit einem starken Tuche, welches die Prelle genannt wird, oder mit langen, von zwey oder mehrern Personen gehaltenen Netzen, (welche daher Prellnetze heißen) darüber sie weg passiren müssen, in die Höhe geschnellt (geschupft), und einige Ellen hoch in die Luft geschleudert werden, dergleichen Art von Jagdlustbarkeit insonderheit an großer Herren Höfen, bey verschiedenen Solennitäten, üblich ist. Siehe Fig. 815.

Wenn von der Landesherrschaft dergleichen beschlossen worden, so wird von dem Oberjägermeister, als Directeur der ganzen Jägerey, an die Oberförster und Wildmeister Befehl ertheilet, daß sie allenthalben die Füchse lebendig in Netze einfan-

gen, und in Kasten nach der Residenz auf den Jägerhof liefern sollen. Sie werden alsdenn in einen wohlverwahrten Zwinger beysammen ausgelaßen, und mit angeschafftem Futter von dem Kastiller gefüttert. Bisweilen müssen auch von den Forst-Bedienten auf eben diese Art lebendige Hasen, Dachse, Biber, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltisse u. d. gl. geliefert werden. Es ist auch wohl ein jeder Oberförster oder Wild-Meister, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Frischlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verschwiegen werden muß. Diese Thiere werden alsdenn in Kasten auf den bestimmten Platz gebracht. Dieser wird mit Tüchern umher, insonderheit an der Erde, dicht befestiget, damit die Füchse nicht unten hinaus kommen, und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Gras bewachsenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig ist, Tücher zu stellen. Sollte aber die Herrschaft unpäßlich, oder die Gemahlinn in den Wochen seyn, so wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorgenommen, und die Herrschaften sehen aus ihren Zimmern mit Vergnügen zu, ergetzen sich an den Lustsprüngen und Capriolen der Hasen und Füchse, an dem Umfallen der Cavallier und Damen, zumahl wenn die in heimlichen Kasten verborgene Säue unter sie gelaßen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erwecket, und ein großes Gelächter verursachet. Der Platz muß wenigstens eine Viertel-Elle hoch mit Sand bedecket und gleich geharket seyn, damit die Lust desto länger dauern, und die Voltigiersprünge der Füchse und Hasen desto lebhafter und öfter gesehen werden mögen; denn sonst würde die Lust sich bald endigen, wenn die armen Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine schlügen, oder den Rückgrath, das Kreutz, oder die Läufe erbrächen. Erscheinen nun an dem bestimmten Tage die Cavallier und Damen in grüner Kleidung bey Hofe, so werden sie an ihre Stellen angewiesen, daß also wechselsweise ein Cavallier und eine Dame einander gegen über vor sich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit den hierzu gehörigen Tüchern oder Netzen aufzieht und prellet.

Die Prellen können auf zweyerley Art verfertiget werden. Erstlich macht man solche von Gurten, wie an den Sätteln, zu Bauchgurten genommen werden; sie müssen aber einer starken Hand breit, und 9 bis 10 Ellen lang seyn. An beyden Enden wird ein Knebel gemacht, woran man mit beyden Hän-

den

den anfassen kann. Ferner werden dergleichen auch von Leinen gemacht, die eines Fingers dick, und 10 bis 12 Ellen lang sind. Hierzu kommen hölzerne Knebel, in welchen 4 Löcher, jedes 4 Zoll von einander, sind. Dadurch werden die Leinen gezogen, und mit einem halben Knoten geknüpft. Die Knebel kommen auch 1½ Elle weit aus einander; an beyden Enden aber werden zwey Knebel angemacht, da man an beyden Seiten angreifen kann, wie es sich denn auch mit diesen besser, als mit denen von Gurten, prellen läßt.

Nachdem sich nun die Cavallier und Damen dabey eingefunden, werden 3, 4 oder mehr Reihen formiret, und sind also 2 bis 3 Gassen zu sehen. Auf Befehl der Herrschaft werden die Kasten der Füchse und Hasen zuerst geöffnet, daß alles durch einander die Gassen passiret. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden die Säue heraus gelaßen, und diese machen sodenn bey den Damen unter ihrer langen Kleidung einen unbeschreiblichen Rumor.

Solchergestalt ist das Fuchsprellen ein ausnehmendes Plaisir, besonders wenn sich die zwey, welche mit einander prellen, recht verstehen, und zugleich rücken, da sie alsdenn den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe bringen. Rücken sie aber nicht in Einem Tempo, so überschlagen sie dieselben nur, daß sie von einer Prelle auf die andere kommen. Hiernächst ist dieses Fuchs-Prellen auch eine vollkommene Leibesbewegung. Es gehört aber sowohl Force als Geschicklichkeit dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, kann von dem andern umgerückt werden, oder sich doch verrenken.

Die Solennitäten eines von dem Herzog in Braunschweig Ludewig Rudolph, 1724, in Blankenburg gehaltenen Fuchs-Prellens, beschreibt Döbel, im 2 Th. seiner Jäger: *Practica*, S. 74, f.

Die Fuchsbälge, Fr. Peau de renard, sind in den Herbst- und Wintermonathen, bis im Februar, gut, im Frühlinge aber verhären sie sich, und werden fast ganz kahl; auch werden sie alsdenn gern räudig, womit sie auch manchen Dachs aus ihren Bauen vertreiben; doch curiren sie sich wieder recht gut aus.

Die Füchse verändern in den verschiedenen Himmelsgegenden ihr Haar so sehr, daß man sie, bereits erwähnter maßen, von allerley Farben antrifft: schwar-

ze, blaue, graue, eisenfarbige, silbergraue, wei
ße mit schwarzem Kopfe, weiße mit einer sc
Schwanzspitze (Blume), kreutzweise gestreifte
u. s. w. Die schwarzen sind unter allen Fü
seltensten, und nach dem Zobel das kostbarste P
Oft bezahlt man einen solchen Balg mit 40 bis
lern. Das Haar daran ist so fein und lang, da
einer Seite, auf welcher man will, herabhängt
stalt, daß, wenn man den Balg bey dem Schn
die Höhe nimmt, das Haar neben den Ohre
fällt. Sie wohnen auf Spitzbergen, Grönland
land, Canada. Die Haare haben bey ihrer S
einen schönen Glanz. Man setzt aus diesem P
Unterfutter und Aufschläge zusammen. Die
Füchse, welche man sonderlich in Spanien,
und andern nördlichen Ländern findet, sind den
chen nicht ungleich, verlieren aber gern ihr Ha
Haare sind gut, aber ein wenig grob. M
Bälgen werden gemeiniglich die ungarischen
füttert. Die blauen Füchse fallen in das Gr
Es macht sie ihre Seltenheit angenehm. Ma
delt sie über Frankreich und England. Ihr H
gelt einen guten Glanz, und man macht dav
und Aufschläge für das Frauenzimmer. Die
Füchse kommen aus Dänemark. Die Haare
kens spiegeln eine Silberfarbe. Man wendet b
ge zu Muffen und Mützen an.

Einige Meilen von Tumeen, am Flusse Tura, i
fischen Tatarey, ist ein Gehölz, Heckkowollock genan
sich eine Gattung grauer Füchse befindet, deren Fa
Winter nicht, wie an den andern, verändert. D
sind noch einmahl so stark, als die ordentlichen; sie
sehr dichtes Leder, und einen so schönen Balg, daß
der kostbarsten Rauchwaaren geachtet wird. Weil
Pelzwerk nur an diesem einzigen Orte in Rußland
wird: so ist es unter hoher Strafe verboten, dam
deln, und es außer Landes zu verführen, indem es

allein zum Gebrauche des Hofes bestimmt ist. Sonst hat auch dieses Thier die besondere Eigenschaft an sich, daß, wenn es im Walde irgend einen Fuchs findet, der nicht von seiner Gattung ist, es ihn tödtet und auffrißt.

Die mit einem Kreutze gezeichneten, oder so genannten Kreutzfüchse, haben, von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen gleich schwarzen Streif oder Strich, welchen ein anderer, der von den Schultern und Vorderläufen herauf kommt, durchkreutzt. Diese werden den gemeinen rothen vorgezogen, sind auch größer und dicker an Haaren. Es giebt auch rothe Füchse mit einem gelben Kreutze auf den Rücken. Ihr Vaterland ist das äußerste Norden. Den Balg der Kreutzfüchse wendet man zu Manns-Muffen, zum Kleiderfutter, und zu Aufschlägen an. Die braunen oder Brandfüchse sind aus braunen und grauen Haaren gemischt, und werden auch nicht geringe geachtet. Die gemeinen rothen Füchse, mit einer weißen Schwanzspitze, bekommen wir meistentheils aus Polen. Man gebraucht sie zum Aufschlage und Kleiderfutter. Die bleichen Kehlen werden zum Aufschlage für unsere Husarenofficier herausgeschnitten. Der Rücken und die Seiten dienen zum Futter.

Die schönsten Fuchsbälge werden von den Lappländern an die Russen, Schweden und Dänen geliefert, von welchen sie die Engländer, Holländer und Hamburger kaufen, und gegen andere Waaren, die sie ihnen aus ihren Ländern zuführen, eintauschen, und sie hernach an die Franzosen und andere Nationen in Europa und Asien, welche dergleichen gebrauchen, wieder verkaufen. Sonst liefern auch Natolien, Armenien und die kleine Tatarey, eine Menge Fuchsbälge, worunter die, welche von Asoph, Caffa und der Krimm kommen, für die schönsten geachtet werden. Es werden ihrer viele davon nach Constantinopel, und an einige andere Oerter in Europa geschicket; die aber von selbigen für

Frankreich bestimmt sind, kommen, ob zwar nicht gar häufig, gemeiniglich über Marseille.

In Verlaßenschaften gehören die Fuchspelze nicht zum Heergeräthe, es wäre denn des Erblassers bestes Kleid damit gefüttert; sie sind auch, gleich anderm Pelzwerke, nur alsdenn Gerade, wenn sie zu weiblichen Habiten wirklich getragen oder dazu zugeschnitten worden sind.

Von den schönsten Fuchsschwänzen macht man eine Art von Halskragen, die im Winter, wenn man über Land zu reisen hat, gute Dienste thun. Die schlechtern werden gebrauchet, um damit den Staub von Gemählden und anderm kostbaren Hausrathe wegzunehmen, da man sie an das Ende eines Stiels, nach Art eines Federwisches, anbindet. Bey Verfertigung des vergoldeten und versilberten Leders, nimmt der Arbeiter, wenn die Haut mit Silberblättern bedeckt ist, einen Fuchsschwanz, und macht davon einen Bausch, womit er die Blätter tüpfet, indem er sie drückt, und darauf etliche mahl gelinde aufstößt; auf solche Art bringt er sie an den Leim, damit sie sich an die Flächen recht genau anlegen; nachher reibt er mit eben diesem Fuchsschwanze die Haut auf allen Seiten ganz leicht oben hin, ohne sie zu drücken, um dadurch das nicht aufgeleimte Silber, und dasjenige, was zu viel ist, wegzunehmen. Endlich bedient man sich des Fuchs-Schwanzes auch bey dem Meisenfange, wie im Art. Meise zeigen werde.

Das Fleisch des Fuchses ist nicht so schlimm, als des Wolfes; die Hunde fressen es. Ja, es wird sogar in manchen Ländern von den gemeinen Leuten gegessen, vornehmlich im Herbste, wenn der Fuchs sich mit Weintrauben gemästet hat. Bey den Grönländern, Tungusen und Lappländern, ist der Genuß dieses Fleisches nichts ungewöhnliches. Fuchswürste dienen bey den Jägern bloß zum Spaß, und werden folgendergestalt gemacht. Man nimmt die Därme von einem

einem Fuchs, nebst dessen Herz, Lungen und Leber, mit vermengtem Salz, Kümmel, Ingber, Pfeffer, und etwas von zahmen Fleisch, hacket dieses alles unter einander, läßt es kochen, und füllet es in einen Fuchs-Darm. Hat nun jemand eine solche Wurst verzehrt, so wird er ausgelacht, die Jäger blasen die Hiefhörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchse.

In den Apotheken führte man sonst, aber zum Glück jetzt nur sparsam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, das Blut, den ganzen Fuchs, das Fuchsöhl, den Fuchskoth, die bereiteten Zungen, u. s. w.

Das Blut von dem Fuchs, wird wider die Nieren- und Blasenschmerzen, das Fett aber in Contracturen, in der Epilepsie der Kinder, in Krampfbeschwerden und Ohrenschmerzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geschmiert, gebraucht. Die Lungen von einem jungen oder mittelmäßigen Fuchse, werden in den Apotheken mit verschiedenen andern Stücken versetzt, und gegen das Keichen, den Husten, die Lungensucht und allerley Brustbeschwerden, verordnet. Die Lungen werden, zu diesem Behuf, von den Materialisten geführet, und können, wenn sie mit lauichem Wein von ihrem Blute gereinigt, und in Pfeffer oder Wermuth gelegt worden, lange Zeit vor Würmern bewahret werden. Die Lunge, wenn man die Gurgel davon wegthut, sodenn Malvasier warm machet, über die Lungen schüttet, und sie daraus abwächt, hernach dieselben hinter dem Ofen an der Wärme allmählich trocknen läßt, und also aufhängt oder hinleget, und gestoßenen Wermuth dabey streuet, damit sie sich desto länger halten, sollen den Lungensüchtigen, imgleichen denen, welche einen schweren Athem haben, und fast keichen, wenn man nähmlich 1 Quent derselben, gestoßen, des Morgens nüchtern mit Ehrenpreis- oder Wegewartwasser einnimmt, gut seyn. Man stößt sie auch, bindet sie in ein Tüchlein, thut sie in Wein, und trinkt davon. Von der Lunge wird auch in den Apotheken eine Latwerge bereitet, welche man Fuchslungensaft, L. Looch de pulmone vulpis, Fr. Looch de poumons de renard, nennet. Die Leber soll ebenfalls, wie die Lunge, für die Schwindsucht dienlich seyn. Der Koth oder Mist in Essig geweicht, und die grin-

dige Haut damit geschmiert, heilet ohne Gefahr des Einschlagens. Die Zunge wird zur Stärkung der Augen gerühmt.

* * *

2. Figürlich.

1) Das Rauchwerk von Füchsen, im gem. Leben und ohne Artikel. Einen Rock mit Fuchs oder Füchsen füttern.

2) Von der Farbe. (a) Ein Pferd, dessen Haare in das Röthliche fallen; im mittlern Lat. Bagus, Fr. Alezan. Die Füchse werden nach ihrer Vermischung wieder in Rechtfüchse, Dunkelfüchse, Schweißfüchse, Rothfüchse, und Lichtfüchse unterschieden. Die erste Art, nähmlich die Rechtfüchse, oder die rechten, d. i. wahren Füchse, worunter man die röthlichen Pferde von der gewöhnlichsten oder gemeinsten Art versteht, wird nur die Bauern-Art genannt, weil solche unter den Bauerpferden sehr gemein ist. Ihre Farbe ist etwas dunkler, als der Licht-Füchse. Diese Art ist hitzig und freudig, aber auf gar kurze Zeit; denn bey der harten Feldarbeit erlischt ihr Muth oft dergestalt, daß man gar nichts feuriges mehr an ihnen finden kann. Die Dunkelfüchse fallen mehr ins Braune. Der Schweißfuchs hat beynahe dasselbe Haar, nur scheint es, als wenn es mit Isabellen-Haar vermischt wäre. Sie sind zum öftern geapfelt, und allemahl mit weißen Mähnen und Schweifen versehen. Die Schweißfüchse mit schwarzen Mähnen sollen gar nicht zu ermüden seyn, sind aber rar. Die Schweißfüchse liebt man insonderheit zu Zügen. Der Brand- Feuer- oder Rothfuchs, Fr. Alezan brulé, ist ein röthliches Pferd mit rother Mähne; Andere sagen: mit schwarzer Mähne und schwarzen Beinen. Der Kohlfuchs, oder eigentlich Kohlenfuchs, ist ein röthliches Pferd, dessen Haare in das Schwarze fallen. Der Hellfuchs oder Lichtfuchs, Fr. Alezan clair, ist ein röthliches Pferd, von einer hellen Farbe, wie trockener Lehm; sie haben theils einen weißen Schopf

oder

oder Mähne, auch dergleichen Schwanz, und heißen alsdenn Weißfüchse, in Ansehung des übrigen Leibes sind sie theils hell- theils dunkler roth. Die goldfarbenen Pferde nennt man Goldfüchse; und die röthlichen Pferde, deren Haare in die Leberfarbe fallen, Leber-Füchse. Die Füchse insgesammt sind weiche Rosse, welche leicht unter der Arbeit schwitzen und erliegen, ob sie gleich dieselbe noch so hitzig und freudig angetreten haben.

(b) Auch einen Menschen mit röthlichen Haupt-Haaren pflegt man im niedrigen und verächtlichen Verstande einen Fuchs oder Fuchskopf zu nennen. (c) Ein Ducaten, von der röthlich gelben Farbe, im niedrigen Scherze. Füchse haben, Ducaten. (d) Eine westphälische Scheidemünze, welche 2 Pfennige oder 4 Häller gilt.

2 Füchse machen ein Fettmännchen; 2½ Füchse, einen Kreutzer; 4 Füchse, einen Stüver; 10 Füchse, einen guten Groschen; 30 Füchse, einen Schilling; 80 Füchse, einen cleviſchen Gulden; 120 Füchse, einen cleviſchen Thaler; und 160 Füchse, einen Reichsthaler.

3) Von der List, im gem. Leben, ein listiger, verschlagener Mensch. Er ist ein schlauer Fuchs, ein alter Fuchs.

Luc. 13, 32. wird Herodes aus gleicher Ursache ein Fuchs genannt.

4) Von der Furchtsamkeit und Schüchternheit. Vermuthlich rühret es aus dieser Ursache her, daß junge Studenten auf Universitäten, im ersten Jahre von den ältern Füchse genannt werden, welches noch ein Ueberrest des des ehemahligen Pennalwesens ist.

Daß dieses Scheltwort schon sehr alt ist, erhellet aus dem salischen Gesetze, wo es Tit. 32. §. 3. heißt: Si quis alterum *vulpeculam* clamaverit, — — 120 denariis culpabilis judicetur. In der Provence bedeutet volpil noch jetzt furchtsam, und Volpilatge, Trägheit, Feigheit.

Auf ähnliche Art heißt ein neu geworbener Soldat von den Uebrigen ein Hopf oder Strutz; ein Böttcher-Junge,

Junge, wenn er losgesprochen wird, ein Ziegenschurz; bey den Spitzbuben einer, der ihre Sprache noch nicht verstehet, ein Wittstock, u. s. f. Siehe Schulfuchs und Füchseln. Nach einer noch weitern Figur ist ein Fuchs im Billiardspiele, ein Ball, der ohne Absicht, durch ein Ungefähr gemacht wird; dergleichen Bälle auch Füchse, d. i. unerfahrne Neulinge zu machen im Stande sind.

5) Ein Fehler, in verschiedenen Fällen der niedrigen Sprechart, wofür sonst auch das Wort Bock üblich ist.

Im Bergbaue schießt oder macht man einen Fuchs, wenn das Pulver zum Bohrloche hinaus fähret, ohne seine Wirkung zu thun.

Fuchs-Aente, eine Art wilder Aenten, welche sich, wie die Füchse, Gruben unter der Erde macht, in welchen sie nistet, und eine Abänderung der gemeinen Kriech-Aente ist.

Fuchs-Amber, gefüchster Amber, Fr. Ambre renardé, ein Nahme, welchen Einige dem schwarzen Ambra (s. Th. I, S. 625, f.) geben, weil ihm die Füchse nachgehen.

Fuchs-Balg, die Haut oder das Fell von einem Fuchse; siehe oben, S. 405, f.

Den Fuchsbalg an die Löwenhaut flicken, Fr. coudre la peau du renard à celle du lion; wenn die Löwenhaut nicht gilt, muß der Fuchsbalg gelten, was man mit Gewalt nicht erlangen kann, muß man durch List zu erlangen suchen.

Fuchs-Bart, Astragalus Tragacantha *Linn.* s. Tragant.

Fuchs-Bau, der Bau, d. i. die Höhle eines Fuchses unter der Erde; siehe oben, S. 366.

Fuchs-Beere, in einigen Gegenden eine Benennung der Bocksbeere, oder kriechenden blauen Brombeere, Rubus cæsius *Linn.*; siehe Th. VI, S. 785, No. 9.

Fuchs-Behälter, siehe oben, S. 398.

Fuchs-Blut, siehe oben, S. 409.

Fuchs-

Fuchs-Eisen, eine Falle von Eisen oder Stahl, Füchse damit zu fangen; siehe oben, S. 382, fgg.

Fuchs-Fett, siehe oben, S. 409.

Fuchs-Gans, eine Art wilder Gänse in Schweden und Preußen, welche wie die Füchse in der Erde nistet; siehe unter Gans.

Fuchs-Garten, siehe oben, S. 400.

Fuchs-Geschoß, eine Art der Selbstgeschosse, welche auf Füchse gestellet werden; siehe Selbst-Geschoß.

Fuchs-Graben, das Ausgraben der Füchse; siehe oben, S. 378 f.

Fuchs-Grube, siehe oben, S. 366.

Fuchs-Hödlein, Orchis; siehe Knaben-Kraut.

Fuchs-Höhle, siehe oben, S. 366.

Fuchs-Jagd, siehe oben, S. 376.

Fuchs-Kasten, siehe oben, S. 403.

Fuchs-Kopf, siehe oben, S. 411.

Fuchs-Koth, } siehe oben, S. 409.
Fuchs-Leber, }

Fuchs-Loch, ein Fuchsbau; siehe oben, S. 366.

Fuchslöcher machen, heißt auf Bergwerken, wenn nicht bergmännisch gebauet, sondern bald hier bald da ohne Noth Löcher gemacht, nach Erz gegraset, und dasselbe weggehauen, und nicht auf die Nachkommen gedacht wird.

Fuchs-Lunge, siehe oben, S. 409.

Fuchs-Maulbeere, Brombeere; s. Th. VI, S. 780.

Fuchs-Mist, eigentlich der Mist, d. i. der Auswurf des Fuchses; siehe oben, S. 409.

In dem Hüttenbaue nennet man figürlich so die eingestoßene Vorwand des Stichofens, und die Kinn-Backen um den Ofen, wenn sie eingerissen sind.

Fuchs-Pelz, nennet man bisweilen einen Fuchsbalg, insgemein aber einen aus vielen solchen Bälgen zusammengesetzten Pelz, oder einen mit Rauchwerk von Füchsen gefütterten Rock; siehe oben, S. 406, und 408.

Den Fuchspelz anziehen, figürlich in den niedrigen

Sprecharten, sich der List bedienen, im Gegensatze des
Wolfspelzes.
Fuchs-Prellen, siehe oben, S. 403, fgg.
Fuchs-roth, Fr. roux, dem Fuchse an röthlicher Farbe
gleich, fuchsicht. Fuchsrothes Haar. Niederf. vossig.
Fuchs-Schecke, siehe unter Schecke.
Fuchs-Scheide, bey den Kürschnern, drey flache in Gestalt
einer Pyramide zusammen gefügte Hölzer, den abgezo-
genen Fuchsbalg darüber auszuspannen und zu trocknen.
Fuchs-Schrot, siehe unter Schrot.
Fuchsschwänzen, Fuchsschwänzer; siehe im folg. Art.
Fuchs-Schwanz. 1. Eigentlich, der Schwanz oder
Schweif des Fuchses; siehe oben, S. 365, und 408.
Den Fuchsschwanz streichen, figürlich, schmeicheln,
besonders wenn solches zum Schaden eines Dritten ge-
schiehet; wofür man auch im Oberdeutschen sagt de
Salben streichen; siehe Th. XII, S. 125.
2. Figürlich.
1) Schmeicheley, List, Ränke; auch wohl
Schmeichler selbst, besonders so fern er zum Scha
Anderer schmeichelt. Einen Fuchsschwanz abge
andere verkleinern. Daher fuchsschwänzen (*),
flater, cajoler, pateliner, so nur in den niedrigen S
Arten üblich ist, den Fuchsschwanz abge
Andern streichen, einem zum Schaden eines
nach dem Munde reden; und das eben so niedri
nen verfuchsschwänzen, ihn auf solche Art verl
Fuchsschwänzer (**), L. Adulator, Balia
Flateur, Adulateur, Donneur de gabarines, de
jemanden zum Schaden eines Dritten einzus
sucht; einer, der um eine Mahlzeit Brodes,
des Gunst zu erwerben, oder sonst um eini
und Eigennutzes willen, ihm schmeichelt, u
ser Wissen und Gewissen, nach dem Mund

(*) Im Dän. Fuchsvantse, wofür im Osnabr
Bremen flojen, flickflojen, flojstraken, vo
hast, und in andern Gegenden Westphalens
(**) Niederf. ein Faggeler, Flickflojer, Flojstr

schuldige Leute verdächtig machet und verunglimpfet, und sich dadurch Ansehen und Vertrauen zu erwerben sucht. Wie nun dieses Laster so gemein ist, daß nicht leicht ein Haus zu finden, darin sich nicht eine solche Pest einschleiche: eben so sündlich, schändlich und verhaßt ist es auch; und wenn es lange genug andern geschadet hat, stürzt es zuletzt seinen eigenen Herrn.

2) Eine Benennung verschiedener Pflanzen, deren an einem langen Stiele neben einander befindliche Blüthen einige Aehnlichkeit mit dem Fuchsschwanze haben.

(a) Eines besondern Gewächses, welches sich nirgends anders, als in den Röhren der Wasser-Leitungen finden läßt, und als ein Gewirre von den kleinsten Zäserchen sich durch die Wasserröhren ausbreitet, und dieselben endlich verstopfet. Man fand dergleichen z. E. im Januar 1759, in den Röhren der Wasser-Leitung des Waisenhauses zu Halle, welche diesen Anstalten das beste Wasser, so man daselbst hat, zuführet und an 16000 Rthlr. gekostet hat, nachdem man eine Zeitlang den daher rührenden Mangel des Wassers, welches zuletzt fast gänzlich ausblieb, empfunden hatte. Dieses haben die Franzosen Queuës de renard, Fuchs-Schwänze genannt, und man hat im Deutschen diesen Nahmen auch beybehalten. Der Aberglaube hat ihm die Benennung Nixhaare gegeben.

Die Meinungen von dem Entstehen dieses Gewächses, sind sehr unterschieden. Einige haben geglaubt, es wäre ein besonderes Wassermos; erst setze sich ein Schlamm vom Wasser in der Röhre an, woraus hernach dieses Gewächs entstünde. Allein, das Mos wird nicht vom Schleime generirt, und hat auch keine so holzichte Substanz. Andere hielten dafür, es müsse ein gewisser Same in die Röhre gekommen seyn, von dem diese Wurzeln im Wasser so lang fortwüchsen. Hr. Prof. Schreber hingegen behauptet das Gegentheil. Der Anfang solcher Fuchsschwänze, welche er untersucht hat, war eine einzige Wurzel, und das übrige alles Ausläufer davon. Er hat auch deutlich gesehen, daß solche sich durch eine kleine Oeffnung der Röhre durchgezwungen hat. Wenn von einem einzigen Samenkorne auch so

viel

viel und lange Wurzeln auslaufen könnten, so müßte man doch auch daran wahrnehmen, daß sie über sich gewachsen, welches man aber hier auch mit einem gewaffneten Auge nicht entdecken konnte. Dalechamp, in der Hist. plant. Lugdun. S. 1022, macht dieses Gewächs gar zu einer eigenen Pflanze, der er den Nahmen Trichomanes aquaticum beygeleget. Bauhin will die Pflanze zu Stuttgard in einem Brunnen haaricht schwimmend gesehen haben. Nach Cargills Urtheile soll es die Wurzel vom Bocksbart seyn; wie er denn dergleichen einmahl zu Basel an den Wurzeln einer alten Weide angetroffen. Indem aber Dillenius, in der Historia muscorum, S. 30, dem Cargill widerspricht, weil man die Wurzeln des Bocksbartes in dergleichen Wassern niemahls antreffen würde: so zeigt er, daß dieses Geschlecht hauptsächlich von alten Weidenbäumen seinen Ursprung hätte, und daß die Zäserchen desselben meistens haarförmig, von Farbe aber braun oder röthlich wären, welches sich bey denen, so in den Röhren liegen, ebenfalls zeige. Hr. Schreber aber behauptet, daß es auch Wurzeln anderer Bäume seyn können, wie er denn an solchen Orten in den Wasser-Röhren Fuchsschwänze gefunden, wo keine Weiden, sondern Obst- und Heckenbäume in der Nähe gestanden. Und hieran zweifle ich gar nicht, und glaube überhaupt, daß allerley Wurzeln, insonderheit von Bäumen, sich in die Wasserröhren, wenn solche beschädigt sind, einsenken, und darinnen weiter verbreiten können. Daher auch kein besser Mittel, dieser Unbequemlichkeit auszuweichen seyn dürfte, als entweder alle Bäume von dergleichen Wasserleitungen zu entfernen, oder, da dieses sich nicht allemahl thun läßt, wenn die Röhren durch Waldungen, Baumgärten, Alleen u. s. f. geführet werden müssen, solche Röhren zu Wasserleitungen zu gebrauchen, welche lange Zeit gut und unbeschädigt bleiben, dergleichen die töpfernen und bleyernen sind.

Hr. v. Haller hat in der Enum. stirp. helvet. S. 3 angemerkt, daß die Fuchsschwänze zu Bern in den Wasserleitungen häufig wären, daß sie daselbst oft 100 und mehr Schritte lang würden, und daß oft die Röhren durch dieses Wurzelgewebe zerbrochen und unbrauchbar gemacht würden; daß man sie in Bern Strangen nenne, und daß, nach der Bemerkung des Stähelin, dieselben meistentheils aus den Wurzeln der Pappel, welche in die Röhren einzudringen Gelegenheit findet, entstünden.

Dühamel, in der Physique des arbres, Th. 1, S. 86, pflichtet der vorgetragenen Erklärung der Entstehung des Fuchs-

Schwan-

ſchwanzes bey, und erzählt, daß er dergleichen durch die Kunſt ſelbſt gemacht habe.

Von den ſogenannten Fuchsſchwänzen, wodurch die Waſſerröhren verſtopfet werden, und was dabey zu beobachten, ſ. Hrn. Prof. Schrebers neue Sammlung ꝛc. 3 Th. Bützow und Wismar 1763, gr. 8. S. 601—611, und 5 Th. S. 197, f.

Strahls Forſtmagaz 6 B. S. 304, f.

(b) Einer Art Gräſer, welche auch **Fuchsſchwanz-Gras**, Alopecurus, oder Gramen alopecuroides genannt wird. Der Kelch beſteht aus zwey länglich-ſpizzigen, vertieften, zuſammengedrückten, einander ähnlichen Bälglein, unter welchen nur eine Spelze liegt, deren Ränder bis an die Mitte zuſammen gewachſen ſind, und nur oben ein Schliz offen iſt; aus ihrem Rücken kommt ganz unten eine Granne, welche noch einmahl ſo lang als die Spelze ſelbſt iſt; inwendig ſieht man drey Staubfaden und zwey gekrümmte Griffel; der eyförmige, gelbliche, glatte Same iſt in der Spelze und den Bälglein eingeſchloſſen. Der Ritter von Linné hat 7 Arten derſelben, wovon ich aber nur drey, welche bleibend ſind, und die man bey uns findet, anführen werde.

α. Das **Wieſenfuchsſchwanzgras, falſches Canariengras, Voſſenſtert**, Alopecurus pratenſis, culmo ſpicato erecto, glumis villoſis, corollis muticis *Linn.* Gramen phalaroides majus *Bauh.* Alopecurus ſpica ovata *Hall.* Gramen ſpicatum, ſpica cylindrica tenuiſſima longiore *Scheuchz.* Alopecurus panicula cylindracea, calycibus villoſis, ariſta recta *Scop.* Engl. Meadow Fox-Tail. Die zaſerige Wurzel iſt von vieljähriger Dauer. Die Halme ſind 1 bis 1¼ Elle lang, aufrecht, rund, glatt und weich; die Knoten glatt, das oberſte Gelenk iſt ſehr lang; die Blätter ſind breit, lang, ſtreifig, rauch und ſaftig. Die Kolbe iſt 3 bis 4 Zoll lang, walzenförmig, gerade, aus kleinen in einander gedrungenen Blumenbüſcheln (jeder von 2 bis 3 feſtſizenden haarigen Aehrchen) zuſammengeſezt, welche auf ganz kurzen Stielchen ſtehen, und den Hauptſtiel völlig decken. Beyde Bälglein ſind

von gleicher Größe, und mit langen glänzenden Haaren besetzt. Die Spelze ist den Bälglein ähnlich, und die Granne länger als die Blume; der Same ist gelblich, und fast durchsichtig. Es wächst in den meisten Gegenden von Deutschland, Holland, Frankreich, England und Schweden, und blüht von Anfange des Maymonaths bis zum Brachmonath, und bey guter Witterung auch wohl im Jahre zweymahl. Es liebt einen etwas niedrigen, mäßig feuchten Wiesengrund, der aus fruchtbarer, mit Thon oder Lehm vermischter Erde besteht. Es kann zwar auch in ganz trocknen und in ganz nassen Boden wachsen; allein, in jenem bleibt es dürftig, und im letztern wird es von andern Grasarten verdränget. In solchen Gegenden, die vorzüglich guten Wiesenwachs haben, macht es allemahl einen sehr beträchtlichen Theil des Heues, unter welchem die schönen breiten Blätter dieses Grases leicht zu erkennen sind. Es kommt im Frühlinge zeitig zum Vorschein, hat einen starken Trieb, und macht ansehnliche Stöcke, so daß es füglich in einem Jahre dreymahl gehauen werden kann. Die Halme sind weich und saftig; die Blätter breit. Der Geschmack ist auch nach dem Trocknen schleimig, süßlich und angenehm; es verdient also unter den guten Futtergräsern billig den ersten Platz. Die Schafe finden zwar auf solchen Weiden, wo Wiesenfuchsschwanz wächst, in Absicht seiner Wolle, ihre Rechnung nicht sonderlich; doch fressen sie dieses Gras nicht nur frisch, sondern auch mit vorzüglicher Begierde unter dem Heu. Ueberhaupt kann man behaupten, daß das Heu um so viel besser, schwerer und nahrhafter sey, je mehr von diesem Grase darunter ist. Es verdient der Wiesenfuchsschwanz auch vorzüglich angepriesen zu werden, um etwas feuchte Wiesen, und ausgetrocknete sumpfige und torfige Stücke, durch dessen Besäung zu verbessern. Die Raupen, welche anderes Gras verzehren, laßen dieses unberührt;

daher

daher es auch auf solchen Wiesen, wo viel Raupen sich eingenistelt haben, nützlich seyn könnte.

Will man dieses Gras anbauen, so muß man den Boden vorher umarbeiten und auflockern, welches am besten im Herbste geschieht, ehe die nasse Witterung einfällt. Man reißt den Rasen um, und leget ihn umgekehrt hin; im Frühling säet man Hafer darauf, eget ihn unter, und streuet den Heusamen entweder sogleich nach der Aussaat des Hafers, oder ein Jahr darauf, aus. In dem erstern Falle schneidet man den Hafer in der Blüthe ab, und verfüttert ihn grün.

β. **Ackerfuchsschwanzgras**, Alopecurus agrestis, culmo spicato erecto, glumis nudis *Linn.* Alopecurus myosuroides *Hudſ.* Es wächst in den südlichen Provinzen Deutschlandes, auch in Schwaben, Niedersachsen, England, Frankreich, Italien, in der Schweitz, und in Kleinasien, auf den Aeckern, insonderheit solchen, welche einen leimigen Boden haben, häufig wild, und unterscheidet sich von dem Wiesenfuchsschwanzgrase zur Genüge, indem dieses eine zusammengesetzte Kolbe mit haarigen Aehrchen, jenes hingegen eine einfache, querlförmig besetzte Kolbe mit kahlen Aehrchen führet.

γ. **Knotenfuchsschwanz, kriechendes Wasserfuchsschwanzgras, kriechendes Spießgras, Flutt-Gras, kleines Flottgras**, Alopecurus geniculatus, culmo spicato infracto, corollis muticis *Linn.* Gramen aquaticum geniculatum spicatum *Bauh. & Scheuchz.* Es wächst in flachen Gräben und Sümpfen um die Wiesen, Felder und Waldungen, welche im Sommer größtentheils austrocknen. Es unterscheidet sich von den beyden vorigen leicht durch seine eingeknickten Stängel, die bey jedem Knoten einen Winkel machen, da bey den erstern der Halm gerade in die Höhe geht. Es ist suß, aber wegen des Wasserschlammes und der Gewürme unrein, folglich nicht für die Schafe dienlich. Andern

Thieren, welchen dieser Umstand weniger schadet, wird es mehr nützen.

(c) Des Fenches, Panicum *Linn.* welcher ebenfalls Fuchsschwanzgras genannt wird; s. Hirse. (Wilde)

(d) Einer Art des Amarantes, mit doppelt zusammen gesetzten, walzenförmigen, herabhängenden sehr langen Blumentrauben (Kämmen); langgeschwänzter rother Amarant, Amarantenbaum, Fuchs-Schwanz, Sammetblume, Tausendschön, Amaranthus caudatus, racemis pentandris decompositis cylindricis pendulis longissimis *Linn.* Amaranthus magnus *Camer.* Amaranthus major paniculis rubris *Besl.* Amaranthus panicula sparsa *Gerard.* Amaranthus maximus, racemis subcylindricis pendulis, caule erecto arboreo *Mill.* Diese jährige Pflanze wächst in Peru, Persien, Ceylon, und in unsern Gärten im freyen und guten Lande, 2 bis 3 Ellen hoch, hat einen starken rothgestreiften Stängel, mit vielen aufrecht stehenden Aesten; große, breite, spitzige, unordentlich gestellte, grünröthliche Blätter, aus deren Winkeln sowohl, als aus den Enden der Aeste und des Stängels, viele und lange abwärts hangende Blumenähren hervortreiben. Von den kleinen röthlichen Blumen sitzen viele dicht an einander, und machen besondere Köpfchen, welche in einiger Entfernung von einander an dem gemeinschaftlichen Zweige sitzen, und dergleichen geschwänzte Aehren vorstellen. An der Hauptähre sitzen gemeiniglich unterwärts einige kleinere, daher man solche überhaupt als einen Strauß betrachten könnte. Unter jedem Blümchen sitzt ein kleines grannenförmiges Blättchen; an der Frucht sieht man nur zwey Hörner, und der Same ist röthlich. Die Blätter leiden zuweilen eine Veränderung; und man sieht gefleckte, auch grüne.

Einige der ältern Aerzte haben sich desselben, sowohl des abgekochten Krautes, als der klein zerstoßenen Samen, als eines anziehenden Mittels innerlich bedient.

3) Eine

3) Eine Art Säge; siehe unter Säge.

Fuchsschwanz-Gras. 1. Eine Benennung, des Fenches, Panicum *Linn.*; siehe Hirse. (Wilde)

2. Eine Art des Fuchsschwanzes, welche auf den europäischen Wiesen wächst, und zur Fütterung für das Vieh dienet; Alopecurus pratensis *Linn.*; siehe oben, S. 417.

Fuchs-Schweif, im gem. Leben, der Schweif oder Schwanz eines Fuchses, in der eigentlichen Bedeutung. Auch eine Art Perrücken, welche hinten unter der Band-Schleife etliche Reihen von Locken über einander haben, werden Fuchsschweife, sonst aber auch Traubenperrücken genannt.

Fuchs-Sucht, eine Krankheit der Füchse, da ihnen die Haare ausgehen. Nach einer niedrigen Figur auch wohl eine ähnliche Krankheit bey den Menschen.

Fuchs-Traube, eine Art Weinstöcke, Vitis vulpina *Linn.*; siehe unter Weinstock.

Fuchs-Wurst, siehe oben, S. 408.

Fuchs-Wurzel, Napellenkraut, Aconitum Napellus; siehe Th. I, S. 366.

Fuchs-Junge, siehe oben, S. 410.

Fuchs-Zwinger, siehe oben, S. 398.

Fuchsicht, den Füchsen ähnlich; sowohl an der Farbe, das Silbergeld siehet ganz fuchsicht aus; als am Geruch, ein fuchsichter Geruch. Niederf. vossig.

Fuchtel (*). 1. Ein Degen mit einer breiten Klinge, ein Raufdegen; von welcher Art derjenige Degen ist, womit bey den Soldaten die Unterofficiers und Fähnriche bestraft werden. Daher das Wort fuchteln, welches in doppelter Gattung üblich ist: 1) als ein Neu-

(*) Auch im Niedersächsischen bedeutet Fuchel einen bloßen Degen, und im mittlern Lat. ist Faucho, und im Franz. Fauchon, ein in Gestalt einer Sichel gekrümmtes Schwerd. Fuchtel ist vermittelst der Endsylbe —el, welche ein Werkzeug bedeutet, von fechten, oder einem ähnlichen Zeitworte gebildet.

trum, mit dem bloßen Degen, oder einem andern schädlichen Gewehre unbesonnen hin und her fahren; im Niederſ. fucheln: 2) als ein Activum, die Fuchtel geben, mit der Fuchtel bestrafen, einem eine gewiſſe Anzahl Streiche mit dem bloßen Degen geben. Damit die Montur dabey nicht etwa zerfetzet werde, hat man eigene unſchneidige, aber deſto geſchmeidigere breite Klingen, welche bey den Schwerdfegern und in den Gewehr-Fabriken Fuchtelklingen heißen.

Jemanden unter der Fuchtel halten, unter ſcharfer Zucht.

2. Figürlich, die Strafe mit einem ſolchen Degen, Schläge mit der Fuchtel, ohne Plural. Die Fuchtel bekommen, einem die Fuchtel geben.

Fucus. 1. die Hummel, ein Thier; ſ. Th. IV, S. 469.

2. Ein Pflanzengeſchlecht; ſiehe Meer-Gras.

Fudbürger, in den niedrigen Sprecharten einiger oberdeutſchen Gegenden, beſonders in Strasburg, ein Bürger, welcher das Bürgerrecht durch Heurath erhalten hat; von Fod, Fut, vulua.

1. **Fuder** (*), ein nur in Meißen übliches Wort, welches einen Biſſen bedeutet, ſo viel als man auf einmahl in den Mund ſtecken kann. Ein Fuder Brod.

Da dieſes Wort nicht bloß im Scherze gebraucht wird, ſo ſcheint es durch die weiche meißniſche Mundart aus Futter, pabulum, entſtanden zu ſeyn, ſo wie daraus auch im mittlern Lat. Fodrum geworden iſt.

2. **Fuder**, auf den Blechhämmern, eine Art Blech, welche ſchwächer als Kreuzblech und ſtärker als Senkler-Blech iſt, und auch Foder ausgeſprochen wird; ſiehe Th. V, S. 661, und Th. XIV, S. 437.

Vermuthlich von Futter, tegumentum interius, vielleicht, weil man dieſe Art des Bleches vorzüglich zum Futtern anderer Ge-

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. Foder, Foer, im Engl. Fodder, Fother, im Böhm. Fura. Es ſtammet von fahren ab, wovon auch Furche herkommt.

Geschirre gebraucht. Bedeutet doch im mittlern Lat. Fodra, und im Ital. Fodera, gleichfalls das Unterfutter.

3. **Fuder**, L. Vehes, Fr. Charge, Cariage, Charretée, so viel als ein ordentlicher Rüst- oder Bauerwagen auf einmahl laden kann; die Ladung eines solchen Wagens.

1. Eigentlich, in welchem Verstande im Oberdeutschen auch das Wort Fahrt üblich ist. Ein Fuder Holz, Heu, Steine, Kohlen, Mist u. s. f. Fr. une charge (charretée) de bois, foin, charbon. Ein zwey- drey- oder vierspänniges Fuder nennt man, welches durch 2, 3 oder 4 tüchtige Ackerpferde gezogen werden muß.

2. Figürlich, ein Maß verschiedener Dinge.

1) An einigen Orten ein Wiesenmaß, ein Stück Wiese, worauf ein Fuder Heu erbauet wird. Eine Wiese von drey Fudern.

2) Im Bergbaue ist das Fuder, ein Maß, womit Erze, Kiese, Zwitter und Eisensteine gemessen werden, und welches nicht aller Orten gleich ist. Ehemahls sind 3 Karren für 1 Fuder, und 60 Fuder für einen Rost Zwitter gerechnet worden. Auf einigen Bergwerken heißt solches auch Seidel.

3) In einigen Gegenden ein Getreidemaß. Im Hannöverischen hielt ehedem ein Fuder 12 Malter oder 36 Scheffel, das Malter zu 3 Scheffel, den Scheffel zu 2 Himten, und den Himten zu 3 Metzen gerechnet; es ist aber dieses Maß in den Jahren 1757 und 1758 abgeschaffet worden; siehe Himten. Im Osnabrückischen hält ein Fuder 6 Malter oder 72 Scheffel, jedes Malter zu 12 Scheffel gerechnet.

4) Ein großes Maß flüssiger Dinge, besonders aber des Weines, welches in verschiedenen Gegenden auch von verschiedenem Gehalte ist (*), Fr. Foudre.

(*) So fern dieses Wort ein Weingebinde bedeutet, soll es, dem Frisch zu Folge, ein eigenes Wort seyn, welches ein jedes höl-

In Heſſen, Lübeck, Frankfurt am Main und der Pfalz hält ein Fuder Wein 6 Ahm, oder 120 Viertel, oder 480 Kannen oder Maß; in Bremen 6 Ahm, oder 270 Stübchen, oder 980 Quart oder Maß; in Hamburg 6 Ahm, 24 Anker, 240 Stübchen, 480 Kannen oder 960 Quartier oder Maß; im Hannöveriſchen 4 Orhoft, 6 Ahm, 15 Eimer, 240 Stübchen 480 Kannen oder Maß, 960 Quartier; im Osnabrückiſchen 6 Ahm, 168 Viertel, 672 Kannen oder Maß; in Danzig, wo ein Fuder ſo viel als ein Faß iſt, 4 Orhoft 6 Ahm, 24 Anker, 120 Viertel, 660 Stoff; im Churſächſiſchen $2\frac{2}{3}$ Faß, 12 Eimer, 756 Kannen Schenkmaß; in Oeſtreich 32 Eimer, 128 Viertel, 1280 Maß; im Würtembergiſchen 6 Ahm oder Eimer, 96 Imi, 960 Maß; in Augeſpurg 8 Jez, 16 Muids, 96 Beſons oder 768 Maß; in Elſaß 24 Eimer oder 576 Maß.

Füderig, oder **Füderig**, was ein Fuder enthält oder ausmacht, ſo fern dieſes Wort ein beſtimmtes Maß bezeichnet. Ein füderiges Faß, worein ein Fuder Wein gehet. Im Forſtweſen iſt ein füderiger Baum, ein ſtarker Baum Bauholz, welcher mit 4 Ochſen gefahren werden kann.

Fuge(*), L. Junctura, Fr. Enchaſſure, Jointure, derjenige Ort, wo zwey Körper an einander gefüget ſind. Die Fuge an zwey zuſammen geleimten Bretern, an den Faßdauben u. ſ. f. Siehe Fügen 1.

Bey

hölzernes Geſchirr bedeutet hat, und mit dem mittlern Lat. Fuſta, und Franz. Fut. Futaille verwandt iſt. Er beruft ſich auf ein 1492 zu Nürnberg gedrucktes Vocabularium, worin es heißt: Fuder, *Cuppa*, oder Kuſſe, oder Putt oder Stande oder Kübel. Allein hie aus folget noch nicht, daß Fuder und die folgenden Wörter einerley bedeuten; und daß Voder bey dem du Freſne eben ein Geſchirr bedeute, womit man den Knoblauch ausmeſſen, iſt auch nicht erweislich. Es iſt daher glaublicher, daß Fuder ſo viel Wein bedeutet, als man etwa auf einen Wagen oder Karren laden kann.

(*) Im Niederſ. Foge, Föge, Foog, Fug, im Dän. Fuge.

Bey den Mäurern, heißt Fuge, L. Joint, in den Mauern der Raum zwiſchen den Steinen, welcher mit Kalk, Gyps, Lehm,, Kitt ꝛc. voll gemacht wird. Die Fuge unten in einem Gewölbe, Fr. Joint de douille; eine horizontale oder Ruhe-Fuge, Fr. Joint de lit; eine ſchräg abhangende Fuge an der Stirn eines Gewölbes, Fr. Joint de tête; eine perpendiculäre oder ſtehende Fuge, Fr. Joint montant; blinde Fugen, Fr. Joints perdus.

1. **Fuhre, Fohre,** Pinus ſylveſtris *Linn.*; ſiehe Kiefer.

2. **Fuhre** (*), L. Vectura, Fr. Chariage, Charroi, Voiture, von dem Zeitworte fahren. 1. Die Handlung des Fahrens oder Führens auf einem Wagen. Die Bauern haben bereits ſechs Fuhren gethan. Hieher gehören auch die Zuſammenſetzungen: Abfuhre, das Wegſchaffen einer Sache von einem Orte vermittelſt des Fuhrwerkes, die Abfuhre des Holzes, der Lebensmittel, des Getreides u. ſ. f. d. i. die Ausfuhre deſſelben, Wegſchaffung aus einem Lande. Ausfuhre; ſiehe Aus- und Einfuhre der Waaren. Baufuhre, Fuhren, welche zum Behufe eines Baues geſchehen, beſonders wenn ſie von den Unterthanen zur Frohne verrichtet werden; ſiehe Baudienſte. Bittfuhre, im Niederſ. Bethfuhre, nennt man diejenigen Fuhren, welche ein Freund oder Nachbar dem andern auf ſein Anſuchen und Bitten, bey Herbeyſchaffung der Baumaterialien, des eingeärndeten Getreides, oder auch bey andern Vorfallenheiten, aus Gefälligkeit und umſonſt thut. Dienſtfuhre, ſ. Th. IX, S. 256. Durchfuhre, das Fahren oder Fuhren durch einen Ort, die Durchfuhre oder der Durchgang fremder Waaren, ſiehe Th. IX, S. 743. Frohnfuhre, ſiehe oben, S. 163. Von Fuhren und Vorſpann zu Kriegszeiten, ſ. den Art. Kriegsfuhre. Patentfuhren ſind in

(*). Dieſes Wort lautet im Schwed. Fora, und im Poln. Fura.

Wasser zu machen, wenn er seine Waaren richtig geliefert hat, ist eine große Sünde; gleichwie hingegen auch solche Fracht mit gutem Fuge ihm abgezogen wird, wenn die Waaren nicht wohl conditionirt, oder zu rechter Zeit, wie er versprochen hat, und welche gemeiniglich im Frachtbriefe specificirt steht (s. Th. XIV, S. 734), liefert.

Die Bestimmung der Fracht oder des Fuhrlohns, geschieht gemeiniglich von den Waaren, die in Ballen, Packen, Kisten ꝛc. oder von fester Materie von etwas großem Betrage sind, 1) nach dem Gewichte derselben, und so und so viel für das Pfund oder den Centner; von den flüssigen aber, als da sind: Weine, Branntweine, Biere u. d. gl. 2) nach den Stücken. Siehe auch die Art. Fracht, und Landkutsche.

Hr. v. Justi ist, im 1 B. seiner Polizeywissenschaft, §. 455, der Meinung, daß es nicht wohl thunlich sey, den Fracht-Fuhrleuten Taxen zu setzen. Er sagt: man müßte diese Taxen solchergestalt einrichten, daß die Fuhrleute sowohl bey bösem, als gutem Wege, bey übler und bey guter Witterung dabey bestehen könnten; und dadurch würde man das Fuhrlohn mehr vertheuern, indem es die Kaufleute bey guter Witterung und Wegen wohlfeiler haben könnten.

Allein, diese Meinung kommt mir nicht gegründet genug vor, um derselben beyzupflichten. Wenn man bey den Fracht-Fuhrleuten, so wie bey den Landkutschern, auf den Preis der Lebensmittel und des Futters, so wie auf die bösen und guten Wege, und auf die Sommer- und Wintermonathe, imgleichen auf die unterwegens viel oder wenig zu entrichtenden Zollabgaben und Wegegelder Rücksicht nimmt: so sehe ich nicht ab, warum man den Frachtfuhrleuten nicht ebenfalls billige Taxen sollte setzen können; selbige können, wenn man obige Umstände dabey in Erwägung zieht, so eingerichtet werden, daß sowohl die Fuhrleute, als die Kaufleute, dabey bestehen können.

Was der Fuhrleute Profession selbst betrifft, so müssen sie mit einem guten Geschirr, d. i. mit guten Wagen (siehe unter Wagen) und Pferden, um die Güter und Waaren wohl durch das Land zu bringen, versehen seyn; sie müssen auch die Waaren wohl aufzuladen,

laden, zuzuschnüren, mit Stroh oder Packleinwand zu bedecken, mit dem Zerbrechlichen behutsam umzugehen, und damit geschickt zu fahren, auch dieselben vor Feuer- Wasser- und andern Schaden wohl zu verwahren wissen. Es lieget ihnen auch ob, mit den anvertrauten Waaren getreulich zu handeln.

Es wäre sehr gut, wenn eine jede Handelsstadt ihre gewisse Güterbeständer hielte, welche die Fuhrleute von langer Zeit her kenneten, und die guten von den schlechten zu unterscheiden wüßten; auch daß man auf Mittel bedacht wäre, wie es mit dem Fuhrwesen zu Lande etwas geschwinder, durch Anordnung frischer Pferde und Fuhrleute auf gewissen Oertern, Dörfern, möchte zugehen können. Ja, man sollte überhaupt nicht jedermann, der nur will, einen Fuhrmann abgeben laßen, sondern sichere Leute an denen Orten, wo diese Nahrung getrieben wird, aussuchen, solche verpflichten, ihnen ordentliche und öffentliche Certificate und Bestallungen geben, womit sie sich allenthalben legitimiren müßten; dagegen aber sollte verbothen seyn, andern, welche sich nicht auf diese Art legitimiren können, Waaren anzuvertrauen. Es fehlt aber an vielen Orten noch gar sehr an solchen guten Fuhrmannsordnungen. Nur von Frankreich und Holland kann ich nicht verhehlen, daß in diesen beyden Ländern durch vielerley Edicte, Arrêts, Placate und Resolutionen, rühmlichst dafür gesorget, und den Fuhrleuten auf das deutlichste vorgeschrieben worden, wie sich dieselben bey Auf- und Abladung, auch Verführung der ihnen anvertrauten Güter, zu verhalten haben, wie in Savary *Dict. univ. de comm.* bey den Rubriken: Chartier, Placard, Resolutions, Roulier, Routier, Voiturier und Voiturins, mit mehrerm zu ersehen ist.

Gute Gesetze über das Fuhrwesen müssen hauptsächlich dahin gerichtet seyn, daß die Fuhrleute für die Verwahrlosung und das Verderben der Waaren, ohne großen Prozeß und Weitläuftigkeit, zu haften verbunden seyn. Insonderheit muß die Polizey durch scharfe Gesetze die Betriegereyen der Fuhrleute zu verhindern suchen, welche öfters unterweges die Fässer öffnen, einen Theil herausnehmen, und die Waaren mit Wasser anfeuchten, damit die trocknen Waaren durch die Feuchtigkeit aufschwellen und die Fässer wieder erfüllen, und was vor Betriegereyen mehr gespielet werden, worauf desto härtere Strafen zu setzen sind, je schwerer sie entdecket werden können.

Königl. Preußisches Patent wegen Bestrafung der Fuhrleute und Knechte, welche von dem Getränke aus den Gefäßen etwas trinken oder sonst nehmen, d. d. 6 Mart. 1722, in *Mylii* Corp. Const. March. 5 Th. 5 Abtheil 5 Cap. No. 2, S. 243.

Was das Recht der Fuhrleute betrifft, so ist solches in einem eigenen Tractat, welchen Ferd. Cph. Harprecht, unter dem Titel: Recht der Fuhrleute, nebst dem Pfändungsrecht, Zell, 1746, in 4. herausgegeben, erörtert, und in solchem gründlich ausgeführt worden: wie mit den Fuhrleuten vorsichtig zu schließen; wem die Erstattung des Schadens an Gütern und Waaren obliege; insonderheit, wie weit die ungefähren Zufälle an beyden Seiten zu prästiren seyn.

Es vertrauet z. E. ein wohlgesessener Fuhrmann die ihm anvertrauten Preciosa einem andern übelberüchtigten Fuhrmanne, um solche weiter an Ort und Stelle zu bringen; Dieser geht damit durch: so kann Jener actione mandati zur Ersetzung angehalten werden. Ein anderer Fuhrmann verzögert ohne Ursache, das ihm anvertraute Gut in versprochener Zeit zu liefern, und verursachet dadurch des Gutes Verlust und Schaden; ist also, weil er in mora gewesen, zur Erstattung gehalten. Einem andern Fuhrmanne bricht wegen der schweren Last sein Wagen; diesem ist der Kaufmann, wenn er nicht den Casum fortuitum auf sich genommen, und für Pferde und Wagen gut gesagt hat, nichts zu erstatten schuldig, weil der Fuhrmann die Stärke oder die Schwäche seines Geschirres am besten hätte wissen sollen. Ein anderer hat ein Gut auf 40 Meilen zu fahren bedungen, wird aber durch Kriegsgefahr abgehalten, daß er solches nicht weiter, als nur die Hälfte des Weges, bringen kann: so erhält er nur nach Proportion des Weges seine Bezahlung. Begeht ein Herr des Gutes eine Unvorsichtigkeit, daß er z. E. einem Fuhrmanne contrabande Waaren aufgeladen, worüber derselbe arretirt, und mit großer Gefahr und Unkosten aufgehalten wird: so ist ihm derselbe ohne einigen Abbruch das Fuhrlohn zu bezahlen schuldig. Hatte aber der Fuhrmann an seiner Seite eine Nachläßigkeit begangen, als: daß er entweder die übernommene Fuhre gar nicht, oder doch nicht gebührender maßen, geleistet: so würde ihn der Herr des Gutes auf alles Interesse, (was er nähmlich für Schaden erlitten, oder was ihm für Nutzen durch des Fuhrmannes Nachläßigkeit entgangen,) belangen können. Sollte

ein

ein Fuhrmann gegen Jemand sich obligiren, vermittelst einer gewissen Recognition dessen Güter auf seine Gefahr an Ort und Stelle zu liefern: so würde er auch für die Gefahr stehen müssen, und, wenn sich solche zutrüge, actione assecuratoria von dem Kaufmanne belanget werden können. Gleichfalls würde auch ein Fuhrmann, welcher gefährliche und bergige Wege suchet, da er doch die gemeine Landstraße fahren kann, und darüber mit dem Wagen stürzet, und dem Kaufmanne Schaden an seinen Gütern thut, den Schaden durch die Klage ex locato ersetzen müssen, welches auch Statt hat, wenn er die Waaren, der Verabredung zuwider, an einen Ort niederleget, wo es nicht allerdings sicher ist, oder dieselben einem Andern zu fahren übergibt, oder bey lange anhaltendem Regen sich durch einen angelaufenen Fluß waget, wodurch die Fässer oder Packe naß werden; wenn er zur unbequemen Zeit die Reise antritt, seinen Wagen so sehr beschweret, daß derselbe dadurch umfallen muß, und die Waaren dadurch verderben; im Fahren selbst, er oder sein Knecht, nicht genugsame Sorgfalt für die Güter trüge; welches alles mehr für eine Culpam latam, als levem, zu achten, und da alsdenn, wie bereits gemeldet worden, der Fuhrmann zur Erstattung des Schadens angehalten werden kann.

Zuweilen sind die Fuhrleute auch levissimam culpam zu prästiren schuldig; wenn ihnen nähmlich über ihr ordinäres Fuhrlohn noch eine besondere Erkenntlichkeit versprochen wird, oder daß sie sich freywillig erbothen haben, jemanden seine Güter zu fahren, weil derjenige, der sich selbst anbiethet, allezeit zu einer größern Sorgfalt, das Anvertraute wohl zu bewahren, verbunden ist, als derjenige, bey dem ein solches zu thun gesucht worden. Je zerbrechlicher aber eine Waare ist, je mehr wird auch dem Fuhrmanne aufgebürdet, Culpam levissimam zu prästiren, weil die Sache hier selbst redet, und eine gar genaue Sorgfalt erfordert, insonderheit wo sich die Fuhrleute für geschickt in ihrer Profession ausgeben, und ausdrücklich Culpam levissimam zu prästiren über sich genommen haben. Und mögen sich der obgemeldeten keines die Fuhrleute dadurch entledigen, daß sie nicht selbst gefahren, sondern ihre Knechte fahren laßen, weil sie auch für deren Versehen als eigen stehen müssen, und dazu durch die Actionem Leg. Aquil. oder in factum, angehalten werden können. Welches auch Statt hat, wenn der Fuhrmann das bedungene Gut einem Andern wider verdingen, und selbiges darüber zu Schaden kommen sollte.

Ob der Herr des Gutes zu beweisen habe, daß der Fuhr-Mann etwas versäumet oder verwahrloset, oder ob der Fuhr-Mann vor Gerichte darthun müsse, daß er eine solche Aufsicht bey dem ihm anvertrauten Gute, als es sich gebühret, angewandt habe, darüber sind die Rechtslehrer verschiedener Meinung. Die meisten aber gehen dahin, daß der Fuhrmann zur Erstattung des Geldes nur alsdenn angehalten werden könne, wenn seine Unachtsamkeit oder Versäumniß genugsam erwiesen worden ist.

Was Casus fortuitos oder die unaefährlichen Zufälle betrifft, welche durch menschlichen Verstand und Gewalt nicht haben voraus gesehen oder abgewendet werden können: so ist so wenig ein Fuhrmann, als sonst jemand, der etwas bedungen hat, solche zu prästiren schuldig In welchen Stücken aber dieses seinen Abfall leide, ist aus vorgenanntem Autore mit mehrern zu ersehen.

In Ansehung der Uebersetzung des Fuhrlohns, geben die Meinungen der Rechtsgelehrten dahin, daß, was einmahl, insonderheit in dringendem Nothfall, den Fuhrleuten zu viel versprochen worden, solches auch gehalten werden müsse, jedoch bey allzu großer Uebermaß, der richterlichen Moderation unterworfen sey. Sonst aber, wo ein billiges Fuhrlohn bedungen worden, kommt auch den Fuhrleuten so gar das Jus retentionis zu, vermöge dessen sie Macht haben, die ihnen zu fahren gegebenen Sachen nicht eher verabfolgen zu laßen, sondern so lange zu behalten, bis wegen des Fuhrlohns mit ihnen Richtigkeit gemacht worden; wie sie denn auch zu diesem Rechts-Mittel ofmahls ihre Zuflucht nehmen, obgleich solches darum ihnen kein Pfandrecht einräumet, weil sie sonst andern Gläubigern, welche ein Pfand haben, vorgehen müßten, welches aber in den Rechten nicht Statt findet, weil die bloße Retention keinen Vorzug in der Ordnung der Creditorum geben kann.

Von der Collation des erlittenen Schadens, wenn z. E. ein Fuhrmann contrabande Waaren führte, und sich doch also zu verhalten wüßte, daß nicht alles, was auf dem Wagen, sondern nur, wenn ihn verschiedene Personen beladen, der einen ihr Gut weggenommen würde, der andern ihres aber verschwiegen bliebe und durchpassierte, haben die Rechtslehrer ebenfalls mancherley Distinctionen, welche an gedachtem Orte nachgelesen werden können.

Die Verbrechen der Fuhrleute, sind entweder öffentliche oder Privat-Verbrechen. Zu den Privatverbrechen gehört:

1) der

1) der Diebstahl, welchen die Fuhrleute begehen, wenn sie von den ihnen anvertrauten Sachen etwas mit Wissen und Willen abnehmen, behalten, verspielen, verschwelgen, versetzen, oder auf andere boshafte Weise zu ihrem Nutzen anwenden, und an gebührendem Orte nicht überliefern. Es hindert hier nicht, ob dem Fuhrmanne das Geld oder Gut gleich zugezählt, und unversiegelt, oder unverschlossen gegeben worden, woraus doch sonst einige Rechtslehrer ein auf den Fuhrmann transferirtes Eigenthum behaupten wollen, und daß er als ein Dieb nicht angeklaget werden könne. Weil aber desjenigen, welcher dem Fuhrmanne Geld anvertrauet, Meinung nicht ist, daß der Fuhrmann dadurch ein Eigenthum des Geldes bekomme, sondern vielmehr solches nur an einen andern überbringen soll; überdieß auch eine bloße Uebergabe oder Tradition, Keinem das Eigenthum einer Sache zuwege bringt, wenn nicht ein rechtsbeständiger Titulus oder Ursache, warum es übergeben wird, hinzu kommt, auch so wenig an Seiten des Uebergebenden als des Annehmenden, die Intention oder Meinung vorhanden ist, das Dominium zu transferiren oder zu acquiriren: so bleibt es dabey, daß ein Fuhrmann, welcher das ihm anvertraute Gut unterschlägt, einen Diebstahl begehe. Ein Anderes wäre es, wenn der Fuhrmann aus Noth etwas angriffe, indessen aber zu Hause so bemittelt wäre, daß er es hinlänglich wieder erstatten könnte; in welchem Falle es auf den Ausspruch des Richters ankommen würde, weil kein Diebstahl da geschieht, wo man nicht auch den Vorsatz dabey hat, das Genommene für sich zu behalten, und nicht wieder zu erstatten. Von Sachen, die den Fuhrleuten gestohlen werden, die Erstattung der Werths zu thun, sind sie nicht eher verbunden, als bis der Eigenthumsherr bewiesen hat, daß sie keine genugsame Acht auf die Güter gegeben, und solche z. E. an einen Ort hingeleget, wo sie nicht sicher genug gewesen sind. Sendet ein Schuldener seinem Gläubiger Geld zu, und vertrauet es einem Fuhrmanne, der damit durchgeht: so muß der Schuldener den Schaden selbst tragen. Hätte ihm aber der Gläubiger befohlen, durch den Fuhrmann, welcher hernach unterweges untreu wird, das Geld zu senden, so ist der Schade für des Gläubigers Rechnung.

Das zweyte Privatverbrechen eines Fuhrmanns ist, wenn er den Straßenräubern Gelegenheit und Anlaß gibt, ihn zu berauben, mit ihnen unter der Decke spielt, und ob er gleich nicht selbst Hand anleget, dennoch von dem Geraubten participiret. Ein solcher hat allerdings das Leben verwirkt.

Wird er aber ohne seine Schuld auf dem Wege beraubet, so ist er, den Schaden zu erstatten, nicht schuldig; es wäre denn, daß der Eigenthumsherr erweisen könnte, daß der Fuhrmann, da er einen sichern Weg hätte nehmen können, einen Nebenweg durch Wälder und Büsche, in welchen sich vielmahls Räuber aufhalten, gesuchet, und also den Schaden selbst verursachet hätte.

Das dritte Privatverbrechen der Fuhrleute, besteht in harten Schmäh- und Scheltworten, oder in vorsätzlicher Beschädigung, welche die Fuhrleute denen, die sie bedinget, sowohl an ihren Gütern, als Personen, anthun. Die Schelt-Worte betreffend, so ereignet sich dergleichen insgemein, wenn Fuhrleute einander in hohlen Wegen begegnen. Bey welcher Rencontre nicht unbillig die Frage vorkommt: Wie zwey Wagen einander auf öffentlicher Landstraße, besonders aber in engen und hohlen Wegen, ausweichen sollen? Nun wäre hier zwar gleich Rechtens, daß derjenige, der zuerst in den hohlen Weg eingefahren ist, sich dessen auch, als einer freyen Straße, am ersten bedienen sollte. Der Billigkeit nach aber müssen diejenigen, welche dem offenen Wege am nächsten sind, eher weichen, als diejenigen, welche mitten in demselben stecken, weil sie nähmlich mit weniger Gefahr und Mühe wieder heraus kommen können. So muß auch der, welcher einen ledigen Wagen hat, oder nicht so schwere Last führet, eher, als derjenige, welcher schwer geladen hat, zurück fahren. Ein Karren muß einem vollen Wagen ausweichen. Nach dem Sachsen-Rechte hat derjenige den Vorzug in Passierung einer Brücke, welcher am ersten auf dieselbe gekommen, es sey gleich mit einem ledigen oder beladenen Wagen geschehen. Bey der kaiserlichen freyen Reichsstadt Nürnberg wird es in diesem Stücke also gehalten, daß auf der öffentlichen Landstraße, und sonst auf engen Wegen, derjenige, der einen ledigen Wagen hat, dem beladenen; ein Karren, einem vollständigen Wagen; eine Mieth- (Lohn- oder Lehn-) Kutsche, welche nur Personen führt, einem Frachtwagen, welcher Güter geladen hat; und endlich ein Wagen, welcher aus der Stadt fährt, demjenigen, welcher hinein fahren will, weichen muß. Endlich ist noch zu merken, daß ein jeder, der in einem hohlen Wege, oder zu einem Thore, oder zu einer engen Straße hineinfahren will, sofort bey dem Anfange mit der Peitsche ein Zeichen geben muß; widrigenfalls kann ihm die Schuld des entstandenen Schadens beygemessen werden. Die vorsätzliche Beschädigung, welche die

die Fuhrleute den Kaufleuten an ihren Gütern und Personen thun, ist, wie bereits oben gemeldet worden, daß sie die Wagen etwa zu schwer beladen, und mit solchen hernach nicht fortkommen können; oder, daß sie verwegener Weise durch das Wasser fahren, und also die Güter naß machen; oder, daß sie gar die Passagiers umwerfen, und dadurch entweder dieselben an ihren gesunden Gliedern verletzen, oder wohl gar um das Leben bringen. In diesen und dergleichen Fällen sind die Fuhr-Leute schuldig, nicht allein latam und levem, sondern auch leviſſimam culpam zu präſtiren.

Zu den öffentlichen Verbrechen der Fuhrleute gehört, wenn sie ohne Geheiß ihres Befrachters den Zoll verfahren, und dadurch sich und des Kaufmanns Güter in Gefahr setzen; welches ihnen denn, weil sie allein daran Schuld sind, auch allein zu tragen, den Kaufmann aber schadlos zu halten gebühren will. Wenn sie es aber auf Geheiß des Herrn thun, so hat zwar dieser nichts an ihnen zu suchen; sie werden aber ebenfalls als Verbrecher und Mitgehülfen bestrafet. Siehe den Art. Zoll.

Siehe auch Pet. Mierbs Diſſ. de eo, quod juſtum eſt circa auri-gas. vom Rechte der Fuhrleute, Erf. 1699, 4.

Uebrigens sollen, absonderlich im Churfürstenthume Sachsen, die Fuhrleute die alte und ordentliche Landstraße halten, und keine Beywege suchen; widrigenfalls dieselben, wo sie angetroffen werden, mit Roß, Wagen und Gütern zu arretiren, und zu der in den Mandaten benannten und verwirkten Strafe zu ziehen sind. Insonderheit sollen sie die Stapel- und Niederlagsstadt Leipzig nicht vorbey fahren, sondern daselbst ihre Fracht- und Fuhrbriefe den Acciſebedienten vorzeigen, sonst aber ihre geladene Waaren in der Stadtwage wägen laßen, und wegen der nicht zu rechter Zeit oder schadhaft gelieferten Güter vor dem Handelsgerichte daselbst erscheinen.

Averti∬ement, daß verſiegelte Briefe und Paquete unter 20 Pfund, nicht durch Fuhrleute, sondern auf der Post versandt werden sollen, *d. d.* Berl. d. 14 Apr. 1751, ſt. in der Edicten-Samml. a. die Jahre 1751 — 1755, Col. 241, f.

Edict, daß die Fuhr- und Schiffleute in Preußen keine verſchloſſene Briefe noch kleine Paquete, so unter 20 Pfund wiegen, und den Werth von 10 Thaler übersteigen, beſtellen sollen, *d. d.* Berl. d. 17 Dec. 1752, ſt. eb. daſ. Col. 985 — 990.

Landwirthe, welche Hufengüter besitzen, müssen sich nicht mit dem Fuhrmannewesen abgeben; denn sie kommen sehr selten dabey fort. Die öftere Abwesenheit von ihren Gütern, wodurch es an ihrer Aufsicht und gebührenden Aufrechthaltung der täglich nöthigen Wirthschaftsverrichtungen ermangelt, und weßhalb die Besorgung derselben öfters nur unverständigen Weibern und Kindern, oder unachtsamen Gesinde anvertrauet werden muß, bringt ihnen mancherley Schaden zuwege. Die zur Ackerbestellung bequemste und nützlichste Zeit wird mehrentheils versäumet. Diejenige Fütterung, welche zugleich mit auf das Zuchtvieh verwendet werden sollte, wird bey den Straßenfuhren auf das Zugvieh verschwendet. Der Dünger wird den Gütern entzogen, und bleibt auf den Fuhrstraßen. Hieraus folgt, daß dergleichen Güter kaum die Hälfte der sonst zu erbauenden Feldfrüchte bringen, und daß derjenige Gewinst, welcher durch das Fuhrwerk erlanget wird, solche Wirthschaftsschäden gar selten ersetzen kann. Daher denn keinem Haus- und Landwirthe, welcher nicht erweislich machen kann, daß, nächst solcher Unternehmung, die Bestellung seines Gutes durch wirthschaftsverständige Kinder oder andere dazu geschickte Leute vollständig gut besorget werde, und dann insonderheit auch die Fütterungsmittel dabey in Ueberfluß vorhanden wären, oder für das zum Fuhrwerk erforderliche Zugvieh anderweit erkaufet würden, dergleichen von seinem Wirthschaftswesen abweichende Hanthierung keinesweges zu gestatten ist.

Fuhr-Mann, ein Wasservogel; siehe Schnepfe. (Wasser-)

Fuhr-Sattel, siehe unter Sattel.

Fuhr-Wagen, Lastwagen; s. unter Wagen.

Fuhr-Weg, ein Weg, welcher gefahren werden kann und darf, ein Fahrweg; zum Unterschiede von einem Fußsteige.

Fuhr-Werk, L. Vectura, Fr. Voiture. 1. Ein jedes Werkzeug zum Fahren auf dem festen Lande, als: Wagen, Karren, Schlitten ꝛc. sowohl mit Inbegriff des dazu gehörigen Zugviehes, als ohne dasselbe. Ein schlechtes Fuhrwerk. Mit seinem eigenen Fuhrwerke reisen. 2. Die Beschäftigung, Güter und Personen um Lohn zu fahren, ohne Plural. Sich mit dem Fuhrwerke nähren. 3. Das Fuhrwesen, auch ohne Plural. Das Fuhrwerk in einem Lande besser einrichten. 4. Im Oberdeutschen wird dieses Wort oft für Vorwerk gebraucht.

Fuhr-Wesen, alles was die Fortschaffung der Waaren und Güter auf der Achse und um Lohn betrifft, und was dazu gehöret. Das Fuhrwesen in einem Lande verbessern.

Füchseln, ein nur bey den Jägern übliches Wort. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Auf Füchse jagen. 2) Nach Füchsen riechen. Es füchselt.

2. Als ein Activum. Einen füchseln, ihn vexiren, von welchem Worte es in dieser Bedeutung vielleicht verderbt ist.

Füchsen, so nur im Oberdeutschen gewöhnlich ist, von Füchsen. Füchsenes Futter, Gebräme.

Füderig, siehe Fuderig.

Fuie, siehe Taubenschlag.

Fügen (*), ein Wort, welches in doppelter Gattung üblich ist.

(*) Im Niedersächs. lautet dieses Wort in der eigentlichen und den meisten figürlichen Bedeutungen fögen, im Oberd. fugen, bey dem Ottfried gifuagan, bey dem Willeram voigen und viogen, im Angelf. gefegan, im Schwed. foga, im Dän. foye, und in der zweyten figürlichen Bedeutung im Engl. fadge. Da der Begriff des Einsteckens, allem Ansehen nach, der erste und eigentlichste in diesem Worte ist, so gehört es ohne Zweifel zu dem Lat. figere, dem Griech. πηγνυμι, und dem Alilateinpagere, woraus nachmahls pangere geworden. Bey den schwäbischen Dichtern bedeutet Fügerinn, eine Mittelsperson in der Liebe, sowohl im guten Verstande, als auch im nachtheiligen, eine Kupplerinn.

I. Als ein Activum, geschickt mit einander verbinden.

1. Eigentlich, wo dieses Wort im eigentlichsten Verstande diejenige Art der Verbindung bezeichnet, wo ein Theil des einen Körpers genau in den andern hinein gestecket wird. Die Breter sind nicht recht gefügt. In etwas weiterer Bedeutung ist dieses Wort ein allgemeiner Ausdruck, der die Art und Weise der Verbindung unbestimmt läßt. Zwey Breter zusammen fügen, sie entweder zusammen leimen, oder vermittelst einer Nuth mit einander verbinden. Die Faßdauben fügen, bey den Böttchern, sie zusammen fügen. Im gemeinen Leben bedienet man sich, wenn die Art und Weise der Verbindung genauer bestimmt werden soll, anderer Ausdrücke.

Hieher gehört auch der besondere Gebrauch dieses Wortes, von der fleischlichen Vermischung zweyer Personen. Um die obere Gegend des Rheinstromes war es eine alte Gewohnheit, welche offenbar unter die Mißbräuche des deutschen Rechts gehört, daß zwey Verlobte sich noch eher, als die Ehe durch priesterliche Trauung vollzogen worden, mit Einwilligung der Aeltern, zusammen betteten. Dieses wird durch dasjenige erläutert, was Keyßler, im 1 Th. seiner Reisen, Hannov. 1776, 4. S. 17. f. mit folgenden Worten erzählet:

„In den Dörfern des benachbarten Bregenzer Waldes, hat bisher die wunderliche Gewohnheit regieret, daß die unverheuratheten Bauernsöhne und Knechte ohne Scheu so lange bey einem ledigen Mädchen haben schlafen können, bis dieselbe ein Kind von ihnen bekommen, da denn jene erst, und zwar bey höchster Strafe, verbunden waren, sie zu heurathen. Diese Art von Galanterie heißen sie fügen; und sie finden daran so wenig auszusetzen, daß, da man seit etlichen Jahren, kraft obrigkeitlichen Amtes, diese schändliche Weise abschaffen wollen, es zu einer Art von Aufruhr gediehen, und die Sache noch in einen Prozeß, zu dessen Führung sie einen Advocaten aus Lindau angenommen haben, verwickelt ist. In einer Versammlung, welche die Bauern wegen dieser Sache hielten, stand ein alter

alter Greis auf, und rieth zu Fortsetzung des Prozesses mit folgendem trefflichen Voto: Mein Großvater hat gefüget, mein Vater hat gefüget, ich habe gefüget und also will ich, daß mein Sohn und seine Nachkommen auch fügen sollen."

S. auch das 37 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750. S. 145, f.

2. Figürlich.

1) Hinzu fügen, hinzu thun, hinzu setzen. Ich habe zu der vorigen Summe noch zehn Thaler hinzu gefüget.

2) Sich ziemen, sich schicken, den Umständen oder dem Wohlstande gemäß seyn, als ein Reciprocum, eine im Hochdeutschen ziemlich unbekannte Bedeutung. Das füget sich nicht, ziemet, schickt sich nicht. Im Westphälischen ist sich fuken, im eigentlichen Verstande passen.

3) Sich in etwas fügen, sich darein schicken, allen Umständen mit Leichtigkeit gemäß denken und handeln. Er weiß sich in alles zu fügen.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1. Einem fügen, ihm zu Willen seyn, ihm nachgeben, sein Verlangen erfüllen, am häufigsten im Ober-Deutschen, wo es auch in der breitern Aussprache fugen lautet. Ich will dir gern in allem fügen.

2. Nützlich seyn, zum Nutzen gereichen. Es fugt oder fügt mir, es gereicht zu meinem Nutzen.

Füge-Bank, siehe unter Hobel.

Füge-Bock, bey den Stellmachern, besteht aus einem starken und senkrechten Holze, a b, Fig. 816, welches auf 3 Füßen ruhet, und in a einen Zapfen hat. Auf diesen Zapfen steckt der Stellmacher die ausgebohrte Nabe des Rades, wenn die Speichen bereits in die Nabe eingezapfet sind. Der Zweck dieses Fügebocks ist, die Länge der Felgen nach Maßgebung der Speichen zu bestimmen.

Füge-Eisen, Füg-Eisen. 1. Ein scharfes Eisen in der Fügebank der Böttcher; siehe unter Hobel.

2. Bey den Glasern, ein an beyden Enden mit krummen Haken versehenes Werkzeug, um die Zacken, welche der Diamant an den Scheiben stehen gelaßen, oder das überflüssige Glas von den Scheiben damit abzufügen, d. i. abzukneipen, welches auch das Fiedermesser und der Krösel genannt wird; siehe Fig. 817.

Füge-Hobel, bey den Holzarbeitern; siehe unter Hobel.

Fühlen, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist.

I. Vermittelst des Gefühles sich bewußt zu werden suchen, durch Berührung mit den Nervenwärzchen in der Haut der Finger sich vorzustellen suchen. Einem Kranken den Puls fühlen, oder einen Kranken an den Puls fühlen.

Im Bergbaue fühlet man das Gestein, wenn man es mit dem Handfäustel beklopfet, um zu erfahren, ob es locker oder fest ist.

Einem auf den Zahn fühlen, ihn auszuforschen suchen, imgleichen, ihn auf die Probe stellen.

II. Sich vermittelst des Gefühles bewußt seyn.

1. Eigentlich, sich vermittelst der Berührung der in den Spitzen der Finger vertheilten Nervenwärzchen vorstellen. Fühlen sie den Knoten? Ich fühle nichts.

2. In weiterer Bedeutung, sich vermittelst der über den ganzen Leib verbreiteten Nervenwärzchen bewußt seyn. Hitze, Kälte, Schmerzen fühlen. Linderung fühlen. Er fühlet nichts mehr. Wer nicht hören will, muß fühlen. In noch engerm Verstande, lebhaft fühlen. Er fühlet die Schläge nicht. Siehe Gefühl.

3. Figürlich. 1) Von der innern Empfindung. Vergnügen, den Reitz der Liebe, einen innern Trieb

zu

zu etwas fühlen u. s. f. 2) Sich fühlen, gewisse Eigenschaften, Schwachheiten, Vorzüge an sich fühlen oder empfinden. Wenn sich der Kranke fühlt, wenn er Schmerzen fühlt, wenn er fühlt, daß er krank ist. Ein Mann, der sich in seinem Fache fühlt, der lebhaft überzeugt ist, daß er sich in seinem Fache befindet.

Fühl-Faden, Fühl-Spitzen, L. Tentacula, Palpi, sind lange schmale Fortsätze, Spitzen oder Faden am Vorderkopfe einiger Gewürme und Insecten, ohne Gelenke, welche, wie man glaubt, das Fühlen bey denselben erleichtern. Siehe auch den folgenden Artikel.

Fühl-Hörner, L. Antennæ, Fr. Antennes, die länglichen Fortsätze an dem Vorderkopfe eines jeden Insects, welche bey einigen wie Hörner aussehen, und diesen Thieren zu Werkzeugen der Empfindung dienen. Sie sind allemahl aus mehrern Gelenken zusammen gesetzt, (wodurch sie sich eben von den Fühlfaden oder Fühlspitzen, welche nicht aus mehrern Gelenken zusammen gesetzt, sondern einfach sind, unterscheiden,) und haben eine sehr verschiedene Stellung und Gestalt. Es gibt kammförmige, buschige, faden-, borsten-, keulen-, schnur-, sägen-, schüsselförmige und noch anders gestaltete Fühl-Hörner. Bey einigen Insecten sind sie gebogen oder gebrochen, und bey manchen zweigig. Nach der Meinung des Hrn. v. Linné und einiger andern Naturforscher, soll der in den Fühlhörnern wohnende Sinn uns noch unbekannt, und diesen Thieren allein eigen seyn.

Neue Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrg. Berl. 1777, gr. 8. S. 84. fgg.

Fühl-Kraut, Mimosa; siehe Sinn-Pflanze.
Fühllosigkeit der Finger, siehe Th. XIII, S. 408.
Fühl-Spitze, siehe Fühl-Faden.
Fühne, siehe Finne 1.
Führ-Band, siehe Leit-Band.

Führen (*), so das Factitivum des Neutrius fahren ist, fahren machen.

1. Eigentlich die Richtung der Bewegung eines Dinges bestimmen, besonders in folgenden Fällen.

1) Vermittelst eines Fuhrwerkes, Fahrzeuges oder auf ähnliche Art von einem Orte zum andern schaffen. Waaren aus dem Lande führen. Waaren zu Markte führen, vermittelst eines Fuhrwerkes. Korn, Steine, Kohlen zur Stadt führen, in die Stadt fahren. Personen, Güter über einen Fluß führen, auf einem Kahne, Schiffe u. s. f. Geld aus dem Lande führen. Dahin gehört auch die R. A. wenn man von Kaufleuten sagt, daß sie Bücher, Eisenwaaren, seidene Waaren, Spezereyen u. s. f. führen, wenn sie damit gewöhnlich handeln, welches von den ehemahligen wandernden Kaufleuten hergenommen ist, welche ihre Waaren im eigentlichen Verstande mit sich herum führeten. Sonst aber ist das Führen und Verschneiden oder Ausschneiden in den Manufactur- und Handwerks-insonderheit Zeug- und Tuchwaaren, zweyerley. Denn einer, der im Ganzen mit solchen Waaren handelt, führet sie zwar, aber er verschneidet und vereinzelt sie nicht; wer aber nur den Handkauf damit treibt, führet und verschneidet sie.

2) Den Gang oder die Bewegung eines lebendigen Geschöpfes durch physische Mittel bestimmen. Einen Blinden führen, leiten. Ein Kind am Leit- oder Gängelbande führen. Einen bey der Hand, an der Hand führen. Einen Verbrecher, ein wildes Thier an einer Kette, ein Pferd an einem Stricke führen. Einen Hund am Hängeseile führen. Das Vieh auf die Weide, zur Tränke führen.

2. Fi-

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. fören, im Schwed. föra, im Isländ. faera, bey dem Ottfried, Notker und Hero fuoran, fuaren, bey welchen es aber auch setzen, imgleichen als ein Neutrum, gehen, bedeutet, und alsdann für das Neutrum fahren stehet.

2. Figürlich.

1) Die Bewegung eines leblosen Körpers und deren Richtung bestimmen. Den Wagen führen. Der Steuermann führet das Schiff in den Hafen. Einem Kinde die Hand führen. Er weiß den Degen geschickt zu führen. Wer hat die Feder hierbey geführet? wer hat diesen Aufsatz verfertiget. Den Pinsel gut zu führen wissen. Einen Streich führen.

2) Nach einer gewissen Richtung verfertigen. Einen Zaun, einen Graben, einen Wall führen. Eine Mauer um eine Stadt, um einen Platz führen.

3) Der Weg führet nach der Stadt, gehet nach der Stadt, auf diesem Wege kommt man zur Stadt. Der Weg führet in das Holz. Der Gang, der zur Treppe führet.

4) Durch Zeigung des Weges, Befehl, Ueberredung u. s. f. die Bewegung einer Person oder Sache und deren Richtung bestimmen. (a) Durch Zeigung des Weges. Einen Verirreten auf den rechten Weg führen, ihn auf den rechten Weg bringen. Aber, ihn auf dem rechten Wege führen, ihn so führen, daß er immer auf dem rechten Wege bleibe. Statt dieser Wortfügung ist im Hochdeutschen auch die vierte Endung mit Auslaßung des Vorwortes üblich. Einen die rechte Straße führen. (b) Durch Begleitung. Einen Fremden in sein Haus führen. Eine Braut zur Kirche, in die Kirche führen. Einen Delinquenten zum Tode führen. Ein Frauenzimmer führen. (c) Durch Gründe, durch Beredung. Einen auf das Eis führen, hinter das Licht führen, um die Fichte führen, d. i. ihn durch listige Beredung hintergehen. (d) Durch Befehl. Die Truppen in das Feld, in die Schlacht, zum Sturme, in das Lager führen, sie bey diesen Vorfällen commandiren. Wo man auch dieses Zeitwort absolute zuweilen für commandiren braucht. Die Armee führen, ihr Befehlshaber seyn. (e) Durch

den

8) Ein elendes Leben führen, elend leben. Ein stilles, ruhiges, glückliches Leben führen.

Führer, Führerinn, der oder die eine Person oder Sache führet, sowohl in den eigentlichen, als in den sechs ersten figürlichen Bedeutungen des Zeitwortes. Der Führer eines Schiffes, eines Blinden, eines wilden Thieres.

In einigen oberd. Gegenden ist der Führer bey den Armeen so viel als im Hochdeutschen der Caporal oder Corporal, weil er die Rotte führet. Bey der schwedischen und einigen andern Armeen ist der Führer ein Unterofficier, welcher in Zügen hinter dem Fähnrich gehet, wenn derselbe die Fahne trägt, und sie ihm im Nothfalle abnimmt. Bey den meisten deutschen Truppen heißt er Fahnjunker. Aber alsdenn bedeutet dieses Wort so viel als Furier, weil er ehedem zugleich die Zufuhre zu besorgen hatte; s. Furier.

An verschiedenen Maschinen ist der Führer ein Werkzeug, welches die Richtung eines andern in Bewegung gesetzten Körpers bestimmet, wie an den Elektrisirmaschinen.

Führig, bey den Jägern, was sich führen läßt. Einen Hund führig machen, ihn abrichten, daß er sich am Hangeseile führen läßt. Ein führiger Hund, der so abgerichtet ist; imgleichen, ein Hund, der so alt ist, daß er an das Hängeseil gelegt werden kann; siehe Leithund im Art. Hund.

Führung, oder **Beylast**, Fr. Pacotille, Paquotille, Portage, Portée, Quintelage, oder Quintillage, nennt man in der Seefahrt diejenige Fracht oder Last, welche jedem Schiffsbedienten für sich auf dem Schiffe mitzunehmen erlaubt ist; oder die Erlaubniß, vermöge welcher die so genannten Schiffskinder eine gewisse Anzahl Waaren, welche ihnen insgemein schon in den See- und Schiffsordnungen bestimmt und vorgeschrieben ist, frey in das Schiff laden und zu ihrem Privatvortheil über-

überführen können. Von dieser Führung wird weder Fracht noch Zoll bezahlet; doch genießen die Schiffskinder diese Freyheit nicht aller Orten, noch unter einerley Bedingungen; wie denn derselben auch ordentlicher Weise, in ihren Heuer- oder Bestallungscontracten keine Erwähnung geschieht, weil selbige eigentlich nur auf einem absonderlichen und mündlichen Vergleiche beruhet, welcher zwischen dem Schiffsvolke und den Reedern oder den Eigenthümern der Kauffahrdeyschiffe, und insonderheit solcher, errichtet wird, welche bestimmt sind, lange Fahrten zu thun, und in weit entlegene Länder zu gehen, um daselbst zu handeln. Die Führung darf auch nicht anders, als an dem ohne hin zur Löschung bestimmten Orte verkaufet werden. Jedoch haben auch die Reeder oder Schiffer das Recht des Näherkaufes, da sie deshalb das Schiff um so viel weniger befrachten dürfen. An verschiedenen Orten aber ist die Führung nunmehr fast gänzlich abgeschaffet, und an deren Stelle eine gewisse Belohnung an Gelde eingeführt.

Führung, ein Gewicht; siehe Föring.

Fülle, das Abstractum sowohl des Beywortes voll, als auch des Zeitwortes füllen.

1. Der Zustand, da ein Ding von einem andern voll oder mit demselben angefüllet ist. 1) Eigentlich. Die Fülle eines Fasses, eines Gefäßes. 2) Figürlich. (a) Die Fülle des Herzens, der Zustand desselben, da es voll Empfindungen ist. (b) Ueberfluß. In diesem Verstande braucht man es im täglichen Umgange nur noch wie das Wort Menge. Der Boden hat Feuchtigkeit die Fülle. Die Hülle und die Fülle, Kleidung und überflüßige Nahrung.

2. Dasjenige, womit eine andere Sache gefüllet wird. 1) In den Küchen dasjenige, womit eine Speise gefüllet wird, im gem. Leben das Füllsel. Die Fülle einer gebratenen Gans, eines Hauptes Kohl u. s. f. Siehe Farße. 2) Der Füllwein, das Fülldier wird gleich-

gleichfalls zuweilen nur schlechthin die Fülle genannt. 3) In Luthers deutschen Bibel ist Fülle die Erstlinge aller Früchte, besonders der harten, welche Gott geopfert wurden, weil damit die Hände der Priester gleichsam gefüllet wurden. Deine Fülle und Thränen sollt du nicht verziehen, 2 Mos. 22, 29. wo Thränen die Erstlinge der weichen Früchte, als Weintrauben, Oehl-Beeren u. s. f. bedeutet. Fülle der Kelter, 4 Mos 18, 27. Daß du nicht zur Fülle heiligest, solchen Samen u. s. f. 5 Mos. 22, 9.

3. Dasjenige, was ausgefüllet werden muß. In diesem Verstande pflegen nur die Köhler die Grube, welche an denjenigen Oertern eines Meilers entsteht, wo das Feuer am stärksten arbeitet, eine Fülle zu nennen, weil sie zugefüllet werden muß. Daher die Füllstange, oder Rührstange, eine Stange, womit die Fülle eines Meilers aufgeschüret und ausgerühret wird.

Füllen, das Füllen (*), die Jungen der Kamele, Esel und Pferde. Am häufigsten wird dieses Wort ohne Beysatz von einem jungen Pferde gebraucht, bis es vier Jahre alt ist. Ein säugendes Füllen. Siehe den Art. Pferd. Ein Fullen der übrigen jetzt genannten Thiere zu bezeichnen, braucht man die Zusammensetzungen Eselsfüllen, Kamelfüllen.

Was

(*) Dieses Wort lautet in den gemeinen, selbst hoch- und oberdeutschen Mundarten sehr häufig Fohlen, bey den schwäbischen Dichtern Vole, bey dem Ottfried Fulin, im Nieders. Vale, im Engl. Filly und Fole, im Dän. Angels. und Schwed. Fole, bey dem Ulphilas Fula, im Isländ. Fola, im Wallis. Ebew, im mittlern Lat. Fola und Poledrus, im Lat. Pullus, im Griech. πωλος. Wachter leitet es von fallen her, so fern solches gebohren werden bedeutet, Ihre aber von dem Angels. filian, Schwed. följa, folgen. Ist es ehedem ein allgemeiner Ausdruck gewesen, der überhaupt ein junges Thier bedeutet hat, so scheint auch das Lat. Filius zu dessen Verwandtschaft zu gehören. Im Oberschwäbischen ist Föhl ein junges Weibsbild. Im Osnabrückischen wird ein Füllen auch Warre, und in Franken Hankerlein genannt, so wie die Lateiner es von hinnire auch Hinnulus nannten.

Was die Tuchmacher unter Füllen oder Pferd verstehen, siehe unter Pferd.

1. Füllen, voll machen. 1. Eigentlich. Ein Gefäß füllen. Einen Graben mit Erde füllen, ausfüllen. Die hohlen Wege mit Steinen füllen, ausfüllen. Ein Küssen mit Federn füllen.

In den Küchen bedeutet füllen ausgenommene Thiere, ausgehöhlte Früchte mit gehackten Speisen voll stopfen. Gefülltes Kraut. Eine gefüllte Gans. Gefüllte Fische; s. Th. XIII, S. 532.

Gefüllte Blumen, in den Gärten, im Gegensatze der einfachen.

2. Wenn sich dieses Zeitwort auf denjenigen Körper beziehet, mit welchem ein anderer gefüllet wird, so verliert sich oft der Begriff der Fülle, und es bezeichnet alsdann bloß, schöpfen, besonders von flüssigen Körpern. Wasser in die Flasche füllen. Drey Maß aus dem Fasse füllen. Vornehmlich, wenn solches mit einem Löffel, oder ähnlichem Gefäße geschiehet. Erz, Kohlen, Sand in einen Kübel füllen. Das Bier füllen, neu gebrauetes Bier aus dem Gährbottich in Fässer bringen. Federn in ein Küssen füllen.

2. Füllen, mit dem Hulfsworte haben, von dem Haupt-Worte das Füllen, ein Füllen werfen. Die Stutte hat gefüllet, wird bald füllen. Im Nieders. valen, in einigen gemeinen hochdeutschen Mundarten auch fohlen, im Dän. folle, im Schwed. föla.

Füll-Band, bey den Schlössern; siehe Thür-Band.

Füll-Bier, Bier, welches nachgegossen wird, um das abgetrunkene Bier aus dem Fasse zu ersetzen.

Füll-Bret, siehe Füllung.

Füll-Eimer, ein bey dem Salzwerke zu Halle übliches Maß, nach welchem die Sohle gemessen wird, und welches 12 hallische Maß hält. Ein Zober hält 8, und eine Pfanne 4½ solcher Fülleimer.

Füll-Erde. 1. In dem Deichbaue, diejenige Erde, woraus der Körper eines Deiches besteht, womit derselbe, und die in demselben entstandenen Lücken ausgefüllet werden. Nieders. Vullerde.

2. Ein weißer Thon, so fern derselbe zum Walken und Waschen der Tücher und Wolle bey den Tuchmachern und Tuchbereitern gebraucht wird; Waschthon, Fullererde, Fettthon, Terra fullonum; s. Fuller.

Füll-Faß. 1. Im Bergbaue, ein Faß von einer bestimmten Größe, mit welchem die Kohlen in die Kübel gefüllet, oder auf den Schmelzofen getragen werden. Die Füllfässer sind von Spänen oder gespaltenen Ruthen zusammen geflochten.

2. Bey den Müllern und Bäckern in Sachsen hält ein Füllfaß zwey dresdener Scheffel. Siehe Füll-Kleye.

3. Bey den Weißbierbrauern; s. Th. V, S. 164.

Füll-Haare, diejenigen Haare, womit ein Kummet, ein Sattel u. s. f. gefüllet, d. i. ausgestopfet wird; siehe Bourre.

Füll-Hals, ein großer hölzerner Trichter, Wein und Bier in die Fässer zu füllen. Auch eine Art Trichter, einen Bienenschwarm damit in die hölzernen Stöcke oder Beuten zu fassen.

Füll-Holz, bey den Seilern, dasjenige, welches, wenn sie einen Kamm erhöhen, mit dem Einschlag durch den in zwo Hälften gespaltenen Einschlag stecken.

Sprengels Handwerke und Künste, 12 Samml. S. 274 f.

Füll-Horn, siehe Frucht-Horn.

Füllhorn-Gras, Cornu copiæ *Linn.* siehe unter Gras.

Füll-Huhn, Zinshuhn; siehe unter Huhn.

Füll-Kanne, eine Kanne, Wein oder Bier damit aufzufüllen, welche auch die Looßkanne genannt wird.

Füll-Kleye, Füll-Kleyen, in Sachsen diejenige Kleye, welche die Bäcker den Müllern noch außer der gewöhnlichen Metze für das Mahlen geben müssen, und welche auf 28 Scheffel Weitzen ein Füllfaß beträgt.

Füll-Lager, sind, in wohlbestellten Brauhäusern, lange, aus einem Eichenstamme gehauene, und ungefähr im Lichten $\frac{3}{4}$ Ellen oder 18 Zoll weite Tröge, worauf man die Biergefäße leget, wenn sie aus dem Gährbottich gefüllet werden sollen. Sie dienen also nicht nur zu Lagern des Gefäßes, sondern auch dazu, daß, wenn das Bier aufstößt, die Hefen sogleich in diese Tröge laufen können, und man nicht erst noch eigene Geschirre darunter setzen darf.

Man hat auch dergleichen Fülllager in den Bierkellern, und werden deren gemeiniglich zwey an einander gesetzt; in der Mitte aber, oder wo sie zusammen stoßen, oder quer über ein kurzer, jedoch weiter und tiefer eichener Trog unter denselben in die Erde eingesenkt, damit man, wenn die Zapfen in den Fülllagern gezogen werden, die Hefen aus denselben darein ablaßen, und sie rein auswaschen könne.

Füll-Mund (*), wird nicht nur bey einer Lehmwand der etwas in die Erde gegrabene, und darauf mit großen Feldwaken und andern groben Feldsteinen ordentlich ausgefüllte Grund, worauf hernach die erste und Haupt-Schicht der Lehmwand oder des mit kurzem Stroh vermischten Lehms gesetzt wird, sondern auch bey andern Mauern und steinernen Gebäuden, das Fundament oder der Grundbau genannt, welches das darauf gesetzte Gebäude tragen muß. Siehe Grund.

Füll-Ort, in dem Bergbaue, derjenige Platz unter dem Treibe- und andern Förderschächten, wo die Tonnen gefüllet und ausgeleeret werden.

Füll-

(*) Schon bey dem Notker ist Follemunt, der Grund einer Säule, und in den schwäbischen Dichtern Fullemunt und Follemunt, die Grundfeste. In den spätern Zeiten lautet es bald Pfulment, Follmundt, Vollmunde, Vullement, bald aber auch Pfummente und Pfuntmunde, und in der Schweiz noch jetzt das Pfimmet. Es ist ohne Zweifel aus dem Lat. Fulmentum für Fulcimentum oder Fundamentum verderbt.

Füll-Platte, an der Achse der Rüst- und Bauerwagen, eine hölzerne Platte, welche mit zwey Ringen oben auf der Achse befestiget wird, die dazwischen durchgehenden Arme fest zu halten.

Füll-Stange, bey den Köhlern; siehe oben, S. 447.

Füll-Wein, derjenige Wein, womit die Weinfässer nach- oder aufgefüllet werden; im mittlern Lat. Adoliagium, Fr. Vin de remplage, oder de remplissage.

Füllsel (das), in den Küchen, diejenige Speise, womit eine andere gefüllet, oder ausgestopfet wird; das Gefüllsel, in der anständigern Sprechart die Fülle, Nieders. Vüllsel, Jngedömte, Utrkrupels. Siehe Farße.

Füllung. 1. Die Handlung des Füllens.

2. Was gefüllet oder ausgefüllet ist. In diesem Verstande heißt Füllung, in der Baukunst, ein jeder Raum, der durch eine erhöhete Einfassung eingeschlossen ist. Die Füllung des Friefes, der Zwischenraum zwischen den Kälberzähnen, Triglyphen und Kragsteinen. An einem Schiffe versteht man unter Füllung den Zwischenraum zwischen zwey Barkhaltern (Barkhölzern), weil diese um etliche Zoll über die äußere Verkleidung vorstechen. Hiervon aber ist der Raum, den der dritte und vierte Barkhalter einschließen, ausgenommen, welcher 5 Fuß Höhe hat, da die andern und eigentlichen Füllungen nur 1½ Fuß Höhe bekommen; weßhalb jener auch der breite Gang genannt wird.

Bey denen Thüren, die nicht aus ganzen zusammengeleimten Bretern bestehen, sondern in Rahmen eingesetzte Stücke Breter oder Felder haben, nennt man ein jedes solcher Felder, oder die ober- und unterhalb des Schlosses versetzte und mit Leisten eingefaßte Vertiefung, die Füllung, oder das Füllbret, weil es den leeren Raum zwischen den Rahmen ausfüllet; sonst auch den Spiegel, L. Tympanum valvæ, Fr. Paneau, Panneau, Ital. Quadro. Eine Thür oder ein Thürflügel

kann 2, 3 oder 4 solcher Füllungen bekommen, manchmahl auch wohl nur eine. Man macht dieselbe insgemein viereckig, oder aus verschiedenem Leistenwerk vieleckig zusammengesetzt. Sehr wenig aber wird die runde Figur daran beliebet.

Fümmelholz, bey den Schustern, ein Holz, den Rand der Sohlen damit zu polieren.

Es scheint, daß dieses Wort zu dem im Hannöverischen üblichen femeln, wanken, hin und her beweget werden, gehöre. Siehe auch Fimmel.

Fündelhaus, Fündelkind; siehe Findelhaus.

Fündig, im Bergbaue. Einen Gang fündig machen, ihn finden, d. i. entdecken, wo doch dieses Wort richtiger findig lautet. Figürlich ist ein fündiger Gang, der Erze führet, und daher werth ist, daß er gefunden worden, im Gegensatze eines tauben Ganges.

Fümet, Fr. Fumet. Durch dieses Wort bezeichnet man die den Geruchs- und Geschmacksnerven mit einem angenehmen Prickeln auffallenden Düfte oder zarten Dünste von gewissen Weinen, oder von zugerichteten Fleisch-Speisen und Wildbret; einen flüchtigen Kitzel, womit gewisse Weine und Gerichte auf eine angenehme Art die Zunge und den Geruch reitzen. Das Fümet vom Burgunder. Von gebratenen Repphühnern bedient man sich insonderheit dieses Wortes, nicht nur den lieblichen Brodem, der aus ihnen aufsteigt, sondern auch den angenehmen Geschmack auszudrücken, den sie noch zuweilen von der grünen Saat haben. Ueberhaupt aber sagt man vom Wildbret, welches man so lange hängen, oder in einer Essigbeitze liegen läßt, bis es ein wenig zu riechen anfängt, oder einen Fasanengeschmack, oder, wenn man lieber will, einen kleinen Grad der Muffigkeit erlangt: es hat ein Fümet an sich; es wildenzt, oder wildert, Fr. se faisander. Ein junger Hase, der schon ein Fümet bekommen hat, der schon etwas wildenzt, Fr. un levreau qui commence à se faisander.

Die

Die Köche nennen auch Fumet eine gewisse Brühe von haut goût, welche sie an die gebratenen Repphühner machen, z. E. eine Soße von Schöpsenfleisch, mit Champignons und Trüffeln; s. unter Repphuhn.

Fünf (*), eine Grundzahl, welche zwischen vier und sechs in der Mitte stehet. Seine fünf Sinne noch beysammen haben. Er kann nicht fünfe zählen. Fünfe gerade seyn laßen.

Das fünfer Gericht, oder zusammen gezogen das Fünfergericht, in Nürnberg, ein mit fünf Rathsherren besetztes Gericht, welches über Ungehorsam, Verläumdung, Scheltworte, Frevel u. s. f. richtet, und auch die Fünfe, oder das Rügeamt genannt wird.

Fünf-Blatt, Quinquefolium; siehe Finger-Kraut.

Fünf-Finger-Fisch, Coryphæna pentadactyla *Linn.* Blennius, maculis quinque versus caput nigris, ein chinesischer Fisch, dem der schwedische Viceadmiral, Ancarkrona, die Benennung des Fünffingerfisches gegeben hat, weil er an beyden Seiten der Kiemen fünf schwarze Flecken hat, deren einer von den vier andern etwas entfernt steht, gleichsam als ob jemand 4 schwarze Finger und den Daumen angedruckt hätte. Dieser Fisch ist den Austern schädlich; denn wie sie sich öffnen, geht er hinein, und sauget sie aus; daher den Austerfischern in England ausdrücklich angedeutet ist, denselben auf den Strand zu werfen, mit den Füßen zu treten, und zu verderben.

(*) Dieses Zahlwort lautet bey dem Ulphilas und Kero fimf, im Tatian finevi, bey dem Ottfried fünf, im Dän. und Schwed. Fem, im Isländ. Fimm, im Bretagnischen pemp, im Griech. πεντε, im Aeol. πεμπε, im Pers. Peng. Andere Mundarten verschlingen das n, wie das Angels. fif, das Nieders. five, das Holländ. vyf, das Engl. five, das Poln. piec, und das Krainerische und Böhm. per. Gemeiniglich glaubt man, daß es von Finger herkomme, weil es die Zahl der Finger an einer Hand ausdruckt. Diejenigen, welche das erste Eisen auf dem Berge Ida schmiedeten, wurden Idæi dactyli genannt, weil der vornehmsten fünfe waren.

derben. Man findet ihn im 2 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed Akad. d. Wiss. a. d. J. 1740, S. 242—245, beschrieben und abgebildet.

S. auch den 3 B. des neuen Schaupl. d. Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S 225, f.

Den Nahmen Fünffingerfisch, oder nach dem Holländ. Vingervisch, Fingerfisch, Polynemus quinquarius *Linn* führt auch ein gewisses Geschlecht americanischer Fische, welche an den Brustflossen etliche faserige freye Fortsätze haben, welche Linnäus mit den Fingern vergleicht.

S. den 3 B. des neuen Schaupl. der Nat. S. 226, fgg.

Fünf=Finger=Kraut, Potentilla *Linn.*; siehe Finger=Kraut.

Fünf=Herr, ein Mitglied eines Collegii von fünf Personen; z. B. des im Art. Fünf gedachten fünfer Gerichtes in Nürnberg.

Fünf=Porte, Fünfthüre, bey den Fischern ein Fischer-Garn, welches außer dem Boden aus fünf Stücken zusammen gesetzt ist, und fünf Porten oder Eingänge bekommt; siehe Th. XIII, S. 649.

Fünf=schäftig, mit fünf Schäften oder Schämeln, bey den Webern. Fünfschäftig arbeiten. Ein fünfschäftiger Weber. Siehe Ludler und Schaft.

Fünf=tägig, was fünf Tage dauert oder gedauert hat. Eine fünftägige Krankheit. Imgleichen was allemahl den fünften Tag wieder kommt. Das fünftägige Fieber; s. Th. XIII, S. 279.

Fünf=Thüre, siehe Fünf=Porte.

Fünfe, das Hauptwort von dem Zahlworte fünf, die Zahlfigur, welche die Zahl fünf ausdrücket. Eine römische Fünfe (V), arabische oder deutsche Fünfe (5).

Zuweilen bedeutet dieses Wort auch, z. B. in Nürnberg, ein Collegium oder Gericht von fünf Personen, das fünfer Gericht, s. oben, S. 453, imgleichen das Haus, wo sich dasselbe versammelt.

Fünfer, eine Zahl von fünfen, fünf Einheiten als ein Ganzes betrachtet.

Fünfer-Gericht, ſiehe oben, S. 453.

Fürbiether, eine im Oberdeutſchen übliche Benennung des vornehmſten Gerichtsdieners, der die Parteyen vor Gericht biethet oder ladet; der Gerichtsfrohn. Ein Hochdeutſcher müßte Vorbiether ſagen. Eben daſelbſt iſt auch fürbiethen, für laden, citiren, und das Für-Both oder Fürbiethung für Citation üblich.

Fürmeiſter, ſiehe Vormeiſter.

Fürniß, ſiehe Firniß.

Fürſt (*), L. Princeps, Fr. Prince. 1. Der erſte und vornehmſte ſeiner Nation, ſeiner Provinz oder ſeines Staates, ein regierender Herr, ohne Rückſicht auf deſſen anderweitige Unterſcheidungswürde. In dieſem Verſtande ſind Kaiſer, Könige, Herzoge u. ſ. f. Fürſten. Auch Fürſten (gekrönte Häupter, regierende Herren) haben Geſetze, die ſie nicht überſchreiten dürfen. In der deutſchen Bibel werden Abraham und Hiob Furſten genannt, weil ſie unabhängige Häupter zahlreicher Familien und vieler dazu gehörigen Knechte waren.

(*) Fürſt, bey dem Willeram Vorſt, bey dem Otfried Furiſta, im Niederſ. Förſte, und Forſte, im Schwed. Förſte, im Dän. Fyrſte, iſt der Superlat. von für, ſo fern es nach der oberdeutſchen Mundart ſo viel als vor iſt, und bezeichnet das vorderſte oder erſte in ſeiner Art. Im Engl. bedeutet firſt, und im Schwed. förſt, noch der erſte, und es ſcheint, daß auch das Griech. Φρατος, der beſte, eigentlich der erſte in ſeiner Art bedeute. Im Schwabenſpiegel Cap. 115. wird ſchon Princeps und Furſt durch den vorderſten erkläret, und zugleich, obgleich nicht ganz richtig, hinzu geſetzet, daß er dieſe Benennung um deswillen habe, weil er der vorderſte an dem Leben ſey, d. i. wie es daſelbſt erkläret wird, ſein Leben von dem Kaiſer und Reiche empfähet, und nicht bloß ein Afterlehensmann iſt. Auf eben die Art wird ein Fürſt bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern auch Herolto genannt, von her, eher, gleichſam der Erſte, Princeps. Das ſt wird in Fürſt und deſſen Ableitungen und Zuſammenſetzungen bey den Hoch- und Oberdeutſchen mit einem unangenehmen ſch ausgeſprochen, als wenn es Fürſcht lautete, welche Ausſprache auch in Bürſte, durſtig, garſtig, Wurſt u. ſ. f. eingeführt iſt.

2. Im deutschen Reiche bezeichnete dieses Wort, als ein allgemeiner Ausdruck, ehedem gleichfalls die ersten und vornehmsten unter den deutschen Ständen, von dem Kaiser an bis auf die Grafen und Dynasten; siehe Fürstenrath, welches noch zum Theil in dieser weitern Bedeutung üblich ist, nur daß die Churfürsten hier nicht mit begriffen werden. Jetzt wird es nur noch mit Ausschließung der Grafen und Herren gebraucht. Ein geistlicher Fürst, ein weltlicher Fürst.

3. In engerm Verstande ist es eine Benennung desjenigen hohen Adels, der zwischen den Churfürsten und Grafen mitten inne stehet, und die Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, einige Burggrafen, einige vornehme mit der fürstlichen Würde versehene Geistliche, und die Fürsten im engsten Verstande begreifet.

4. Zu den letztern oder den Fürsten im engsten Verstande, gehören nicht nur die gefürsteten Grafen, Aebte und Prälaten, sondern auch diejenigen Geschlechter vom hohen Adel, welche von den Kaisern in den neuern Zeiten mit der fürstlichen Würde bekleidet worden; dagegen die ältern fürstlichen Häuser sich lieber Herzoge nennen laßen.

Fürsten, in den Fürstenstand erheben, von welchem aber nur das Mittelwort gefürstet üblich ist. Ein gefürsteter Graf, gefürsteter Prälat, gefürsteter Abt, ein Graf, Prälat oder Abt, der mit der fürstlichen Würde bekleidet ist, fürstlichen Rang hat. Eine gefürstete Grafschaft, eine Grafschaft, welche den Titel eines Fürstenthums erhalten hat.

Fürsten-Groschen, werden diejenigen Groschen genannt, welche Landgraf Balthasar in Thüringen, im J. 1397, sehr geringe von funflöthigem Silber, und die Markgrafen zu Meißen, Fridericus bellicosus, Wilhelm der Reiche, und Fridericus pacificus haben münzen laßen.

Fürsten-Rath, auf dem Reichstage zu Regensburg, die Fürsten und ihre Gesandten, als ein Ganzes betrachtet, in der zweyten Bedeutung dieses Wortes, so daß alle Reichsstände außer den Churfürsten und Reichsstädten, folglich auch die Grafen und ungefürsteten Prälaten mit dahin gehören; das fürstliche Collegium. Siehe Fürst 2.

Fürsten-Ruf, im Jagdwesen, Stücke, so bey der Parforce-Jagd geblasen werden, den Herrschaften dadurch die Richtung der Jagd zu bezeichnen. Siehe Ruf.

Fürsten-Schnepfe, siehe Schnepfe.

Fürsten-Schule, Schola illustris, Schola provincialis, Gymnasium illustre, eine von einem Landesfürsten, vornehmlich für die armen und zum Studieren tüchtigen Landeskinder gestiftete, und mit Einkünften versehene Schule. Dergleichen sind hin und wieder in Deutschland von den evangelischen Fürsten angelegt; besonders aber sind in diesem Verstande die drey churfächsischen Gymnasia zu Meißen, Pforte und Grimme, unter dem Nahmen der Fürstenschulen bekannt. Was solche Schulen mit den übrigen gemein haben, werde im Art. Schul- und Erziehungsanstalten zeigen.

Fürstenthum, L. Principatus, Fr. Principauté. 1. Die Gewalt und Würde eines Fürsten, so fern dieses Wort in der allgemeinsten Bedeutung, den Ersten und Obersten eines Staatskörpers bezeichnet.

2. Das Land, das Gebieth eines Fürsten. 1) In der weitesten Bedeutung, das Land eines regierenden Herren. 2) In engerm Verstande ist es ein Land, welches von seinem eigenen Fürsten beherrschet wird, oder doch ehedem beherrschet worden; wo es bald als ein allgemeiner Ausdruck auch von Herzogthümern, Landgrafschaften, Markgrafthümern, und einigen Burggrafthümern gebraucht, bald aber auch im engsten Verstande noch davon unterschieden wird; siehe Fürst 3. 4.

Die Fürſtenthümer ſind entweder ſelbſtwaltig, ſouverän, und niemand unterworfen, oder ſie gehören zu dem römiſchen Reiche, und ſind Reichslehen; oder ſie ſtehen in einiger Dependenz wegen der Lehenſchaft, oder Schutzgerechtigkeit, oder ſie haben nichts, als den bloßen Nahmen, und ſtehen, wie andere Güter, unter der höchſten Landesobrigkeit.

Fürſtenwalder Bier, ſiehe Th. V, S. 28.

Füße, ſiehe Fuß.

Füßling, derjenige Theil des Strumpfes, welcher den unterſten Theil des Fußes bedecket. Imgleichen eine Art Bekleidung für dieſen unterſten Theil; eine Socke. Niederſ. Fötling.

Fuite, ſiehe Bankerot. Flucht.

Fütterer, (Bunt-) ſiehe Th. VII, S. 419.

Fütterig, ſo nur von einer ſchlechten Beſchaffenheit der Wolle gebraucht wird, welche von einer ungleichen Eintheilung des Schaffutters herrühret. Fütterige Wolle.

1. **Füttern** (*), eine Sache von außen oder innen überziehen, mit einem Futter bekleiden.

1. Von außen. Eine Kugel füttern, ſie, ehe man ſie ladet, in Leder, Papier oder Barchent einwikkeln.

2. Von innen. Ein Schiff füttern, von innen bekleiden. Ein Zapfenloch füttern. Ein Futteral mit Sammet füttern. Am häufigſten von Kleidungs-Stücken. Ein Kleid mit Taffet, die Schuhe mit Flanell, einen Rock mit Pelzwerk füttern, Fr. doubler.

2. **Füttern** (**), Fr. affourrager, affourrer, ſo in doppelter Gattung üblich iſt.

1. Als

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. foren, im Franz. fourrer, im Span. aforrar, im mittlern Lat. und Ital. foderare, im Franzöſiſirer, im Engl. fodder, im Dän. foern, im Schwed. fodra. Siehe Futter 1. In den breitern oberdeutſchen Mundarten lautet es futtern.

(**) Füttern, im Tatian fuotiran, im Schwed. fodra, im Dän. foere, iſt das Frequentativum von dem noch im Niederſ. üblichen föden, füttern, ernähren, im Griech. [illegible], bey dem Ulphi-

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Futter oder ein Nahrungsmittel für das Vieh abgeben. Brachdisteln füttern gut, sind ein gutes Futter für das Vieh.

2. Als ein Activum, Futter, Nahrung reichen, und zwar,

1) In Beziehung auf den Gegenstand, dem es gereichet wird, wo dieses Wort ehedem ein allgemeiner Ausdruck war, der aber jetzt nur noch im Scherze oder aus Verachtung von Menschen gebraucht wird. Füttern sie mich immer zu Tode, ernähren sie mich immer so lange als ich noch lebe. Am häufigsten braucht man es von der Nahrung, welche Thieren gereicht wird. Die alten Vögel füttern ihre Jungen. Die Pferde, die Schweine, die Tauben füttern u. s. f.

2) In Beziehung auf dasjenige, was zum Futter gereichet wird, zur Nahrung reichen. Gras, Haber, Heu, Stroh füttern. Wir haben den ganzen Winter Korn füttern müssen.

Daher die Fütterung. Fr. Affourragement. 1. Die Handlung des Fütterns, die Austheilung des Futters. 2. Das Futter selbst. Keine Fütterung mehr haben.

Luther braucht dieses Wort oft in dem jetzt ungewöhnlichen Verstande für Lebensmittel, menschliche Nahrung, z. B. Richt. 7, 8. 2 Chron. 11, 23. Nehem. 10, 31. Cap. 13, 15. Apostel. 7, 11.

Von der Futterung, oder Art und Weise, wenn und wie man das Vieh füttern soll, geschieht bey Abhandlung eines jeden Geschlechts von Viehe Meldung. Ueberhaupt

Ulphilas fodan, im Schwed. föda, im Engl. feed; doch kann es auch unmittelbar von Futter abstammen; siehe Futter 2. Im Oberdeutschen lautet dieses Wort futtern, und viele Hochdeutsche wollen es eben so gesprochen wissen, so sehr es auch wider den hochdeutschen Sprachgebrauch ist, wenn auch die Ableitung von Futter oder von dem Nieders. föden nicht dem ü den Vorzug geben sollte.

berhaupt muß man bey der Fütterung das rechte Futter, die gehörige Art der Zubereitung, insonderheit nach der Gewohnheit des Viehes an einem Orte, ferner das rechte Maß, seine Abwechslung und Veränderung, die rechte Zeit, gute Ordnung und Eintheilung beobachten, sich nach seinem Ackerbau, seinen Gärten und seiner Weide richten, hauptsächlich aber auch auf die Auswinterung und das Winterfutter sehen; denn im Sommer kommt man noch eher durch. Die Fütterung ist entweder die Haus- und Stall- oder Feld-Fütterung, welche letztere auch Weide heißt, für Arbeits- Zucht- oder Mastvieh. Jede hat ihre besondere Vortheile; wovon an seinem Orte ein Mehreres.

3. Die Furragirung, im Kriegswesen Oberdeutschlandes; siehe Furragiren.

Fütterung, siehe in dem vorhergeh. Artikel.

Fulica, siehe Wasser-Huhn.

Fuligo, siehe Ruß.

Fuller, ein in einigen Gegenden übliches Wort, einen Walkmüller zu bezeichnen, aus dem mittlern Lat. Fullo, ein Walker, folare, Franz. fouler, Engl. full, walken; welches deutsche Wort selbst damit verwandt ist. Siehe dasselbe. Daher Fullererde; siehe eben daselbst.

Fulvia, nennen die Blumisten eine gewisse Art Primeln; siehe Schlüssel-Blume.

Fumage, siehe Herd-Geld.

Fumaria altera; Fumaria bulbosa; s. tuberosa radice cava major; Pseudofumaria bulbosa; siehe Aristolochia No. 1.

Fumaria offic. siehe Erdrauch.

Fumée, siehe Rauch.

Fumees, bey den Jägern; siehe Losung.

Fumer, siehe Räuchern, Rauchen.

Fumeron, siehe Rauch-Kohle.

Fumet, siehe Fümet.

Fumeterre, siehe Erdrauch.

Fumier,

Fumier, siehe Mist.

Fumigatio, siehe Räuchern.

Fummelholz, siehe Fümmelholz.

Fumus, siehe Rauch.

Funckeln, Funcken, siehe Funkeln, Funken.

Fund (der), von dem Zeitworte finden.

1. Die Handlung, da man eine Sache findet. Einen guten Fund thun.

2. Die gefundene Sache. 1) Eigentlich. Er freuet sich über seinen Fund. 2) Figürlich. (a) Die Erfindung, Entdeckung, und die entdeckte Sache. Auf einen Fund bedacht seyn, Mittel und Wege erdenken. Neue Herren, neue Fünde. (b) Schädliche Erfindungen, List, Ränke. In dieser Bedeutung ist im Hochdeutschen statt dessen auch Finte üblich, welches aber aus dem Franz. Feinte entlehnt ist.

Fund=Buch, siehe Finde=Buch. Inventarium. Lager= und Saalbuch.

Fund=Grube, im Bergbaue, eine Grube, wo man das gesuchte Erz gefunden hat, und darauf fort arbeitet; Fr. Mine. Die Fundgrube entblößen, eine entdeckte Grube wirklich mit Arbeitern belegen. Die Fundgrube forttragen, an einem andern Orte Kübel und Seil einwerfen, d. i. nach Erz graben.

Einer solchen Fundgrube ist von alten Zeiten her ein Raum von 42 Lachtern in die Länge und Breite zugestanden worden; daher dieser Ausdruck zugleich ein Flächenmaß bezeichnet, welches 3 Wehr, 6 Lehen, oder 42 Lachter in die Länge und Breite enthält, so daß die eigentliche Fundgrube in der Mitte dieser Fläche angenommen wird. Die Fundgrube strecken, dieselbe vermessen.

Fund=Grübner, im Bergbaue. 1. Der Besitzer oder Eigenthümer einer Fundgrube. 2. Derjenige, welcher eine Zeche allein bauet. 3. Zuweilen wird auch ein jeder,

der, dessen Hauptbeschäftigung der Bergbau ist, ein Fundgrübner genannt.

Fund-Recht, das Recht, welches der erste Finder einer Sache an dieselbe hat; besonders im Bergbaue, das Recht dessen, der einen Gang gefunden oder entblößet hat.

Fund-Register, im Oberd. ein Inventarium, Fund-Buch; siehe Finde-Buch und Fund-Zettel.

Fund-Schacht, siehe unter Schacht.

Fund-Schoß, siehe G und-Schoß.

Fund-Zettel, im Oberd. eben so viel als Fundbuch, Findebuch, Finderegister oder Inventarium.

In Schlesien führt diesen Nahmen besonders das Verzeichniß alles dessen, was eine Ehefrau an Gelde, Silberwerk, Kleidern und Hausrath, dem Manne in die Ehe mitbringt, wie denn Letzterer auch vermittelst eigenhändiger Unterschrift darüber quittieren muß. Nach diesem Fundzettel gibt der Ehemann, bey erfolgtem Ableben seiner Frau, den Pflichttheil (die Legitimam) an die Kinder, oder, in deren Ermangelung, an die nächsten Verwandten der Verstorbenen, heraus.

Funda, siehe Funta.

Fundament, siehe Grund.

Fundulus, siehe Gründling.

Fundus, siehe Boden. Fonds. Grund.

Funfzehner (der), (im gem. Leben Fufzehner) ein Ganzes von funfzehen Einheiten. Ein Funfzehner oder funfzehen Kreutzerstück, eine Münze, welche funfzehen Kreutzer gilt. Imgleichen ein Collegium von funfzehen Personen, dergleichen zu Strasburg ist, das Funfzehner Amt.

Funfzehnerlein, siehe Spitzgroschen.

Funfziger (der), (im gem. Leben Fufziger). 1. Ein Mitglied eines Collegii von funfzig Personen.

2. Funfzig Jahre alt. Er ist ein Funfziger. Ein Funfziger, ein Wein, der funfzig Jahre alt ist.

3. Was

3. Was 1750 gebauet oder verfertiget worden. Ein Funfziger, ein Thaler von 1750.

4. Bey den Tuchmachern bezeichnet es eine Art Tuches, welches in der Scheerkübe 50 Gänge hat, als funfzig mahl hinunter, und so viel hinaufwärts wieder, nach denen es unten und oben geleſen wird, daß die Weſt in das Kreutz kommt.

Fungus, ſiehe Boviſt. Champignon. Schwamm.

Funis, ſiehe Seil. Strick.

Funke, ſiehe Funken.

Funkel-neu, Niederſ. glootny, ganz neu, völlig neu, ſo neu, daß es noch funkelt; eine von metallenen Arbeiten, vielleicht von den Münzen, hergenommene Figur.

Funkeln (*), L. ſcintillare, Fr. étinceler, hell glänzen, einen ſtarken Glanz von ſich werfen. Ein funkelndes Gewehr. Die Sterne funkeln in einer hellen Nacht. Es funkelt alles von Gold und Demanten. Die Augen funkeln ihm im Kopfe, ein Merkmahl einer heftigen Begierde, einer heftigen Leidenſchaft.

Funken (der), (**) L. Scintilla, Fr. Etincelle, der kleinſte Theil des Feuers, oder eines brennenden Körpers.

1. Eigent-

(*) Dieſes Zeitwort erhält noch die erſte eigentliche Bedeutung des Wortes Funken, nach welcher es Schein, Glanz überhaupt bedeutete. Das Griech. Φεγγος, und Iſländ. faenna, funna, ſcheinen, leuchten, ſind nahe damit verwandt.

(**) Funken, in dem alten Gedichte von Carls des Großen Kriege bey dem Schiller Funche, im Niederſächſ. und Dän. Funke, ſtammet nicht von fangen her, wie Friſch glaubt, ſondern von einem alten Worte, welches Schein, Glanz, Feuer bedeutet hat. Bey dem Ulphilas iſt Fon, Fun, Feuer, und funa brennen, im Iſländ. Fun, Feuer, im Griech. Φαινω, leuchten. Die letzte Sylbe iſt vielleicht das niederſächſiſche Zeichen des Diminut. ken, Hochd. chen, ſo daß Funken ein kleines Feuer bedeuten würde. Dieſe Form ſtreitet zugleich für das n am Ende, welches im Hoch- und Oberdeutſchen ſehr oft verbiſſen wird, der Funke, für Funken; in welcher Geſtalt es auch in der deutſchen Bibel mehrmahls vorkommt. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt es zugleich weibliches Geſchlechts,

1. Eigentlich. Es glimmet noch ein Fünkchen in der Asche. Es ist kein Funken Feuer in dem Hause. Ein einiger Funken kann ein großes Feuer verursachen. Einen Funken anblasen. Besonders, die kleinen glühenden Theilchen, welche von brennenden Körpern abspringen. Funken werfen, Funken sprühen. Imgleichen die Stückchen glühenden Stahles, welche der Feuerstein von dem Stahle losreißt. Mit dem Feuersteine Funken aus dem Stahle locken. Dürre Materien fangen leicht Funken.

2. Figürlich, ein kleiner Theil, als der Anfang, oder Ueberrest eines größern. Wenn du noch einen Funken Ehre in deinem Herzen hast.

Daher funken, Funken von sich geben. Glühendes Eisen funket.

Funta, Funda, ein russisches Gewicht, welches zum Abwägen des Silbers gebraucht wird. 1 Funto hält 96 Solotnichs, und 1 Solotnich wiegt etwas über 1 Quent.

Furca, siehe Forke. Gabel.

Furche (*), Sulcus, Fr. Sillon, Raye, Déraynre. In dem Feld- und Ackerbau, die vermittelst der Pflugschar gezogene Vertiefung in der Erde.

Eigent-

tes, die Funke. Uebrigens ist statt dieses Wortes im Niedersächs. auch Sparke, Angels Spearca, Engl. Spark, Holländ. Spaercke, im Oberd. aber auch Gneist, Schwed. Gnista, Isländ. Gneiste, Neiste. Hebr. יצץ. Funken werfen, imgleichen Glim und Glunst üblich.

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Notker Furche, im Angels. Furh, im Engl Furrow, im Holländ. Voore, im Schwed. For, Fora, im Lat. Porca und Porus, im Dän. aber Furre. In den niederl. Mundarten, die den harten Hauchlaut gern vermeiden, lautet es Fahre, Fuhre, Fore. Es stammt von fahren her, so fern es ehedem ziehen, pflugen bedeutete. Im Angels. ist fyrian und im Lat. forare, pflügen. Die von dem Pfluge aufgehäufte Erde neben dieser Vertiefung heißt bey einigen gleichfalls die Furche, bey andern die Erdfurche, im Mecklenburg. ein Balken, im Brem. der Remel, im Oberd. der Furchenrain.

Eigentlich sowohl die auf dem Acker neben einander gezogenen Vertiefungen, welche eigentlich das Pflügen ausmachen, als auch die Vertiefung zwischen zwey Acker-Beeten, d. i. an einander stehenden Ackerstücken, welche auch eine Gränzfurche, eine Wasserfurche, Fr. Tranchée, Trenchée, weil sie zugleich zur Ableitung des Wassers dienet, im Brandenburg. Scheidfahre, im Schleswig. Scheidunge- oder Scheidefurchen und grüne Furchen, und im Oberd. der Strang genannt wird. Daher das Zeitwort furchen, Fr. sillonner, Furchen ziehen, machen.

Die Gränz- oder Scheidefurchen pfleget man, nach verrichteter Saat, mit dem Pfluge wohl auszufahren und auszustreichen, damit man nähmlich theils mit dem Seitenbret des Pfluges den in den Furchen liegenden Samen wieder erhebe, und auf das Beet hinauf streiche, weil er daselbst bessere Gelegenheit zum Einwurzeln und Wachsen hat, als wenn er in den Furchen liegen bleiben und umkommen sollte; theils aber auch, damit sich die Nässe vom Regen und das Schneewasser in dem Acker nicht so leicht aufhalten, sondern in den Furchen abschießen und verlaufen könne. Wo man siehet, daß auf den Feldern viel Wasser stehen bleibt, und dieses durch die ordentlichen Furchen nicht ablaufen kann, wodurch der Same ersäuft, oder versauert, mithin großer Schade geschieht: da pflegt man entweder quer über den Acker, oder, wo derselbe seinen Hang hin hat, nach geendigter Saatzeit und vollbrachtem Furchen-Ausstreichen, Wasserfurchen zu machen.

Ein Landwirth muß die Wasserfurchen 1) bald nach eingesäetem Acker mit dem Pfluge hin- und rückwärts aufführen, und auch sogleich mit einer Schaufel rein auswerfen (ausschüppen), die ausgeworfene Erde aber weit, und wenigstens 2 Fuß, von der geführten Wasserfurche hinweg, werfen, ordentlich verbreiten, und die Erdklöße zerstoßen, auch die etwa vorhandenen

Quecken wegschaffen laßen. In dieser Absicht ist es sehr gut, wenn die Arbeiter nebst der Schaufel auch einen Rechen bey sich haben; denn, wenn der Auswurf nicht richtig und gut gemacht wird, so verliert der Land-Wirth nicht nur den Platz, wo die Furche geführt worden ist, sondern auch denjenigen, wohin die ausgeworfene Erde gekommen, und wo die darunter liegende Saat erstickt worden ist; wie denn auch, wenn das gesäete Getreide schon gekeimet hat, oder gar schon aufgegangen ist, nicht nur die Saat, welche in der aufgeführten Furche gewesen, sondern auch dasjenige, worauf der Auswurf gebreitet wird, entweder gänzlich verderbet oder doch im Wachsthum gestöret wird. Die Führung der Furchen muß 2) nicht ohne Noth und an unnützen Orten geschehen. Denn auf Bergen sind dieselben unnöthig, und auf ganz gleichen und ebenen Feldern unnütz. Bey durchfälligen Boden, unter welchem die Oberfläche und Ackerfurche sandiger Grund ist, sind solche auch nicht gar zu nöthig, weil auch bey den größten Platzregen, und wenn auch das Wasser auf und über die Beete steht, solches doch bald einsinkt, und weiter keinen Schaden verursachet. Hingegen wollen solche Wasserfurchen bey der Wintersaat, wegen öfters nasser Witterung im Herbste und Frühlinge, nöthiger, als bey der Sommersaat seyn. Auch sind solche beym Weitzen nöthiger, als beym Korn, zumahl wenn die Weitzensaat auf lehmigen Boden gesäet worden, oder unter der Ackerfurche lehmigen Grund hat. Endlich sind die Wasserfurchen auch bey der Gerste nöthiger, als bey dem Hafer. Die Wasserfurchen müssen 3) nicht zu seicht, sondern tiefer, als die Ackerfurchen, geführet und ausgeräumet werden, damit das Wasser aus und zwischen den Ackerbeeten einen ordentlichen Abfall in die Wasserfurche haben, und dasselbe nicht etwa aus der Wasserfurche in die Ackerfurchen treten, und die Saat mehr überschwemmen könne, als wenn gar

keine

keine Wasserfurchen geführet worden; daher muß eine Wasserfurche wenigstens 2 Zoll tiefer, als die Ackerfurchen, seyn. Auf abhängigen Feldern können zwar die Ackerfurchen auf der Seite gegen die Anhöhe völlig und rein ausgescharret werden; auf der andern Seite gegen die Tiefe zu, sollten dieselben entweder gar nicht, oder doch sehr wenig ausgescharret, und vielmehr mit dem Auswurf aus der Wasserfurche zugeleget werden, damit das in der Wasserfurche öfters aufschwellende Wasser, gegen die Niederungen niemahls überschlagen, und weder die Saat durchreißen, noch mit Sand und andern Erdreiche überschwemmen könne. In dieser Absicht müssen 4) auch die Wasserfurchen aus den Gründen nicht wieder gegen die Anhöhen geführet, sondern vielmehr seitwärts zwischen zwey Beeten aus dem Felde heraus geführet und durchgestochen werden. Denn, wenn das abfließende Wasser wieder steigen soll, so schlägt es in der Niederung über, und macht wohl 6, 10, und mehr unterwärts liegende Beete zu Schanden; daher es besser ist, wenn man die Wasserfurche, welche quer durch die Beete geführt ist, an solchen tiefen Orten, gleich der Länge nach zwischen zwey Beeten vollends durch den Acker, und entweder in die dabey liegende Wiese oder Graben führet, als das Ueberschlagen des Wassers in der Wasserfurche zu gestatten, welches hernach währender Wasserfluth, oder bey einfallendem Thauwetter, zu spät ist, und ohne größern Schaden nicht nachgehohlet werden kann. 5) Es müssen die Wasserfurchen auch unterwärts und gegen die Tiefe, breiter als oberwärts seyn, weil unten immer mehr Zufluß des Wassers sich findet, welches die Ufer einer schmalen und engen Wasserfurche zu erhalten nicht vermögend sind, zumahl, wenn die, quer durch die Saatfelder und Beete geführten Furchen, wie kurz vorher erinnert worden, dann und wann in den tiefsten Gegenden durchgestochen, und der Länge nach vollends durch die Acker-

Beete und Furchen, in die Wiesen oder Gräben geleitet werden. An dem Orte der Anhöhe, wo die Wasserfurche ihren Anfang nimmt, ist dieselbe, wenn sie ½ Elle oder 1 Fuß Breite hat, breit genug; unterwärts hingegen und in der Tiefe erfordern dergleichen Abzüge über 1 Elle oder 2 Fuß Breite.

Ueberhaupt ist bey kalten und nassen Feldern anzurathen, eher einige Wasserfurchen mehr, als weniger, und auch lieber tiefere und breitere, als bisher gewöhnlich gewesen ist, zu führen, weil durch die Erhöhung solcher Felder viel schwache Saat erhalten, und eher zum Treiben und Wachsthum befördert, auch der eingeschlagene Dünger, durch zeitigen und hinlänglichen Abfluß des Wassers, länger erhalten wird. Wenn auch gleich durch die Abzüge des Wassers einiger Mist von dem Felde mit abgezogen würde: so erhält der Landmann solchen doch auf den Wiesen oder in den Gräben allezeit wieder; und weil die Feldfluthen niemahls das bloße und reine Wasser wegführen, sondern allemahl etwas von dem Miste oder der guten düngenden Erde mit sich fort nehmen, so darf man kein Bedenken tragen, auch von seinen Gränznachbarn, und allenfalls durch den Gränzrain eine Furche schneiden zu laßen, und das von ihnen herunterkommende Wasser zu übernehmen. Denn bliebe solches an der Gränze auf seiner Seite stehen, so bliebe ihm zwar die Fettigkeit auf seiner Seite, das leere Wasser aber würde unterwärts doch durchdringen, und mir meine Felder und Saaten aussaugen; schlüge es aber endlich bey großen Fluthen über den Damm weg, welches ich nicht verhindern kann oder darf, so würde es meine Felder zerreißen, oder zur Unzeit überschwemmen. No. 39 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 410—413.

Was sonst noch in Ansehung der Ableitung der Nässe von den Feldern zu beobachten ist, wird im Art. Graben vorkommen.

2. Bey

2. Bey den Spinnern, bedeutet Furche die verſchiedenen Erhöhungen, welche das Garn in verſchiedenen Weiten auf der Spindel machet, wenn es aufgeſpulet wird. Man nennt ſie deswegen ſo, weil ſie einigermaßen denen Furchen, welche man mit der Pflugſchar in das Erdreich machet, gleich kommen. Dieſe Furchen müſſen aber nicht zu hoch ſeyn, damit ſich das Garn nicht verwirre, oder gar zerreiße.

Furchen-Eis, Eis, welches ſich bey den Nachtfröſten im Frühlinge in den Furchen anſetzet.

Furchen-Rain, ſiehe Furche Anm.

Furch-Genoß, derjenige, deſſen Acker an des andern Acker anſtößt; deſſen Acker nur durch eine Furche von dem ſeinigen unterſchieden iſt; der Furchnachbar.

Furchel, bey den Jägern; ſiehe unter Forke.

Furcht, im Niederſ. mit der nicht ungewöhnlichen Verſetzung des r, Frucht, L. Metus, Timor, Fr. Appréhenſion, Crainte, Peur, Engl. Fright, Holländ. Vrucht, die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, es mag nun wirklich, oder nur in der Einbildung bevorſtehen; eine ängſtliche Gemüthsregung, welche alsdenn bey uns entſteht, wenn uns etwas nahe iſt, das wir haſſen, oder etwas, ſo wir lieben, uns entgehen will, oder auch, wenn man bey demjenigen, ſo man ins Werk richten will, allzu große Schwierigkeit findet.

Die Furcht iſt mit dem Schreck ſehr genau verwandt; ſie hat ähnliche Wirkungen, welche aber nicht ſo gewaltſam ſind. Sie zieht die Haut und die Schweiß-Löcher zuſammen; die Muskeln werden convulſiviſch bewegt, und ſind halb geſpannt, halb erſchlappt. Die Lebensbewegungen gehen ſehr unordentlich von ſtatten; daher zittert der Furchtſame am ganzen Körper, er hat eine ſchwache lallende Stimme, er hohlt kurzen und geſchwinden Athem. Das Herz klopfet. Das Geſicht iſt bald blaß, bald roth. Der Angſtſchweiß bricht ihm aus. Bald will er laufen, und kann nicht; bald aber

wird die Kraft seiner Muskeln so vermehrt, daß er außerordentlich schnell läuft, und der drohenden Gefahr zu entfliehen suchet. Bey einigen verursachet die Furcht eine Diarrhoe; und es ist merkwürdig, daß sich diese Wirkung bey vielen äußert, die sich vor einem Gewitter fürchten. Andern, und besonders den Frauenspersonen, entgeht der Harn. Man hat auch Beyspiele, daß verschiedenen Personen die Haare aus Furcht weiß geworden sind. Uebrigens sind die Wirkungen der Furcht einem Fieber-Anfalle völlig gleich. Selbst der Puls geht unordentlich schnell, und fast so, wie in den Wechselfiebern.

Man begreift leicht, daß eine anhaltende Furcht den Körper sehr schwächen müsse. Ein Jeder weiß, daß, wo bösartige Fieber wüten, derjenige am leichtesten davon angesteckt werde, der sich davor fürchtet. Das Gift der Krankheit, welches in der Luft schwebet, muß er täglich durch den Athem einhauchen. Wenn er gleichgültig dabey bleibt, und nicht eben eine Disposition zur Krankheit schon im Körper hat, so wird die Kraft seiner Fasern das Böse wieder ausstoßen, und er wird gesund bleiben. Wenn hingegen durch die Furcht die Fasern geschwächet, und die Bewegungen des Herzens und der andern Lebenstheile unterdrücket werden, so kann das Gift in dem Körper bleiben, Wurzel fassen, das in Unordnung gesetzte Blut entzünden, und die bösartige Krankheit hervorbringen. Die Geschichtbücher der Aerzte sind voll von solchen Beyspielen, wo die Furcht einzig und allein, in zärtlichen und schwächlichen Körpern die Pest, Pocken, Frieseln, Krätze, andere Ausschläge, und die rothe Ruhr hervorgebracht hat. Auch hier ist bloß einer starken Leidenschaft dasjenige zuzuschreiben, was man sonst gern auf Rechnung der Einbildungskraft zu bringen pfleget. Selbst der eingebildete Kranke wird alsdenn erst wirklich krank, wenn er sich von der Furcht übermannen läßt. In vielen Krankheiten

heiten haben Furcht und Schreck gleiche gefährliche Wirkungen mit der Erkältung; sie verschlimmern nähmlich die Krankheiten, treiben die Ausschläge zurück, und bringen den Tod. Diejenigen körperlichen Fehler, welche zum Schreck Anlaß geben, können auch die Entstehung der Furcht befördern. Vorurtheile, und unserer Seele in der Kindheit eingebildete Schreckbilder, sind auch eine fruchtbare Mutter der Furcht und des Schreckes. Diejenigen verdienen unser Mitleiden, die ein nagendes Gewissen und das Bewußtseyn verübter böser Handlungen unstät und flüchtig machet, und sich daher fürchten, wenn sich nur ein Blatt reget.

In den Rechten entschuldiget die Furcht, aus welcher man vielmahls etwas gezwungen thut, nicht allemahl, sondern es heißt davon gar oft: ein gezwungener Wille ist auch ein Wille.

Furet, Frettwiesel; siehe unter Wiesel.

1. Furie, Furia infernalis. Mit diesem Nahmen belegt Hr. v. Linné ein gewisses mit Borsten versehenes Thierchen, welches in den großen torfigen und morastigen Wüsten des nördlichen Schwedens, aus der Luft, ohne daß man weiß, woher es weiter komme, auf Menschen und Thiere herab fallen, in ihren Körper eindringen, und darin unleidliche Schmerzen, welche zuweilen in Einer Viertelstunde den Tod nach sich ziehen können, verursachen soll. Er selbst ward im J. 1728 zu Lund davon angefochten, hat aber diesen Wurm nur getrocknet, in Gestalt einer kleinen Faser gesehen. Solander hat denselben in den Nov. Act. Societ. Reg. Vpsalienſ. 1773, 4. (welche Abhandlung im 67 und 68 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, übersetzt steht,) genauer beschrieben. Der Körper ist gleich schmal, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen besetzt, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrückt sind, gleichsam gewaffnet. Müller nennt das Geschlecht dieses Wurmes, den Höllendrachen, und

diese Art selbst den Tollwurm. Das Mittel gegen die schädlichen Wirkungen dieses Wurmes, ist ein Stückchen junger Käse, welchen man auf den beschädigten Ort leget, nachdem zuvor daselbst ein Einschnitt gemacht worden. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Puncte. In den Käse soll ein kleiner Wurm, von $\frac{1}{6}$ Zoll lang, kriechen.

2. Furie, eine Art indianischen oder chinesischen Taffetes oder Atlasses, der entweder in dem Lande selbst gemahlet, oder in Europa, vornehmlich in Frankreich, Holland und Flandern, nachgemacht worden. Dieser Atlaß ist deswegen Furie genannt worden, weil die ersten, welche man nach Europa brachte, so ungewöhnliche Abrisse hatten, die so unordentlich und so ungleich auf die Zeuge gleichsam geworfen waren, daß man hätte glauben sollen, es wäre die Arbeit einer Furie (*) gewesen.

Anfangs bemühte man sich in Frankreich, die thörichten Risse der Chineser nachzumachen, und es gelang auch hierin den Franzosen. Weil aber die französische Unbeständigkeit auf Atlasse oder Taffete, Blumen, Vögel u. s. w. hatte mahlen lassen: so machte die Gewohnheit, da man sie Furies nannte, daß sie diesen Nahmen behielten, ob er sich gleich nicht mehr für die schönen Desseins dieser Fabrik schickte.

Diese Furien, sie mögen nun in China und Indien gemahlt, oder in Europa nachgemacht worden seyn, gehören durchgängig unter die indianischen und chinesischen Zeuge, die durch so viele Arrêts des königl. Staatsrathes in Frankreich verbothen, aber dennoch jederzeit getragen worden sind; siehe Th. II, S. 628.

3. Furie,

(*) Furien sind, in der Götterlehre der Griechen und Römer, die drey Höllengöttinnen: Tisiphone, Megära und Alecto, Töchter der Nacht und des Acheron, und zur Peinigung der in den Tartarus gestürzten Seelen der Gottlosen bestimmt. Mit einer Anspielung auf diese Höllengöttinnen sagt man von einem erzbösen Weibe, die immer wütet und tobt: das ist eine rechte Furie, eine höllische Furie, Fr. c'est une furie, c'est une furie d'enfer.

3. **Furie**, heißt auch ein seidener Zeug, oder fassonirter Atlaß, der auf dem Stuhle gewicket wird, und die ersten Risse der chinesischen Furien nachahmet.

Die Arbeiter zu Paris, Lyon und Tours legten sich darauf, um dem Geschmacke der französischen Nation zu schmeicheln; und man hatte gar vortreffliche darunter. Sie fanden aber gleichwohl nur einen mittelmäßigen Debit, sowohl wegen ihres Preises, welcher in Vergleichung dessen, den die wahren Furien hatten, ziemlich hoch war, als auch wegen des Geschmackes an den fremden Zeugen.

Furier (*). 1. An Höfen, ein Bedienter, der die Befehle des Hofmarschalles ausrichtet, für die Versorgung der bey einem fürstlichen Hofe ankommenden Gäste, wie auch für die Quartiere der bey Hofe wohnenden Personen sorget, und wo kein Futter-Marschall vorhanden ist, auch das Futter für den Marstall anzuschaffen, übrigens aber auch das Ansagen zur Galla oder Hof-Trauer, die Einladung zu Gesellschaften oder zur Tafel bey Hofe, die gute Ordnung unter den Hof-Livreebedienten beym Aufwarten, Vorantreten vor den Wagen u. s. f. zu besorgen hat. Er wird zum Unterschiede von den folgenden auch **Hof-Furier** genannt. Besorget er bloß die Quartiere der Herrschaft selbst, und der zunächst zu ihrer Person gehörigen Personen, oder die Quartiere der zur Finanzkammer gehörigen Personen, so wird er **Kammer-Furier**; sorget er aber nur für die Herberge und Verpflegung eines Hofes auf Reisen, so wird er **Reise-Furier** genannt.

2. Bey dem Soldatenwesen, ein Unterofficier, der für die Compagnie das Commißbrod empfängt, und dasselbe austheilet, auch für das Quartier der gemeinen Soldaten sorget. Die gemeinen Soldaten, welche dem

(*) Dieses Wort ist zunächst aus dem Ital. Foriere und Franz. Fourrier entlehnet, welches aber mit dem mittlern Lat. Foderius, aus dem Deutschen Futter, Nieders. Foder, Foeder, stammet. Es ist eben so unnöthig, in diesem Worte das Franz. ou auszudrucken, als noch ein unnützes er anzuhängen, Furierer.

Furier, bey der Verwaltung seines Dienstes im Felde Hülfe leisten, heißen Furier-Schützen.

Furkel, bey den Jägern; siehe unter Forke.

Furlong, ein engländisches Längenmaß, welches 40 Poles, 220 Yards, oder 660 Feet hält. 8 Furlongs machen eine engländische Meile von 868 geometrischen Schritten oder 1760 Yards.

Furnier (das), bey den Tischlern, dünne Blätter von allerley schönem Holze, womit sie ihre künstliche Arbeiten auszulegen pflegen. Daher furnieren, aus dem Franz. fournir, Ital. fornire, mit solchen Blättern auslegen. Furnierte Arbeit, ausgelegte oder eingelegte Arbeit, welches gleichsam eine gothische hölzerne Mahlerey ist, wozu man nicht nur allerley Hölzer von natürlichen und künstlichen Farben, sondern auch ausgeschnittene Figuren von Silber, Perlenmutter, Schildkrötenschalen ꝛc. anbringt.

Zu der furnierten Arbeit schickt sich, sowohl auf Nußbaum-Art, an Tischen, Schränken, Bretspielen und Commoden, als im Schattieren der Laubwerke und Figuren, unter den einheimischen Landhölzern das Ahornholz am vorzüglichsten, und nach diesem das Birn- Weißbüchen- und Elsenholz. Man verfertiget dergleichen Sachen auf der Hobelbank; und das Zerschneiden zu dünnen Platten wird vermittelst der Klobensäge verrichtet, welche von zwo Personen gezogen wird. Man zerschneidet damit die gebeitzten oder farbigen Hölzer so dünn, als ein Messerrücken ist. Hernach setzt man sie in großen oder kleinen Stükken zusammen, nachdem es die Zeichnung erfordert; und die Sachen werden in den aufgeschnittenen Grund eingeleimt.

Die so genannten Silberkistler in Augsburg leimen ihre ausgeschnittene Figuren von Silber mit einem gewissen zugerichteten Leim, so wie Andere Perlenmutter, Schildkrötenschale und Elfenbein, nach allerley Figuren in Tische und Schränke ein. Hallens Werkstäte, 3 Band, S. 60, f.

Siehe auch den Artikel Einlegen, Th. X, S 436, f.

Furnieren. 1. Bey den Kaufleuten, vorschießen, an die Hand gehen, anschaffen, leihen, mit Waaren verlegen ꝛc. siehe Lieferung.

2. Bey

2. Bey den Tischlern, Drechslern und andern Holzarbeitern; siehe den vorhergehenden Artikel.

Furrage, Fourage, Fr. Fourrage. 1. Eigentlich versteht man hierunter alles dasjenige, wovon ein Pferd unterhalten werden kann, als: Heu, Stroh und Haber, oder überhaupt das Pferdefutter. Große Herren oder ansehnliche Gemeinheiten, haben bey ihren zahlreichen Pferden, einen so genannten Furrage- oder Stall-Commissär, welcher das nöthige Futter kauft, auf dessen Güte sieht, dasselbe wöchentlich oder täglich, nach der Verordnung des Stallmeisters, an die Knechte austheilt, eine Rechnung davon führt, und am Ende der Woche von der verbrauchten Furrage an den Stallmeister einen Rapport gibt.

Ein Furragecommissär muß zuvörderst gut rechnen und schreiben können, ein ehrlicher Mann seyn, und die Güte der Furrage zu beurtheilen wissen. Er empfängt die für das Stall-Departement ausgesetzte etatsmäßige Summe, worüber er alle Jahr oder alle halbe Jahr Rechnung ablegt. Durch ihn wird alles, was in diesem Departement ausgegeben werden muß, bezahlet. Die Ausgaben bestehen in dem Gehalte der Bedienten, in Ankaufung der Furrage, in Bezahlung der Handwerker, welche für den Stall Arbeit verfertigen, in Anschaffung des nöthigen Holzes und Lichtes, und in Bezahlung außerordentlicher Ausgaben, welche in diesem Departement vorfallen, zu welchen letzten er jedoch jedesmahl eine besondere Anweisung von dem Oberstallmeister erhalten muß. Um allen Betriegereyen vorzubeugen, ist es gut, wenn der Leibkutscher, Wagen-Meister und Sattelknecht, mit allen Handwerkern, womit sie zu thun haben, Rechnungsbücher halten, in welche sie das Verfertigte sogleich nebst dem Preise schreiben laßen, welche Bücher alle Woche dem Bereiter vorgezeiget werden, der die besondere Aufsicht über den Stall hat, in welchem die Reparatur geschehen, damit er untersuche, ob auch zu viel angeschrieben sey, oder nicht. Alle Monath oder Quartal werden die Rechnungen von den Handwerkern eingefordert, und mit den Büchern verglichen; sind sie richtig, so bescheiniget der Bereiter die Rechnung, welche sodenn der Furragecommissär bezahlen muß; ist aber die Bescheinigung des Bereiters nicht auf der Rechnung

zu

zu finden, so bezahlt er sie nicht, oder sie werden ihm bey der Abrechnung moniret. Durch diese Ordnung ist auch dem Betruge der Handwerker vorgebauet, und gar kein Fall möglich, daß der Herr hintergangen werde, es müßten sich denn die Bereiter mit dem Wagenmeister, Leibkutscher, Sattelknecht und den Handwerkern verstehen, welches sich aber nicht gedenken läßt. Eine solche Ordnung wird dem Furragecommissär eine große Erleichterung verschaffen.

Bey Ankaufung der Furrage, muß der Commissär vorzüglich auf deren Güte sehen, weil das Gedeihen und der gute Zustand der Pferde lediglich davon abhängt. Einem jeden Haushälter, und demjenigen, welcher mit Pferden umgeht, ist der Unterschied zwischen dem Haber bekannt. Oft steckt in 1 Scheffel Haber mehr gutes Mehl, und mithin mehr Nahrung, als in 2 andern; wenn also der im Stalle zu verfütternde schlecht ist, so muß der Stallmeister, um die Pferde in gutem Stande zu erhalten, mehr zulegen, wodurch nothwendig die Ausgabe vermehrt wird. Auch das Heu ist sehr unterschieden; aber man kann, wenn es schlecht ist, den Schaden nicht mit der Verdoppelung ersetzen, weil es die Pferde gar nicht fressen; daher man niemahls schlechtes Heu kaufen muß. Ein feines süßes Heu, welches mit guten Kräutern, als: Klee ꝛc. vermischt ist, ist das beste. Die Art, das Heu nach dem Gewicht einzukaufen, ist die zuverläßigste, wobey weder der Käufer, noch Verkäufer, Schaden leidet, und der Ordnung angemessen, weil man sodenn eine richtigere Balance von dem Einkaufe und dem Verbrauchten machen kann. Die in dieser Absicht erfundenen Heuwagen, werde an seinem Orte beschreiben.

Wie der Rapport des Furragecommissärs eingerichtet seyn müsse, ist aus folgendem tabellarischen Modell zu ersehen.

Wöchentlicher Rapport

von der seit dem ten = = 1778, bis den ten = = verbrauchten Furrage bey dem N. N. Stall-Departement.

Für den Hengst-Stall				Für die Reitpferde.				Für die Zugpferde.				Für die Maul-Thiere.				Außerordentliches Futter für fremde Pferde				Sämmtliches Futter.			
Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streustroh.

Anmerkungen.

In den Hengststall sind 3 Scheffel Haber und 2 Scheffel Gerste zugelegt.

In den Maulthierstall ist 1 Scheffel Haber weniger gegeben.

N. N. Fouragecommissarius.

Hrn. Hptm. Prizelius vollständ. Pferdewissenschaft. Leipz. 1777, 4. S. 304, f.

Siehe auch Futter-Marschall. Futter-Schreiber.

Bey den Landtruppen wird das Maß an Furrage, welche zum Behuf der Pferde ausgetheilet wird, die Ration genannt. Bey der königl. preußischen Armee, erhält ein Husarenregiment täglich 1440 Rationen; die Ration zu 1 $\frac{1}{15}$ Metze Hafer, (alles nach berl. Gemäß,

und

und den Scheffel zu 45 Pfund wenigstens gerechnet,) 6 Pfund Heu, $\frac{1}{3}$ Gebund Stroh, à 24 Pfund. Ein Dragonerregiment: 750 Rationen, à 2 Metzen Hafer, 6 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Schütte Stroh. Ein Kurassierregiment: 750 Rationen, à 2 $\frac{2}{3}$ Metzen Hafer, 8 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Gebund Stroh.

No. 7 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 56.

In den königlich preußischen Staaten ist seit einiger Zeit die Furragelieferung für die königliche Reiterey eingeführt, welche mit dem Cavalleriegelde, oder Cavallerieverpflegungsgelde (s. Th. VII, S. 729, f.) eine große Aehnlichkeit hat. Nach der gegenwärtig gemachten Einrichtung, muß dieselbe vier Monathe mit Gras, acht Monathe aber mit Hartfutter, verpfleget werden. Die Verpflegung sowohl mit Grase als Hartfutter, ist ebenfalls eine Schuldigkeit, welche nur den Besitzern der contribuabeln Hufen obliegt, und wovon die Herrschaften, in so fern sie nicht steuerbare Hufen unter dem Pfluge haben, gänzlich befreyt sind. Eine jede Provinz ist für die in derselben einquartierte Reiterey, nach einer gewissen von den Landständen selbst zu machenden Anlage, die Verpflegung, sowohl in den Sommer- als Wintermonathen, zu besorgen verbunden. In der Neumark z. B. standen, vor dem jetzigen Feldzuge, 14 Escadrons, deren Verpflegung dieser Provinz obliegt. Indessen ist doch dieses nicht als eine wirklich neue Landesabgabe anzusehen; denn dasjenige, was die contribuabeln Unterthanen dieserhalb liefern müssen, wird, nach einem gewissen bestimmten Satz, aus den königlichen Cassen, so bald die wegen wirklich geschehener Lieferung eingereichten Liquidationen an gehörigem Orte einlaufen, sofort promt und baar bezahlet. In der Neumark sind die Sätze, in den Grasmonathen, für jedes Pferd monathlich 1 Rthlr. 8 Gr. In Ansehung des Hartfutters aber wird jeder Scheffel Hafer mit 8 Gr. der Centner Heu ebenfalls mit 8 Gr. und ein Schock

Stroh

Stroh mit 2 Rthlr. 12 Groschen bezahlet. In Provinzien, worin, wegen ihrer Lage, der gewöhnliche Preis des Hafers und Heues höher steigt, sind auch die deshalb festgesetzten Sätze verhältnißmäßig erhöhet.

Unter den Landständen selbst verursachet diese neue Cavallerieverpflegung viele Zwistigkeiten und Debatten. Die unbequartierten Kreise glauben immer, mehr als die bequartierten, dadurch beschwert zu seyn, daß ihnen die Lieferung der von ihnen hierzu beyzutragenden Furrage, wegen der Entfernung weit lästiger falle, und sie sich, um ihrer Schuldigkeit eine Genüge zu thun, gemeiniglich den Händen wucherhafter Lieferanten zu überlaßen genöthigt sehen. Die bequartierten Kreise, welche diese Unbequemlichkeiten an und vor sich selbst nicht läugnen können, glauben inzwischen auf ihrer Seite ebenfalls von der Sache Lasten zu haben, wovon die unbequartierten nichts wissen, sondern gänzlich befreyt sind. Die vielen Hin- und Hermärsche, welche an den Standorten der Truppen nicht unterbleiben können, imgleichen die Bequartierung der Dörfer in den Exercier-Zeiten, werden hierunter besonders entgegen gesetzet, und in Compensation zu bringen gesuchet.

Königl. Preußisches Patent wegen der Heu- und Stroh-Lieferungen, *d. d.* 27 Febr. 1741, st. in der Samml. Schles. Ordn. a. dieses Jahr.

Es fragt sich: Ob, wegen der Lasten, die den Besitzern der Landgüter hierunter zufallen könnten, bey den Gütertaxen etwas in Abzug zu bringen sey? In diesem Stücke etwas Gewisses fest zu setzen, fällt sehr schwer. An Orten, wo die Herrschaften bloß Ritter-Acker besitzen, ist die ganze Frage ohne hin unnütz. Nur auf solchen Landgütern, wo die Obrigkeiten neben dem Ritteracker auch eine gewisse Anzahl steuerbarer Hufen unter dem Pfluge haben, kann diese Ausmittelung eine Wirkung haben. Inzwischen ist der Preis, welcher aus den königlichen Cassen für die Grasung und Furrageliefernngen bezahlet wird, von der Beschaffenheit, daß er in einigen Jahren zwar den gewöhnlichen Marktpreisen nicht gleich kommt, in andern aber hinwiederum dieselben vollkommen erreicht, auch wohl gar zu gewissen Zeiten übersteigt. Die Grasungsmonathe wer-

werden, wenn nur von den Landständen selbst Ordnung gehalten, und nicht eine Gegend vor der andern gar zu stark beleget wird, gar füglich für die aus den königlichen Cassen dafür erfolgende Vergütung bestritten werden können. Das Heu und Stroh, besonders das letztere, wird sehr selten in einem höhern Preise, als es bezahlet wird, stehen. Dieses gilt jedoch nur von denjenigen, welche die Furrage von ihrem eigenen Zuwachse liefern; denn fremde Lieferanten suchen freylich in allen Stücken Wucher und Vortheile. Der einzige Hafer hat seit einigen Jahren, mehr, als die landesherrlichen Preise sind, gegolten; und bloß in Ansehung dessen möchte, daß die Gutsbesitzer dabey einigen Schaden hätten, behauptet werden.

Bey Würdigung, imgleichen Verkauf und Verpachtung der Landgüter, wo billig alle Lasten getreulich angegeben, und in Abzug gebracht werden müssen, entsteht besonders die Frage: ob und in wie weit auf diese Furrage-Lieferungen Rücksicht zu nehmen sey? Hierunter im Allgemeinen etwas gewisses zu bestimmen, ist, aus den vorhin angeführten Ursachen, um so weniger möglich, als hierbey unter den dem Orte der Ablieferung nahe belegenen, oder davon weit entfernten Gütern, ein großer Unterschied zu machen ist. Jenen wird diese Prästation, wie es die Natur der Sache von selbst gibt, bey weitem nicht so schwer, als diesen. Die Frage kann daher, in jetzt erwähnten Fällen, wohl nicht anders entschieden werden, als daß man entweder nach einem sechs- oder neunjährigen Durchschnitt etwas gewisses festsetze, oder aber diese Schuldigkeit nur überhaupt in den Taxen anmerke, und den Käufern oder Pächtern mit anzeige, damit es nicht für verschwiegen geachtet werde, sondern ein jeder bey seinem Gebothe sich darnach richten könne. Der letzte Vorschlag möchte wohl der bequemste und sicherste seyn, weil es ungewiß ist, ob diese mit der Furragelieferung gemachte Einrichtung von immerwährender Dauer seyn werde;

werde; wenigstens fällt sie zu Kriegszeiten von selbst hinweg. Wäre nun, besonders in den Kaufanschlägen, deshalb etwas gewisses abgezogen, und dadurch der Werth des Gutes um so viel vermindert worden: so würde solches zum offenbaren Nachtheil des Verkäufers gereichen.

Oeconomia forensis, 1 Band, Berl. 1775, 4. S. 226, f.

Wir wollen untersuchen, ob und wie ein Landesherr, zu großem Soulagement seiner Unterthanen, und wirklichem Vortheil seiner Truppen, statt der Naturallieferung der Rationen, überhaupt eine proportionirliche Geld-Zahlung annehmen könne? und wollen hiebey die sächsische Verfassung zum Grunde legen.

In dem Churfürstenthum Sachsen wird die Repartition wegen Verpflegung der Cavallerieregimenter, nach den Steuer-Schocken gemacht. Die Furragelieferungen werden nach der Anzahl der Truppen reguliert, und es ändern sich dieselben, nachdem die Armee verstärkt oder verringert wird; es heißt: z. E. 1000 Sch. oder 1200 Sch. verschaffen die Verpflegung eines Reuters. Da nun diese Ausrechnung ein einfältiger Bauer gar nicht versteht, und bereits Klügere, deren Güter mit Schocken von ungleicher Zahl beschwert sind, Mühe genug haben, ihr schuldiges Contingent so auszurechnen, daß sie dabey gänzlich nicht verfehlen, so werden gemeiniglich die Einfältigen von den Klügern, und ganze Gemeinden von ihren zum Theil ungewissenhaften Richtern in solcher Ausrechnung hintergangen. Bey dem Zusammenbringen solcher Furragelieferung muß der Haser nach gehäuftem Maß, alles Heu aber sehr reichlich, und fast doppelt abgeliefert werden, indem nicht ein jeder Bauer Waae und Gewicht besitzt. In manchen Dörfern wird die weite Zufuhre der Furrage beschwerlicher und kostbarer, als selbst die Lieferung am Werthe beträgt; wie denn auch, wenn Dörfer und Gemeinden aus schlechter Landespflege liefern müssen, selbige sich öfters die Rückfuhre ihrer Furrage (wenn diese als untüchtig verworfen und nicht angenommen wird,) gefallen laßen, von ihren Nachbarn das beste und kostbarste Futter, statt des übrigen untauglichen, erkaufen, und die Zufuhre wiederhohlen müssen. Wenn, wie es sich gemeiniglich zuträgt, übrige oder fehlende Schocke zu einer völligen Ration in einem Dorfe befindlich sind, zu deren Genugthuung manchmahl 2, 3 und 4

Dörfer concurriren müssen, so wird, wegen solcher Ausgleichung und nöthigen Zusammenkünfte der Richter, auch wegen vieles deshalb nöthigen Botheniohnes, den interessirten Dorfschaften doppelter und noch höherer Aufwand verursachet, als der Beytrag eines jeden Dorfes beträgt. Da auch, nach bisheriger Verfassung, die Quartierstände von Ort zu Ort verleget werden, so werden eben dadurch die Unterthanen, wegen des Fortschaffens der Regimenter, und des dazu nöthigen starken Vorspannes und kostbaren Verpflegungen, nicht weniger mitgenommen; wobey jedoch auch den Regimentern selbst kein Vortheil zuwächst, sondern nothwendig alle ihre Montirungsstücke leiden, und Mann und Pferd öfters schlechten Nutzen davon haben. Den Gerichtsobrigkeiten jeden Ortes werden monathlich 1, 2 auch 3 Hofdienstage, und zwar öfters in der so kostbaren Saat- und Aerndezeit, durch die monathlichen Furrageliefernngen entzogen, so, daß die sonst von allen Militärbeschwerungen befreyten Rittergüter zu solcher Zeit fast mehr, als die Bauern und Unterthanen selbst, zu leiden haben.

Wenn aber auch die bisherige Einrichtung des Militärwesens aus wichtigen Ursachen nicht sollte abgeändert werden können: so wäre doch, zu mehrerer Conservation der Landesunterthanen, denjenigen kleinen Dorfschaften und Gemeinden, welche besonders von entlegenen Orten monathlich nur einen geringen Beytrag an Rationen einzubringen schuldig sind, zu verstatten, daß dieselben ihr Contingent auf 3 oder 4 Monathe zugleich abtragen dürften.

Es läßt sich aber auch beweisen, daß den Regimentern selbst die Rationenlieferung mehr nachtheilig, als vortheilhaft, sey: indem 1) von dem Uebermaß der Furrage, welche den Bauern zur Ungebühr über ihre Schuldigkeit abgedrungen wird, wohl diejenigen, welche damit zu thun haben, sich bereichern, selten aber die königlichen Dienstpferde besser gedeihen und zunehmen werden. 2) Werden die Pferde durch den von so vielen unterschiedenen Wirthen, zum Theil schlecht eingebrachten, oder in schlecht verwahrten Scheunen durch das eindringende Regen-Wetter dumpfig gewordenen, zum Theil auch durch die Bosheit vieler Bauern aufgequelleten Haser betrogen. 3) Wird des erforderlichen, ungebührlich schweren Gewichtes halber, das älteste und gemeiniglich halbverdorbene, und mit vielem Gesäme vermengte Heu zu diesem Behuf von den Bauern mit Fleiß ausgesuchet und geliefert, wodurch den Pferden eben so viel Tort zieht, als 4) durch die von Zeit zu Zeit, und von einem

Quar-

Quartier zum andern untermenate gute und schlechte Fütterung, da, nach Beschaffenheit der Gegenden, selbigen bald von sauern, und bald von guten Wiesen, so auch von redlichen und betrieglichen Wirthen das Futter zugetheilet werden muß. 5) Da auch nach denen, auf Befehl der Herren Officier angesetzten, Monathstagen die Lieferung der jedes Ortes schuldigen Furrage stricte prästiret werden muß: so ist leicht zu ermessen, daß bey dem zu solcher Zeit unvermuthet einfallenden Regenwetter, zumahl wenn die Zufuhre von entlegenen Orten geschiehet, alles Futter, an Haser, Heu und Stroh, Schaden leiden, und 6) in solchen Quartieren, wo der Wirth schlechtes Obdach, und keine verwahrte Behältnisse zu solcher Furrage darzureichen hat, fast gänzlich verderben, und mithin den Pferden schädlich werden muß. 7) Müssen die Cavallerieregimenter im Lande, wegen Repartition solcher Furragelieferungen zerstreut liegen, da die Nothwendigkeit erforderte, daß dieselben, mehrerer Aufsicht, Zucht und Exercitien wegen, zusammen gezogen, und besonders an Gränz- und solche Orte des Landes, wo es nicht sowohl an Futter, als an Consumtion desselben mangelt, verleget werden könnten. 8) Will man aber auch die besonders theuren und seltenen großen Mißwachsjahre, zum Behuf aller Vertheidigung des bisher getroffenen Reglements solcher unumgänglich nöthigen Nationenlieferungen nehmen: so kann auch dieser Nothwendigkeit vorgebauet werden; wenn nähmlich die Unterthanen, und zwar ein jeder nach Proportion seiner Steuer-Schocke und Beschwerungen, gegen promte Bezahlung, zu Ablieferung mehrern Magazingetreides, besonders in wohlfeilen Jahren, angehalten würden, welchem Befehl bey ohne hin im Unwerth stehenden Getreide der Landmann willig und gern gehorsamen würde.

Leipz. Sammlungen, 6 Band, 1750, 8. S. 212, fgg.

2. In der Kriegssprache, bedient man sich der Wörter und Redensarten: **Furragiren, furragiren gehen**, die **Furragirung**, auf **Furrage ausgehen**, das Futterschneiden im Felde durch eine dazu commandirte Mannschaft; die **Reiterey in Furragirungs-Quartiere verlegen**, d. i. in eine Gegend (besonders in feindlichen Landen,) wo ein guter Vorrath von Furrage anzutreffen ist, es sey nun auf dem Felde, oder in den Scheunen; daher ein **Furragirer**, einer, der auf das Futterholen ausgeht, Fr. Fourrageur.

Die Furragirung geschehe im Trocknen oder Grünen, so muß man dabey auf die Lage der Gegend sehen, ob die Avenues, welche besetzt werden müssen, sich weit erstrekken, und ob viele Berge umher liegen; ob man nicht durch eine in der Nähe liegende Stadt, nicht zu passirenden Bruch oder Wald, die Furragirung decken kann; wie groß der Platz genommen, und für wie viel Truppen furragiret werden kann. Man zählet z. E. in einem Dorfe die Scheunen, und siehet, was und wie viel darin vorräthig ist, und wie viel an Garben und gedroschenem Korn sich darin befindet. Auf dem Felde muß man einen Ueberschlag machen, wie viel Korn auf 5 Quadratschritt stehet, ob es 2, oder 2½, oder aber nur 1 Bund gibt. Man überschreitet das Feld, welches man furragiren will, in die Länge und Breite, und multiplicirt beydes mit einander: so bekommt man dessen Quadrat-Inhalt, worauf leicht erforschet werden kann, wie viel Bund oder Garben darauf befindlich seyn. Da aber solches nicht gänzlich genutzet werden kann, weil vieles vertreten und verschleppet wird, so rechnet man ⅓ des ganzen Inhaltes ab. Bey Gras verfährt man auf eben dieselbe Art. Da man weiß, wie viel Bund ein Furragirer fortbringen kann, so wird es leicht seyn, das Terrein zu überschlagen, wie groß der Platz sey, wie viel Truppen zur Bedeckung erfordert werden, und wie weit die zu besetzende Chaine seyn muß, um alle nachtheilige Avenues einzuschließen.

J. D. C. Pirschers Coup d'oeil militaire, Berl. 1775, 8. S. 54, f.

Ich betrachte hier die Furragirung, als einen Kriegesschaden, und ob derselbe der Grundherrschaft, oder dem Pachter, zur Last falle. Die Furragirung oder Ausfurragirung, da nähmlich Getreide, Heu und Stroh mit Gewalt zusammen gelesen und fortgeschleppet wird, ist eigentlich eine Gattung von Plünderung. Dasjenige Getreide, welches dem Pachter eigenthümlich gehört, wird ihm, das übrige aber dem Verpachter furragiret. Um dieses zu verstehen, muß man zuvörderst unterscheiden, ob die furragirten Früchte in dem erpachteten Gute, und zwar in eben dem Pachtjahre erbauet worden, in welchem die Furragirung geschehen

schehen ist, oder ob sie noch von der vorigen Aernde sind. Nun ist aber, wie bey anderer Gelegenheit erwiesen werde, bey aller Vergütung der Kriegsschäden bloß auf dasjenige Jahr zu sehen, in welchem der Schade sich zugetragen hat; und die dem Pachter von den vorigen Jahren übrig gebliebenen und von ihm zurückgelegten Früchte sind sein unstreitiges Eigenthum, als welches er durch völlige Perception derselben erlangt hat. Hieraus fließt von selbst, daß, wenn dem Pachter das von den vorigen Aernden aufgeschüttete Getreide furragiret wird, er als Eigenthümer den Schaden allein zu tragen verbunden sey. Ja, da diese Aufschüttung von den Pachtern gemeiniglich in der Absicht geschiehet, um durch die gehoffte Theurung desselben sich einen Gewinn zu verschaffen: so würde es aller Billigkeit zuwider zu seyn scheinen, wenn dieses dem Verpachter zum Nachtheile gereichen sollte, da derselbe nicht schuldig ist, dem Pachter für einen im Pachte gehofften, aber durch den Krieg entbehrten Gewinn zu stehen. Hierzu kommt, daß, da der Pachter wissen, und alle Tage vor Augen sehen muß, daß im Kriege sehr öfters Furragirungen vorfallen, er selbst Schuld hat, wenn er mehr Getreide aufschüttet, als er nöthig hat, und hierdurch dem Feinde Gelegenheit gibt, daß er solches wegfurragiren kann. Allen Schaden aber, der dem Abpachter durch seine Schuld wiederfährt, trägt er allein. Eben dieses, was ich von den im Gute erzielten Früchten der vorigen Aernden gesagt habe, findet auch bey denen Statt, welche der Pachter von andern Orten in das Gut gebracht, entweder von seinen eigenen Grundstücken, oder wenn er dieselben gar aufgekauft hat. Denn es ist offenbar, daß auch diese ihm eigenthümlich zustehen, und mithin gehen sie ebenfalls bey der Furragirung sonst niemanden, als ihm, verloren.

Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit denen Früchten, welche von der letzten Aernde des erpach-

teten Gutes sind. Wenn diese furragiret werden, so hat der Verpachter dem Pachter den Schaden gut zu thun, und ihm aus der Ursache Pachtzins zu erlaßen, die Früchte mögen nun vom Felde, aus der Scheune, oder vom Kornboden genommen werden, imgleichen schon ausgedroschen seyn, oder nicht. Die in jedem Jahre erbaueten Früchte sind nicht eher für völlig percipirt zu achten, als wenn der Pachter auch so viel Zeit gehabt hat, daß er solche ausdreschen laßen, und ins Geld setzen können. Wie nun dieser Zeitraum nicht füglich auf gewisse Wochen oder Monathe sich einschränken läßt, indem mancher Pachter viel, und mancher wenig Zeit dazu brauchet: also scheint es das billigste zu seyn, dem Pachter hierzu bis zu Ende desselben Pachtjahres Zeit zu laßen. Denn es ist allemahl besser und zuträglicher, eine zweifelhafte Sache gewiß bestimmen, und dabey lieber etwas nachgeben, als dieselbe in beständiger Ungewißheit laßen, und hierdurch zu unaufhörlichen Streitigkeiten Gelegenheit geben. Setzt man nun diesen Zeitraum bis zu dem Ende desselben Jahres hinaus: so hat weder der Pachter, noch der Verpachter, Ursache sich darüber zu beschweren, da jener auf diese Weise Zeit genug hat, die Früchte zu Erlangung des Pachtzinses zu versilbern, ohne nöthig zu haben, mit deren Verkaufung sich zu übereilen, und dieselben zu verschleudern; der Verpachter hingegen hat zu bedenken, wie ihm obliege, dem Pachter den Gebrauch der verpachteten Sache die ganze Pachtzeit über zu gewähren. Da nun, wenn der Zins Jahrweise bezahlet wird, es so viel Pächte zu seyn scheinen, als Pachtjahre, hingegen der hauptsächlichste Gebrauch eines Landgutes und der darin erbaueten Früchte darin besteht, daß der Abpachter, durch deren Verkaufung um einen billigen Preis, den jährlich versprochenen Zins ganz oder zum Theil heraus bringe: so ist klar, daß ihm der Verpachter die Möglichkeit, solches zu thun, bis zum Ende des

Jahres

Jahres zu gewähren verbunden sey. Zu allem diesen kommt noch, daß bey einer jeden Vergütung gehabter Kriegsschäden lediglich auf dasjenige Jahr zu sehen ist, in welchem der Schade sich zugetragen hat, und daß allererst nach Beendigung eines jeden Pachtjahres, die Kriegsschädenrechnung zu fertigen, und darin unter andern die das ganze Jahr hindurch erhobenen Nutzungen zu bringen, und hiernach der Schade selbst nebst dem zu erlaßendem Pachtzinse auszurechnen ist. Gleichwie aber der Abpachter keinen andern Schaden, als dadurch erleiden kann, wenn ihm der Gebrauch der erpachteten Sache entzogen wird: so folgt hieraus, daß ihm auf das ganze Jahr hindurch frey gelaßen seyn müsse, des erbauten Getreides durch Versilberung desselben sich zu bedienen, zumahl es zugleich des Verpachters Vortheil ist, wenn der Abpachter durch theurern Verkauf die erhobenen Nutzungen, welche er bey etwa sich eräugnenden Kriegsschäden in Einnahme bringen muß, vermehren kann. Und aus eben dieser Ursache muß er auch für alle und jede Verhinderung, welche dem Pachter von solchem freyen Gebrauche des zum Pachte gehörigen Getreides zustößt, das ganze Pachtjahr hindurch stehen. Es ist aber der Verpachter dem Pachter nicht alles und jedes ausfurragirte Getreide zu vergüten schuldig, sondern, wenn nur eine Gattung desselben, z. E. Hafer, furragiret worden, der Pachter hingegen das Korn, den Weitzen, die Gerste und dergl. behalten hat, und hieraus nebst den übrigen Gutsnutzungen die Summe des Pachtanschlages, oder, wo dergleichen nicht vorhanden, den jährlichen Pachtzins zu bringen im Stande ist, so bekommt er für den wegfurragirten Haser keinen Ersatz. Uebrigens sind in die Schäden-Rechnung bloß die von der letzten Aernde furragirten Früchte, jedoch diese, wenn sie auch schon in der Scheune liegen, zu bringen.

Hiernächſt haben wir, in Anſehung der Furragirung, noch auf einen Unterſchied Achtung zu geben, ob nähmlich ſolche auf Befehl des in dortiger Gegend commandirenden Officiers durch hierzu ausgeſchickte Commando bewirket wird, oder ob ſie ohne dergleichen Befehl nur von ſtreifenden Parteyen geſchiehet. Wegen jener hat der Pachter auf die jetzt angezeigte Weiſe, befundenen Umſtänden nach, Erlaß vom Pachtgelde zu erhalten, da hingegen die bloß von vorbey ſtreifenden Parteyen unternommene Furragirung bloß dem Abpachter zur Laſt fällt. Letzteres behauptet Ulpian mit deutlichen Worten: Damnum coloni eſt, ſi exercitus præteriens per lasciviam aliquid abſtulit. Die Urſache davon iſt dieſe, weil der Schade, den dergleichen Streifparteyen in der Geſchwindigkeit thun können, gemeiniglich nicht beträchtlich zu ſeyn pflegt; den geringen Schaden aber trägt allemahl der Abpachter. Unter dem Furragiren der vorbey ſtreifenden Parteyen aber verſtehe ich nicht nur, wenn die bey dem Gute vorbey marſchirenden Soldaten die Früchte vom Felde wegnehmen, ſondern auch, wenn ſie in das Gut ſelbſt hinein ſtreifen, und das Getreide aus den Scheunen und von den Böden rauben.

Endlich iſt noch des Falles zu gedenken, wenn dem Abpachter, bey dem Anfange des Pachtes, mit den übrigen Inventarienſtücken auch eine gewiſſe Anzahl Getreide unter der Bedingung übergeben worden iſt, daß er bey dem Abgange hinwiederum eben ſo viel zurück laßen ſoll. Wenn dieſes Getreide bey Gelegenheit einer Furragirung im letzten Pachtjahre und nach der letzten Aernde geraubet wird, ſo geht der Schade über den Verpachter, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Pachter aus den übrigen erhobenen Nutzungen den Pachtzins oder die Summe des Pachtanſchlages gelöſet hätte. Denn da alles, was im Inventario enthalten iſt, mit verpachtet wird, folglich von dem Abpachter gebrauchet werden kann, der Gebrauch von ſolchen Dingen hingegen, welche man Fungibilia nennet, bloß darin beſteht, daß man ſie verzehret und verthut: ſo ſcheint der Verpachter, indem er dem Pachter etwas Getreide mit verpachtet, mit demſelben dahin überein zu kommen, daß jener ſolches nach angetretenem Pacht aufzehre, und erſt dereinſt von der letzten Aernde ſo viel wiederum zum Inventario bringe. Wenn nun letzteres geſchehen iſt, und es geht ſodenn dieſer Theil des Inventarii nach der letzten Aernde durch Furragirung verloren: ſo wird es natürlicher Weiſe eben die Beſchaffenheit damit haben, als wenn andere Inventarienſtücke geplündert

und

und weggenommen worden; d. i. der Abpachter wird hierdurch von der Verbindlichkeit, gedachtes Getreide als ein Inventarienstück, bey dem Abgange von dem Pachte wieder zu übergeben, befreyet. Was hier vom Getreide gesagt worden ist, gilt auch von dem Heue und Strohe. Hieraus folgt zugleich dieses, daß wenn im Gegentheile die Furragirung in einem der vorhergehenden Jahre geschiehet, der Verpachter wider Willen nicht genöthiget werden könne, von dem furragirten Getreide so viel, als das Inventariumgetreide beträgt, dem Pachter von dem Inventario abzuschreiben.

D. Winklers rechtliche Abhandl. von Kriegsschäden der Pachter und Miethleute ꝛc. Lpz. 1762, gr. 8. S. 336, flg.

Furt (die) (*), L. Trajectus, Vadum; Fr. Gué. ein seichter Ort in einem Wasser, wo man durch dasselbe fahren, gehen oder reiten kann. Ueber eine Furt gehen.

Furtum, Diebstahl; siehe Dieb.

Furubu, ein japonischer Fisch. Er wird von den Holländern Bläser genannt, weil er sich sehr aufblasen kann, daß er zuletzt die Gestalt einer Kugel bekommt. Man rechnet ihn unter die giftigen Fische, und behauptet, wer einen ganzen esse, der müsse sterben. Es gibt dreyerley Gattungen. Die Bläser von der ersten Gattung, Suoumebukas, sind klein, und sehr gefährlich. Die von der zweyten, heißen Mabaku, und werden für ungemein schmackhaft gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleisch wohl wässern und reinigen, weil man sonst unfehlbar sterben müßte. Ja, man behauptet so gar, es behalte dieser Fisch, aller daran gewandten Mühe ungeach-

(*) Dieses Wort lautet bey dem Stryecker Fuert, im mittlern Lat. Fordo, im Angels. und Engl. Forth, im Holländ. Voord, im Dän. Bort, im Böhm. Brod, im Griech. πορος. Es stammet von fahren ab, so fern es gehen, reisen überhaupt bedeutete. In einigen Gegenden ist es männliches Geschlechtes. Im Oberd. ist Furt im männl. Geschlechte auch das Bett eines Flusses. Statt Furt brauchen die Niedersachsen ihr Wadt, ein Ort, wo man durchwaten kann; womit das Lat. Vadum sehr deutlich verwandt ist.

geachtet, doch noch etwas giftiges an sich, und mancher Japoner, der seines Lebens überdrüssig ist, wählt lieber diesen Fisch, als den Dolch oder Strick. Anfänglich verursachet er eine Ohnmacht, hernach gewaltsame Zuckungen und Aberwitz, worauf Blutspeyen und endlich der Tod folget. Den Kriegsleuten ist es verbothen, den Mabaku zu essen, ja nur zu kaufen. Stirbt jemand davon, so verliert sein Sohn das Recht zu seines Vaters Bedienung. Zwar wird dieser Fisch nichts desto weniger theuer bezahlet, und ein Leckerbissen daraus gemacht; er muß aber doch wenigstens ganz frisch seyn. Die dritte Gattung heißt Kimadura, d. i. Nortküssen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man gibt denen, welche in dieser Stellung schlafen, eben den Nahmen. Sein Gift ist ohne alles Gegenmittel. Es verlangt ihn auch sonst niemand, als wer sich vom Brode helfen will.

Samml. aller Reisebeschreib. 11 Band, S. 696.
Kämpfers Reise nach Japan, S. 215.
Neuer Schauplatz der Natur, 3 Band, S. 229, f.

Furunculus, Blutschwär; siehe unter Geschwär.

Fusain, L. Fusanus, Evonymus; s. Spindelbaum.

Fuscus color, siehe Braun.

Fuseau, siehe Spindel.

Fusées, siehe Ueberbein.

Fusel, im gem. Leben Ober- und Niedersachsens eine Benennung des gemeinen und schlechten Kornbranntweines. Daher fuseln, solchen Branntwein trinken. Siehe Branntwein und Finkeljochen.

Fuselée, Crepis *Linn.* siehe unter Habichtskraut.

Fuserolle, siehe Sele, bey den Tuchmachern.

Fusil, eine Flinte oder ein Feuerrohr mit einem Feuer-Schlosse und Steine; siehe Büchse. Flinte. Gewehr. Schießen.

Fusor, siehe Bildgießer.

Fuß (mit einem langen u) (*), dasjenige Gliedmaß des thierischen Körpers, welches demselben zur Bewegung auf der Erde dienet.

1. Eigentlich, da es denn sowohl in weiterer Bedeutung von diesem ganzen Gliedmaße bis an den Unterleib, als auch in engerer nur von dem untersten Theile desselben gebraucht wird. In weiterer Bedeutung begreift man hierunter bey dem Menschen die beyden untersten Gliedmaßen, Extremitates inferiores, welche sich von den ungenannten Beinen an, bis zu den äußersten Zehen erstrecken; bey allen übrigen Thieren aber, welche mit Füßen versehen sind, als z. E. bey den vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und Insecten, diejenigen am Körper hervorstehenden Theile, auf welchen sich die ganze Last des Körpers stützet, es mögen nun derselben 2, 4, 6, oder mehrere seyn. Diese Gliedmaßen werden bey allen Thieren, im gemeinen Leben, auch **Beine** genannt. Nach dieser allgemeinen Benennung, kann man den Fuß in drey besondere Glieder zergliedern, nähmlich in den obersten Theil, oder den Schenkel, Femur, in den mittlern Theil, oder das Schienbein, Crus, welches, außer der Knieschеibe, Patella oder Rotula, aus dem Schienenknochen, Tibia, und der Schienenröhre, Fibula, besteht, und in den äußersten oder Unterfuß, Pes extremus, welches zusam-

(*) Einige, z. B. die schlesischen Mundarten, sprechen das u in diesem Worte kurz aus, Fuß, Füsse, statt Füße. Bey dem Kero lautet es Fuazz, bey dem Ottfried Fuaz, im Isidor Fuozsi, bey dem Raban Maurus Phuoz, bey dem Notker Fuoz. Die niedersächsische und damit verwandten Mundarten haben statt des Zischlautes ein t; Niederl. Foot, Schwed. For, Wallis. Pedd, Goth. Fotus, Isländ. Fotus, Engl. Foot, Angels. For, Holländ Voed. Das Griech. πους und Lat. Pes, folgen in der ersten Endung dem Oberdeutschen, in den andern aber ποδος, Pedis u. s. f. dem Niederdeutschen. Im Pers. heißt der Fuß Pah, Franz. Pié; siehe Pfote, welches gleichfalls daher stammet. In der Niederlausitz ist dieses Wort ungewissen Geschlechtes, das Fuß.

zuſammen genommen, bey den vierfüßigen Thieren den Hinterfuß ausmachet. Im engern Verſtande iſt unter dem Fuße nur der unterſte oder äußerſte Theil des Fußes gemeint, welcher die Fußwurzel, den Mittelfuß, und die Fußzehen begreift, wozu auch noch die linſenförmigen Knochen gehören. Die Fußwurzel, Tarſus oder Podium, iſt aus 7 beſondern Knochen, nähmlich: dem Sprung, Lauf, Aſtragalus, Talus; dem Ferſenknochen, Os calcis; dem Schiffbein, Os cymbiforme oder ſcaphoides; dem Würfelbein, Os cuboides oder polymorphon, und drey Keilförmigen Beinen, tria ossa cuneiformia, welche ſämmtlich unter einander in einer Verbindung ſtehen, im Grunde aber doch eine ſehr eingeſchränkte Bewegung und Gelenke ausmachen, zuſammengeſetzt. Den zweyten Theil des Unterfußes, oder den Mittelfuß, Metatarſus oder Metapodium, machen fünf Knochen aus; und den dritten Theil, die Zehen, digiti pedum, deren an jedem Fuße fünfe ſitzen, wovon die erſte die große Fußzehe, oder die Daumenzehe, die folgenden, die zweyte, die dritte, die vierte, und endlich die letzte die fünfte, genennet werden. Jede dieſer Zehen beſteht aus drey beſondern Gliedern, die große oder Daumenzehe ausgenommen, welche deren nur zwey hat. Außer dieſen Knochen findet man auch noch öfters zwiſchen den Gelenken derſelben kleine linſenförmige Knöchelchen, Ossa ſeſamoidea. Alle dieſe verſchiedene Knochen nun, werden nicht nur durch allerhand Bänder und ſehnichte Knochenhäute unter und neben einander verbunden und befeſtiget, ſondern auch die hier und da zurückgelaßenen leeren Plätze und Zwiſchenräume, theils mit muskulöſen Fleiſch, theils mit Adern, Nerven, Fett, und andern weichen Theilen ausgefüllet, auch an die hin und wieder hervorragenden Spitzen verſchiedene Sehnen angeheftet, und endlich dieſes alles mit den allgemeinen Decken überzogen; das äußerſte Glied der Zehen aber iſt noch darzu

oben

obenher mit den Nägeln bedeckt. An dem Fuße selbst unterscheidet man auch noch zwo besondere Gegenden, den obern gewölbten und in einen schiefen Bogen zulaufenden Theil, den man den Rücken oder das Fußblatt, dorsum pedis, nennet, und den untern platten, aber auch hin und wieder mit Höhlungen versehenen Theil, oder die Fußsohle, planta pedis, welches eigentlich eben derjenige Ort ist, auf welchem man sich im Gehen oder Stehen stützet, und auf welchem die ganze Last des Körpers ruhet. Eigentlich beschreibt man alsdenn ein ordentliches Dreyeck, indem man theils hinten auf die Ferse, vorn aber theils auf den untersten Theil der großen Fußzehe, theils aber auch auf die unterste Hervorragung der kleinen Fußzehe auftritt, und ruhet. Die Fußzehen selbst geben dem menschlichen Körper in seiner aufrechten Stellung das Gleichgewicht; daher man ganz unsicher auftritt, sobald sie mangeln oder zusammengewachsen sind.

Wenn man die Füße von dem Zwischenraume zwischen dem Hintern und der Schaam, bis an die Ferse abmißt, so bekommt man gerade die halbe Menschen-Länge einer vollkommen gewachsenen und regelmäßigen Person. Bey Buckeligen hingegen wird man gewahr, daß die Füße gemeiniglich länger sind, als der übrige Theil des Leibes nebst dem Kopfe.

Leute, welche wider alles regelmäßige Verhältniß gar zu lange Füße haben, so daß es scheint, als ob sie auf Stelzen gingen, wurden ehedem von den Lateinern Pedones genennet; heutiges Tages aber nennt man sie, um der Mode willen, weitgespaltene Herren. Diejenigen, welche mit sehr langen Füßen versehen sind, pflegen auch gemeiniglich lange Hände und einen langen Hals zu haben. Sie sollen von Natur solche Leute seyn, welche nach hohen Dingen trachten. Freylich, wer hohe Beine hat, ist würdig, hohen Bedienungen vorgesetzt zu werden. Ja, man will solchen langfüßigen Personen so gar Schuld geben, als wenn sie, besondere Bosheiten ausfindig zu machen, und in das Werk richten zu können, vorzüglich geschickt wären. Einige glauben, daß langfüßige Leute fruchtbarer wären, als diejeni-

diejenigen, welche kurze Füße haben. Den Grund hiervon einzusehen, bin ich nicht im Stande. Spigelius will angemerkt haben, daß dergleichen Personen zu einem flüssigen Leibe sehr geneigt wären; und ermahnet daher recht treuherzig alle Aerzte, daß sie langfüßigen Leuten keine starke (drastische) Purgier-Mittel verschreiben sollten, weil sie sonst dadurch in die größte Gefahr gestürzet werden könnten. Meinem Bedünken nach aber ist dieser Erfahrungssatz durch die Vernunft noch nicht erweislich genug gemacht.

PETR. ROMMELII Obs. quod facilius purgentur, qui longos habent pedes, st. in den *Misc. Nat. Cur.* Dec. II. A. VI. Obs. 227.

Einige sind gar so kühn, die langfüßigen Leute mit den Reihern und Störchen in Vergleichung zu setzen, und sie zu beschuldigen, daß sie gern raubten, und sich vom Stehlen ernähreten. So viel ist außer Streit, daß weitgespaltene Personen ungemein große Schritte zu machen geschickt sind, und mit Einem Schritte auf einmahl weiter kommen können, als die kurzfüßigen kaum mit zwey Schritten. Solche Leute werden gute Läufer und Bothen abgeben, es wäre denn, daß sie von Fette daran verhindert würden.

Diejenigen Personen, welche einen langen Leib, und dabey kurze Füße, wie die Dachse, haben, sollen ein Herz führen, welches an Schalkheit und List seines gleichen nicht hat.

Es gibt Menschen, welche sowohl in Ansehung der Knochen, als auch der Muskeln und des Fleisches, sehr starke Füße haben. Diejenigen, welche an den Füßen stark von Knochen sind, und sehr hervorragende und sichtbare Muskeln haben, sind von guter Leibesbeschaffenheit, eines tapfern, unerschrockenen und heldenmüthigen Geistes, und haben sich eine lange Lebens-Dauer zu versprechen. Nur diejenigen Personen sind eines schwächlichen Leibes, welche ein weiches, schlotterndes Fleisch an den Füßen haben. Man hält dergleichen Leute für weibisch, und von blödem Verstande. Die Füße, welche stark von Muskeln sind, machen eine wirkliche Schönheit aus. Gemeiniglich sind die Füße bey den Frauenspersonen fleischiger, als bey den Mannspersonen, doch ist ihr Fleisch mehr weich, und nicht mit so starken Muskeln begabt.

Personen, welche lange Fußblätter haben, hält man für schalkhaft und listig. Kleine und schmale Fußblätter sehen schöner aus, als langbreite. Man will angemerkt haben, daß diejenigen, welche dicke und mit vielem Fleische versehene Fußblätter hätten, gemeiniglich schwach am Verstande wären. Gar

zu

zu gleiche und vorwärts stehende Fußblätter sind nicht so angenehm, als solche, die ein wenig auswärts gebogen sind. Allzu weit nach außen stehende Fußblätter aber, sehen eben so ungestaltet aus, als allzu weit nach einwärts gedrehete. Solche Personen müssen allemahl, wenn sie einen Schritt machen wollen, über die große Zehe schreiten; sie haben daher einen ungewissen Gang, und müssen nothwendig öfters stolpern oder fallen.

Natürlicher Weise soll die Fußsohle in der Mitte etwas hohl seyn. Albertus Magnus hält dergleichen Personen für ehrlich, aufrichtig und vorsichtig. Diejenigen, deren Fußsohle nicht ausgehöhlt, sondern platt und gleich ist, daß sie den Fuß-Boden ganz berührt, wurden von den Römern Plauti oder Plori genannt, und man eignete ihnen die Eigenschaft der Füchse, die List, zu.

Es ist eine bey den Japanesern sowohl, als Chinesern, sehr sonderbare Gewohnheit, daß sie die Füße der Weiber in eine so kleine Form bringen, daß sie kaum darauf stehen können. Einige Reisebeschreiber melden, daß, wenn ein Mädchen in China über 3 Jahre ist, man ihm den Fuß entzwey bricht, dergestalt, daß die Zehen unter die Fußsohlen gebogen werden; daß sie hernach das Fleisch durch ein starkes und hitziges Wasser verzehren laßen, und den Fuß in verschiedene Band-Werke so lange einwickeln, bis derselbe die Krümme völlig angenommen habe. Diese Schriftsteller fügen hinzu, daß die Weiber die Schmerzen davon während ihrem ganzen Leben empfinden, daß sie kaum gehen können, und daß sie daher einen sehr unangenehmen Gang bekommen; daß sie diese Beschwerlichkeit gleichwohl mit Freuden ausstehen, und daß, weil dieses ein Mittel ist, sich Liebhaber zu erwerben, sie die Füße so klein zu machen suchen, als es nur immer möglich ist. Andere Reisebeschreiber sagen nicht, daß man ihnen die Füße in der Kindheit entzwey breche, sondern nur dieses, daß man dieselben sehr stark presse, und dadurch ihren Wachsthum verhindere; und sie stimmen darin einmüthig überein, daß ein vornehmes oder auch nur ein artiges

tiges Frauenzimmer in China einen so kleinen Fuß haben müsse, daß ihm der Pantoffel eines Kindes von 6 Jahren zu groß sey. Ueberhaupt müssen ihre Füße nicht über 5½ bis 6 Zoll, pariser Maßes, lang seyn.

Die Chineser wissen selbst nicht recht zu sagen, woher diese wunderliche Gewohnheit entstanden sey. Daß die Alten um deswillen die kleinen Füße aufgebracht haben sollen, damit ihre Weiber fein zu Hause bleiben möchten, wird von Einigen für eine Erdichtung gehalten. Viele von ihnen glauben, man hätte eine Staats-Absicht dabey gehabt, und die Weiber in beständiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. So viel ist gewiß, daß sie sehr eingeschlossen leben müssen, und selten einen Fuß aus ihren Zimmern setzen dürfen, welche an dem abgelegensten Orte des Hauses sind. Sie haben auch mit niemanden einige Gemeinschaft, als mit ihren Mägden. Die Hauptursache ist wohl einer eingebildeten Schönheit zuzuschreiben, da kleine Füße fast überall für schön gehalten werden.

Schuhe an den Füßen haben. Mit bloßen Füßen gehen. Sich zu jemandes Füßen setzen. Sich einem zu Füßen werfen, vor ihm niederfallen; einem zu Fuße fallen. Zu Fuße reisen, gehen, Fr. aller à pié, im Gegen-Satze des Reitens oder Fahrens. Gut zu Fuße seyn, gut gehen können. Ein Soldat zu Fuße, im Gegensatze eines Soldatens zu Pferde oder eines Reiters. Zu Fuße dienen, servir à pié, ein Soldat zu Fuße oder Infanterist seyn. Einem auf dem Fuße nachfolgen, sehr nahe. Fuß für Fuß, pié à pié, einen Schritt nach dem andern. Zu Füßen im Bette, in demjenigen Theile des Bettes, wo sich gemeiniglich die Füße befinden. Etwas mit Füßen treten, fouler aux piés. Trockenes Fußes durch einen Fluß gehen, ohne die Füße zu benetzen, Fr. à pié sec.

Dahin gehören auch eine Menge größtentheils nur im gem. Leben üblicher figürlicher Redensarten des Ausdruckes, zu welchen dieses nothwendige Glied das Bild hergeliehen hat. Etwas unter die Füße treten, Fr. mettre sous les piés, es verachten und zu vernichten suchen. Sich auf die Füße machen, anfangen zu gehen, sich auf den Weg machen. Einem

Fü-

Füße machen, ihn forttreiben, antreiben zu eilen, Fr. faire retirer quelcun; le faire gagner au pié. Sich mit Händen und Füßen wehren, aus allen Kräften. Jemanden auf freyen Fuß ſtellen, ihn in Freyheit ſetzen. Einen Fuß ſchon im Grabe haben, Fr. avoir un pié dans la foſſe, von dem Tode nicht weit mehr entfernt ſeyn. Die Sache hat Hand und Fuß, hat Geſchick, iſt ihrer Beſtimmung völlig gemäß. Feſten Fuß faſſen, ſich feſt mit den Füßen ſtellen, imgleichen ſich an einem Orte feſt ſetzen. Feſten Fuß halten, nicht weichen, Fr. tenir pié ferme. Einem auf die Füße helfen, ſeinen häuslichen Zuſtand verbeſſern. Ein Land unter den Fuß bringen, es bezwingen, erobern. Ich habe heute noch keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt, bin nicht aus dem Hauſe gekommen. Stehenden Fußes, ſogleich, den Augenblick. Sich ſtehenden Fußes auf den Weg machen. Einem etwas unter den Fuß geben, L. ſuppeditare, ihm heimlich Nachricht davon geben, es ihm heimlich anrathen.

Bey neugebohrnen Kindern iſt zuweilen der Fuß ſo krumm, daß ſie bey heranwachſendem Alter nicht darauf gehen können. Die Engländer nennen dieſes Gebrechen Clubfoot. Wie demſelben durch gehörige Bandagen abzuhelfen ſey, zeigt Cheſelden, im 8 Th. ſeiner Obſervations after the operations in ſurgery of Mr. *le Dran*, S. 742. Smellie bindet die Fußſohlen an ein Stück Leder an, welche Methode vor Cheſeldens den Vorzug verdient; ſ. Deſſen Caſes, Th. 3, S. 455. Eine beſondere Maſchine von Blech, die mit Leder überzogen iſt, hat auch White, in ſeinen Caſes in ſurgery, T. I. tab. 5. Geſchieht dieſes nicht, ſo gehen die Kinder auf den Knöcheln, und kehren die großen Zehen einwärts. Es ſcheint, als ob ſie auf dieſe Art ſowohl im Gehen, als Stehen, auf ihren Beinen feſter und ſicherer ſind.

Die zuſammen gepreßte Lage, worin die Schenkel des Kindes ſich im Mutterleibe eingezwängt befinden, iſt die Urſache, daß ſolche bey allen krumm und auswärts gebogen ſind. Sie bekommen indeſſen ihre gehörige Geſtalt von ſelbſt, und darf daran nichts gethan werden.

Viele Kinder bekommen erst hernach krumme Schenkel und Beine, welches öfters daher rühret, daß man die Kinder allzu zeitig, ehe ihre Schenkel hinlängliche Festigkeit erlangt haben, die Last des Körpers zu tragen, gehen läßt. Die Aeltern müssen daher Acht darauf haben, ehe sie ihre Kinder allein, und ohne sie zu führen, gehen laßen.

Wenn ein Kind zu gehen anfängt, und die Schenkel für den Körper allzu schwach sind, wird man bemerken, daß das Kind, wenn es stehet, um sich zu erhalten, seine Knie an einander zu lehnen suche. Alsdenn muß man dasselbe, so viel möglich, sitzend erhalten, bis seine Schenkel stärker geworden sind; sonst werden sie sich nach und nach krümmen, und endlich dermaßen ungestalt werden, daß sie nie wieder gerade zu bringen sind.

Man muß, wenn man des Kindes Knie sich nur im geringsten einwärts biegen sieht, das Kind sofort vom Gehen abhalten, und, wenn aus Mangel dieser Vorsicht, der Schenkel bereits gekrümmt ist, muß man, so geschwind als möglich, eine kleine Schiene von Eisen über die hohle Seite des Schenkels legen, und sodenn eine Binde von Leinwand über die Schiene und den buckeligen Ort des Schenkels wickeln. Diese Binde muß man alle Tage etwas schärfer anziehen, bis sie den Ort, der den Buckel machet, hinlänglich niederdrücket; und damit dieses Drücken keinen Schaden thue, muß man über den Theil des Verbandes, der über dem buckeligen Orte des Schenkels ist, ein Bäuschchen legen.

Wäre der Buckel, welcher die Krümme des Schenkels macht, an einem solchen Orte, daß man das eiserne Blech auf die Wade des Schenkels legen müßte: so müßte man alsdenn eine Schiene machen laßen, wo der Ort, der auf diese Wade träfe, ein wenig ausgehöhlt wäre, weil sonst die Wade, da sie allzu sehr niedergedrückt würde, eine üble Gestalt annehmen möchte.

Bey sehr jungen Kindern, ist es unnöthig, Fett oder etwas dergleichen auf den Schenkel zu legen, um das Schenkelbein zu erweichen, weil dieses schon zart genug ist; bey bereits erwachsenen Kindern hingegen, wo die Beine schon ihre Dichte angenommen haben, ist das Schmieren mit erweichenden Oehlen ꝛc. dienlich.

Zuweilen kommt die Krümme der Schenkel davon, daß das Kind zweywüchsig ist; alsdenn ist das jetzt Gesagte noch sorgfältiger zu beobachten.

Oft werden die Schenkel eines Kindes verdrehet, weil die Amme oder Wärterinn, wenn sie dasselbe auf den Armen trägt, es allezeit auf ein und eben derselben Seite hält; denn dadurch geschieht es, daß, da sie die Schenkel, vornehmlich an dem Orte der Knie, allezeit auf Eine Seite drückt, sie die Schenkel des Kindes zwingt, sich zu krümmen; an statt, daß die Schenkel, wenn die Seite oft verändert wird, keinen Schaden leiden können.

Die Gewohnheit der Ammen, bey dem Einwickeln eines Kindes die Schenkel allzu sehr einzuschnüren, ist ebenfalls eine sehr gemeine Ursache der Ungestalten, welche diese Gliedmaßen annehmen.

Einige Füße sind stark auswärts, und andere stark einwärts gedrehet. Diese Ungestalt kommt entweder von Geburt, oder durch Zufälle. Im erstern Falle muß sich die Amme alle Tage bemühen, durch Bewegung des Kindes, ihm die Füße sacht in die natürliche Lage zu drehen. Die alsdenn noch zarten Ligamente gehorchen dieser kleinen Bemühung, wenn sie zum öftern behutsam wiederhohlt wird, leicht. Wenn hingegen diese üble Drehung lange Zeit verabsäumt worden, oder von einem Zufalle herrührt: so muß man zuvörderst Mittel, welche die Ligamente zu erweichen vermögend sind, als: Bähungen mit Kaldaunenbrühe, Reiben mit Lilienöhl, und Umschläge von Eibischkraut und Wurzeln, in Gebrauch ziehen; und hiernächst alle Tage mit der Hand, den Fuß in seine natürliche Form zu bringen, sich bemühen; sich auch, zu dieser Absicht, starker Pappen, oder Späne von Holz, oder kleiner Bleche von Eisen bedienen, welche man vermittelst einer Binde fest anziehet.

Es gibt noch eine andere üble Drehung der Füße, welche, in Ansehung der Ursache, von der vorhergehenden unterschieden ist; nähmlich diejenige, welche von der Trägheit herrührt, die Füße auswärts zu setzen, oder von dem gezwungenen Wesen, sie allzu sehr einwärts zu setzen. Manche Personen sind,

in Ansehung der Art, die Füße zu setzen, äußerst nachläßig, daß, ob es gleich nur an ihnen liegt, sie auswärts zu haben, sie dieselben beständig einwärts setzen. Man nennt solche Leute Einwärtsfüßige. Dieses Gebrechen ist vornehmlich den Frauenspersonen gemein, und rührt bloß von ihrer Nachläßigkeit her. Andere dagegen, (welches man insonderheit bey vielen Leuten vom Lande wahrnimmt), zwingen sich dermaßen, die Füße auswärts zu drehen, daß sie sich dadurch lächerlich machen.

Was die Personen betrifft, welche sich aus Faulheit angewöhnen, die Füße einwärts zu setzen, so wird ihnen diese Ungestalt mit der Zeit so natürlich, daß es eben so schwer hält, sie davon zu verbessern, als wenn sie durch Zufall oder von Geburt herkäme. Die Aeltern müssen der Sache zuvor kommen. Sehen sie aber, ihrer Sorgfalt und Erinnerungen ungeachtet, daß die junge Person allzu unachtsam darin ist, müssen sie Fußschämel machen laßen, in welchen zwo absonderliche Vertiefungen sind, um die Füße hinein zu setzen; und zwar müssen diese Vertiefungen dergestalt ausgeformt seyn, daß sich jeder Fuß, der darin steht, nothwendig auswärts drehen muß. Dieses Fußschämels muß sich das Kind allemahl bedienen, wenn es sizet. Hierbey aber ist die Ungemächlichkeit, daß dasselbe, wenn es mit auswärts gesetzten Füßen gehen wollte, wanken und in Gefahr, zu fallen, seyn würde. Daher muß man es unter den Armen halten, um es nach und nach zu gewöhnen, daß es auf die gehörige Art gehe. Alle Tage zwo Viertelstunden auf diese Uebung zu wenden, wird hinreichend seyn.

Wenn ein Kind aus einer bösen Angewohnheit die Füße einwärts drehet, muß man ihm die Knie mit Behutsamkeit auswärts drehen, da sich alsdenn auch die Füße von selbst drehen.

Man kann die Füße auswärts haben, ohne daß man dergleichen Knie hat; alsdenn hat man allezeit einen übeln Stand; allein man kann die Knie nicht auswärts haben, wenn es die Füße nicht auch sind; und alsdenn stehet man allezeit gut.

Manche Aeltern laßen ihre Kinder hölzerne Schuhe tragen, um ihnen die Füße in die gehörige Form zu bringen. Dieser Gebrauch aber ist nicht ohne Beschwerlichkeit; er setzt bey jedem Schritte das Kind in Gefahr, zu fallen, und macht ihm überdieß einen schweren Gang. Es läßt sich dieses nachher schwer wieder abgewöhnen. Die meisten Kinder haben aus keiner andern Ursache die Füße einwärts, und andere Ungestalten, als durch das Versehen derjenigen Personen, welche sie übel einwickeln; indem man ihnen gemeiniglich die Füße, Spitze gegen

Spitze

Spitze, leget, an ſtatt daß man ihnen dieſelben, Ferſe gege
Ferſe, legen ſollte. Andry, in ſeiner Orthopädie, Ber
1744, 8. empfiehlt in dieſer Abſicht, S. 283, den Gebrau
eines kleinen herzförmigen Küſſens, welches man den Kinder
zwiſchen die Füße, (die Spitze zwiſchen die Ferſen, und d
breite Seite zwiſchen die zwey Enden der Füße) legen ſoll, u
hierdurch die Zehen auswärts zu gewöhnen.

Wenn die Füße mehr nach einer Seite, als nach de
andern hängen, muß man dem Kinde Schuhe geben, welch
gegen den Ort, wo der Fuß hinhängt, von Sohlen und Abſ
ſätzen höher ſind. Dieſes wird ſie veranlaßen, ſich nach de
entgegen ſtehenden Seite zu neigen. Außer dieſen Fällen m
man verhüten, daß die Schuhe der Kinder nicht, am wenigſte
aber auswärts, ſchief ſeyn, weil dieſes ſonſt Anlaß gibt, d
Spitze des Fußes einwärts zu drehen.

Was diejenigen Perſonen betrifft, welche ſich allzu ſeh
zwingen, die Füße auswärts zu ſetzen, ſo hat man bey dieſe
eher Erinnerungen, als Hülfsmittel, zu gebrauchen.

Begebenheit des Nic. Reeks, der mit einwärts gekehrten Füßen au
die Welt gekommen, und dadurch daß er einige Zeit lang m
den Füßen kreutzweiſe geſchränkt geſeſſen, zurecht gekommen, vo
Wilh. Milner; aus No. 493 der *Phil. Tranſact.* ſt. im 7 B
des Hamb. Magaz. S. 417, f.

Es gibt eine gewiſſe Ungeſtalt der Füße, welche ma
Pferdefuß nennt. Man verbirgt dieſes Gebrechen
durch Schuhe, welche auswendig wie ordentliche Schu
he gemacht, inwendig aber mit einem Stücke Gork, ode
mit grober Wolle ausgeſtopft ſind, welche den Ort de
Schuhes, den der allzu kurze Fuß leer läßt, ausfüllet

Obgleich dieſe Ungeſtalt mit auf die Welt gebracht wird
ſo iſt ſie doch nicht ganz und gar unheilbar. Man kann derſe
ben, wo nicht gänzlich, doch zum Theil abhelfen, wenn ma
die Zehen eines ſolchen Kindes zum öftern, aber ganz ſanft, zi
het. Zugleich kann man an beyde Füße ein kleines Bandwer
legen, indem man nähmlich jeden Fuß beſonders mit einer Bin
de umwickelt, welche die Seiten des Fußes ein wenig drück
und den Fuß unvermerkt nöthiget, ſo wie er wächſt, ſich gege
die Spitze zu verlängern.

Von Geſchwüren, Geſchwulſt, und Verſtau
chungen oder Verrenkungen der Füße, werde in de

Art. Geschwür, Geschwulst und Verrenkung handeln.

Ich komme auf die Nothwendigkeit der Erwärmung und Bedeckung der Füße bey Kindern. Die Füße sind am weitesten vom Herzen entfernt, welches nicht mit so starker Kraft durch deren Gefäße das Blut treiben kann, als durch die andern Theile des Körpers; daher haben die Füße eine geringere Wärme, und die Eindrücke der äußern Luft sind in denselben am stärksten, vornehmlich, wenn der Körper in Ruhe ist. Jedoch können auch die Füße durch die Gewohnheit viele Kälte ertragen lernen. Der Grönländer, Lappländer und Isländer läuft mit bloßen Füßen auf dem Eise herum, und fühlet nicht einmahl die Kälte. Diese Völker sind theils von Jugend auf dazu gewöhnt, und die Füße bekamen bald, indem sie der Kälte beständig ausgesetzt waren, eine harte unempfindliche Haut; theils aber unterhält die Bewegung die Wärme in den bloßen Füßen. Unsere Bauerjungen gehen auch in Kälte und Schnee ohne Schaden barfuß. Diese Beyspiele haben manchen zu den übereilten Schluß gebracht, daß es gut sey, wenn alle Kinder barfuß gingen. Aber gesetzt, daß solches nicht wider die Sitten wohlerzogener Kinder wäre: so würde es doch bey allen vornehmen und zärtlichen Bürgerkindern darum nicht angehen, weil die feine Haut und die empfindlichen Nerven in diesen von Natur schon weniger erwärmten Theilen von der Kälte zu stark würden zusammen gezogen und zu schmerzhaft verletzet werden. Die Menge erfrorner Füße und hinkender Menschen würde unzählich seyn. Nur gar zu oft thun sich schon jetzt die Kinder durch Muthwillen und Leichtsinn großen Schaden, wenn sie die Füße unbesonnener Weise und zur Unzeit entblößen. Hierher gehört, wenn sie des Morgens mit bloßen Füßen, welche kurz vorher noch transpirirt haben, auf dem kalten Fußboden herum laufen; oder, wenn sie aus sträflichem Uebermuth barfuß

im

im Schnee gehen, und um den Vorzug streiten, wer am längsten darin aushalten könne. Im ersten Falle bringen sie sich böse Köpfe, Brustkrankheiten, Durchfälle und starke Flüsse zuwege; und im andern Falle entstehen erfrorne Füße. Man muß daher sorgfältig Acht geben, daß dergleichen muthwillige Handlungen nicht vorgenommen werden. Man muß die Kinder gewöhnen, die Hosen, Strümpfe und Schuhe sofort bey dem Aufstehen aus dem Bette anzuziehen. Im Sommer bedecket man ihre Füße nur mit Einem Par Strümpfe, welche jedoch nicht dünn seyn müssen; im Winter aber vermehrt man diese Bedeckung mit noch einem Par. Dabey läßt man Schuhe mit etwas dicken Sohlen tragen, welche der den Füßen so schädlichen Nässe widerstehen. Solche hinlängliche Erwärmung der Füße gereicht den Kindern zur großen Gesundheit; indem sie den freyern Umlauf des Blutes durch diese untere Theile befördert und erhält, wodurch vorzüglich der Kopf und die Brust von einem zu starken Antriebe des Blutes und der Säfte befreyt bleiben. Aus dieser Ursache kann ich mich daher mit denen nicht vereinigen, welche eine sehr leichte Bedeckung der Füße anrathen. Die Stiefeln sind den Kindern unnütz und beschwerlich. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man in den zartesten Jahren nach Husaren-Art gekleidet hat, sich einen schleppenden Gang angewöhnt haben, wovon die Schwere und Unbequemlichkeit der Stiefeln die Ursache war. Man muß es jedoch auch mit der Warmhaltung der Füße nicht übertreiben. Die vorher angezeigte Bedeckung ist die beste. Hält man die Füße in der Jugend mit dicken Strümpfen gleich zu warm, so ist man bey höhern Jahren, wo die natürliche Wärme schon abgenommen hat, genöthigt, sie mit Socken und Pelzstrümpfen noch besser zu verwahren; welche Weichlichkeit zwar den Kranken nachzulaßen, den Gesunden aber schändlich ist.

Auch bey Erwachsenen, sowohl Gesunden als Kranken, ist das Warmhalten der Füße nöthig. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Bewegung des Blutes in den Füßen langsam sey. Dieses beweiset auch die Erfahrung. Denn man wird finden, daß die Füße bey vielen gleichsam kalt anzufühlen sind, wenigstens nicht den Grad der Wärme haben, den andere Theile besitzen, in welche das Blut mit einer stärkern Gewalt hingeschickt wird. Es kann also unmöglich die Gesundheit dadurch erhalten werden, wenn man noch dazu die Füße nicht warm hält, vielmehr leidet dieselbe großen Schaden, wenn man, durch Verabsäumung der Wärme durch Kleidung, die Füße erkältet; denn dadurch werden die Blutgefäße zusammengezogen und verengert, daß das Blut durch die Röhrchen nicht frey circuliren kann; dadurch wird ferner das Blut verdicket, es hängt mehr zusammen, und geht also sehr langsam durch die kleinen Gefäße.

Da das Blut und die übrigen Säfte in den Blutgefäßen der Füße mit einer verminderten Geschwindigkeit circuliren, so müssen nothwendig, wenn die Füße noch dazu nicht warm genug gehalten werden, die auszudünstenden Theile mehr, und dermaßen zusammen hangen, daß sie, durch die Schweißlöcher der Haut zu treten, nicht geschickt sind. Selbst die Kälte zieht die Haut zusammen, die Schweißlöcher sind nicht offen genug, mithin muß auch die Ausdünstung in den Füßen, in Absicht der Schweißlöcher selbst vermindert seyn. Ueberdieß erfordern die Absonderungen, daß die abzusondernde Materie mit einer gewissen Gewalt nach dem Orte der Absonderung hingetrieben werde. Da also der Trieb des Blutes und der Säfte in den Füßen langsam ist, so erhellet daraus, wie die Ausdünstung in diesen Theilen aus verschiedenen Ursachen gehindert wird. Die ganze Masse muß nothwendig in ihrer Beschaffenheit so verändert werden, daß kein gehöriges Verhältniß der Theile unter einander Statt findet, weil sie nicht gehörig gereiniget wird; ja, es muß die wässerige Feuchtigkeit in den Füßen stocken bleiben; und wie oft bemerkt man nicht, wie davon dicke Füße entstehe! Noch leichter geschieht dieses, wenn bereits eine Neigung zu diesem Zufalle da ist, und wenn andere Fehler in der

Lebens-

Lebensordnung darzu kommen, welche hierzu sehr viel beytragen können.

Dieses ist aber das allerwenigste; es entstehen weit mehrere und bedenklichere Zufälle von einem nicht hinlänglichen Warmhalten der Füße. Die Verkältung der Füße hindert den freyen Durchgang des Blutes; es muß sich also dasselbe nach andern Theilen des Körpers begeben, und zwar geschieht dieses desto mehr, je weniger Widerstand der Theil thut. Wenn also die Blutgefäße der Lunge, und die Lunge selbst, verhältnißweise eine größere Schwäche haben, so werden natürlicher Weise, diese Gefäße mehr mit Blut angefüllet; sie werden ausgedehnet; sie werden geschwächet, und dieses kann in dem Grade geschehen, daß sie endlich gar zerreißen. Bey der Verletzung kleiner Gefäße kann ein Blutspeyen, und bey der Zerreißung größerer eine Blutstürzung selbst erfolgen. Wie nöthig ist es daher, daß diejenigen, welche zu diesen Zufällen geneigt sind, ihre Füße fein warm halten! Tritt das Blut nach dem Gehirne, so werden die Blutgefäße gleichfalls sehr ausgedehnet; da sie nun von Natur in Ansehung anderer Blutgefäße schwächer sind, so können sie dermaßen mit Blute angefüllet werden, daß sie endlich das Gehirn drücken, so daß der Einfluß des Nervensaftes in andere Theile des Körpers weniger oder mehr gehindert wird, da in dem ersten Falle verschiedene Arten der Lähmung, in dem zweyten aber ein wirklicher Schlagfluß erfolget. Zerreißen die Gefäße selbst, so daß viel Blut aus seinen Behältnissen tritt, so erfolgt ein tödtlicher Schlagfluß. Ein beständiges Ohrenklingen, der verdächtige Schwindel, Kopfschmerzen im Nacken und Hintertheil des Hauptes, sind oft die Vorbothen dieses Zufalls. Auch muß eine Erkältung der Füße bey der Reinigung des Frauenzimmers, und dem Fluß der goldenen Ader, eine Veränderung hervorbringen. Ich ertheile allem Frauenzimmer, bey welchem die monathliche Reinigung sparsam oder unordentlich ist, den heilsamen Rath, die Füße, nicht nur den untern sondern auch den obern Theil, gehörig warm zu halten, und dadurch eine Bewegung des Blutes, wie auch einen stärkern Trieb nach den untern Theilen zu befördern. Es wird eben die Wirkung thun, als ein warmes Reiben der Füße mit warmen Tüchern, und die Fußbäder. Aus gleichem Grunde sollten auch alle Hämorrhoidarii von Rechtswegen eine Erkältung der Füße vermeiden.

Unter die verdrüßlichen Krankheiten gehört die Hypochondrie; diese wird von Erkältung des Körpers überhaupt vergrößert, wird aber insonderheit von Erkältung der Füße ärger.

Wird das Blut durch eine Erkältung der Füße zu sehr nach den Blutgefäßen der Brust getrieben, so kann eine Engbrüstigkeit, oder gar ein Herzklopfen erfolgen. Ist der Trieb nach dem Kopfe vergrößert, so können verschiedene Arten des Kopfschmerzens, und andere Zufälle, entspringen.

In den bisher angeführten Krankheiten nutzet das Erkälten der Füße eben so wenig, ja wohl noch weniger, als wenn man gesund ist. Das Podagra kann durch Erkältung des behafteten Gliedes gar bald vertrieben werden; ich weiß aber nicht, ob das die Krankheit gehoben genennet werden kann, wenn dadurch die Materie zurück getrieben wird, und sich wohl gar in den innern Theilen fest setzt. Das Warmhalten der Füße bey Podagristen befördert die Zertheilung und den Abgang der stockenden Materie durch eine vermehrte Ausdünstung.

Ich muß auch von dem Warmhalten der Füße in hitzigen Krankheiten etwas gedenken. Die mehresten derselben endigen sich durch einen Dunst oder Schweiß; nun wird die Erkältung der Füße den Dunst und Schweiß hindern; folglich muß die Krankheit alsdenn nicht so bald und sicher gehoben werden können. Die Erfahrung bezeuget, daß man bey Erkältung der Füße nicht so leicht einschlafen könne, als wenn die Füße erwärmt sind. Um so mehr findet dieses in Krankheiten Statt, wo schon der Trieb des Blutes gar zu heftig nach dem Kopfe ist.

Ich habe noch die Mittel anzuzeigen, wodurch die Füße in gehöriger Wärme erhalten werden, um den Umlauf des Blutes und der übrigen Säfte durch diese Theile zu befördern. Das erste besteht darin, daß man durch genugsame Kleidung die Kälte abzuhalten suche. Dieses bedarf keiner weitern Erklärung. Zweytens ist nöthig, die Füße durch Gehen fleißig zu bewegen. Dadurch wirken so viele Muskeln, und vermittelst derselben wird das Blut geschwinde fortgepreßt, und dem Herzen bald wieder zugeschickt. Das Schwitzen der Füße nach vielem Gehen zeigt offenbar, wie die Säfte in ihrer Bewegung fortgeholfen werden. Daher kann bey geschwollenen Füßen, insonderheit denen, die von vielem Sitzen kommen, die stockende Feuchtigkeit ge-

gehörig ausdünsten. Da auch das Gehen eine Bewegung des ganzen Körpers ist, so wird das Blut überhaupt von dem Herzen stärker fortgepreßt; es hat also einen stärkern Trieb, in, durch und aus den Füßen zu gehen. Drittens wird der Umlauf des Blutes durch die Füße durch das Reiben mit warmen Tüchern erhalten. Dadurch werden die flüssigen Theile in den Gefäßen fortgedrückt, und ihrer Bewegung nachgeholfen. Die Theile werden gleichsam gereitzet, und die Bewegung des Blutes nach den untern Theilen vermehret. Bey dicken Füßen, wo viele Feuchtigkeit stocket, werden die Füße anfangen zu schwitzen, und die stockenden Theile ausdünsten. Endlich dienen auch die Fußbäder, nach Beschaffenheit der Umstände, welche die untern Theile erweichen, daß sie also dem Theile des Blutes weniger widerstehen. Einen weitern Nutzen der Fußbäder, werde weiter unten, in dem ihnen gewidmeten besondern Artikel, zeigen.

* * *

Bey den übrigen Thieren, welche auch mit Füßen versehen sind, findet sich außer der verschiedenen und mehrern Anzahl, auch in Ansehung der Structur selbst und der Einrichtung derselben, ein sehr merklicher Unterschied. Die Fußwurzel und der Mittelfuß stehen bey den vierfüßigen Thieren meistentheils in die Höhe gereckt, und sie treten daher nicht sowohl, wie der Mensch, auf die Fußsohle, sondern auf die Zehen; daher an ihren Hinterfüßen die eigentliche Ferse, unter der Gestalt einer falschen Kniescheibe, oder des so genannten Sprunges, hervor raget. Die Zehen liegen auch nicht bey allen so bloß und frey, als bey den Menschen, sondern sie sind bey einigen in ein rundliches, erhabenes und hartes, hornichtes Wesen eingewickelt, welches entweder einen einfachen Huf, oder verschiedentlich gespaltene Klauen ausmachet. Der Gang aller vierfüßigen Thiere selbst geschieht, indem sie die Füße gleich-

sam

versehenen Thieren die Pfote heißt, die Tatze. Fuß wird bey ihnen nur von der Sohle des Hirsches und Thieres gebraucht.

Diejenigen Amphibien, welche sich auf Füßen bewegen, Reptilia, haben bald getheilte Zehen, pedes fissi, bald mit Lappen versehene, pedes lobati, bald durch eine Haut verbundene, pedes palmati, welche eigentlich zum Schwimmen taugen; bey einigen sind sie aber auch mehr den Floßfedern ähnlich, pedes pinniformes, und die Anzahl derselben ist vier oder fünf. Bey den Fischen vertreten die Floßfedern, welche am Bauche sitzen, die Stelle der Füße, daher auch diejenigen, welche dergleichen nicht haben, fußlose Fische, Apodes pisces, genannt werden.

Die Füße der Insecten, sind bey denen, welche nur drey Par haben, gewöhnlicher Weise an der Brust befestigt; wenn aber deren mehrere vorhanden, so sind es theils Brustfüße, pedes pectorales, theils Bauchfüße, pedes ventrales, theils Schwanzfüße, pedes caudales. Man unterscheidet an ihnen mehrentheils die Hüfte, die Schenkel, die Fußblätter, und die Klauen, welche aber auch zuweilen fehlen. Die Füße dienen den Insecten bald zum Gehen oder Laufen, pedes ambulatorii s. cursorii, bald zum Schwimmen, pedes natatorii, bald zum Graben, pedes fossorii; öfters gebrauchen sie aber auch die Füße, um den Körper im Fluge zu lenken. Ihre Füße bestehen aus 3, 4 oder auch 5 Gliedern, welche durch Gelenke an einander hängen. Der obere dicke und fleischige Theil stellt gleichsam den Schenkel vor, aus welchem vermittelst eines Gelenkes ein ziemlich starkes Glied, aus dem zweyten das dritte heraus geht, und die übrigen sofort auf einander folgen. Das letztere Glied ist gemeiniglich kurz und schlank, und endiget sich in eine einfache oder auch doppelt scharfe und krumme Klaue. Das Ende eines jeden Gliedes ist um die Gegend des Gelenkes mit einem kleinen Rande umgeben, und öfters mit Haaren, oder auch kleinen weichen Stacheln besetzt.

Die

Die verschiedenen Zufälle und Krankheiten, denen die Füße insbesondere bey unsern vierfüßigen Hausthieren ausgesetzt sind, machen es nothwendig, daß wir die Knochen, welche in ihrer Zusammensetzung diese Stützen des ganzen Körpers bilden, etwas näher betrachten.

Der obere Theil der Vorderfüße des Pferdes, welchen die Pferdeverständigen die Schulter nennen, enthält an jeder Seite zwey Knochen; einen breiten, oder das so genannte Schulterblatt, und einen in dessen runde Höhlung eingefügten und in derselben durch ein Gelenk beweglichen röhrförmigen Knochen, den Kegel oder das Armbein, welche beyde mit dem dicken Fleische der Schulter bekleidet sind. Mit diesem letztern ist der Knochen des Vorarmes oder des Schenkels verbunden, welcher etwas länger ist, und eigentlich aus zwey neben einander liegenden Knochen besteht. Das Gelenk zwischen ihm und dem Kegel nennt man den Elbogen. Wegen einer am Knochen des Armes befindlichen Hervorragung, kann der Arm nur nach vorn, nicht aber nach hinten, gebogen werden. In dem so genannten Knie befinden sich 7 kleine, in zwo Reihen geordnete Knochen, mit welchen das Schienbein dergestalt verbunden ist, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbeine ist wieder in demjenigen Gelenke, welches man die Röthe nennt, in welchem nach hinten zu zwey kleine Knochen liegen, der Fesselknochen verbunden, welcher in dem breiten Kronenbeine eingelenkt ist. Dieses letztere endlich ist mit dem äußersten Knochen des Fußes, oder, wie es besonders genannt wird, mit dem Knochen des kleinen Fußes verbunden; und hinter dem Gelenke zwischen ihnen liegt noch ein kleiner rundlicher Knochen, welchen man den Kern nennt. Der Knochen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bildung mit dem Horne des Hufes, von welchem er überall umgeben ist, und ist seiner Substanz nach lockerer, als die andern Knochen. Bey den Hinterfüßen ist der

erste

erste röhrförmige Knochen, von dem Körper an gerechnet, der Hanken- oder Backenknochen, der sich unten mit dem obern Röhrknochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man auch die Leiste oder den Leist nennt, liegt nach vorn zu die Kniescheibe, welche verhindert, daß der obere Röhrknochen nicht anders, als nur nach hinten, gebogen werden kann. Nach außen geht von diesem Knochen ein kleinerer gleichsam herabhangender ab, der sich in eine Spitze endiget. Das Gelenk der Kniekehle oder am Elbogen der Hinterfüße, enthält sechs unter einander verbundene Knochen, von welchem der untere Röhrknochen abgeht, der mit den darauf folgenden bis an die Spitze des Fußes eben so gebildet ist, als das Schienbein, und die unter demselben gelegenen Knochen des Vorderfußes.

Bey dem Maulesel und Esel findet in allen Stükken derselbe Bau der Füße Statt.

Bey dem Rind- Schaf- und Ziegenvieh findet sich der Unterschied, daß das Knie der Vorderfüße 6, an den Hinterfüßen aber nur 5 Knochen enthält. Wichtiger aber ist die Abweichung von dem Baue des Fußes eines Pferdes, daß vorn mit dem Schienbeine, und hinten mit der Röhre, an statt des bey dem Pferde vorhandenen Fesselknochens, zwey, und in der bey dem Pferde so genannten Köthe folglich auch 4 kleine nach hinten liegende Knochen vorhanden sind; so wie auch der Knochen der Krone, der Knochen des kleinen Fußes und der Huf um denselben doppelt ist.

Ungeachtet die Füße eines Schweines den Füßen des Hornviehes im Aeußerlichen so ähnlich sehen, so sind doch eigentlich die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelsten in den Klauen stecken, auf welchen das Schwein geht; die beyden äußern Finger aber liegen in den kleinern Klauen, welche hinten am Fuße befindlich sind. Das Knie der

Vor-

Die verschiedenen Zufälle und Krankheiten, denen die Füße insbesondere bey unsern vierfüßigen Hausthieren ausgesetzt sind, machen es nothwendig, daß wir die Knochen, welche in ihrer Zusammensetzung diese Stützen des ganzen Körpers bilden, etwas näher betrachten.

Der obere Theil der Vorderfüße des Pferdes, welchen die Pferdeverständigen die Schulter nennen, enthält an jeder Seite zwey Knochen; einen breiten, oder das so genannte Schulterblatt, und einen in dessen runde Höhlung eingefügten und in derselben durch ein Gelenk beweglichen röhrförmigen Knochen, den Kegel oder das Armbein, welche beyde mit dem dicken Fleische der Schulter bekleidet sind. Mit diesem letztern ist der Knochen des Vorarmes oder des Schenkels verbunden, welcher etwas länger ist, und eigentlich aus zwey neben einander liegenden Knochen besteht. Das Gelenk zwischen ihm und dem Kegel nennt man den Ellbogen. Wegen einer am Knochen des Armes befindlichen Hervorragung, kann der Arm nur nach vorn, nicht aber nach hinten, gebogen werden. In dem so genannten Knie befinden sich 7 kleine, in zwo Reihen geordnete Knochen, mit welchen das Schienbein dergestalt verbunden ist, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbeine ist wieder in demjenigen Gelenke, welches man die Röthe nennt, in welchem nach hinten zu zwey kleine Knochen liegen, der Fesselknochen verbunden, welcher in dem breiten Kronenbeine eingelenkt ist. Dieses letztere endlich ist mit dem äußersten Knochen des Fußes, oder, wie es besonders genannt wird, mit dem Knochen des kleinen Fußes verbunden; und hinter dem Gelenke zwischen ihnen liegt noch ein kleiner rundlicher Knochen, welchen man den Kern nennt. Der [illegible]chen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bil[illegible] mit dem Horne des Hufes, von welchem er über[illegible] und ist seiner Substanz nach lockerer, [illegible]nochen. Bey den Hinterfüßen ist der erste

erſte röhrförmige Knochen, von dem Körper an gerechnet, der Hanken- oder Backenknochen, der ſich unten mit dem obern Röhrknochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man auch die Leiſte oder den Leiſt nennt, liegt nach vorn zu die Knieſcheibe, welche verhindert, daß der obere Röhrknochen nicht anders, als nur nach hinten, gebogen werden kann. Nach außen geht von dieſem Knochen ein kleinerer gleichſam herabhangender ab, der ſich in eine Spitze endiget. Das Gelenk der Kniekehle oder am Elbogen der Hinterfüße, enthält ſechs unter einander verbundene Knochen, von welchem der untere Röhrknochen abgeht, der mit den darauf folgenden bis an die Spitze des Fußes eben ſo gebildet iſt, als das Schienbein, und die unter demſelben gelegenen Knochen des Vorderfußes.

Bey dem Mauleſel und Eſel findet in allen Stükken derſelbe Bau der Füße Statt.

Bey dem Rind- Schaf- und Ziegenvieh findet ſich der Unterſchied, daß das Knie der Vorderfüße 6, an den Hinterfüßen aber nur 5 Knochen enthält. Wichtiger aber iſt die Abweichung von dem Baue des Fußes eines Pferdes, daß vorn mit dem Schienbeine, und hinten mit der Röhre, an ſtatt des bey dem Pferde vorhandenen Feſſelknochens, zwey, und in der bey dem Pferde ſo genannten Köthe folglich auch 4 kleine nach hinten liegende Knochen vorhanden ſind; ſo wie auch der Knochen der Krone, der Knochen des kleinen Fußes und der Huf um denſelben doppelt iſt.

Ungeachtet die Füße eines Schweines den Füßen des Hornviehes im Aeußerlichen ſo ähnlich ſehen, ſo ſind doch eigentlich die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelſten in den Klauen ſtecken, auf welchen das Schwein geht; die beyden äußern Finger aber liegen in den kleinern Klauen, welche hinten am Fuße befindlich ſind. Das Knie der

Vor-

Vorderfüße enthält acht Knochen in zwo Reihen, an den Hinterfüßen aber ſieben.

Die verſchiedenen Zufälle an den Füßen unſerer vierfüßigen Hausthiere, inſonderheit der Pferde, des Rind-Viehes und der Schafe, findet man unter beſondern Artikeln, z. E. Feigwarze, Feſſel, Fußentzündung, Fußſäule, Fußſchwinden, Galle, Geſchwür, Hinken, Hornkluft, Hornſpalt, Huf, Kniegeſchwulſt, Krebs, Lähmung, Mauke, Kappe, Sohle, Spat, Vernageln, Verrenkung ꝛc. abgehandelt.

* * *

2. Figürlich.

1) Der unterſte Theil eines lebloſen Körpers, worauf er ſtehet, beſonders wenn derſelbe eine breite Grund-Fläche hat, zum Unterſchiede von einem Beine. Der Fuß an einer Säule, der Säulenfuß. Der Fuß an einem Gränzſteine, deſſen unterer dicker Theil. Der Fuß eines Tiſches, Bettes, Uhrgehäuſes, Weinglaſes, Handfaſſes u. ſ. f. Am Fuße des Berges, der auch deſſen Wurzel heißt. Der Fuß eines Zirkels.

Jeder ſtehende Körper, der das Anſehen eines Ganzen haben ſoll, muß einen von ſeinen übrigen Theilen unterſchiedenen Fuß haben, damit man deutlich bemerken könne, daß ihm von unten nichts fehle, und daß er ganz ſey. Eine Säule, deren Schaft ohne Fuß auf dem Grunde ſteht, ſieht wie ein abgebrochenes Stück aus; ein Haus, welches gegen den Grund keinen Fuß hat, ſieht aus, als wenn es in die Erde geſunken wäre. Es iſt daher zum guten Ausſehen unumgänglich nöthig, daß ein ſtehender Theil einen Fuß habe; und man kann es durch keine einzige gute Regel des Geſchmackes rechtfertigen, daß die griechiſchen Baumeiſter bisweilen doriſche Säulen ohne Fuß gemacht haben, wie an den Tempeln des Theſeus und der Minerva in Athen.

Die allgemeine Beſchaffenheit des Fußes an ſtehenden Körpern kann aus dem Grundſatze der Feſtigkeit hergeleitet

geleitet werden. Wenn der Fuß etwas hervorſteht, und dem ſtehenden Körper eine etwas breitere Grundfläche machet, ſo ſteht derſelbe feſter. Folglich iſt es in der Natur unſerer Vorſtellungen gegründet, daß der Fuß etwas breiter, als der über ihm ſtehende Theil des Körpers ſey; daher kommen an den Häuſern die Plinthen, an den Säulen und Pfeilern aber die Fußgeſimſe. Die Natur hat ſchon die erſten Baumeiſter darauf geleitet. Man findet die Füße in den älteſten ägyptiſchen, in den gothiſchen, arabiſchen und chineſiſchen Gebäuden.

Es müſſen aber, ſowohl in der Höhe des Fußes, als in ſeiner Ausladung, gewiſſe Verhältniſſe beobachtet werden. Es muß dabey weder zu viel, noch zu wenig ſeyn. Wäre der Fuß ſo groß, daß er einen merklichen Theil des Körpers, den vierten oder fünften Theil ſeiner Höhe einnähme, ſo würde man ihn nicht bloß für den Fuß halten; denn der Kopf und der Fuß zuſammen müſſen bloß als kleine Theile eines großen Körpers erſcheinen. Daher können beyde in ihrer Höhe nicht wohl mehr als den fünften Theil der ganzen Höhe ausmachen. Da ſie aber beyde noch eine beträchtliche Stärke haben müſſen, ſo dürfen ſie auch nicht ſo klein ſeyn, daß ihre Höhe vor der ganzen Höhe des Körpers unbemerkt verſchwinde; welches beydes vielleicht geſchehen würde, wenn beyde weniger, als den zwölften Theil des ganzen Körpers ausmachten.

Es erhellet hieraus, daß man dem Fuß nicht wohl mehr, als den 10 oder 12ten Theil der Höhe des Körpers, und nicht wohl weniger, als den 20 oder 24ſten Theil derſelben geben könne. Bey den Säulen, wo man am meiſten auf ein mit hinlänglicher Feſtigkeit verbundenes ſchönes Anſehen befliſſen geweſen iſt, trifft man die größten Füße nicht über den 14ten, und ihr geringſtes Maß nicht über den 20ſten Theil der ganzen Länge an. Ihre Ausladung aber kann aus der Höhe beſtimmt werden. Iſt ſie zu geringe, ſo bemerkt man ſie kaum; zu ſtark, gibt ſie das Anſehen der Zerbrechlichkeit. Der fünfte bis ſechſte Theil ſeiner Höhe ſcheint die ſchicklichſte Größe der Ausladung zu ſeyn. Die Säulenſtühle haben größere Füße; denn ſie ma-

chen oft den 4 oder 5ten Theil der Höhe aus. Allein man kann dieſe Füße zugleich für die Füße der ganzen Ordnung halten. Bey einem ganzen Gebäude kann der Untersatz oder die Plinthe nicht wohl kleiner, als der 20ſte Theil der Höhe ſeyn.

Wenn ein Fuß ganz platt iſt, ſo wird er die Plinthe genannt; iſt er aber mit Gliedern verziert, ſo werden dieſe zuſammen das Fußgeſimſe genannt.

Im Bergbaue heißt die unterſte Fläche des Stollens, worauf das Waſſer abläuft, der Fuß, oder die Sohle.

2) Ein Längenmaß (*), welches von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern, vornehmlich im Bauen, und in Beſtimmung der Weiten gebraucht wird, von der Länge des unterſten Theiles des Fußes eines erwachſenen Menſchen hergenommen iſt, und auch ein Schuh genannt wird. Eines Fußes lang. Keinen Fuß breit weichen.

Der Fuß wird in den geometriſchen und gemeinen eingetheilet, welche beyde wiederum eine gewiſſe Anzahl von Zollen haben, ſo gleichſam die Einheiten ſind, aus denen der Fuß beſteht, ſo wie dieſer wiederum die Einheit verſchiedener anderer Maße, als: der Elle, der Klafter, der Ruthe, der Meile ꝛc. iſt; ſiehe Elle, Klafter, Meile, Ruthe, Zoll. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß, deſſen ſich inſonderheit die Erd- und Feldmeſſer bedienen, wird, um beſſerer Bequemlichkeit im Rechnen willen, in 10 Zoll getheilet, (daher er auch Decimalfuß oder Decimalſchuh genannt wird) und 10 ſolcher Füße machen eine geometriſche oder Decimal-Ruthe. Der gemeine

(*) In dieſer Bedeutung bleibt das Wort Fuß, wenn es mit einem Zahlworte verbunden iſt, im Plural unverändert, nach dem Beyſpiele ſo vieler andern Wörter, welche ein Maß, Gewicht u. ſ. f. bedeuten. Sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, nicht Füße. Stehet aber kein Zahlwort dabey, ſo wird es gemeiniglich auf oberdeutſche Art abgeändert. Ein Maß nach Fußen, das Fußmaß. Etwas nach Fußen und nicht nach Ellen meſſen, nicht nach Füßen.

gemeine oder Werk-Schuh hingegen wird in 12 Zoll eingetheilet; welche Zolle aber so wenig, als die gemeinen Fuße, an allen Orten einerley Länge haben.

Die Alten haben, wie *Vitruvius*, L. 3. C. 1. gar recht angemerkt hat, das Maß zu Ausmessung der Längen, von den Gliedmaßen des menschlichen Körpers genommen, wovon die Nahmen des Längenmaßes ein deutliches Zeugniß geben, als: bey den Lateinern Pes, Cubitus, Digitus, Pollex (*), und bey den Deutschen: der Fuß, Daumen, daumenbreit, d. i. Zoll, handbreit. Es ist auch kein Zweifel, daß es Jedem gleich im Anfange am allernatürlichsten gewesen, Dinge, welche in der Hand gemessen werden, mit Spannen und Ellbogen abzumessen und zu zählen; so wie man die kürzeste Art, die Länge auf der Erde zu messen, diese zu seyn befunden, wenn man einen Fuß immer wechselsweise vor den andern setzte, und diese Fußlängen zusammen zählte. Wer Schuhe trug, hat sie deswegen nicht erst ausgezogen, sondern in Schuhen gemessen, und die Schuhlängen für das Maß angenommen; daher Fuß und Schuh gleichgültige Benennungen geworden sind. Da nun aber die Größe der Menschen, mithin auch ihrer Gliedmaßen, unterschieden, und es überhaupt eben so willkührlich ist, das Maß oder die dazu benöthigte Eins lang oder kurz anzunehmen, als ich mich auf dem Papiere bey vorkommender Zeichnung eines größern oder kleinern Maßstabes bedienen kann: so ist es auch geschehen, daß das Maß unter den Völkern ganz unterschieden ist; und haben schon die Alten zwischen dem römischen, griechischen, olympischen und hebräischen Fuß einen Unterschied gemacht. Das Gesetz und die Gewohnheit haben überall die wahre Länge des Maßes gleichwohl bestimmen müssen, damit man etwas Gewisses habe, wornach man sich im Handel und Wandel richten, und alle Unordnung vermeiden könne.

(*) Weil einige Geometer zwischen Digitus und Pollex keinen Unterschied zu machen wußten, haben sie ein Versehen begangen, welches sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Die heutigen lateinischen Meßkünstler halten Digitus und Pollex bey Bestimmung des Längenmaßes für Synonymen, welches aber falsch ist; denn ein rheinländischer Fuß hält 16 Digitos (Finger), oder 12 Pollices (Daumen). Die deutschen Geometer haben den Nahmen Daumen in den Nahmen Zolle verwandelt, und nehmen auf die Finger keine Rücksicht mehr.

Das Längenmaß, welches wenigstens in Deutschland aller Orten wirklich gebraucht wird, ist der rheinländische Fuß. Wenn wir diesen zwölfmahl auf eine gerade Stange auftragen laßen, so haben wir eine rheinländische Ruthe, womit wir große Längen mit keiner größern Mühe ausmessen können, als wir es mit einem andern willkührlichen Maße thun, welches nur uns, und kaum unsern nächsten Nachbarn bekannt ist.

Einige holländische Ausmesser haben schon im 16ten Jahrhundert, dem rheinländischen Fuß eine bestimmte Länge zu geben, angefangen. Die meisten heutigen Verhältnisse desselben gegen anderes Längenmaß gründen sich auf diese Bestimmung. In spätern Zeiten nahm man daher, wenn es um die Vergleichung z. E. der Ellen zu thun war, seine Zuflucht zu dem rheinländischen Maße, und setzte 2 rheinl. Fuß für 1 rheinl. Elle oder Werkelle an. Indessen war noch immer die Länge des rheinländischen Maßes um deswillen sehr schwankend, weil man davon kein Original aufweisen konnte. Und eben dieses bewog die Meßkünstler, den leidener Fuß für den wahren rheinländischen anzunehmen. Man muß sich aber hüten, den amsterdammer, brabanter oder flämischen Fuß mit dem leidener zu verwechseln, da dieser von jenen abgeht.

Mit dem rheinländischen Fuß hat der seit 6 Jahren durch eine königliche Verordnung festgesetzte berliner Fuß einerley Größe. 12 solcher Fuße geben 1 Ruthe; und diese wird bey dem Feldmessen in 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien eingetheilt. Die Ruthen bezeichnet man mit °, wie die Grade; die Fuße oder Schuhe mit ', wie die Minuten, und die Zolle mit ", wie die Secunden. Außer dem rheinländischen Fuß, welcher eigentlich unser deutsches Maß ist, gibt es noch zwo Arten von Fußberechnungen, welche allgemein bekannt sind, und nach welch man alle übrigen vergleichet. Die erste ist der französische königliche Fuß, Fr. Pied du Roi, welcher nach einem beständigen eisernen, an dem Châtelet zu Paris befestigten Maße gemessen wird. Ein solcher pariser Fuß wird in 12 Zoll (Pouces), ein Zoll in 12 Linien, und jede Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1440 Theile getheilet. Der zweyte ist der englische oder londoner Fuß, welcher, gleich jenem, in 12 Zoll (Inches), jeder Zoll in 10 Linien, und eine Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1200 Theile getheilet wird. Unser deutsche oder rheinländische Fuß, wird, bereits gedachter maßen, auf gleiche Art in Zoll und Linien abgetheilet, ist aber

etwas

etwas kleiner, als der pariser, und größer als der englische. Die Länge von diesen 3 unterschiedenen Maßen, und ihr Verhältniß unter einander, ist auf das genaueste bestimmt. Solchergestalt,

wenn der pariser Fuß hält - - -	1440	Theilchen,
so hält davon der londoner - -	1355	=
— — — der rheinländische -	1391 $\frac{1}{3}$	=
Wenn der londoner hält - - -	1200	Theilchen,
so hält davon der pariser - - -	1275	=
— — — der rheinländische -	1232	=
Wenn der rheinländische hält - -	1200	Theilchen,
so hält davon der pariser - - -	1242	=
— — — der londoner - -	1169	=

Der englische Fuß hält $\frac{1}{12}$ weniger, als der französische; 15 französ. geben also 16 engl. Fuß, oder umgekehrt. Will ich eine gewisse Anzahl englischer Fuße zu französischen reduciren, so nehme ich nur den 16ten Theil davon; oder will ich französische Fuße zu englischen machen, so theile ich sie in 15 Theile, und addire noch einen dieser Theile zu der Summe.

27 französische Fuß geben 28 rheinländische. Ich reducire also solche auf eine ähnliche Weise, indem ich zu jenen den 27sten Theil zusetze, und von diesen den 28sten Theil nehme.

69 englische Fuß geben ungefähr 67 rheinländische.

100 französische königliche Fuß, sind gleich 104 $\frac{7}{8}$ berl. Fuß; oder 839 berl. Fuß betragen 800 pariser; oder 43 berl. geben 41 pariser Fuß.

Fig. 818, findet man die jetzt beschriebenen, nebst noch 13 andern bekannten Fußmaßen, als: das bayerische, berner, calenbergische, cölnische, erfurter, hamburger, leipziger, meklenburgische, nürnberger, savoyische, schwedische, spanische und wiener, nach des Hrn. v. Münchhausen Vorstellung, im 3 St. des 1 B. des Hausvaters, auf das genaueste abgezeichnet.

Die Eintheilung nach Zollen und Linien, ist bey allen Fuß-Maßen gebräuchlich und eingeführt; und im übrigen macht ein Jeder den an seinem Orte üblichen Fuß begreiflich, wenn er angibt, wie viel Theile er von einem französischen, englischen oder rheinländischen Fuß halte. Es ist sicherer, wenn man ihn gegen alle diese drey Fußmaße vergleichet. Denn, da man ihr Verhältniß weiß, so kann man eher nachrechnen, ob die Angaben auch richtig sind.

Der in dem Churfürstenthum Hannover übliche Fuß, wird gemeiniglich der calenbergische Fuß genannt, sollte aber eher den Nahmen des celliſchen Fußes führen, weil er zuerſt zu Celle eingeführt worden, und ſeinen Grund in der von dem Herzog Georg Wilhelm unter d. 6 Jun. 1692 publicirten Verordnung hat, woſelbſt auch deſſen Länge abgebildet iſt; es iſt aber der Abdruck nicht mit gehöriger Genauigkeit geſchehen, und zu groß. Der nunmehr unterſuchte, und durch eine Verordnung v. 29 Nov. 1765 feſtgeſetzte calenbergiſche Fuß hält

	Theile
vom pariſer - - - - - - -	1299
vom londoner - - - - - -	1150 $\frac{5}{7}$
vom rheinländiſchen - - -	1120 $\frac{1}{2}$

Mithin geben

10 calenbergiſche - -	9 pariſer Fuß
26 $\frac{1}{2}$ ⸗ ⸗ - -	25 $\frac{1}{2}$ londoner.
15 ⸗ ⸗ - -	14 rheinländiſche.

Nach dieſen Verhältniſſen kann man alle übrige Maße vergleichen oder reduciren. Denn, wenn man weiß, wie viel ein Fuß von dem pariſer Maß Linien enthält, ſo iſt leicht auszurechnen, wie viel Theile er von einem londoner oder rheinländiſchen Fuß halten müſſe. z. E. ein hamburger Fuß hält 1270 Theilchen von dem franzöſiſchen Maß; ich will wiſſen, wie viel Theile von dem rheinländiſchen Maß er halte: ſo rechne ich folgendergeſtalt: 1440 Theilchen geben 1244 rheinländiſche Theilchen, wie viel geben 1270 von jenen? nähmlich 1097.

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der bekannteſten Fuß-Maße gegen einen pariſer Fuß. Es iſt nur zu verwundern, da der pariſer Fuß ſo gar genau beſtimmt iſt, und ein Jeder ſein Landesmaß darnach auf das genaueſte vergleichen kann, daß die Angaben, ſelbſt von großen Gelehrten, oft ſehr abweichen. So gibt z. E Mengel den däniſchen Fuß zu 1402 Theilchen des pariſer Fußes an; und in den neuern Lettres sur le Danemarc heißt es, daß er dem rheinländiſchen völlig gleich ſey; dieſer hält nach der genaueſten Beſtimmung 1391 $\frac{1}{2}$ Theile; Riccioli gab ihn zu 1373, Petit zu 1387, und ein Anderer zu 1395 an, welches einen Unterſchied von 2 Linien beträgt. Man ſieht daraus, wie wenig wir uns auf die übrigen Berechnungen von dem körperlichen Inhalt verlaßen können, wenn die Linien nicht ſo genau zu meſſen ſind.

Ver-

Vergleichung
der bekanntesten Fußmaße.

Wenn ein pariser Fuß in 1440 Theile getheilet wird, so halten davon

Zu Aachen	Fuß	1285	
— Amsterdamm	Schuh	1253	bis 1263
— Anspach	—	1320	
— Antwerpen	—	1260	
— Avignon	Pieds	1100	
— Augsburg	Schuh	1313	bis 1317
— Babylon	halb. Cub. Sac.	1633	
— Basel	—	1330	
In Bayern	—	1280	1297 $\frac{1}{11}$
Zu Berlin	—	1373	
— Bern, siehe Schweiz.			
— Besançon	Pieds	1370	
— Bologna	—	1682	
— Boulogne, nach Scamozzi	—	1680	
— — — nach Picard	—	1690	
— Braunschweig	Schuh	1265	
— Bremen	—	1282	
— Brescia	Bracci	2075	
— Breslau	Schuh	1260	
— Briel	—	1486	
— Brück	—	1226	
— Brüssel	—	1290	
— Cagliari	Palmi	898	
Ein calenbergischer	Schuh	1299	
Zu Carlsruhe	—	1241	
— Castilien	Palmos	940	
In China	Kramerfuß	1500	
— —	mathemat. Maße	1477	
— —	ein Kongpu oder Baufuß	1431	
Zu Cleve	Fuß	1310	
— Cöln	—	1219	bis 1[illegible]
— Constantinopel	Pic	2930	bis 3[illegible]
— Copenhagen, siehe Dänemark.			
— Cracau	Schuh	1580	
In Dänemark	—	1391	
Zu Danzig	—	[illegible]	
— Dijon	Pieds	1392	

Zu Dole	Pieds	1583	
— Dordrecht	Schuh	1596	
— Dresden	—	1255	
In Egypten	Drah	2439	
Zu Emden	Fuß	1313	
In England	Shoe	1350	
Zu Erfurt	Schuh	1251	
— Eyderstädt	—	1313	
— Florenz	Bavelle	1212	
— Frankfurt	Fuß	1270	
— Genua	Palmi	1100	
— Gibraltar	Fuß	1253	
— Gieſſen	—	1320	
— Goes	—	1329	
— Gotha	—	1275	
— Grenoble	Pieds	1512	
Ein griechiſcher	Fuß	1361	
Zu Gröningen	—	1295	
— Haag	—	1440	
— Halle	—	1320	bis 1326
— Hamburg	—	1270	
— Hanover	—	1299	
Ein hebräiſcher alter	—	1590	
Zu Heidelberg	—	1220	bis 1235
— Herforden	—	1330	
— Hildesheim	—	1257	
In Holſtein	—	1323	
Zu Inſpruck	—	1408	
— Königsberg	—	1364	
— Leiden	—	1389	bis 1390
— Leipzig	—	1275	
— Liſſabon	—	1287	bis 1388
nach Kruſen	—	1501	
— London, ſiehe England.			
In Lothringen	—	1292	
Zu Lübeck	—	1284	bis 1290
— Lüttich	—	1276	
— Lyon	Pieds	1512	
— Magdeburg	Schuh	1257	
— Manheim	—	1287	
— Mantua	Bracci	2062	
— Maſtrich	Fuß	1245	

Zu

Zu Maynz	Fuß	1235	
— Mecheln	—	1239	
In Mecklenburg	Schuh	1288	bis 1290
Zu Middelburg	—	1330	
— Milano	Bracci	2166	
	Fuß	1760	
— Moscau	—	1483	
— Mümpelgard	—	1274	
— München	—	1280	bis 1285
— Neuenburg, siehe Schweitz.			
— Neapolis	Palme	1169	
— Nürnberg	Fuß	1346	
— Oldenburg	—	1313	
— Osnabrück	—	1293	
nach Kruſen	—	1238	
— Padua	Palme	1570	
— Palermo	—	1073	
— Parma	Bracci	2423	
— Pavia	—	2080	
In Perſien	Arish	4310	
Zu Piacenza	Bracci	2423	
In Piemont	Pudliprand	2304	
— Pommern	Fuß	1295	
Zu Prag	—	1337	bis 1338
— Reggio	Bracci	2348	
— Reval	Fuß	1187	
Ein rheinländiſcher	—	1391	$\frac{2}{10}$
Zu Riga	—	1215	
— Rimini	Bracci	1205	
nach Kruſen	—	2410	
— Rom	—	1324	bis 1326
	Canne	9900	
Ein römiſcher alter	Fuß	1306	
Zu Roſtock	—	1282	
— Rotterdam	—	1385	
— Rouen	—	1200	
In Rußland	—	15:0	
nach Kruſen	—	1350	
— Sardinien	Palmi	1113	
— Savoyen	Bracci	1200	
— Schweden	Fuß	1316	
— Schweitz	—	1330	

In Sedan	Fuß	1230	
— Siam	Ken	4260	
— Spanien	Fuß	1237	
nach Kruſen	—	1253	
Zu Stettin	—	1253	
— Straßburg	—	1282	bis 1287
— Toledo	—	1212	
— Turin	—	1432	
	Bracci	1920	
— Ulm	—	1294	
nach Kruſen	—	1281	
— Urbano	—	1570	
— Utrecht	Fuß	1210	
— Venedig, Verona	Bracci	1540	
— Vincenza	—	1580	
— Wien	Fuß	1420	
— Wittenberg	—	1255	
— Würtemberg	—	1268	
— Zirkzee	—	1376	

— Zürich, ſiehe Schweitz.

Andr. Celſii Vergleichung zwiſchen dem ſchwediſchen Fuß, und den davon unterſchiedenen ausländiſchen Maßen, ſ. im 1 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. die J. 1739 und 1740, S. 255 — 257.

Nachricht von einigen zu Rom im Capitolio aufbehaltenen Maßen, von Mart. Folkes, aus No. 442 der Philoſ. Tranſact. überſetzt, ſ. im 4 B. des Hamb Magaz. S. 659, fgg.

Hrn. Keſerſtein Anfangsgründe zu praktiſch geometriſchen Zeichnungen und Vermeſſungen, Lpz. 1778, gr. 8. S. 125.

Hrn. v. Münchhauſen Hausvater, 1 Th. Hannov. 1771, gr. 8. S 531, fgg.

Ueber die richtige Beſtimmung der Verhältniß des rheinländiſchen Fußes zum londner, von D. H. Piehl, nebſt Hrn. Prof. Käſtners Erinnerung darüber, ſ. im 6 St. der Götting. gemeinnütz. Abhandlungen, v. J. 1775, S. 46 — 52.

Matth. Raper Unterſuchung der Größe des römiſchen Fußes, ſ. im 2 Th. der Phil. Tranſact. a. d. J. 1760, Art. 69; ſ. auch den 6 B. des Brem. Magaz. S. 124, f.

Hrn. Prof Sprenger vollſtändige Anfangsgründe des Feldbaues, Stutg 1772, 8 S 386, fgg.

Der churſächſiſche Inſpector und Hofmechanicus, Hr. Rudolphi, hat nach der Erfindung des Hrn. Hauptm. Gunther, ein Inſtrument verfertigt, vermittelſt deſſen man die Verhältniſſe der verſchiedenen Ellen- und Fußmaße auf das genaueſte unter ſich, und gegen den

den königl. franzöſiſchen Fuß vergleichen, und in deſſen Theilen, nähmlich in Zollen, Linien, Scrupeln und Hundertheilen einer Linie beſtimmen kann. Siehe Fig. 819.

Da die meiſten Vergleichungen der verſchiedenen Ellen- und Fußmaße gegen den franzöſiſchen Fuß geſchehen, und deren Länge in den verſchiedenen hierüber bekannten Tabellen in Theilen des franzöſiſchen Fußes ausgedruckt wird: ſo iſt dieſer auch bey gegenwärtigem Inſtrument zum Grunde gelegt worden, und deswegen die genaue Länge von 2 pariſer Fuß, von einer an den Hrn. D. Zeiher in Wittenberg, von dem berühmten Abt de la Caille geſchickten halben franzöſiſchen Toiſe abgenommen, und auf jede derjenigen zwo Linien A B und C D, welche den mittlern beweglichen Schieber E F zwiſchen ſich halten, getragen, und ſowohl jeder in ſeine 12 Zoll, als jeder Zoll in 12 Linien, und alſo jeder Fuß in 144 Theile mit möglichſter Genauigkeit getheilt worden.

Am Anfang der Theilung in A, iſt auf dem Lineal ein unbeweglicher und mit Stahl belegter Anſatz befeſtigt, an welchen man das zu vergleichende Fuß- oder Ellenmaß mit dem einen Ende anleget. Auf den beweglichen Schieber iſt ein ähnlicher Anſatz befeſtigt, welcher an das andere Ende des zu prüfenden Maßes angeſchoben wird, und zu gleicher Zeit deſſen wahre Länge auf dem getheilten Lineal in Zollen und Linien angibt. Wegen des Spielraumes und verſchiedener Ungleichheiten der Schraube, welche gemeiniglich zu feinen Abtheilungen bey ähnlichen Inſtrumenten gebraucht wird, ſind hier zur Unterabtheilung der Linien in ihre erſten und zweyten Scrupel, an deren Statt auf dem beweglichen Schieber 2 ſo genannte Nonii angebracht, durch welche jede Linie, durch den einen in 10, und durch den andern in 100 Theile, und im erſten Falle der Zoll in 120, und der Fuß in 1440, im andern Falle aber der Zoll in 1200, und der Fuß in 14400 Theile getheilet wird.

Wenn der bewegliche Anſatz die Länge des enthaltenen Maßes genau an Zollen und Linien ohne Ueberſchuß angibt, ſo trifft jede der äußerſten Abtheilungslinien eines jeden Nonius gerade auf einen Strich der auf dem Lineal befindlichen Abtheilung; ſchneidet hingegen der vorgedachte Anſatz die Länge des enthaltenen Fuß- oder Ellenmaßes nicht genau mit einer Linie, ſondern zwiſchen zweyen ab, ſo daß die enthaltene Länge außer den Zollen und Linien noch einige Zehn- oder Hundertheile

einer

einer Linie lang ist, so zeigt derjenige Strich des Nonius, der auf eine Linie der Abtheilung auf dem Lineal genau trifft, auf dem Zehentheilchen, wie viel Scrupel, und auf dem Hundert-Theilchen, wie viel Hundertheile einer Linie dieser Ueberschuß groß ist.

Anzeige von der Leipziger ökon. Societät, in der Mich. Messe 1775, S. 81, f.

* * *

3) Der Zustand einer Sache. Seine Sachen stehen auf einem guten, auf einem schlechten Fuße. Eine Sache wieder auf den alten Fuß setzen. Ich habe mich auf den Fuß gesetzt, daß ich seiner nicht bedarf.

4) Die Art und Weise der Behandlung einer Sache. (a) Truppen nach dem preußischen Fuße errichten, auf eben die Art, wie die preußischen errichtet sind. Wir leben auf einem sehr guten Fuße mit einander. Auf einem großen Fuße leben, vornehm, prächtig. Ein großer Fuß war ehedem eine Zierde, und die Schuhe hatten besonders im 14ten Jahrhunderte ihr bestimmtes Maß, nach dem Range dessen, der sie trug, so wie ehedem die Brillen in Spanien. Die Schuhe einer fürstlichen Person waren $2\frac{1}{2}$ Fuß, eines Freyherrn 2 Fuß, und eines gemeinen von Adel $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.

(b) In dem Münzwesen, die Einrichtung des innern Werthes und Gehaltes der Münzen; siehe Münz-Fuß.

Bey den Färbern versteht man durch das Wort Fuß die erste Farbe, welche man einem Zeuge gibt, ehe man ihn mit einer andern Farbe färbet, als: das Blaue, ehe es auf Schwarz gefärbet wird, welches der Pastell- oder Waid-Fuß heißt. Gleichergestalt sagt man, der Grapp-Gaude oder Wurzel-Fuß, und also auch in Ansehung anderer Specereyen, woraus eine Farbe zusammengesetzt ist. Es hat demnach ein einziger Zeug so viele Farbenfüße, als mit wie vielen Farben er nach

und

und nach gefärbet worden; und die Färber sind verbunden, daran so viele Rosen oder Röschen zu laßen, als er Füße hat, um daraus zu erkennen, daß sie ihm die gehörige Farbenfüße gegeben haben; welches auch durch das Absieden oder Abkochen geschehen kann; siehe Abkochen, und Rose. Wenn aber die Farbe dieser Füße schwach ist, und nicht ihre gehörige Vollkommenheit hat: so nennt man sie nur den kleinen Grapp-Gaude- oder Waidfuß, u. s. w.

Fuß, (Blasen-) eine Gattung von Insecten; s. Th. V, S. 566.

— (Decimal-) siehe oben, S. 514.

— (Deich-) siehe Deich-Anker.

— (Farben-) siehe oben, S. 524.

— (Geiß-) siehe unter Hebezeug.

— (Münz-) siehe in M.

— (Pferde-) eine Ungestalt der Füße, siehe oben, S. 501.

— (Säulen-) siehe oben, S. 512.

1. **Fuß-Angel,** Fuß-Eisen, L. Murex, Tribulus ferreus, Fr. Chausse-trape, ein Eisen mit 4 oder 5 Spitzen, welches zur Beschädigung der Füße auf die Erde geworfen wird; Fig. 820, A und B. Das Legen der Fuß-Angeln für Diebe, z. E. Gartendiebe, ist nach guten Polizeygrundsätzen nicht erlaubt. Sie sind daher nur im Kriege gebräuchlich, und man wirft sie in die Bresche und in den bedeckten Weg, damit der Feind daselbst keinen sichern Tritt habe.

Die Fußangeln sind dergestalt gemacht, daß allezeit eine Spitze in die Höhe kommt, man möge sie werfen, wie man will, damit sie demjenigen, der darauf tritt, durch den Fuß gehen. Man macht deren dreyerley Arten. Die großen haben 5 Zoll lange Spitzen; in den mittlern ist die Spitze 4, und in den kleinen nur 3 Zoll lang. Bisweilen werden dergleichen Eisen in ein hölzernes Corpus gesetzt, und an diejenigen Oerter geworfen, welche man schon in Brand gebracht hat, um dadurch das Hinzueilen der zum Löschen bestimmten Personen zu verhindern;

dern; oder man vergräbt sie an Oertern, welche die feindliche Reiterey zu passiren hat, in die Erde, um dadurch die Pferde zu lähmen; und diese nennt man Lähmeisen oder Fußangelkugeln.

2. Fuß-Angel, eine von Hrn. Planer, wegen der Frucht, also genannte Pflanze, welche in Malabar und Ceylon wächst. Die Frucht besteht in einer viereckigen Nuß, welche unterwärts an den Ecken mit 4 Stacheln besetzt ist. Eben daher hat nicht nur die deutsche Benennung, sondern auch der lateinische linneische Nahme Pedalium, seinen Ursprung.

Fuß-Arbeit, siehe Th. XII, S. 281.

Fuß-Bad, L. Pedilovium 1. Die Handlung, da man die Füße badet. Ein Fußbad brauchen. 2. Das Wasser, womit solches geschiehet; das Fußwasser.

Die Fußbäder, vornehmlich diejenigen, welche eine erweichende Kraft besitzen, gehören unter die äußerlichen Arzeneymittel, denen man die Macht, eine große Wirkung und Veränderung in dem Körper zu erregen, nicht absprechen kann. Wenn ich aber von deren Wirkung spreche, so verstehe ich darunter insonderheit diejenigen, welche in Absicht der Gesundheit, sowohl zu ihrer Erhaltung als Wiederherstellung gebraucht werden. Man bedient sich der Fußbäder, die Füße zu reinigen; man braucht dieselben bey dem Aderlaß, um den Trieb des Blutes in die Füße zu vermehren, u. s. f.

Wenn man ein erweichendes Fußbad gebrauchet, so findet sich, daß die Füße wärmer werden, die Röthe derselben nimmt zu, sie werden mehr aufgedunsen, die Adern laufen auf. In dem ganzen Körper bemerkt man einen geschwinden Puls, und es wird derselbe mehr erwärmet, und schwitzet. Aus diesen Wirkungen und aus dem Begriffe, daß die Fußbäder aus erweichenden Sachen bestehen, nicht nur in Ansehung der Kräuter und anderer Ingredienzien, sondern auch in Betrachtung des Wassers, läßt sich die Art und Weise, wie sie wirken,

wirken, leicht begreifen. Die Wärme der Füße relaxirt die daselbst befindlichen Fäserchen; diese geben eher nach; sie laßen also die flüssigen Theile mehr durch, ja diese Feuchtigkeiten selbst werden verdünnet, daß sie also desto geschickter sind, sich schneller zu bewegen. Weil solchergestalt das Blut stärker und geschwinder durch die Füße fortgepreßt wird, so fließt es auch desto stärker und heftiger wieder herzu, und kann mithin desto freyer zum Herzen gebracht, und desto geschwinder von demselben zu den Theilen fortbeweget werden. Hieraus ist abzunehmen, wie die Fußbäder den Umlauf des Blutes durch die Theile erleichtern, wie die Theile dadurch mehr unter einander gerieben werden, und wie überhaupt auch die Wärme des Körpers vermehrt wird. Die Haut der ganzen Peripherie wird relaxirt, die Theile sind durch eine schnelle Geblütsbewegung zu den Absonderungen mehr zubereitet; mithin muß die Ausdünstung größer seyn. Alle Absonderungen, nicht nur der subtilsten, sondern auch der gröbern Feuchtigkeiten, geschehen besser.

Es haben aber die Fußbäder nicht nur, jetzt gezeigter maßen, überhaupt einen großen Nutzen, sondern es erstreckt sich derselbe noch weiter, besonders in einigen Krankheiten. Bey Kopfschmerzen, welche von einem Krampfe in den untern Theilen herrühren, wodurch das Blut mehr nach den obern Theilen gepresset, und deren Gefäße ausgedehnet werden, daß ein Schmerz erfolgt, wie z. E. bey hypochondrischen und hysterischen Personen, bey Hämorrhoidariis, bey Frauenspersonen, deren monathliche Reinigung in Unordnung ist, thun die Fußbäder sehr gute Dienste; welches auch von dem aus eben dieser angegebenen Ursache entstehenden Schwindel gilt. Hofmann empfiehlt in solchem Falle Fußbäder, welche aus nervenstärkenden Kräutern, gemeinem Salze und Pottasche zubereitet sind. Das Klingen der Ohren, die Zahnschmerzen u. d. gl. können,

nen,

nen, bey eben der Ursache, durch eben dieses Mittel gebändiget werden. Die Schlafsucht wird dadurch gemindert, wenn sie nähmlich von einem Zusammendrükken der Nerven entsteht, wodurch der Einfluß des Nervensaftes in die Theile verhindert wird. Aus gleichem Grunde werden die Fußbäder in Schlagflüssen, Raserey, Melancholie, Sprachlosigkeit, und dergleichen Zufällen, mit Nutzen gebraucht. Das Nasenbluten, die Entzündung der Augen ꝛc. werden durch einen geschwindern Umlauf des Blutes durch die untern Theile, und besonders durch die Füße, verringert.

Außer den Zufällen des Hauptes, ist der Nutzen der warmen Fußbäder auch bey Brustbeschwerden, als: trocknen Husten, Blutspeyen, Engbrüstigkeit, Herzklopfen ꝛc. zumahl, wenn die Ursache der Beschwerde in dem verhinderten Umlaufe des Blutes durch die untern Theile liegt, beträchtlich.

Ferner tragen die Fußbäder zur Beförderung der Reinigung des Frauenzimmers sehr viel bey, zumahl, wenn dabey das Reiben der Füße mit zu Hülfe genommen wird. Bey Hämorrhoidariis, ist der Gebrauch der Fußbäder in allen Fällen nützlich. Denn ist eine Neigung zum Flusse der goldenen Ader da, so wird das Blut in den Blutgefäßen des Unterleibes mehr angehäufet; es macht Molimina, wodurch die Hämorrhoiden befördert werden. Ist aber keine Neigung dazu da, und sind bereits im Unterleibe, von einer Congestion des Blutes, Spannungen zu bemerken, so wird doch die Bewegung des Blutes durch die Füße besser befördert, daher die Blutgefäße des Unterleibes wenigern Widerstand finden, sich lebhafter zusammenziehen, und das Blut besser fortpressen, wodurch das Drängen des Blutes nach den Därmen, und besonders dem Mastdarme, gemindert wird. Endlich gehören auch die Fußbäder mit unter diejenigen Mittel, welche die Hypochondrie erleichtern; und wenn eine hinlängliche und geschickte

Lei-

Leibesbewegung dazu kommt, so werden sich die Hypochondriaci dabey besser befinden, als wenn sie mit Pulvern, Elixieren, Essenzen, Mixturen, Pillen u. d. gl. gequälet werden. Aus gleichem Grunde findet auch ihr Nutzen bey der Mutterbeschwerde, und in dem Podagra, Statt.

Bey dem Gebrauche der Fußbäder ist wohl zu merken, daß dieselben weder zu kalt noch zu warm seyn müssen. Vollblütige Personen, und die ein dickes Blut haben, müssen dieses besonders beobachten. Die Fußbäder befördern durch ihre Wärme, da sie erweichen, die Bewegung des Blutes. Je wärmer also die Fußbäder sind, desto mehr thun sie solches; folglich muß das Blut bey großer Wärme mehr beweget und erhitzet werden, es dehnt sich stärker aus; folglich da die Gefäße schon von einer Vollblütigkeit stark ausgedehnt sind, werden sie noch mehr von einander getrieben, und also kann das Blut in Nebengefäße gepreßt werden, welche sonst kein Blut aufnehmen, die allmählich enger werden, wodurch die Blutkügelchen stocken; oder es können gar Gefäße zerreißen und Verbluten erregen. Alle üble Folgen, welche von einem Ueberflusse des Blutes, das in starke Bewegung gesetzt worden ist, zu befürchten sind, finden auch hier Statt. Es ist auch schädlich, wenn die Fußbäder zu kalt sind; denn diese werden, an statt zu erweichen, die Theile der Füße mehr constringiren. Die Gefäße werden das Blut weniger einlaßen, es wird also stärker nach dem Kopf und der Brust gepreßt. Man erhält hier eine gegenseitige Wirkung, welche allemahl um desto mehr in die Augen fallen muß, wenn das Fußbad aus zusammenziehenden Mitteln bestehen sollte, welche man doch sonst so sorgfältig vermeidet. Von solchen Fußbädern hat das Frauenzimmer Schaden zu erwarten; und was das Erkälten der Füße, in Ansehung ihrer Reinigung, vor schädliche Wirkungen nach sich ziehe, kann die Folge des Barfußgehens, oder das nicht genug Warmhalten der Füße, wovor ich oben, S. 505, gewarnt habe, bekräftigen. Auch vor Gebrauch des Fußbades müssen die Füße nicht zu sehr erkältet seyn, insonderheit bey Krampfzufällen, vornehmlich dem Herzklopfen. In solchem Falle muß man vorher die Füße mit warmen Tüchern reiben. Eben dieses Reiben ist zu beobachten, wenn das Frauenzimmer bey Verstopfung der Reinigung ein Fußbad gebrauchen will, und die Füße selbst kalt sind. Man muß das Wasser lauwarm

machen, wenigstens doch nur so warm, daß davon keine große Empfindlichkeit erfolge. Ist das Wasser kalt geworden, kann man bequem etwas wärmeres dazu gießen. Einige Zufälle verlangen, daß man die Füße tief in das Fußbad setze. Man kann auch das Gefäß oben etwas enger machen, damit das Bad seine Wärme desto länger behalte. Ja, wenn man etwas lange in dem Fußbade sitzt, so kann die Wärme des Wassers füglich vermehret werden, ohne daß man Unbequemlichkeiten davon empfinden sollte.

Es kommt nun auf die Frage an: zu welcher Zeit das Fußbad am nützlichsten, ja ich möchte wohl sagen, auch am bequemsten, zu gebrauchen sey? Wenn die nächste Absicht ist, wie es denn auch keine andere seyn kann, als den Einfluß des Blutes in die Füße zu vermehren, dessen Bewegung durch diese Theile zu erleichtern, und solchergestalt von den obern Theilen den Abfluß des Blutes zu befördern: so erhellet, wie schädlich es sey, sich bald nach gebrauchtem Fußbade zu erkälten. Alsdenn würde der Zufluß des Blutes mehr zu den obern Theilen erfolgen, da die Kälte nothwendig die Theile der Füße constringiret, welche also mehr widerstehen, und mithin das Blut weniger ein- und durchlaßen. Da sich das Blut nicht zusammendrücken läßt, und die Masse einerley bleibt, so muß desselbe nothwendig häufiger in andere Gefäße gepreßt werden, und zwar in Gefäße, welche, weil sie schon vorher mit zu vielem Blute angefüllt gewesen, nur geringern Widerstand thun. Dieser zu erwartende Schade ist am sichersten dadurch zu verhüten, wenn man das Fußbad des Abends gebrauchet, sich gleich darauf in das Bett leget, und solchergestalt die Erkältung vermeidet. Man wird darauf ruhig schlafen; eine etwas lebhaftere Bewegung des Blutes, ja eine gleichmäßige Bewegung desselben, wird die Ausdünstung vermehren, von welcher die Beschaffenheit der Gesundheit größtentheils mit abhängt. Dieser Effect wird sich um desto mehr offenbaren, je sorgfältiger man dabey verfährt, und sich besonders hü-

tet,

tet, daß man sich nicht mit vollem Magen zu Bette lege. Uebrigens pflegt man die Fußbäder entweder nur aus bloßem Wasser zu machen, oder auch Asche und Salz darein zu schütten, oder endlich auch aus Weitzen-Kleye, und allerley wohlriechenden Kräutern und Blumen, als: Kamillen ꝛc. zuzurichten. Jedoch müssen, wenn man gesund ist, die Fußbäder nicht gar zu oft, insonderheit von Kindern, gebraucht werden, weil sonst die Füße beständig schwitzend, und daher übel riechend, gemacht werden. Siehe auch Bad.

Von dem Gebrauche der Fußbäder wider die Hühneraugen, siehe unter Leichdorn.

Fuß-Band, siehe Fuß-Eisen.

Fuß-Bank, Fußschämel, Fußtritt, L. Scabellum, Fr. Escabeau, Escabelle, Marche-pié, eine Bank, die Füße darauf zu setzen; dergleichen die Fußbank auf den Galeeren ist. Oder auch der unterste Theil von einer Bank oder einem Stuhle, worauf zu desto mehrerm Bequemlichkeit im Sitzen die Füße ruhen können.

Fuß-Becken, L. Pelluvium. Fr. Bassin à laver les piés, eine Art großer Becken zu Fußbädern und zum Fußwaschen; zum Unterschiede von einem Handbecken.

Fuß-Blatt. 1. An den Füßen der Menschen und einiger Thiere, der Theil der untersten Fläche des Fußes, von der Fußsohle an bis zu den Zehen; siehe oben, S. 493. In weiterm Verstande begreift man auch wohl die ganze unterste Fläche des Fußes, den Plattfuß, mit Einschluß der Fußsohle, unter diesem Nahmen.

2. Figürlich, eine amerikanische Pflanze mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, einem Staubwege, einer neunblätterigen Krone, und einem dreyblätterigen Kelche; Aentenfuß, Anapodophyllum *Tourn.* Podophyllum *Linn.* Es gibt von diesem Geschlechte zwo Arten:

1) Das schildförmige Fußblatt, Podophyllum peltatum *Linn.* Es wachst in dem nördlichen Theile

von Amerika. Die weiße knotige, und mit vielen Zäserchen seitwärts hinkriechende Wurzel treibt einige, etwa ½ Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, schildförmiges, in 5 oder 6 Einschnitte tief zerschnittenes Blatt sitzt. Wenn die Blüthe hervorkommen soll, theilt sich der Stängel, und man sieht alsdenn 2 dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumen-Stiel entspringt. Dieser trägt nur eine große weißliche Blume, welche im April erscheint. Die Frucht ist gelb, und wird, weil sie im May reif ist, und wegen ihrer ovalen Gestalt einem kleinen Apfel gleicht, auch May-Apfel genannt. Die Wurzel soll Erbrechen verursachen, und in Carolina statt der Ipecacuanha gebraucht, auch mit diesem Nahmen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern gegessen.

Man findet diese Art auch zuweilen in den europäischen Gärten, und sie dauert bey einem mäßigen Winter im freyen Lande, insonderheit, wenn sie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebet einen leichten Boden; in einem fetten fault die Wurzel gern.

2) Das doppelblätterige Fußblatt, Podophyllum diphyllum *Linn.* Es wächst in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig ganze, halbherzförmige Blätter trägt. Zwischen diesen treibt der mit einer Blume besetzte Stängel.

Fuß-Bock. Die Schieferdecker bedienen sich, wenn sie den so genannten Abfall machen, öfters der Gerüste der Mäurer; mehrentheils aber treten sie auf sogenannte Fußböcke, die auf verschiedene Art gemacht, und Fig. 821, A, B, C und D, vorgestellt sind, welche sie mit Stricken an die Balken, oder anderes Holzwerk des Daches befestigen. Diese Böcke sind wie ein Strebe-Pfeiler gestaltet. D stellt einen dieser Böcke an seiner Stelle vor, dessen senkrechte Seite a b sich an die Mauer d d, um den Abfall e zu machen, lehnet. Das Strick-

Werk

Werk geht durch eine Kerbe, die in das Hauptgesims gemacht ist, in das Gebäude, wo es dergestalt an das Zimmerwerk befestigt ist, daß sich das Obertheil des Bockes ungefähr 1 Fuß tief unter dem Abfalle befindet. Diese Böcke werden zu 10 bis 12 Fuß von einander gestellet. Auf ihre horizontale Arme c leget man eine Leiter, und bedecket diese mit Bretern. Solchergestalt erhält der Arbeiter die Bequemlichkeit, sitzend, kniend oder stehend zu arbeiten, wie es ihm am besten vorkommt. Siehe auch Rüst-Bock.

Fuß-Boden, Fr. Plancher, die untere Fläche oder der unterste Boden eines Zimmers, welcher zum Gehen bestimmt ist; zum Unterschiede von dem obern Boden oder der Decke; der Stubenboden, Niederf. die Diele.

Man pflegt die Fußböden entweder mit Bretern oder Dielen zu belegen, welches man das Dielen nennt, s. Th. IX, S. 248, f. und Döbelboden, Th. IX, S. 355; oder mit verschiedenem Holze auszulegen, welches man einen getäfelten Fußboden, Fr. Parquet, nennt, siehe Th. IX, S. 250; oder von Gyps oder Lehm zu verfertigen, siehe den Art. Estrich; oder endlich mit Steinen, entweder kostbaren, als: Marmor, oder gemeinen, als: Fliesen, s. Th. XIV, S. 261, f. Bruchsteinen, Ziegeln, oder Feldsteinen zu bekleiden und zu pflastern.

In Städten pflegt man in gemeinen Häusern die Fußböden mit breiten Bruchsteinen zu pflastern; schöner aber läßt es, wenn es mit vier- oder sechseckigen Ziegeln geschieht; es sind aber die Ziegel nicht so dauerhaft, und laßen sich eher austreten, als die Bruchsteine, daher in ansehnlichen Häusern die Fußböden mit feinen Quadersteinen gepflastert werden.

Die Belegung der Fußböden mit Ziegeln geschieht auf zweyfache Art:

1) Auf die breite Seite.

Hierzu kann man, der Erfahrung nach, die Regel annehmen: Zu 10 Quadratfuß Fußboden werden 20 Stück große, oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert. Wenn man nun die zu dem ganzen Fußboden nöthigen Ziegel wissen will, so muß man den Quadratinhalt des Fußbodens ausrechnen, und sagen: Zu 10 Quadratfuß werden 20 Stück große oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert, wie viel sind also zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? so gibt die herausgebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Ziegel zu erkennen.

Es sey z. E. ein Fußboden lang 20 Fuß
breit 16 „

Inhalt des Fußbodens 320 Quadratfuß.

Zu 10 Quadratf. 26 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □Fuß?

26
1920
64
8320

8320 / 832 Stück kleine Ziegel.

2) Auf die hohe Kante.

Hierzu dient die Regel: Zu 10 Quadratfuß Fußboden werden auf die hohe Kante 40 Stück große, oder 60 Stück kleine Ziegel erfordert. Um nun die zu dem ganzen Fußboden nöthige Anzahl Ziegel zu wissen, muß man auch den Quadratinhalt des Fußbodens ausrechnen, und sagen: zu 10 Quadratfuß werden 40 große oder 60 kleine Ziegel erfordert, wie viel Stück sind also zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? so gibt die herausgebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Steine zu erkennen.

Der Quadratinhalt des Fußbodens ist z. E. 320 Quadratfuß.

Zu 10 Quadratf. 60 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □Fuß?

60
19200

19200 / 1920 Stück kleine Ziegel.

Hrn. Landbaumeister Huth Unterricht zu Bau-Anschlägen, 1 Th. Halberst. 1777. 8. S. 11. f.

Das Steinsetzer-Arbeitslohn wird im Verdinge bezahlt, wie folget:

Für

Für einen Fußboden mit harten Bruchsteinplatten zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, inclus. dem Handlanger, bezahlt
für 100 Quadratfuß, 8 Groschen.

Für einen Fußboden mit behauenen Sandsteinplatten zu belegen, und den Sand einzutragen,
für 100 Quadratfuß, 6 Groschen.

Für einen Fußboden mit Ziegeln zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, inclus. des Handlangers, bezahlt

1) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in bloßen Sand gelegt werden,
für 100 Quadratfuß, 8 Groschen.

2) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in Lehm oder Kalk gelegt, und die Fugen mit Kalk ausgestrichen werden,
für 100 Quadratfuß, 12 Groschen.

3) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Sand gesetzt werden,
für 100 Quadratfuß, 16 Groschen.

4) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Kalk gelegt werden,
für 100 Quadratfuß 1 Rthlr.

Gurd, a. ang. O. S. 70.

Mit Bohlen die Fußböden zu belegen, ist nicht dauerhaft; es müßten denn eichene Bohlen seyn. Estriche auf Fußböden, dauern, wegen des vielen Hin- und Hergehens, auch nur eine Zeitlang.

In Söhlen pflegt man die Fußböden mit feinen Quadern zu belegen, oder besser mit Marmor, und zwar von verschiedenen Farben, wodurch zuweilen allerhand artige Dessins entstehen. In Ermangelung der feinen Quadern, oder der Marmorplatten, gießt man wohl in den Söhlen Estriche, oder beleget sie mit Bohlen nach einem feinen Dessin.

In Sommerzimmern macht man die Fußböden von Marmorplatten, auch wohl geschliffenen Ziegeln oder Estrichen, in Winterzimmern aber, oder auch in beständigen Wohnzimmern, macht man bretterne Fußböden, welche mit allerhand abwechselnden Holz, und nach

verschiedenen Arten in einander geschlungen, oftmahls schön gemacht werden, und allerley Desseins vorstellen können. Fig. 822 stelle sechs Muster dar, welche sich theils zu hölzernen, theils zu marmornen oder steinernen Fußböden schicken.

Die Morgenländer hatten, zu ihrer Pracht, Fuß-Böden von Glas und Krystall. Hr. D. Michaelis führt davon in seiner Dissert. de artificialibus codicis sacri ex Corano illustratis, §. 14, folgendes an: „Die Hebräer und „Araber hatten die Gewohnheit, den Boden in ihren größten „Häusern und Schlössern, mit Glase, Krystalle und Edelstei„nen, um ihn dem Meere ähnlich zu machen, zu bedecken, da„her erzählen auch Muhammed und seine Ausleger, der Thron „des Salomo hätte auf einem solchen gläsernen Boden gestan„den; und da die Königinn aus Saba hinzu gegangen wäre, „so hätte sie es für wahres Wasser gehalten, und deswegen ih„re Schenkel entblößt. Es wäre zwar eine Fabel, man könnte „aber doch daraus die Sitten des Volkes und die Einrichtung „der Häuser kennen lernen. Ein solcher gläserner Boden wür„de auch dem Throne Gottes von Johannes (Offenb. 4, 6.) „beygeleget, indem er vor demselben ein gläsernes Meer gese„hen zu haben bezeuget. Auf eben diese Art hätte auch Eze„chiel unter dem Throne Gottes entweder Eis, oder einen Kry„stall (Ezech. 1, 22), und Moses (2 B. Mos. 24, 10.) einen „Boden von Sapphier unter den Füßen des Gottes Israel ge„sehen“

Man lese hierüber des Hrn. Ritter Michaelis Gedanken, in seiner, aus dem 4 Th. der Comment. Soc. Goett. reg. übersetzten Geschichte des Glases und der gläsernen Gefäße bey den Hebräern, im 21 St. des Hamb. Magaz. S. 473 — 477.

Was die Fußböden auf dem Lande betrifft, so sind dieselben entweder im untersten Stockwerke, und zwar theils in den Vorhäusern, Hausfluren, Küchen, Speisekammern, Ställen und Gewölben, theils in Stuben und Kammern, oder Wohnzimmern; oder sie sind in den andern Stockwerken befindlich. Bey diesen allen finden verschiedene landwirthschaftliche Bauanmerkungen Statt.

Die

Die Böden außer den Stuben und Kammern, müssen vorzüglich sehr fest, und zum häufigen, oft ungeschickten und ohne Schonen vorfallenden Gehen verschiedener unvorsichtiger Leute, zum Tragen, Lasten, Klopfen und Schlagen, zumahl in Vorhäusern, geräumlich seyn. Daher schicken sich weder Böden von Balken und Bretern, noch auch von Estrich, oder von bloßer Erde, wenn diese auch so fest, wie in Scheunentennen, wäre, sondern es müssen entweder Tafelsteine und steinerne Platten, welche dick genug und von einem guten Sandsteine sind, oder gebrannte Steine seyn, welche gut, fest, und nach der Bleywage in Sand eingeleget werden, damit sie sich nicht senken, oder hohl liegen, oder leicht zerstoßen werden, bald aber hier und da Tiefen bekommen, worin das vergossene Wasser stehen bleibt, welches nicht nur ungesund und unreinlich ist, sondern auch das unten befindliche Erdreich, mithin auch den Boden gar bald verändert und wandelbar machet. Weil auch in Kellern, Brauhäusern, Malzkammern und Küchen, oft Wasser vergossen wird: so ist es sehr dienlich, wenn man diese steinerne Fußböden auf einer Seite etwas abhängig anlegen, und an der niedrigen Seite Rinnen anbringen läßt, welche einen Abzug auf den Hof, vermittelst einer steinernen Rinne, haben, damit dadurch diese Feuchtigkeit abgeführet werde, nicht aber an und auf die Grundmauern trete. In Pferde- und Viehställen ist eben dieser Boden der beste; nur müssen, zum Stande der Pferde selbst, abhängig an einander gelegte ellerne oder eichene Schwellen seyn; wie im Art. Stall ausführlicher zeigen werde. Dergleichen Abzüge in die äußere Erde, muß man auch aus tiefen Kellern und Gewölben anzubringen suchen, oder doch kleine Bassins verfertigen, worein sich die Feuchtigkeit ziehen, und woraus sie weggeschaffet werden kann. Uebrigens hat man von diesen steinernen Böden an gedachten Oertern wegen der Kälte und Feuchtigkeit so viel nicht zu

befürchten, als wenn solche in den untern Wohnzimmern angebracht werden. Denn in diesen sind weder steinerne noch Estrich-Böden, am wenigsten aber jene, aus angeführten Ursachen tauglich, ungeachtet sie in Niedersachsen zum Theil noch sehr gemein sind; es müßten denn Gesindestuben seyn, wo ohne dies oft viel gegossen wird, vornehmlich, wenn in denselben, für das Vieh, vermittelst der im Ofen eingemauerten Wasser-Blasen oder Töpfe, das Wasser warm gemacht werden muß, die Einrichtung aber nicht dergestalt gemacht ist, daß man das in dem Stubenofen gewärmte Wasser draussen in der Küche ausschöpfen kann. Daher kann man, wie gedacht, in Gesindestuben des untern Stockwerkes die Estrichböden, wenn sie nur gehörig geschlagen sind, oder auch von Steinplatten, oder gebrannten Ziegeln, beybehalten. In andern Wohnzimmern dieses Stockwerkes hingegen sind allemahl Fußböden von recht trockenen und starken, Tannen- oder Kiefern-Bretern, die keine Aeste, Splitter und Risse haben, vorzuziehen; nur muß man dahin sehen, daß dieselben wenigstens $\frac{1}{2}$ Elle höher, als der Platz vor dem Hause, auf starke, oder doch gehörig unterlegte, und nicht schwankende Balken, die mit Sand oder recht trockenen Schutt von Stein- und Kalkstücken umschüttet sind, geleget werden. Eben dergleichen, ja eine, wo möglich, noch höhere Ausfüllung ist insonderheit auch in solchen Wohnzimmern nöthig, worunter Keller und Gewölbe liegen, damit ihre Feuchtigkeit und die verschlossenen dicken Dünste, welche im Winter, insonderheit da die Keller wärmer sind, in selbigen in die Höhe steigen, die Zimmer nicht feucht, moderig und ungesund machen, überdem aber die Verstock- und Fäulung der Bodenbalken und Breter oder Dielen nicht so leicht befördern können.

Das Wachsthum der Schwämme unter einem Fuß-Boden zu hindern, ist kein sicherer Mittel, als hinlängliche Zug-löcher in dem untersten Rande der Schwellen eines Zimmers, in die Giebel-Seiten und Zwischenwände zu machen, oder

oder auch die Grundmauern nicht dicht, sondern mit Oeffnungen aufzuführen, so, daß die Luft durch den Boden frey spielen kann. Die Luftlöcher, welche in dem untersten Rande der Zimmerschwellen gemacht werden, können 2 Zoll hoch, und 5 Z. breit seyn, und 2 Ellen von einander abstehen. Weil aber dieses einen beständigen Luftzug unter dem Boden verursachet: so ist nöthig, einen doppelten Boden zu machen, damit man, nebst der Versicherung vor Schwammgewächsen, doch warme Zimmer bekomme. Die Balken unter einem solchen Boden können mit Theer oder mit Vitriolwasser überstrichen werden, nirgends aber müssen sie auf die Erde anstoßen, sondern mit steinernen Pfeilern an den Enden, und, wenn ihre Länge solches erfordert, auch in der Mitte, unterstützet werden. Zwischen jedem Par Balken muß 1¼ Elle seyn. Den obern Rand dieser Balken leget man nach dem Wasserpasse; der untere Rand aber muß so hoch liegen, als der untere Rand der Schwellen, worein die Luftlöcher gemacht sind. Werden die Luftlöcher in die Grundmauern selbst gemacht, so kann man die Balken 2 Zoll tiefer legen. Erdbänke oder Schutt sind ganz und gar unnöthig und schädlich, wenn man doppelte Böden machet. Längst an den untern Rändern an beyden Seiten dieser Bodenbalken, werden Rippen angenagelt, die aus halben Bodenbretern wie Dachlatten geschnitten sind; auf diese leget man zwischen die Balken Stücke Breter, und darauf sowohl, als über die Balken, werden Rinden geleget, worauf man eine trockene Füllung von groben Sande, oder Kohlengestübe und durchgeworfenen Kalkschutt von eingerissenen steinernen Gebäuden, oder auch von durchbrannter Sanderde, macht. Nachdem man die Füllung bis an den obern Rand der Bodenbalken geleget hat, kann man über die Rinden auf eben diese Balken, Latten von halben Bodenbretern annageln, und auf diese endlich trockne, wohl zusammengefügte und gehobelte Bodendielen befestigen. Decken und Böden zwischen verschiedenen Stockwerken laßen sich auf eben die Art verfertigen; nur müssen die Balken dicht beysammen liegen, damit nicht die Decke sich senke.

Was den Sand zur Ausfüllung unter den Fußboden betrifft, so wird zu jede 100 Quadratfuß Fußboden erfordert

1	Zoll	dick	zu	100	□Fuß,	8⅓	Kubikfuß	Sand.
1½	—	—	—	—	—	12½	—	—	—
2	—	—	—	—	—	16⅔	—	—	—
2½	—	—	—	—	—	20⅚	—	—	—
3	—	—	—	—	—	25	—	—	—

Die

Die Fußböden in den andern Stockwerken, geben zugleich die Decken in den Zimmern ab. Man hat dabey auf die Wärme, und mithin auf die hinlängliche Dicke derselben, zu sehen, hiernächst aber zu verhüten, daß sie nicht zu schwer werden, und die Wände zu sehr belästigen, insonderheit, wenn diese nicht von Stein aufgeführt, sondern nur mit Lehm ausgekleibt sind, oder doch in letztern nicht sehr starke Ständer angebracht werden, welches denn, wo das Holz rar und theuer, der Menage wegen nicht anzurathen ist. Uebrigens muß man auch bey diesen Fußböden in Wohnzimmern auf die Gesundheit sehen, und daher verhüten, daß sie nicht kältend seyn, welches, außer dem daß sie die Gebäude belästigen, die an vielen Orten noch so beliebten Estrichböden, nebst denen von steinernen Platten, thun. In aller dieser Absicht halte ich demnach dafür, daß diese Fußböden, wenigstens, wenn sie zugleich die Decken über Wohnzimmer abgeben, von starken Balken, die nicht schwanken, verfertiget, zwischen dieselben aber Staken mit Lehm und Stroh umwickelt, eingefüget und gebracht, hernach aber oben mit vorerwähnten Dielenbretern wohl und fest beleget werden, wofern nähmlich eine solche Decke nicht zugleich zum Schüttboden dienen, sondern bloß die Decke eines Wohnzimmers seyn soll. Die Estrichböden schikken sich am besten in Vorsäle und Vorrathskammern; in Wohnzimmern hingegen kälten dieselben nicht nur, wie gedacht, insonderheit an den Füßen, sehr, sondern es sind dieselben auch, des Kalkstaubes und anderer Ursachen wegen, welche im Art. Estrich angeführt worden sind, nicht anzurathen. Man kann auch wohl die Fuß-Böden in den Stockwerken aus lauter an einander gelegten Balken machen, denn sie sind fest und warm; allein, sie belästigen die Wände zu sehr, und sind kostbarer, als erstbeschriebene ausgestakte Fußböden. Es gehört daher starkes Mauerwerk dazu, welches die Balken-Böden zu tragen geschickt ist. Eben deswegen halte ich

von

von gepflasterten Böden in obern Stockwerken, vornehmlich über den Wohnzimmern, eben so wenig, als an diesen Oertern, von Estrichböden. Wenn die Zimmer und Behältnisse nicht gar zu breit sind, thut man auch wohl, wenn man die so genannten Träger, außer in dem untern Stockwerke, vermeidet, überhaupt aber die Decken, unten nach der Tiefe zu, gleich verkleiden und begypsen, nicht aber die Balken sehen läßt, sondern selbige verkleidet und der Decke gleich machet. Von den obersten Fußböden unter den Dächern, welche man zugleich zu Schüttböden gebrauchet, werde im Art. Kornboden handeln.

Die bretternen, insonderheit getäfelten, Fußböden in vornehmen Häusern, werden, zur Zierde, mit Wachs glatt und glänzend gerieben, welches man Bohnen nennt; s. Th. VI, S. 142, f. Dergleichen gebohnte Fußböden aber machen durch ihre Glätte ein Zimmer mehr gefährlich, als schön.

Daß das allzu öftere Scheuern der Fußböden für die Gesundheit nachtheilig sey, werde im Art. Wohn-Zimmer zeigen.

Ich gedenke noch der für alte und podagrische Personen im Winter zu vermittelnden Einrichtung eines wärmern Fußbodens. Es ist bekannt, daß alte Leute und Podagrici gemeiniglich sehr über Kälte an den äußern Gliedmaßen, vornehmlich an den Füßen, zu klagen pflegen. Wird ihr Wohnzimmer sehr warm gemacht, so können sie vor Hitze am Kopfe nicht dauern; wird hingegen leidlich geheitzet, so sind die Füße kalt. Diesen kann man auf folgende Art helfen. Wenn sie in dem untersten Stockwerke wohnen, laße man den Fußboden der Stube aufreißen, die Erde $3\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen tief ausgraben, und hernach Wände von Mauer-Steinen aufführen, als ob man einen Keller machen wollte. Sodenn laße man ordinäre Balken darüber legen; doch etwas enge beysammen. Auf die Balken wer-

werden dünne Tischlerbreter genagelt, welche eben nicht allzu genau an einander fugen dürfen. In diesen Keller nun setze man einen Windofen mit einer Windröhre, dergleichen im Art. Ofen beschrieben werde, und laße die oberste Oeffnung derselben mit einer Röhre versehen, welche durch die Breter in das Wohnzimmer gehe, aber nicht die Breter berühre, sondern rings herum frey, durch ein größeres Loch, als sie dick ist, gehe, und mit einem eisernen Kreutze, oder dergleichen, befestiget werde, damit sie nicht die Breter anzünde. Auch laße man die Rauchröhre durch die Breter in die Stube gehen, und führe sie alsdenn erst durch die Wand hinaus. Wenn nun also der Ofen im Keller geheitzet ist, und dieser wohl verschlossen gehalten wird, so wird die Hitze am meisten in die Höhe steigen, und durch die dünnen Breter dringen. Die Windröhre wird auch viel warme Luft in die Stube blasen; die Rauchröhre wird ebenfalls wärmen; kurz, die Stube wird an dem Fußboden eben so warm seyn, wie oben an der Decke. Man kann auch die Treppe aus der Stube in den Keller gehen laßen; da man denn, durch Auf- und Zumachung der Treppenthüre, die Wärme in der Stube vermehren und vermindern kann.

Will man ein solches Zimmer in dem obern Stockwerke anlegen, so wird die jetzt geschehene Anweisung eine hinlängliche Anleitung geben, wie man, an statt des Kellers, eine Unterstube dazu brauchen könne.

Leutmanns Feuer-Nutzung. Wittenb. 1723, 8. S. 131, f.

Fußboden-Decke, siehe Fuß-Tapete.

Fuß-Bret, ein Bret, welches für die Füße bestimmt ist, auf, oder an welches man die Füße setzet; z. E. das Fußbret eines Bettes, Fr. Pié de lit; das Fußbret an einer Kutsche. Letzteres ist ein gewöhnlich behobeltes Bret, welches auf seiner obern breiten Seite nach seinem ganzen Umfange eine Leiste hat; dieses wird mit dem Gesimshobel oder dem Kehlzeuge verzieret, und mit Nägeln auf dem Fußbret befestiget. Bey Prachtkutschen ver-

verzieret man dieses Fußbret an seinem vordern Theile mit Bildhauerarbeit. An der hintern schmalen Seite bekommt das Fußbret zwey Zapfen, die in den so genannten Schämel eingelaßen, und von dem Schmid befestiget werden.

Sprengels Handw. und Künste, 11 Samml. S. 177.

Fuß-Decke, Fr. Couvre-pied, eine, gemeiniglich durchgenähete, Decke von Tafft, Kattun ꝛc. welche nur über einen Theil des Bettes gebreitet wird, um die Füße zu bedecken.

Zuweilen versteht man unter Fußdecke, auch die sonst so genannte Fußtapete; von welcher weiter unten.

Fuß-Dienst, Dienste, welche zu Fuße verrichtet werden. Besonders Frohn- oder Hofdienste, welche ein Unterthan nur für seine Person, ohne Fuhren und Zugvieh, zu leisten verbunden ist; und in engerer Bedeutung, Gänge, welche er zur Frohne verrichten muß; welche Arten der Frohnen auch Fußfrohnen, Handdienste oder Handfrohnen, im Oberd. Fußrobathe, heißen; zum Unterschiede von den Spanndiensten.

Fuß-Eisen. 1. Siehe Fuß-Angel. 2. Eiserne Fessel, die Füße eines Verbrechers damit zu befestigen; ein Ring mit einer Kette, so man einem Gefangenen oder Uebelthäter an das Bein oberhalb des Unterfußes leget; ein Fußband, eine Fußschelle, Niederf. Voth-helden; L. Compes, Fr. Cep, Sep, Entrave, Fer aux pieds.

Fuß-Entzündung bey Pferden. Wenn der Erdboden im Sommer durch die anhaltende Wärme und trokkene Witterung sehr heiß und trocken ist, oder wenn im Winter durch Frost die Straßen hart und höckerig geworden, imgleichen, wenn dieselben mit vielen kleinen eckigen Steinen belegt sind: so geschieht es zum öftern, daß sich bey denen Pferden, welche täglich auf der Straße gehen, durch den öftern Druck des Erdbodens, sowohl gegen den Strahl als auch gegen die Sohle, die

Füße

Füße entzünden, dergestalt, daß sie davon lahm und schmerzhaft gehen müssen. Diese Entzündung der Füße kommt gemeiniglich zum Schwären, und der Eiter bricht hinten bey den Ballen, zwischen dem Ende der Haut und dem Anfange des Hufes, (welche Gegend der Saum genannt wird,) hervor. Dieses hat veranlaßt, daß die Alten diesen Schaden das Verballen, oder Verbällen (welches Einige unrichtig durch Verböllen, Verbellen, oder Erbellen, ausdrücken,) genannt haben. Bey Kriegspferden, deren Hinterfüße, vielleicht aus Sparsamkeit, oder um bey dem Dienste sich nicht leicht treten zu können, nicht beschlagen sind, und welche lange Märsche auf steinigen Wegen thun müssen, pflegen alsdenn dergleichen Schäden sehr häufig vorzufallen, und man sieht zum öftern dergleichen Pferde bey einer Armee crepiren, wenn die Regimentsschmide solche Fußentzündungen nicht einsehen, sondern das Pferd, seines schmerzhaften Gehens wegen, für verschlagen (verfangen, rehe,) halten; da es denn geschieht, daß in der Zeit, da sie das Pferd von der Rehe zu heilen unternehmen, dasselbe, mit Erleidung der heftigsten Schmerzen an seinen entzündeten Füßen, ohne Hülfe dahin gehen muß, bis die Entzündung bis zum Schwären gekommen, und der Eiter bey dem Saume der Ferse, zwischen der Horn- und Fleischsohle hervor bricht, welches alsdenn, wiewohl oft zu spät, den ungeschickten Pferdearzt von der wahren Ursache des Hinkens belehret. Denn nicht selten ist alsdenn das Pferd mit einem starken Entzündungsfieber befallen; der unter der Hornsohle lange gesteckte Eiter hat hin und wie der die Fleischsohle bis auf den kleinen Fuß zernaget, ja wohl gar den kleinen Fuß angegriffen; oder er ist neben dem seitwärts an der Wand des Fußes her gelagerten schildförmigen Knorpel (welchen im Art. Huf beschreiben werde,) bis oben zu dem Saume hinauf gedrungen. Kurz, der zuerst für gering geachtete Schade ist nunmehr so schlimm geworden, daß davon das Pferd in die äußerste Gefahr ge-

gesetzt, und, selbiges zu heilen, lange Zeit und Ruhe erfordert wird, die aber in Feldzügen selten Statt findet, weshalb denn manches Pferd zu Grunde gehet.

Vollfüße, Plattfüße, und diejenigen, welche niedrige Trachten haben, pflegen, ungeachtet sie beschlagen sind, der Entzündung mehr, als hohe Füße, unterworfen zu seyn. Bey erstern hat die Entzündung insgemein unter der Sohle und dem Strahle, bey beyden letztern aber, in den Ballen oder unter dem Strahle, ihren Sitz. Eben so verhält es sich auch bey beschlagenen Hinterfüßen; wenn aber diese unbeschlagen, und die Füße vorn bey den Zehen niedrig getreten sind, so ist auch die Entzündung mehrentheils bey den Zehen unter der Sohle anzutreffen. Der Grund hiervon läßt sich leicht einsehen, wenn man erwäget, daß bey Vollfüßen der Druck des Erdbodens am stärksten auf die Mitte der hier erhabenen Sohle und den Strahl geschiehet; bey platten und bey Füßen mit niedrigen Trachten hingegen, trifft der Druck mehrentheils den Strahl oder die Ballen; weil aber unbeschlagene Hinterfüße leicht vorn bey den Zehen abgenützet, und hier gemeiniglich niedriger als bey der Tracht getreten werden, so folgt auch daher, daß bey denselben ein schädliches Drücken mehr bey den Zehen, als bey den Ballen, ausgeübet werden könne.

Aus dieser Anmerkung kann sich ein Schmid die Lehre ziehen, bey unbeschlagenen Hinterfüßen vornehmlich die Zehen durch Kneipen mit der Zange zu untersuchen, ob nicht hier die Entzündung ihren Sitz habe; bey beschlagenen aber versteht sich von selbst, daß die Entzündung einzig und allein unter dem Strahl oder unter den Ballen zu suchen sey.

Obgleich die Fleischsohle unter dem Strahl und bey den Ballen nicht so empfindlich ist, als vorn bey den Zehen des Fußes, so ist sie doch daselbst nicht ohne alle Empfindung, und wegen der darin enthaltenen Gefäße auch einer Entzündung fähig.

ziehen, oder aber wenn sie erschlaffen, und dadurch außer Stand gesetzt sind, das mit dem Pulsschlage herbey gebrachte Blut weiter fort bis in die Absonderungs- und Blutgefäße hinein zu pressen.

So verschieden diesemnach diejenigen Ursachen sind, durch welche eine Entzündung am Fuße hervorgebracht werden kann, so ist doch der Schade, an sich selbst betrachtet, immer der nähmliche. Nur um einer schicklichen Abtheilung willen, werde ich bloß diejenige Entzündung, welche einzig und allein von dem Drucke des Erdbodens gegen die Hornsohle und die Ballen entsteht, das Verhällen, diejenige aber, welche den Druck des Eisens, oder eine von den kurz vorher angezeigten innern Ursachen zum Grunde hat, die Fußentzündung nennen.

Ein jeder Druck, der auf die Hornsohle dergestalt geschiehet, daß er in der darunter liegenden Fleischsohle empfunden wird, wirkt auf ihre Gefäße, und zugleich auf die darin enthaltenen Säfte. Erstere werden jedesmahl zusammen gedrückt; die letztern aber, wider ihren natürlichen Lauf, sowohl zurück als auch zu geschwinde vorwärts getrieben. Betrachtet man nun die Schlag- und Blutadern als mit Blut angefüllte Röhren, so ist leicht einzusehen, wie das in ihnen befindliche Blut, bey jedem Drucke derselben, ins besondere wenn er schnell angebracht wird, den Häuten, woraus die Adern gebildet sind, widerstehe; mithin erleiden die Aderhäute zwischen dem Druck von außen, und dem Widerstande des Blutes von innen, eine Pressung; und diese Pressung der Aderhäute wirkt wiederum in diejenigen zarten Gefäße, mit welchen auch selbst diese Häute durchwebt sind. Es werden nähmlich die darin enthaltenen Säfte nicht nur widernatürlich zurück, sondern auch mit zu grober Gewalt vorwärts getrieben; und hieraus entsteht nothwendig eine Unordnung in dem Gewebe von Gefäßen dieser Aderhäute, durch welche sie zu ihren natürlichen und zum Umlauf des Blutes unumgänglich nothwendigen Verrichtungen, nähmlich, bald sich zusammen ziehen und bald sich erweitern zu können, ganz untüchtig gemacht werden. Sie werden entweder erschlaffet und zum Nachgeben gebracht; oder sie ziehen sich zusammen; oder ihre Häute schwellen an, und verengern dadurch die innere Weite der

Gefäße dergestalt, daß das Blut nicht hindurch fließen kann. So bald aber das Blut durch einigen Widerstand in seinem natürlichen Laufe zurück gehalten wird, so bald vermehrt sich dasselbe in den nahe dabey liegenden Gefäßen, sowohl in Ansehung seiner Menge, als auch seiner gegen die innern Wände der Gefäße drückenden Kraft, wodurch endlich die Schlagadern zum Nachgeben gebracht und dergestalt erweitert werden, daß auch die aus den Schlagadern seitwärts entspringenden Absonderungsgefäße an ihren Mündungen sich erweitern, und desfalls zugeben müssen, daß das Blut hinein dringen könne. Weil aber auch diese, wie die Schlagadern, im Fortgange nach und nach immer enger werden, überhaupt aber dieselben zum Blutlauf nicht nur zu enge, sondern auch, das Blut weiter fort zu treiben, zu schwach sind: so geräth es darin zum Stocken. Ist der Nachtrieb des Blutes stark, und die Gefäße geben allenthalben nach, so ergießt es sich in das Zellgewebe; oder aber, die Gefäße zerreißen, und die enthaltenen Säfte fließen gleichfalls in das Zellgewebe. Außerdem ist es nichts ungewöhnliches, daß auch mit Säften angefüllte zarte Gefäße, wenn sie sehr schnell zusammen gedrückt werden, zerspringen können, und ihre enthaltene Säfte ausfließen laßen, welche sich denn sofort außerhalb ihren natürlichen Schranken und in das Zellgewebe ergießen.

Durch ein zum öftern abwechselndes Drücken der Blutgefäße in der Fleischsohle, kann das in denselben enthaltene Blut dergestalt erhitzet werden, daß bloß hiervon die Fleischsohle entzündet wird. Denn, je mehr die Blutkügelchen unter sich und an den Wänden der Gefäße gerieben werden, desto mehr müssen sich dieselben nothwendig erhitzen; und je mehr deren Hitze sich vermehrt, desto mehr muß auch die Blutmasse, vermittelst der in dem Blute enthaltenen Luft, sich ausdehnen, und in den Gefäßen einen weitern Raum einzunehmen sich bemühen. Auch können bloß durch ein vermehrtes Reiben der Blutkügelchen die Schlagadern dermaßen gereitzet werden, daß diese sich krampfhaft zusammen ziehen.

Dergleichen Erhitzungen des Blutes werden noch mehr vermehret, wenn im Sommer der Erdboden sehr warm und trokken ist, und hiervon der Hornsohle eine ungewöhnliche Hitze mitgetheilet wird, die von da bis in die Fleischsohle weiter geht. Ein Umstand, um welches willen die Verhältung bey warmen trocknen Wetter, mehr als wenn es kühl ist, vorfällt.

Indem aber bey Erweiterung der Gefäße auch zugleich diejenigen Nervenfasern, mit welchen die Gefäße durchwebt sind, um

um denselben ihre Reitzbarkeit mitzutheilen, widernatürlich gedehnet, und bey abwechselnden sehr erweiterten Pulsschlägen gezerret werden: so entsteht daher der eine Entzündung jedesmahl begleitende Schmerz. Dieser Schmerz kann, wenn er groß ist, in den Nerven fortgesetzt, und allen reitzbaren Theilen des Körpers mitgetheilt werden, so daß daher ein Fieber entsteht. Durch ein solches schmerzhaftes Fieber werden die Schlagadern krampfhaft zusammen gezogen, und das Blut wird in den innern Eingeweiden, vorzüglich in den Lungen, zurück gehalten, mithin hier eine Stockung desselben hervorgebracht, die zum öftern das Thier tödtet.

Hieraus laßen sich die schädlichen Folgen von dem zu vielen Auswirken der Füße, den niedrigen Trachten, und dem zu kurzen, oder nach den Stollen hin zu schmalen Hufeisen, erklären; und es ist daher äußerst zu mißbilligen, wenn bey dem Beschlagen die Hornsohle und der Strahl so dünn geschnitten werden, daß das Pferd beynahe auf der Fleischsohle gehen muß. Eine dicke Hornsohle an den Füßen schaffet unter andern auch den Nutzen, daß sie diejenige Ursache verhindert, welche ein heißer Erdboden zu der Entzündung der Fleischsohle beyträgt. Denn, je dünner die Hornsohle ist, desto leichter können die vom heißen Erdboden zurück kommenden heißen Strahlen durch sie hindurch fahren, die Fleischsohle nicht nur erhitzen, sondern auch zugleich die hornichten Röhrchen, in welchen bey ihrem Anfange die Enden der Fleischsohle stecken, (wie im Art. Huf deutlicher zeigen werde,) dergestalt austrocknen und zusammen ziehen, daß dadurch den hornichten Röhrchen der so nöthige Nahrungssaft entzogen und in den Gefäßen der Fleischsohle zurück gehalten wird. Und was ist wohl leichter einzusehen, als daß dergleichen zurück gehaltene Säfte in den Gefäßen der Fleisch-Sohle stocken, und daselbst eine Entzündung hervorbringen können! Auch diejenigen Menschen, deren Beruf es ist, als Bothen über Land zu gehen, erfahren es an sich, wie viel ein heißer Erdboden zu der Erhitzung der Füße beytrage.

Die Zeichen, woraus man schließen kann, ob derjenige Fuß, mit welchem das Pferd hinkt, verbällt sey, sind folgende. 1) Wenn das Pferd gehet, so bezeigt dasselbe erst alsdenn die Empfindung eines Schmerzens, wenn der Fuß hinten bey den Ballen niedergetreten werden soll. 2) Es geht auf steinigem Wege schmerzhafter, als auf weichem Boden. 3) Wenn

das Pferd im Stalle oder auſserhalb demſelben ſtill ſteht, ſo nimmt es ſich in Acht, den Fuß hinten bey den Ballen nicht gegen die Erde nieder zu drücken; viel lieber ſteht es vorn auf der Zehe, und mit dem Feſſelgelenke gerade, oder vorwärts überkippend. 4) Sind die Ballen und der Strahl widernatürlich heiß; und wenn darauf gedrückt wird, ſo empfindet das Pferd davon Schmerzen, die es mit einem Zucken des Fußes an den Tag gibt. 5) Sind zwey Hinter- und zwey Vorder-Füße zugleich verbällt, ſo hebt das Pferd, beym Stillſtehen, bald den einen und bald den andern Fuß abwechſelnd in die Höhe. Sind aber demſelben alle vier Füße verbällt, ſo pflegt es mehr zu liegen als zu ſtehen; und wenn es aufſtehen oder vorwärts gehen ſoll, ſo läßt es ſich beynahe in allem an, als ob es rehe ſey. Allein, auch dieſes kann durch folgendes entſchieden werden: Wenn ein rehes Pferd ſteht, ſo ſetzt es ſeine Vorderbeine vorwärts, um deſto beſſer hinten auf den Ballen ruhen, und deſſen Füße vorn bey der Zehe ſchonen zu können. Dieſes bezeigt es auch im Gehen; das heißt, im Gehen ſetzt daſſelbe ſeine Vorderfüße eher bey den Ballen, als bey der Zehe, nieder. Dem verbällten Fuß hingegen iſt es anzuſehen, daß das Pferd im Gehen ſich mehr in Acht nimmt, bey den Ballen, als bey der Zehe nieder zu treten. Der Grund hiervon liegt darin, daß erſteres die mehreſten Schmerzen in der Zehe hat, und das letztere ſie bloß in den Ballen empfindet. Dieſes iſt beſonders um deswillen anzumerken, weil man zuweilen Pferde antrifft, denen alle vier Füße verbällt ſind, und welche davon ſolche Schmerzen leiden, daß ſie auf der Streue niederliegen, nicht freſſen wollen, und dabey ein ſolches Entzündungsfieber haben, als ob ſie recht ſtark von der Rehe befallen wären.

Nicht weniger kann ein Arzt auch dadurch zu einem Irrthum verleitet werden, wenn das Pferd nur Einen verbällten Fuß hat, indem daſſelbe alsdenn gehet, als

ob

ob es an dem Fuße vernagelt wäre. Allein, der Schade wird sich bey einer nähern Untersuchung bald entdecken, und zwar alsdenn, wenn der Rand der Sohle mit Kneipen vermittelst einer Hufzange, und die Ballen mit Drücken des Daumens untersuchet, und hierdurch gefunden wird, in welcher Gegend des Fußes sich die mehresten Schmerzen entdecken laßen.

Alle die kurz vorher beschriebene Kennzeichen sind auch bey beschlagenen Hinterfüßen, wenn dieselben an den Ballen entzündet sind, anzutreffen; dahingegen, wenn sie unbeschlagen gewesen, so hat mehrentheils die Entzündung vorn bey der Zehe ihren Sitz, und alsdenn will das Pferd in der Streue gar nicht auf die Fußzehen treten; vielmehr hebt es dieselben in die Höhe, und wenn es auf den Fuß zu treten genöthigt gewesen ist, so zieht es denselben, mit Bezeigung eines Schmerzens, eiligst nach dem Bauche in die Höhe. Zum öftern versucht es den Fuß niederzusetzen; allein, kaum hat es die Zehe wider die Erde gebracht, so zuckt es den Fuß wieder in die Höhe. Im Fortgehen setzt es den Fuß mit Zittern auf den Boden; oder aber es hüpfet auf drey Beinen fort. Sind aber beyde Hinterfüße zugleich bey der Zehe entzündet, so will es lieber liegen als stehen; und wenn es aufrecht zu stehen genöthiget wird, so setzt es mit Zittern und Schmerzen bald einen und bald den andern Fuß nieder; im Fortgehen setzt es beyde Füße vorwärts und will nicht damit fortschreiten. Hierbey befindet sich jedesmahl ein schmerzhaftes Fieber, welches nach Verhältniß der Schmerzen und des Pferdes Empfindsamkeit, geringe oder heftig ist.

So bald nun der Arzt, durch die jetzt beschriebenen Kennzeichen, dahin gebracht wird, zu glauben, das Pferd habe den Fuß verbällt, so muß er, um sich davon noch mehr zu versichern, folgendermaßen verfahren: Wenn der verbällte Fuß mit einem Hufeisen belegt ist, so wird dasselbe abgenommen, und die Hornsohle und

der Strahl werden etwas dünner geschnitten, damit der Fuß desto besser untersuchet werden, und die nachher anzuwendenden Hülfsmittel desto besser durch die Horn-Sohle hindurch in die Fleischsohle wirken können. Hierauf muß man mit Kneipen der Hufzange um den Rand der Sohle, und mit Drücken des Daumens wider den Strahl und die Ballen erforschen, in welcher Gegend das Pferd hiervon die mehresten Schmerzen empfinde. Bezeigt das Pferd hierbey allenthalben Schmerzen zu fühlen, so ist auch die ganze Fleischsohle entzündet; und man sagt alsdenn, der ganze Fuß sey verbällt. Wird der Schmerzen nur an einer Seite des Fußes bemerkt, so muß auf das Vernageln nachgesucht, oder auch Acht gegeben werden, ob nicht hier das Eisen zu nahe auf der Sohle gelegen und dieselbe dergestalt gedrückt habe, daß sie davon in dieser Gegend entzündet worden sey. Wenn aber das Pferd durch das Kneipen mit der Zange am Rande der Sohle keinen Schmerzen empfindet, sondern nur dann, wenn man mit dem Daumen gegen den Strahl oder gegen die Ballen drückt: so ist dieses ein Beweis, daß bloß der Strahl oder die Ballen verbällt sind. Auf gleiche Weise muß auch die Untersuchung bey unbeschlogenen Füßen angestellt werden. Insbesondere aber hat man bey dergleichen Hinterfüßen darauf zu sehen, ob nicht bey diesen die Entzündung ihren Sitz vorn bey der Zehe in der Fleischsohle habe; denn dieser Vorfall ist bey den Hinterfüßen um deswillen gewöhnlicher, weil sie mehr vorn bey der Zehe, als hinten bey der Tracht, abgenützet und niedrig getreten werden.

Die Verbällung nimmt einen zweyfachen Ausgang. Entweder wird sie, welches am besten ist, durch die Zertheilung gehoben; oder wenn deren Zertheilung nicht erhalten werden kann, so geht sie in ein Schwären über, und es erfolgt alsdenn eine Absonderung der Hornsohle von der Fleischsohle, so weit die Entzündung im Umfange gewesen ist. Dieses wird jedoch selten erfolgen,

wenn der Arzt zeitig herbey gerufen wird, und wenn man sogleich dienliche Hülfsmittel dawider anwendet.

Gesetzt, die Verhällung wäre in ihrem Anfange, und noch geringe: so wirke man die Sohle und den Strahl, d. h. den Fuß, etwas dünn aus; sodann richte man das Hufeisen etwas hohl, und wähle ein solches hierzu, das etwas breit und geschickt sey, den Fuß forthin vor jedem Druck zu bewahren. Wofern aber der Fuß niedrige Trachten hat, müssen die Stollen des Eisens, um gleicher Absicht willen, etwas hoch seyn. Ein solches Eisen schlage man auf den Fuß. Es versteht sich dabey von selbst, daß dieses alles auch bey zuvor unbeschlagenen Hinterfüßen geschehen müsse. Wenn das alles geschehen ist, so streiche man den No. 1 oder No. 2 beschriebenen Einschlag (*) fingersdick auf die Sohle und zugleich über den Strahl; und damit der Einschlag nicht von der Sohle abfallen könne, lege man etwas Flachs oder einen Lappen darüber, und spreitze es mit etlichen Holzspänen unter das Hufeisen, oder umbinde den Fuß mit einem Lappen. Alle 4 Stunden hebe man den Fuß in die Höhe, und gieße bey den Ballen etwas Branntwein auf den Einschlag, damit derselbe, ohne den übergelegten Flachs weg zu nehmen, von dem aufgegossenen Branntwein wieder erfrischt und feucht gemacht werden möge. Des Morgens und Abends wird jedesmahl der alsdenn von der Hitze des Fußes trocken gewordene Einschlag abgenommen, und wieder, wie zuerst, ein frischer aufgelegt.

(*) Einschlag, No. 1. Man nehme gepülverten Alaun 4 Loth, und mische von 2 Eyern das Weiße dazu, gieße unter stetem Umrühren so viel Branntwein hinzu, bis es wie ein dünner Brey wird.

No. 2. Man nehme Lehm oder Thonerde 1 ℔, Küchensalz 4 Loth, und mische dieses mit hinlänglichem Essig oder Branntwein, zu einem dünnen Brey.

Der unter No. 1. beschriebene Einschlag ist der beste, und daher, wenn man anders die dazu nöthigen Ingredienzien haben kann, allen andern weit vorzuziehen. Seine Wirkung besteht darin, nicht nur die Hornsohle hart zu machen, sondern auch die Entzündung in der Fleischsohle zu heben. Falls das Pferd den Tag über gehen müßte, und dieses nicht abzuwenden wäre, so laße man das Fig. 823 gezeichnete Hufeisen, an dessen Enden ein Steg a geschweißt ist, auf den Fuß schlagen, und setze hierauf, ohne etwas auf die Sohle zu legen, seine Reise fort. So bald man aber Abends in die Herberge kommt, laße man den Fuß mit kaltem Wasser rein abwaschen, und, wie vorher geschehen, wieder einen frischen Einschlag auf die Sohle legen.

Reisende Kaufleute pflegen ihren Pferden des Abends Kuh-Mist auf die Sohle zu legen, um dadurch die Füße zu erfrischen; sie würden aber einen weit größern Nutzen von dem Gebrauche der Einschläge, No. 1 und 2, als durch den Kuh-Mist, erhalten, indem dieser die Sohle nur sehr weich macht, und den Strahl zum Faulen bringt.

Wenn aber durch die jetzt angeführten Hülfsmittel die Entzündung sich nicht zertheilen ließe, sondern in ein Schwären überginge, so nehmen die Schmerzen zu, und das Pferd hinkt stärker; ja die Schmerzen sind bey einigen Pferden so heftig, daß sie ein schmerzhaftes Fieber erzeugen, und das Pferd deshalb nicht fressen will. Die Ballen des entzündeten Fußes sind sehr heiß, und der Saum hierselbst ist widernatürlich weich, bisweilen etwas geschwollen, ja manchmahl reicht die Geschwulst bis oben hinauf über den Fessel. In diesem Falle muß man dem Fieber sogleich begegnen, und dem unter dem Strahl oder bey dem Ballen entstehenden Eiter einen Ausfluß verschaffen. Des Fiebers wegen, wird dem Pferde die Ader am Halse geöffnet, und je nachdem dasselbe vollblütig ist, nachdem wird weniger oder mehr Blut abgelaßen, etwa 2 oder 3 Pfund. Eine Stunde

nach

nach dem Aderlaß, gibt man dem Pferde das Pulver No 3 (*), ein, und wiederhohlt solches alle 6 Stunden, bis die Schmerzen, und mit diesen zugleich das Fieber, nachlaßen. Dem verbölten Fuße aber ist folgender maßen zu begegnen: Man befeuchte Lappen oder Flachs mit dem Mittel No. 4 (**), lege es um den entzündeten Saum und um die geschwollenen Fessel herum, und wiederhohle solches alle 2 Stunden. Auf die Horn-Sohle und den Strahl, wenn sie zuvor etwas dünn geschnitten ist, lege man den Einschlag No 1. Und damit dem unter dem Strahl entstehenden Eiter zeitig ein Ausfluß verschaffet werde, mache man folgendermaßen in die Ballen einige Einschnitte. Man läßt durch jemand den verbällten Fuß aufheben, setzt sodenn die Spitze des Messers, eines Fingers breit, über dem Saum des Ballens auf die Haut, und schneidet 4 Linien tief und durch den Saum hindurch, daß das Blut oder wenn bereits hier Eiter wäre, auch dieser heraus fließe. Dieser Einschnitte macht man in jeden entzündeten Ballen 2 neben einander, so daß sie Daumen breit von einander stehen. Ist bloß der innere Ballen entzündet, so werden auch hier nur die Einschnitte gemacht, und der noch gesunde Ballen bleibt darvor

(*) Pulver, No. 3. Man nehme gereinigten Salpeter, zubereitete Austerschalen, von jedem 1 Loth, gebe es mit 1 ℔ kalten Wassers zum Trank. In Ermangelung der zubereiteten Austerschalen kann man bloß 2 Loth Salpeter nehmen.

(**) No. 4. Man nehme weiße Seife, Terpenth von jedem 4 Loth, Weinsteinsalz 2 Loth; mische man unter einander, und löse es mit ½ Maß Kalkwasser auf, so gibt es eine Milch, welche bey jedesmahligem Gebrauch warm gemacht werden muß.

Oder, man löse 4 Loth Salmiak in ½ flig auf.

schont; ist aber die Entzündung in beyden, so werden auch in beyden zugleich die Einschnitte gemacht. Hierdurch erlangt man einen doppelten Nutzen: Erstlich, kann das im Ballen stockende Blut heraus fließen, und Zweytens gewinnt der etwa gegenwärtige oder hernach entstehende Eiter durch die gemachten Einschnitte eine Oeffnung, um bald herausbrechen zu können. Nach gemachten Einschnitten streicht man von der Salbe, No. 5 (*), etwas dick auf Flachs oder auf ein Läppchen, und leget es auf die Ballen über die Einschnitte her, wodurch der Ausfluß des Eiters befördert, und die Schmerzen gemindert werden. Hernach werden die Ballen alle Tage bis zur gänzlichen Heilung mit Auflegung der Salbe, No. 5, verbunden. Man braucht gar kein Bedenken, auch dergleichen Einschnitte alsdenn in die Ballen zu machen, wenn man mit dem Pferde auf der Reise ist, und wenn auch den andern Tag dasselbe wieder gehen müßte, indem davon wegen der Unempfindlichkeit der Ballen keine sonderliche Schmerzen entstehen, und die Wunden hier gar bald wieder heilen.

Wenn der an den Ballen unter dem hornichten Theile des Strahls hervorgedrungene Eiter flüssig, und dabey aschgrau oder schwärzlich ist, so sind dieses Kenn-Zeichen, daß die Fleischsohle bloß an ihrer Oberfläche von der Hornsohle getrennet, nicht aber zugleich die Fleischsohle von dem Eiter mit zerfressen sey, mithin der Schade bald heilen werde, indem nur die Endungen der Fleischsohlengefäße bloß da abgerissen sind, wo dieselben hornartig zu werden anfangen. Diese werden sich gar bald wieder verlängern, hornartig werden, und zu ihrer Bedeckung ein neues Horn erzeugen. Man braucht nur alsdenn das Horn, so weit dasselbe von der Fleisch-Sohle

(*) Salbe, No. 5 Man nehme Balsam Arcäi, Basilicumsalbe, von jedem gleich viel, und mische es unter einander.

Sohle abgesondert ist, weg zu schneiden, und auf die entblößte Sohle von der Essenz von der runden Hohl-Wurzel (Els. aristolochiæ rot.), oder etwas starken Brauntwein darauf zu gießen, und die Stelle mit etwas Flachs zu bedecken, so wird nach einigen Tagen sich wieder eine neue Hornsohle erzeugen, und in weniger Zeit ihre natürliche Härte erlangen.

Die Schmide haben den verabscheuungswürdigen Gebrauch, bey diesem Schaden sogleich dem Pferde die ganze Sohle abzureißen, ohne Rücksicht, ob es auch die Beschaffenheit des Schadens erfordere. Nur alsdenn ist das Ausreißen der Sohle nöthig, wenn dieselbe allenthalben von der Fleischsohle abgesondert, und darunter Eiter versteckt ist; außer diesem dient eine solche barbarische Operation zu nichts, als den zuvor geringen Schaden aus Gewinnsucht größer zu machen.

Mehr bedenklich ist es, wenn der bey dem Ballen oder unter dem Strahl entstandene und daselbst hervorgedrungene Eiter weißlich und ein wirklicher Eiter ist, indem daraus ganz natürlich zu schließen ist, daß selbst die Fleischsohle, oder wenigstens ihre Oberfläche, von dem Eiter zerfressen sey. Dieses geschieht sehr oft, mehrentheils aber alsdenn, wenn die Entzündung tief in der Fleischsohle ihren Sitz gehabt, oder, wenn der Fuß vorn bey der Zehe verbällt, und hier der Eiter unter der Hornsohle lange versteckt gewesen; ja es wird auch wohl so gar alsdenn der Rand des Hufeines von dem Eiter angefressen, und dermaßen zum Verderben gebracht, daß ein Theil davon sich von dem noch gesunden Knochen absondert. In diesem Falle schneide man die Horn-Sohle überall ganz dünn, und suche alsdenn alles von der Fleischsohle abgetrennte Horn dergestalt weg zu nehmen, daß auch nicht das geringste von Eiter dahinter sich aufhalten könne, und der Schade überall vom Horn entblößt sey. Die verwundete und entblößte Fleisch-Sohle verbinde man täglich zweymahl mit Essenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer Mixtur aus gleichen Theilen von Myrrhen- und Aloe-Essenz, bis alles

heil,

heil, und dieselbe mit neuem Horn wieder bedeckt ist. Wenn der Rand des Hufbeines von Eiter angefressen ist, kann die Heilung nicht eher erfolgen, bis daß der vom Eiter angegriffene Theil des Knochens sich von dem noch gesunden abgesondert habe, welches aber von der Natur erst nach langer Zeit bewirkt werden kann, und weshalb also die Heilung lange zurück gehalten wird. Hier kann die Kunst weit geschwinder zum Endzwecke gelangen, wenn man mit einem starken und dabey scharfen Messer den scharfen Rand des Hufbeines, so weit derselbe verdorben ist, wegschneidet, die Stelle des entblößten Knochens mit gepülverten Myrrhen dick bestreuet und mit Flachs bedecket. Dieser Verband mit Aufstreuen des Myrrhenpulvers wird alle Tage wiederhohlt und, so geschwinde als möglich, die Wunde mit Flachs bedeckt, damit die Luft den entblößten Knochen auf dessen Oberfläche nicht austrocknen könne, welches demselben schädlich und der Heilung hinderlich seyn würde. In Ermangelung der Myrrhen, kann man zerstoßenes Geigenharz nehmen, oder allenfalls nur bloß den Knochen mit reinem Flachs bedecken. Andere sonst gute Heilmittel sind, auf Knochen angebracht, schädlich. Wenn aber das Hufbein nicht am Rande, sondern nur an seiner untern Fläche, auf einer Stelle seiner Bedekkung (Knochenhaut) beraubt seyn sollte, diese entblößte Stelle aber noch weiß, und nicht ins blaue oder schwärzliche gefärbt ist: so darf nur diese Stelle, wie eben gesagt worden, verbunden werden, wodurch sich nach und nach die Fleischsohle wieder darüber hinziehen und den entblößten Knochen bedecken wird. Dieses kann aber alsdann nicht geschehen, wenn die entblößte Knochen-Stelle nicht mehr natürlich weiß, sondern blau oder schwärzlich ist. Bey solcher Beschaffenheit muß der mißfarbige Knochen, so weit derselbe entblößt ist, mit einem dazu schicklichen Werkzeuge so tief weg geschabet werden, als er von seiner natürlich weißen Farbe abweicht,

[illegible] besser

besser gesagt, eine Entzündung der Fleischsohle bey dem Ballen sey, und diese mehrentheils von einem starken Drucke entstehe: so ist es auch gewiß, daß, je dünner die Hornsohle in den Ecken ausgeschnitten ist, desto leichter auch hier die Fleisch-Sohle im Gehen gedrückt, und die Ballen davon entzündet werden können. Man muß daher das Pferd wenigstens 8 Tage vor Antritt der Reise beschlagen, und dabey die Sohle wenig auswirken, auch den ganzen Fuß, so viel thunlich ist, groß laßen. Dieses wird einem Pferde, welches von Natur große Füße hat, zureichend seyn.

Allein, es gibt Pferde, insbesondere in großer Herren Marställen, welche zarte und sehr empfindliche Füße haben, und desfalls beynahe wie sehr zärtliche Personen, über steinige Straßen getragen werden müssen. Dieser Art Pferde, wenn sie verschickt werden, oder aus andern Ursachen eine Reise thun sollen, ist es dienlich, entweder ihre Füße mit türkischen Eisen, (welche ich im Art. Hufeisen beschreiben werde), oder einem solchen, wie oben, S. 554, beschrieben worden, zu beschlagen. Dieses ist jenem noch um deswillen vorzuziehen, weil bey diesem, wenn es nöthig ist, ein Einschlag auf die Hornsohle geleget werden kann, welches aber bey dem türkischen Beschlage deswegen nicht angeht, weil die innere Oeffnung des Eisens klein ist, und daher hindert, die Sohle mit einem Hülfsmittel belegen zu können. Zu geschweigen, daß jeder Dorfschmid gedachtes Eisen verfertigen kann; da hingegen ein türkisches so zu machen, daß es auch Geschick hat, ist in Deutschland nicht jedermanns Sache. Ferner dient einem solchen mit der gehörigen Vorsicht auf Reisen beschlagenen Pferde, des Abends, wenn zuvor die Füße mit Wasser wohl ausgewaschen, und die Sohle unter dem Hufeisen, vermittelst eines eisernen Hakens, von Grand und Koth gereinigt worden, den Einschlag No 1. zu gebrauchen, wie oben, S. 553, gezeigt ist; so wird man alsdenn, ohne durch Entzündung der Füße gehindert zu werden, seine Reise fortsetzen können.

J. A. Kerstings Unterricht, Pferde zu beschlagen ꝛc. Gött. 1777, 8. S. 204, fgg.

Fuß-Fäule bey Schafen. Es ist dieses ein Uebel, welchem insonderheit säugende Schafe unterworfen sind; denn, wenn diese täglich zweymahl vom Felde nach Hause getrieben werden, ihre Hauslämmer zu säugen, vornehmlich zur Winterszeit, so werden ihre Füße wund; und

und wo nicht zeitig darnach gesehen wird, entsteht daraus eine Fäule, woran sie nicht allein viel Schmerzen leiden, den Appetit verlieren, an Milch und Fleisch abnehmen, sondern auch ihre Lämmer und andere Schafe anstecken. Hiernächst ist auch, wie Ellis in seiner Abhandlung von der engländischen Schafzucht bemerkt, an diesem Zufalle Schuld, daß die meisten, welche fette Lämmer ziehen, gemeiniglich die Schafe aus den Abend-Gegenden bekommen, wo sie auf ebenen oder abhängigen Lande in feinen trocknen Grase nicht getrieben worden, sondern frey gegangen sind, bis sie nebst ihren Lämmern, oder ohne Lämmer, in Heerden weit zu Markte getrieben werden, wovon ihre zarte Füße leicht wund werden; und wenn auch solches noch nicht zur Fäule geworden ist, so gibt doch ein unbedachtsamer Landwirth darauf nicht Acht, und treibt die Schafe bald hernach, nachdem sie gelammet haben, aus und ein. Hierzu kommt noch, daß bey solchen Leuten, welche die säugenden Schafe des Nachts bey ihren Lämmern im Stalle laßen, wohl in einigen Monathen nicht ausgemistet, sondern nur mit frischem Strohe täglich gestreuet wird; da denn die Schafe auf der Hitze liegen, und am meisten davon die Füße verhitzet werden müssen, wovon die Fußfäule entsteht und beständig zunimmt.

Die Verfasser der Maison rustique schreiben: „Wenn ein „Schaf davon lahm wird, daß ihm die Klauen zu weich ge„worden sind, weil es zu lange auf seinem Miste gestanden hat, „und es damit so weit kommt, daß es nicht mehr gehen kann, „so soll man die Spitze der Klaue abschneiden, darüber unge„löschten Kalk legen, solchen mit Leinwand verbinden, und es „denselben Tag wiederhohlen, folgenden Tages aber dazu ein „wenig Grünspan thun, und mit diesen Mitteln so lange fort„fahren, bis die Klauen wieder gesund wären.“

Adam Speed, welcher im Jahr 1628 geschrieben hat, gibt in einem seiner Wirthschaftsbücher folgendes Mittel an: „Wenn die Klauen lahm, geborsten, übergewachsen oder zer„brochen sind, so beschneidet man sie gehörig, macht ein Pfla„ster von unausgeschmolzenem Wachse, Harz, Terpenthin, fri-

„schen Kalk und Schweinfett, bestreicht die Klaue mit Kamil„lenöhl, und leget das Pflaster über, bindet es fest, und läßt „das Schaf nicht auf steinige, nasse oder sumpfige Orte gehen, „bis es wieder gut ist.“

Nach Hrn. Ellis Bericht, hat ein Lammpächter zu Layhill bey Bovington im Hertfordischen, folgendes Mittel bewährt befunden. Man thut blauen Vitriolstein, eines Nußkerns groß, in 1½ bis 2 Unzen Aquafort (Scheidewasser), läßt ihn darin zergehen, und verwahret es in einer Flasche, welche man mit einem gläsernen Stöpsel verschließt. Beym Gebrauche visitiret man die Wunde mit einem glatten Hölzchen, reiniget sie, so gut es angeht, und bestreicht den schadhaften Theil der Klaue mit diesem Wasser, behält das Schaf zu Hause, und verbindet ihm den Fuß mit einem Lappen.

Da die Fußfäule bisweilen so stark wird, daß über oder unter der Klaue Materie ausläuft, so bringen Einige die gesunden Schafe allein, damit sie nicht angesteckt werden, und reinigen die Wunde, wenn sie sehr schlimm ist, mit dem Federmesser, auch bis es blutet, von allem schwammigen, wilden und faulen Fleische. Da nicht nur säugende Schafe, welche viel getrieben werden, sondern auch andere, zumahl große Schafe, welche beständig in hohen Grase auf tiefen nassen Lande gehen müssen, faule Füße bekommen: so gebraucht man folgende Cur. Man kocht Schweinespeck, Seife und Terpenthin mit einander. (Es muß mehr Speck, weniger Seife, und das wenigste Terpenthin seyn.) Dieses streicht man auf ein Stück mit Oehl erweichtes Schafleder, bindet es ganz heiß um den Fuß, läßt es eine Woche darauf liegen, wäscht hernach den Fuß mit Urin, leget das Leder wieder auf, und läßt es, bis das Thier völlig gesund ist, liegen. Alsdenn zerläßt man ein Stückchen Alaun und weißen Vitriol in warmen Wasser, und beschmiert den Fuß damit, vermittelst einer Feder; dieses trocknet den Ort, und macht den Fuß wieder fest. Oder, man vermischet Salz, Schmeer und Theer am Feuer, leget es heiß auf den Fuß, und

binder altes Leder darum, so wird gemeiniglich in 3 oder 4 Tagen der Fuß völlig heil seyn.

Im Lincolnschen bekommen die großen Schafe, weil sie meistens in nassen Gruben und geilen Grase gehen, leicht die Fußfäule. Dawider halten die Schäfer eine Vermischung von Scheidewasser, blauen Vitriol, Grünspan, weißen Sublimat, auch etwas vom besten Weinessig, in Bereitschaft. Zuerst reinigen sie die Wunde am Fuße, jedoch selten so viel, daß es bluten müßte; tunken eine Feder in dieses Wasser, und beschmieren den Ort, ein oder zwey mahl. Eben dieses brauchen sie unterweges des Abends oder Morgens, wenn die Schafe den Tag über getrieben, und davon wund geworden sind.

Fuß-Flasche, siehe **Wärm-Flasche**.

Fuß-Frohne, siehe **Fuß-Dienst**.

Fuß-Gänger, Fr. Homme à pié, Piéton, der zu Fuße reiset. Auch ein Soldat, welcher zu Fuße dienet, ein Infanterist, zum Unterschiede von einem Reiter. Siehe **Fuß-Knecht**.

Fuß-Gesimse, in der Baukunst, das Gesimse an dem Fuße oder Fußgestelle einer Säule; zum Unterschiede von dem Hauptgesimse; siehe oben, S. 514.

Fuß-Gestell, ein Gestell, so fern es den Fuß eines Körpers oder einer Last ausmacht. Das Fußgestell einer Säule, der Säulenfuß, Säulenstuhl; siehe **Postement**. Das Fußgestell einer Bildsäule, eines Uhr-Gehäuses, eines Tisches, u. s. f.

Bey den Jägern werden auch die Schenkel des Habichtes das Fußgestell oder Gestell genannt.

Fuß-Gicht, siehe **Podagra**.

Fuß-Hader, Fußtuch, Fr. Torchon, ein Lappen oder Tuch, womit man die Schuhe reiniget. Eines Fußhaders seyn, von ihm zu verächtlichen Diensten gemißbrauchet werden.

Fuß-Hammer, bey den Goldschmieden; siehe unter **Hammer**.

Fuß-Knecht, Fr. Fantassin, Homme de pié. 1. Eine veraltete Benennung eines Soldaten zu Fuß, eines

Fußgängers, oder Infanteristen, der auch ein Reis-Knecht genannt wurde, von Reise, Feldzug. 2 Macc. 12, 20. 33. Cap. 13, 2.

2. Im Forstwesen, ein Forstknecht, der unter dem Förster zu Fuße dienet, ein Heideläufer, Forstläufer, zum Unterschiede von dem Heidereiter; s. Th. XIV, S. 537.

Fuß-Kreutz, Gangkreutz, Oeffnerkreutz, ein gewisser Theil an der Scheermühle in den Seidenfabriken.

S. Sprengels Handw. und Künste, 14te Samml. S. 405.

Fuß-Maß. 1. Das Maß eines Fußes, dergleichen z. B. der Schuster nimmt. 2. Das Maß nach Fußen, zum Unterschiede von dem Ellenmaße u. s. f. siehe oben, S. 514, fgg.

Fuß-Nägel, siehe Nagel an Händen und Füßen.

Fuß-Pfad, im Oberdeutschen und der höhern Schreib-Art, ein Fußsteig, Fußweg; siehe Fuß-Steig.

Fuß-Pfahl, im Bergbaue, ein Bret, welches man in den Anfall leget, worauf die Stämpel angetrieben werden, damit sie nicht ausweichen.

Fuß-Pflug, eine Art schwedischer Pflüge; siehe unter Pflug.

Fuß-Reiser, in dem Jagdwesen, dürre Stangen um den Vogelherd, damit die Vögel darauf fußen, d. i. sich darauf setzen können; siehe Antritt.

Fuß-Riemen, bey den Hutmachern, ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der sich an jedem Ende mit einem Ringe endiget, in welchen man den Fuß setzt; Fig. 824.

Bey dem Ausrupfen der Haare aus den Biberfellen, sitzt der Rupfer vor einer Bank, oder dem so genannten Bock; über diesen wird das Fell seiner Länge nach ausgebreitet, und vermittelst des Fußriemens, mit welchem er dasselbe an demjenigen Ende umschließt, welches ihm am nächsten liegt, indem er mit beyden Füßen in die Ringe des Riemens tritt, fest gehalten. Hrn. Abt Moller Hutmacherkunst, im 6. B. des Schaupl. der Künste und Handw. Lpz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 176.

Fuß-

Fuß-Ring. Die meisten Schriftsteller haben von den Hottentottinnen versichert, sie trügen Därme von Schafen und andern Thieren um die Füße. Dieses aber ist eine Unwahrheit. Nach Kolbens Erzählung, tragen die Mädchen, von ihrer Kindheit bis ins zwölfte Jahr, Binsen, in Ringe gebunden, um die Füße, vom Knie bis an die Hacken. Wenn sie zu diesem Alter gekommen sind, machen sie diese Ringe aus Schnittlingen von Schafs- oder Kalbshaut, eines kleinen Fingers dick. Sie sengen das Haar ab, und kehren alsdenn die Seite, darauf es stand, einwärts. Einige, welche Weiber geworden, haben über hundert solche Ringe am Fuße, so artig gewunden und zusammen gefügt, daß sie wie eine zusammenhängende Windel aussehen, und durch langes Tragen so hart wie Holz werden. Damit diese Ringe nicht herab fallen, befestigen sie dieselben mit breiten Bändern an den Gelenken; und sie dienen theils als ein Zierrath des weiblichen Geschlechts, (denn das hottentottische Frauenzimmer trägt dieser Ringe mehr oder weniger nach ihrem Range,) theils die Füße zu verwahren, daß sie im Felde nicht von Dornen und Hecken zerrissen werden.

Fuß-Sack, eine Art eines großen und geräumigen Sackes, welcher insgemein von grobem Tuche oder anderm starken wollenen Zeuge gemacht und inwendig mit gutem Rauchwerk ausgefüttert ist, dessen man sich im Winter, so wohl auf Reisen, als sonst, zur Verwahrung der Füße, welche darein gesteckt werden, wider große Kälte zu bedienen pfleget.

Von Fußsäcken für Frauenzimmer, s. Th. XIII, S. 240.

Fuß-Schämel, ein Schämel zum Behuf der Füße; in der anständigern Sprechart, eine Fußbank; siehe oben, S. 531.

An den Leinweber- und Zeugmacherstühlen, die beweglichen Tritte unter den Füßen des Webenden.

und Hitze.

Fuß = Schwinden bey Pfe

Man sagt, dem Pferde schw
be von außen nach und nach
Sohle, nebst dem Strahl, s
senken, gleich als ob keine
Schmiede pflegen alsdenn
kein Leben im Fuße, oder,
ben geschwunden. Pferde
Schenkel haben, sind zu di
als andere mit starken Beine

Dieser Schade kommt
den am Fuße befindlichen T
Nahrungssäfte gebricht, mit
gleich auch die Fleischwand
Sohle vertrocknen, daß das
Hufbein zu liegen kommt.
Schultern haben auch öfters
Er entsteht auch insgemein
bey welchen das Pferd lange
zen empfunden hat; wie auch
oder Fesselgelenk = Wunden G
Ueberhaupt kann aus allem,
und der Fleischwand die benö
zogen, oder deren Gefäße z

daran erkennen, wenn das Klopfen mit dem Hufhammer an der Hornwand einen hohlen Ton von sich hören läßt, wenn der Fuß widernatürlich kleiner wird, und wenn bey dem Beschlagen die Hornsohle und der Strahl sich äußerst tief ausschneiden laßen, ohne daß sich Blut zeigt.

Folgende Hülfsmittel werden bey einem solchen Schaden, wofern er nicht zu alt ist, gute Dienste leisten. Zuvörderst schneide man die Hornsohle und den Strahl allenthalben so tief aus, bis daß beynahe das Blut durch das wenige sitzen gebliebene Horn durchschwitzet; alsdenn schmiere man von dem Einschlage No. 1 (*), allenthalben fingersdick darüber her, bedecke es mit Flachs, und laße es 24 Stunden liegen. Hernach nehme man das alte weg, und lege wieder frischen Einschlag auf, wiederhohle dieses drey oder vier mahl, und setze es alsdenn drey Wochen aus. In dieser Zeit aber lege man alle Abend von dem Einschlag No. 2 (**) auf die Sohle, streiche davon etwas auf einen Lappen, und binde es um das Fesselgelenk, um die Krone, die Ballen und die ganze Hornwand herum. Jeder Verband kann 48 Stunden sitzen bleiben, und nur bloß einige mahl etwas warmes Bier dahinter gegossen werden, um hiermit den übergelegten Umschlag, welcher von der Wärme des Beines trocken wird, zu erweichen. Nach drey Wochen wird das Eisen wieder abgenommen, die Sohle wie zuerst dünn ausgeschnitten, und der Einschlag No. 1 wieder übergeleget, und endlich No. 2 beschriebener maßen gebrauchet. Wenn etwa das Bein,

(*) Einschlag No. 1. Zu 1 ℔ des Einschlages No. 2. mische man 4 Loth gepülverte spanische Fliegen, und 2 Loth Terpenthinöhl.

(**) Einschlag No. 2. Man zerstoße 6 Zwiebeln mit ½ ℔ Schweinschmalz ganz klein, mische dazu ½ ℔ Leinölkuchen, und mache es mit einer hinlänglichen Quantität Bier zu einem Brey.

an welchem das Hufschwinden ist, am Ober- und Unterarm etwas mit geschwunden seyn sollte, so thut man wohl, wenn man dasselbe oben vom Elbogen an, bis herunter zum Fessel hin, über den dritten Tag mit dem Mittel No. 3 (*) schmieret, solches jedesmahl mit der Hand recht stark einreibet, und dieses fünf bis sechs mahl wiederhohlt. Nach vollbrachter Cur muß man das Pferd einige Monathe auf einer fetten Grasweide gehen laßen.

Fuß-Socke, siehe Socke.

Fuß-Sohle, die unterste Fläche des Fußes am Menschen und einigen Thieren, der flache Fuß, im gem. Leben der Plattfuß, Niederf. Pad, Fr. Patte. In engerm Verstande versteht man unter diesem Ausdrucke den vordern Theil dieser Fläche nach den Zehen zu; zum Unterschiede von dem Fußblatte. Siehe oben, S. 493.

Fuß-Spur, die Spur, d. i. das Ueberbleibsel, von dem Eindrucke der Füße; die Spur, bey den Jägern die Fährte. Die Fußspur von einem Diebe haben. Niederf. Foßpurn, Footsparen, Dän. Foedspor, in Schwab. das Gespöre. Siehe den folgenden Artikel.

Fuß-Stapfen (der), (**) L. Vestigium, Fr. Pas, Trace, Vestige, der Eindruck der Füße in dem Boden, von Menschen oder Thieren, besonders von den erstern, der Fußtritt. Die Jäger brauchen statt dieses Wortes Spur und Fährte.

Fi-

(*) Man nehme Terpenthinöhl 8 Loth, und mische hierzu 2 Loth fein zerstoßenes *Gummi Euphorbium*. Bey jedesmahligem Gebrauche muß es wohl umgeschüttelt werden.

(**) Die letzte Hälfte dieses Wortes bedeutet einen Stoß, Druck, und sinnlich auch einen Tritt und Gang. Bey dem Notker bedeutet stephen, steigen, gehen, überstephen, übertreffen. Im Niederl. ist stappen gehen, und stapeln auf langen Beinen einher treten. Das Angels. steppan, Engl. step, Holländ. stap, Wend. stupiu, Griech. *ϑιβω*, bedeutet gleichfalls gehen oder treten. Siehe Stab, Stupfe und Stampfen. Das Stammwort von allen ist, Tupp, tupfen. Siehe Tüpfen.

Figürlich in eines Fußstapfen treten, seinen Fußstapfen folgen, ihm nachahmen.

Nach dem Berichte des Univ. Magaz. of knowledge and pleasure, a. d. M. Mai 1757, sind die Landeseinwohner von America in Entdeckung der Fußstapfen auf eine bewundernswürdige Weise scharfsinnig. Denn, so bald sie nur einige Fußstapfen, die uns ganz verworren und undeutlich vorkommen würden, erblicken, können sie sogleich sagen, wie viel Personen, und seit wie lange sie da gegangen; sie sind sogar im Stande, aus den verschiedenen Abdrücken der Füße, in Fußstapfen, wo wir nichts weniger, als das Zeichen eines Trittes antreffen würden, zu sagen, von was für einer Nation diejenigen Personen, so daselbst gegangen, gewesen.

S. den 24 B. des Hamb. Magaz. S. 487.

Fuß-Steig, Fußweg, im Oberd. der Fußpfad (*), Lat. Iter, Semita, Fr. Sentier, wird (zum Unterschiede von einem Fahrwege,) der schmale, und gemeiniglich auch kürzeste oder gerade zu genommene, nicht weniger dabey oft erhabene Weg genennet, welcher zur Bequemlichkeit der zu Fuße wandernden Personen, neben dem Fahrwege, auch über Wiesen, Flüsse und Felder angeleget worden. Weil aber dergleichen Wege nicht allenthalben auch für Reitende dienen sollen, noch weniger, wo sie etwa breit sind, gar zum Fahrwege gemacht werden dürfen, als wodurch sowohl dieselben, der Beschaffenheit der Umstände nach, leicht schlecht und unbrauchbar gemachet werden, wie auch sonst allerley Schade daraus erwachsen kann: so pfleget man entweder denselben mit einem Geländer vom Fahrwege abzusondern, und ein sich auf einem Stocke herum drehendes Kreuß in die Mitte bey den Eingängen aufzustellen, oder kleine Schlagbäume, wie auch sich auf und nieder schlagende Stöcke, nicht weniger auf zwo niedrigen Säulen erhöhete Querbalken so hoch darüber aufzurichten, daß kaum ein leeres Pferd sich darunter wegführen läßt.

(*) Nieders. Padweeg. Dän. Fodstie.

Ueber die fruchttragenden Felder und Aecker muß man keine Fußsteige, oder, wofern diese Dienstbarkeit darauf liegt, daraus gar eine Servitutem viæ oder actus, d. i. Fahrweg und Trift, machen laßen. Man verwehret solches mit Bestecken, Vergraben, Hüten und Pfänden. Siehe Landstraße. Rain.

Es ist aber diese Dienstbarkeit, L. Servitus itineris, ein Recht, vermöge dessen ich über eines Andern Feld, Acker oder Wiesen zu Pferde oder zu Fuße gehen darf. Und da dieselbe oft zu vielen Weitläuftigkeiten, ja Prozessen, Anlaß gibt: so will ich, damit man wissen möge, was derjenige, welcher die Dienstbarkeit des Fußsteiges hat, thun oder nicht thun könne, folgende Anmerkungen beyfügen: 1) Wer diese Servitut hat, kann zu Fuße auf dem Steige nach seiner gewöhnlichen Breite, nicht nur gehen, sondern auch wieder umkehren, ja, auch nicht nur zur Noth und Nutzen, sondern auch zur Lust und Gesundheit darauf spatzieren gehen. 2) Kann er nicht nur zu Fuße gehen, sondern auch reiten, weil ein Pferd nicht mehrern Platz im Gehen einnimmt, als ein Mensch. 3) Kann er sich auch auf einem Stuhle und in der Sänfte darüber wegtragen laßen, wenn nur die Träger hinter einander und nicht auf der Seite gehen, und dadurch den Fußsteig erweitern. 4) Kann er kein tragendes Thier, Pferd, Esel oder Ochsen vor sich treiben, ob er schon darauf sitzen und reiten kann; weil dergleichen Thiere vor sich keinen Fußsteig und gewissen Weg an einen Ort gehen, es wäre denn, daß sie dahin getrieben würden, welches aber alsdenn keinen Fußsteig, sondern einen Trieb anzeiget. Es ist auch demjenigen, welcher die Servitut des Gehesteiges hat, nur dasjenige erlaubt, wodurch er seinen Gang verrichten kann, er thue es nun zu Fuße, oder zu Pferde. Wer aber ein Thier vor sich her treibt, oder zieht, der handelt wider die Servitut, und maßet sich ein mehreres Recht an, als ihm verstattet worden. Ein anderes aber ist es, wenn Jemand etwa zur Winterszeit, um sich durch Gehen zu erwärmen, vom Pferde stiege, und es bey dem Zaume nachführete, wenn auch gleich das Pferd etwas zu tragen auf sich hätte; maßen hierbey darauf zu sehen ist, was vornehmlich gehandelt wird. Wenn nun gleich das Pferd gesattelt und gezäumt, und also zum Reiten präparirt ist: so kann doch von dem Herrn gesagt werden, daß er den Fußsteig

gehe.

gehe. Ein anderes wäre es, wenn er das Pferd neben sich her führte, weil die Enge des Fußsteiges nicht zuläßt, daß beyde neben einander gehen; mithin würde die Beschaffenheit der Servitut schwerer gemachet. 5) Kann er sich sein Pferd von dem Knechte nachführen laßen, um damit wieder nach Hause zu reiten. 6) Kann er diese Servitut durch seine auf dem Landgute habende Bediente exercieren. 7) Wenn jemanden diese Servitut vermacht, oder sonst zuwege gebracht worden, er könnte aber, ohne sich den Weg gleich und eben, oder doch brauchbar zu machen, dazu nicht gelangen: so kann ihm von dem Gutsherrn deshalb kein Hinderniß gemachet werden. Hätte er auch den Weg zu repariren, so kann er die Handwerker und Tagelöhner, welche er hierzu nöthig hat, in das Gut führen, nachdem bey Vergünstigung einer Dienstbarkeit alles dasjenige für erlaubt gehalten wird, ohne welches man die Servitut nicht genießen kann. Einen Steig oder eine Brücke aber zu machen, um darüber zu gehen, ist nicht erlaubt. Hätte hingegen Jemand den Fußsteig durch eines Andern Hofraum (Hofreithe) zu einem Hause, es läge aber der Hofplatz gar zu hoch, daß er nicht wohl zu seinem Hause, oder aus denselben in den Hof kommen könnte, er legte denn einige Treppen oder Stiegen bey seinem Hause an: so ist ihm auch solches, jedoch weiter nicht, als er zum Gebrauche des Fußsteiges nöthig hat, zugelaßen. 8) Kann überhaupt und insgemein derjenige, der diese Servitut hat, alles dasjenige thun, was zu Erhaltung derselben nöthig ist, und ohne welches sie nicht genützet werden kann. Und wofern ihn der Herr des dienenden Bodens daran hindern wollte, so kann er eine Klage wider ihn anstellen, wenn er nur den Bau und die Reparation auf seine Kosten übernimmt, weil der Andere zu nichts weiter, als es zu dulden, verbunden ist. Wollte auch Jemand etwas auf dem Fußsteige, worauf ich die Dienstbarkeit habe, bauen: so kann ich ihm solches verwehren, nicht anders, als wenn er auf meinen Grund und Boden bauen wollte. Ein solcher Bau kommt auch dem Eigenthumsherren des Gutes selbst nicht zu, welches die Rechtslehrer so weit extendiren, daß, wenn der Herr einen Zaun, Geländer, oder sonst etwas aufrichtete, um dadurch mich an dem Gebrauche des Fußsteiges zu hindern, ich dieses Hinderniß eigenmächtiger Weise wegreißen oder abthun könnte. Was endlich die Breite des Fußsteiges betrifft, so ist solche in den gemeinen Rechten nicht bestimmet, sondern es müssen die Constituenten solches entweder selbst ausmachen, oder durch gewisse Feld-verständige Schiedsleute, die der Richter wählet,

entscheiden lassen. Insgemein aber besteht die Breite desselben in 2 bis 3 Fuß.

Fuß-Stock, siehe unter Maß-Stab.

Fuß-Strick, in der edlern Schreibart, Schlingen, welche geleget werden, damit sich Menschen oder Thiere mit den Füßen darein verwickeln.

Fuß-Tag, ein Tag, an welchem Unterthanen Fußdienste oder Fußfrohnen zu leisten verbunden sind.

Fuß-Tapete, Fußbodendecke, Fußdecke, härene oder wollene Decken, welche man theils zur Zierde, theils zu mehrerer Bequemlichkeit und Wärme der Füße, auf den Boden eines Zimmers auszubreiten pfleget.

Die härenen Decken sind den wollenen allemahl vorzuziehen. Eine Fußdecke von Fries kann, wenn ein Kohlenbecken darauf gesetzt wird, oder von ungefähr Lichtschnuppe darauf fällt, einem Zimmer höchst gefährlich werden; überdieß bekommt sie leicht garstige Flecken und Mottenlöcher. Die Fußdecken aus Wilton in England, sind schön, aber auch theuer. In Handelsstädten, wo starker Verkehr mit Baumwolle ist, bedient man sich der äußern Umschläge, worin die Baumwolle kommt, zu Fußtapeten. An einigen Orten werden auch gute Fußdecken von Küh- und Pferdehaaren verfertiget. Die Elle kuhhärene, $\frac{4}{4}$ breit, kostet 7 bis 8 Groschen. Diese Gattung übertrifft alle Arten von Fuß-Tapeten, selbst das dazu gewöhnliche preußische cramoisine Tuch nicht ausgenommen, an Dauer, Leichtigkeit der Renovirung, und Beständigkeit der Farbe; denn man nimmt solche, wenn sie schmutzig werden, aus dem Zimmer, klopft sie aus und kehrt sie ab, so sind sie wieder neu; da hingegen alles wollene Tuch, insonderheit das cramoisine, den Schmutz sehr leicht annimmt, und nicht anders fahren läßt, als bis es gewaschen wird, worüber es aber zugleich die Farbe verliert.

Die holländischen Decken oder Daaken zu Reinhaltung der Fußböden in Stuben und Kammern, auch

Kam-

Kammermatten genannt, werden von einem gewissen zarten Schilf oder Rohr zusammen geflochten und durchschlagen. Man hat sie von unterschiedener Breite und Güte, ein- oder mehr-farbig, gemodelt und ungemodelt ꝛc. Außer diesen giebt es dort noch besondere kleine Decken vor den Stubenthüren, welche Faulmatten heißen; siehe Th. XII, S. 300. Siehe auch den Art. Teppich.

Fuß-Treten, eine Fischerey, welche auf dem Sande und Schlamme zu Fuße vorgenommen wird; siehe Th. XIII, S. 677.

Fuß-Tritt. 1. Die Handlung des Tretens mit dem Fuße, ein Tritt mit dem Fuße. Einem einen Fußtritt geben. Imgleichen das Treten im Gehen.

2. Der Eindruck des Fußes in der Erde, in der höhern Schreibart: die Fußspur, der Fußstapfen.

3. Dasjenige, worauf man mit dem Fuße tritt; der Tritt. Der Fußtritt an einem Tische, an einer Drehbank, an einer Kutsche.

Die Fußtritte einer Kutsche, Fr. Marche-pié de caroſſe, sind entweder ganz von Eisen, oder von Leder, und an den Bäumen des Wagengestelles befestigt. Das Fußtrittbret jedes ledernen Fußtrittes hängt an zwey sechs- bis achtdoppelten Riemen, welche zierlich genähet oder gesteppt sind. An den Baum wird jeder Riemen mit einer starken eisernen Schraube befestiget, und unter dem mit Leder überzogenen Fußtrittbret mit kleinen Schrauben angeschraubet.

Auch ein Schämel oder Fußschämel führt zuweilen den Nahmen eines Fußtrittes.

Fuß-Tuch, siehe Fuß-Hader.

Fuß-Verrenkung, siehe Verrenkung.

Fuß-Wärmer, Fr. Chauffe-pied; siehe Feuer-Gieke. Fuß-Sack. Wärm-Flasche.

Fuß-Waschen, L. Lotio pedum, oder Pediluvium, Fr. Lavement des pieds, war ehedem bey vielen, insonderheit den morgenländischen Völkern, deren Land sehr heiß ist, im Gebrauche, und geschahe täglich, vor und nach der Mahlzeit, theils sich nach der Hitze und Mü-

So viel kostet das Fusti. Alsdenn rechnet man auch, was das Netto betrage, und spricht: 1 ℔ Netto kostet $5\frac{1}{2}$ Gr. was 167 ℔ Netto?

1 ℔	ʒ ʒ	$5\frac{1}{2}$ Gr.	ʒ ʒ	167 ℔.
		4		27 ʒ 20.
		1		6 ʒ 23
				3 ʒ 11 ʒ 6
				38 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf.

Man addirt demnach das *Facit* des Fusti und des Netto zusammen, so bekommt man die begehrte Summe, nähmlich: 46 Rthlr 2 Gr.

38 Rthlr.	6 Gr.	6 Pf.	Netto.	
7 ʒ	19 ʒ	6 ʒ	Fusti.	
Summa 46 Rthlr.	2 Gr.			

Ein ander Exempel. Es kauft jemand 63 Zimmer 39 Stück Grauwerk; es werden darunter befunden 63 Dutzend 11 Stück geringe, zu 12 Rthlr. 13 Gr. 8 Pf. den Zimmer, und den Rest zu 7 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf. das Dutzend, was beträgts? *fac.* 1370 Rthlr. 8 Gr. 5 Pf. 1 ₰.

Futaie, siehe Stamm.

Futaine, siehe Barchent.

1. Futter, die Bekleidung eines Körpers von außen oder von innen; doch nur noch in verschiedenen einzelen Fällen.

1. Von außen, wo dieses Wort 1) im gem. Leben für Futteral sehr häufig ist, besonders in den Zusammensetzungen Brillenfutter, Flaschenfutter, Flötenfutter, Geigenfutter, Hutfutter, Kammfutter, Kelchfutter u. s. f. Im mittlern Lat. Futrus, Fodorus, Feutrum, im Ital. Fodero, Fodro, im Franz. Fourreau, schon bey dem Ulphilas Fodr, im Schwed. Foder, im Angels. Fodder, alles in der Bedeutung einer Scheide oder eines Futterals. 2) Bey den Schuhmachern wird ein kleines Stückchen Leder über dem Sporenträger, die Verletzung des Stiefels von dem Sporne zu verhüten, im Diminut. das Fütterchen genannt.

2. Von

2. Von innen. (1) Bey den Holzarbeitern, als: Tischlern und Zimmerleuten, eine hölzerne Verkleidung, eine Oeffnung oder Vertiefung damit auszufüllen. Z. E. an den Oeffnungen der Fenster und Thüren, wovon der Rahmen oder die Thüre fest anliegen oder anschlagen sollen, wird eine Verkleidung mit einem schmalen Brete angeschlagen, welche an der einen Seite um so viel, als der Rahmen oder die Thüre dick ist, eine Vertiefung machet; dieses heißt sodenn das Fensterfutter, Thürfutter. Die Uhrmacher pflegen auch die Zapfenlöcher Futter zu nennen, weil sie mit Messing ausgefüttert werden. Am häufigsten (2) derjenige Zeug, womit die innere Seite eines Kleides oder Kleidungsstückes, um dasselbe sowohl dauerhafter, bequemer und wärmer, als auch zierlicher zu machen, versehen wird; das Unterfutter, zum Unterschiede von dem Oberzeuge, welcher in Niedersachsen das Oberfutter genannt wird. Niederf. Foder, Foer, Foor, Schwed. Foder (*). Man nimmt hierzu theils seidene oder wollene Zeuge, (daher auch die Flanell- Rasch- und andere Weber, welche solche Zeuge, die vornehmlich zu Unterfutter gebraucht werden, verfertigen, Futtermacher genannt werden) oder Pelz und Rauchwerk. Jenes heißt im Franz. Doublure, dieses aber Fourrure.

2. Futter (**), L. Pabulum. 1. Alles, was Menschen und

(*) Weil das Schwed. Foder eigentlich ein Futter von Rauchwerk bedeutet, das Französische Fourre ehedem auch mit einem l geschrieben und gesprochen wurde, Foulrre, so muthmaßet Herr Ihre nicht unwahrscheinlich, daß dieses Wort von Filz, Fell, vellus, pellis, herstammet, zumahl da die Thierfelle doch einmahl die erste und älteste Art der Kleidung und vornehmlich auch des Futters gewesen sind. Siehe Futterhemd. So fern dieses Wort ein Futteral bedeutet, läßt es sich sehr bequem gleichfalls daher leiten.

(**) Im mittlern Lat. Fodrum, im Schwed. Foder, im Dän. Foeder, Fode, im Engl. Food, im Angels. Foda, im Wall. Bwyd, im Niederf. Vöde, Vödung, Voodsel, Födsel, Föder, Veer, welche insgesammt auch von der menschlichen Nahrung kom-

und Thieren zur Nahrung dienet. Gibt er ihm eine andere (Frau), so soll er ihr an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nicht abbrechen, 2 Mos. 21, 10. Ich half ihnen das Joch an ihrem Halse tragen, und gab ihnen Futter, Hos. 11, 4. Von Menschen braucht man es im Hochdeutschen nicht anders als im Scherze. Das Futter sticht ihn, sagt man von jemanden, den der Ueberfluß muthwillig oder übermüthig macht. Desto häufiger aber und gemeiniglich von allem demjenigen, was das Pferde- Rind- Schaf- Ziegen- Schwein- und Federvieh zu seiner Nahrung brauchet, und entweder von ihnen selbst auf der Weide gesuchet, oder denselben zu Hause gegeben wird. Dem Viehe sein Futter geben. Ein Pferd im Futter halten, es unterhalten. Zuweilen auch, obgleich seltener von der Nahrung fleischfressender Thiere. 2. So viel als einem Thiere auf einmahl zur Nahrung gegeben wird, und die Handlung, da man es ihm gibt. Die Pferde haben schon zwey Futter bekommen. In einem Futter 6 Meilen reiten.

Alles Futter, welches ein Hauswirth für das Vieh haben kann, besteht: 1) in rohem Getreide und Körnern, so ganz trocken, eingequellet, geschroten oder auch gebacken, gefüttert werden; dieses heißt insgemein Hart-Futter; 2) in Getreide, wovon er schon einen Nutzen gezogen hat, als: Trebern vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, imgleichen Oehlkuchen; 3) in allerhand Abgängen des Getreides, als: Spreu, Kaff, Hülsen, Wirr- und Lang-Stroh, Kleyen, Staub- und anderes grobes Mehl, Trestern von Weinbeeren; 4) in allerhand Feldwurzeln und Kräutern, als: Kohlblätter, Kohlstrünke,

kommen; im Ital. Foraggio, im Franz. Fourrage, bey den alten oberdeutschen Schriftstellern gleichfalls mit Auswerfung des d, Foura, Speise, Nahrung. Das Stammwort ist das noch im Niederl. vorhandene Zeitwort föden, ernähren; siehe Vater. Das Meißnische Fuder, ein Bissen, gehört vermuthlich auch hierher; siehe oben, S. 412.

ke, Rüben, Möhren, Kartoffeln; wohin auch alles Wurzelwerk, welches die Schweine auswühlen, gehört; 5) in gesäetem Futter, Kräutern, als: Erbsen, Wicken, Wick-Futter, Klee, Esparcette ꝛc.; 6) in dürrem und grünem Laube, und dürren Baumzweigen, Rinden, Mos ꝛc.; 7) in allerhand abgefallenem, oder faulem, gutem, und endlich auch wildem Obste; 8) in Grase, Heu und Grummet; allerhand ausgegätetem Unkraute und Kräutern, welche eingebracht, grün und trocken verfüttert, oder auf dem Felde abgehütet werden; alles dieses heißt Weich-Futter; 9) in Schrappe, oder aufgehenden Rocken- und Weitzenblättern. 10) Das Vieh selbst gibt auch Materie zum Futter. Sein Urin und Mistgauche ist für einige ein gutes Getränk dazu. Uebrigens ist allezeit Regen- Fluß- Teich- und ein weiches Wasser besser, als Brunnen- und hartes Wasser. Für die Schweine ist Milch, für die Hühner Käse, Quark, wie auch der Mist von anderm Viehe, bisweilen ein Futter. Ja, für eben diese und anderes Federvieh, sind die gestorbenen Seidenwürmer und anderes Gewürm, ein gutes Futter. Einige Hausthiere genießen auch andere Stükke von andern Thieren, als: der Ketten- Jagd- und Schäferhund, die Knochen, das Fleisch ꝛc. Vom Füttern des Viehes mit Fischen, s. Th. XIII, S. 359. Hieher gehört auch noch 11) allerley Spühlicht aus der Küche und vom Branntweinbrennen. Endlich gibt 12) auch das Mineralreich für das Vieh in vielen Fällen das Salz. Hierbey hat nun ein Haus- und Landwirth darauf in Ansehung seines Viehes zu sehen, ob er solche Futtermaterialien selbst bauen, wie viel er davon bauen, und ob er, wenn er auf Futter für das Vieh mehr, als auf andere Nutzungen siehet, durch das Vieh mehr Nutzen haben könne, oder nicht. Denn im ersten Falle ist es rathsam, lieber Futter zu kaufen, oder die Aecker und ihre Früchte dazu, als zu andern Dingen, anzuwenden. Wenn schon überflüssiges Getreide vorhanden ist,

da es nicht viel gilt: so ist es besser, man stecke es, und zwar, wenn es angeht, erst mittelbar, nähmlich durch Brauen, Stärke machen ꝛc. in das Vieh, oder wohl gar gleich unmittelbar, wenn mit dem Brauen nichts zu thun ist. Oder, man suche die Aecker, an statt des Getreides, mit Futterkräutern zu bestellen; siehe Futter-Kräuter.

Die Nahrung der Thiere ist, überhaupt betrachtet, wie bey den Menschen beschaffen, d. i. sie haben eine Materie nöthig, welche gallertartig ist, und wodurch die festen erdigen Theile unter einander gleichsam zusammen gekleibet, und also vereiniget werden. Da aber die Thiere, in Ansehung der Festigkeit ihrer Theile, von einander unterschieden sind, und diese Theile bey einigen fester und steifer, als bey andern, sind: so folgt auch, daß selbst die gallertartige Materie, in Ansehung der mehr oder weniger dichten Beschaffenheit, verschieden seyn müsse. Wenn nun ein natürlicher Körper einen andern nähren soll, so muß derselbe eine gallertartige Materie enthalten, und diese muß auch von den zur Verdauung bestimmten Werkzeugen gehörig heraus gezogen werden können. Es ist aber zu merken, daß Menschen und Thiere, wenn sie sich auch in einem vollkommen gesunden Zustande befinden, nicht einerley Verdauungskräfte besitzen, sondern daß dieselben bey einigen stark, bey andern schwach sind, und also, da die gallertartige Materie in mancher nährenden Substanz schwer, in einer andern leicht herausgezogen werden kann, diese Materie durch die Verdauungskräfte bey einem Thiere herausgezogen, bey einem andern aber entweder gar nicht, oder doch unzureichend, herausgezogen wird. Daher geschiehet es, daß einige Thiere von einer, dem ersten Ansehen nach, schlecht nährenden Substanz sehr gut genähret werden, da hingegen andere von einer solchen Nahrung einen Mangel an Kräften erhalten würden. Ein Pferd z. E. wird mit Haser und Heu gefuttert; es erhält

hält von beyden eine sehr gute Nahrung. Denn es besitzt die Verdauungskräfte, daß Heu und Hafer durchgearbeitet, d. i. die Theile derselben getrennt, und die darin befindliche gallertartige Substanz herausgezogen wird. Ein Hund hingegen würde, aus Mangel der Nahrung, wenn es auch möglich wäre, daß er an Heu und Hafer, als eine Fütterung, gewöhnet werden könnte, in kurzer Zeit sterben müssen, weil er die Verdauungs-Kräfte nicht besitzt, die gallertartige Materie herauszuziehen. Gesetzt aber, daß er es auch herausziehen könnte, so ist doch dieses wieder zu erwägen, daß die gallertartige Materie im Heu und Hafer von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie wohl die sehr festen Theile eines Pferdes, aber nicht eines Hundes, in dem gehörigen Zustande erhalten kann. Denn letzterer würde unfehlbar nach und nach krank werden, und, der herausgezogenen gallertartigen Substanz ungeachtet, doch noch an einem Mangel der Nahrung sterben, weil die herausgezogene nährende Substanz zu grob ist, und eher die kleinen Gefäße verstopfen, als eine Nahrung in denselben leisten würde. Daher muß man nicht allein auf die Verdauungskräfte, sondern auch auf den ganzen Körper eines Thieres, oder auf die ganze Structur desselben selbst, wie auch auf die Beschaffenheit der in den Nahrungsmitteln und in dem Futter befindlichen nährenden oder gallertartigen Substanz, Rücksicht nehmen, wenn man sich von der nährenden Kraft eines Körpers einen gehörigen Begriff machen will.

Wie man den Gehalt und die Beschaffenheit der Fütterung, in Absicht auf die bey einem Thiere zu erhaltende Milch, zu betrachten habe, siehe im Art. Milch.

Was das Futter in Ansehung des Mästens der Thiere betrifft, siehe unter Mästen.

Ueberhaupt sind bey dieser Materie folgende Regeln zu beobachten: Alles junge Vieh, welches von gutem Gewächse werden soll, muß in der Jugend wohl

und hinlänglich gefüttert werden. Denn fehlt es in dieser Zeit an genugsamer und zuträglicher Nahrung, so werden die Nerven nicht hinlänglich ausgedehnt, und die Blutgefäße bekommen nicht die erforderliche Weite; und daher kann es niemahls ein recht ausgewachsenes und vollkommen starkes Thier werden. Die Thiere kommen in diesem Stücke völlig mit den Erdgewächsen überein. 2) Thiere, die zum Zuge anwachsen sollen, müssen nicht viel öhlichtes Futter bekommen; denn sie werden sonst zu fett, dieses benimmt ihren Nerven die Stärke, und widerspricht also der Absicht. 3) Man muß dem Zugviehe nicht sogleich nach der Arbeit völliges Futter geben. Bey der Arbeit hat sich das Vieh innerlich erwärmt, und alles ist bey ihm in Bewegung. Bekommt es nun sogleich völliges Futter, so wird es zu hurtig fressen, und das Futter kann mithin unmöglich gehörig verdauet werden, sondern es geht unverdauet ins Blut, welches eine Hauptursache der Krankheiten ist. Eben dieses kann auch auf das Saufen angewendet werden, weil einerley Grund vorhanden ist. 4) Das Futter, welches diesem Viehe zur Mahlzeit bestimmt ist, muß nicht auf einmahl vorgeschüttet werden. Denn indem es frißt, wühlet es das Fressen mit dem Maule herum, und vermischt es mit dem aus dem Maule gehenden Schaume. Dieses macht dem Viehe das Fressen zuwider, und darum genießt es nicht sein völliges Futter, vielmehr geht ein beträchtlicher Theil davon verloren; dieses aber widerspricht den Regeln der wirthschaftlichen Sparsamkeit. 5) Bey dem Zugvieh muß sowohl in der Zeit zur Arbeit, als auch in der Zeit zur Fütterung, Ordnung gehalten werden. Es ist eine bekannte und von allen Wirthen angenommene Regel: Die Ordnung ist halbes Futter. Die Erfahrung bekräftiget diesen Satz, und die Vernunft erklärt es aus der Lehre von der Gewohnheit, als welche die andere Natur ist. 6) Es ist nützlich, daß man diesem

sem Viehe, wenn es stark arbeiten muß, mehr stärkendes Futter gebe, als wenn es Ruhe hat. Will man diesem Viehe zur Zeit der Ruhe vieles Futter abbrechen, so wird man es entkräften, und mithin untüchtig machen, wenn es wieder zur Arbeit gebraucht werden soll; daher muß man auch in diesem Stücke der Sache nicht zu viel und auch nicht zu wenig thun. 7) Die Thiere, von welchen wir die Wolle, Federn, Haare, Seide u. s. f nützen wollen, müssen mit fetten und alkalischen Futter gespeiset werden; daher ist z. E. saures und starkhaltiges Gras ein schlechtes Futter für Schafe und Hammel, in Absicht auf die Nutzung der Wolle.

Was in Ansehung der Wahl des Futters für jede Art Vieh besonders zu beobachten ist, findet man in den davon handelnden Artikeln: als: Ente, Gans, Huhn, Pferd, Rindvieh, Schaf, Schwein, Truthühner, Ziege ꝛc.

Futter-Amt, an einigen Höfen, ein Amt, d. i. ein Collegium mehrerer Personen, welches für die Anschaffung und Verwaltung des Futters für den herrschaftlichen Marstall Sorge trägt. Siehe auch Futter-Marschall. Futter-Schreiber.

Futter-Band, bey den Perrückenmachern, ein Band über dem Netze, welches die Haartressen trägt.

Futter-Bank, Häckerlingsbank, im Nieders. die Futterlade, ein Kasten auf einem Gestelle, vermittelst dessen das Futter für das Vieh, als: Stroh ꝛc. geschnitten wird. Das Eisen, womit solches geschieht, heißt die Futterklinge. Ein Mehreres davon wird im Art. Häckerling vorkommen.

Futter-Bann, zu Augsburg, eine Abgabe, welche die Futterer jährlich entrichten, und auch der Hökerbann genannt wird.

Futter-Boden, ein Boden, auf welchem das Futter für das Vieh verwahret wird.

Futter-Bohne, siehe Th. VI, S. 132.

Futter-Brey, in den Bienenstöcken, ein weißlicher, glänzender, klebriger Saft, am Boden der Zellen, welcher den Jungen zur Nahrung dienet.

Futter-Dielen, Fr. Serres, die Breter der innern Verkleidung eines Schiffes; siehe unter Schiff.

Futter-Fisch, eine allgemeine Benennung derjenigen Fische, welche Pflanzen und deren Theile zu ihrer Nahrung brauchen, und auch Weidefische heißen; zum Unterschiede von den Raub- und Schlammfischen.

Futter-Geld, Geld, welches man für das Futter und für die Fütterung eines Thieres bezahlet.

Futter-Gras, ein Gras, welches ein bequemes Futter für das Vieh abgibt; siehe Futter-Kräuter.

Futter-Hemd, Fr. Chemisette, in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, eine kurze Bekleidung des Leibes, welche unmittelbar über dem Hemde, unter der Weste getragen wird, und sonst auch ein Brust-Tuch, imgleichen ein Camisol, von dem Ital. Camiciuola, heißt; Niederf. Foorhemd.

Beyde Wörter, woraus dieses Wort zusammen gesetzt ist, scheinen hier noch ihre erste ursprüngliche Bedeutung zu haben; Futter, so fern es Rauchwerk, und Hemd, so fern es eine Art der Bekleidung, Gr. ἱματιον, bedeutete. Siehe Futter 1. Anmerk.

Futter-Honig, Honig, womit die Bienen im Winter oder Frühlinge gefüttert werden; siehe Th. IV, S. 693, fgg.

Futter-Kasten, ein Kasten, worin das Futter für die Pferde aufbehalten wird; siehe unter Pferd.

Futter-Klinge, siehe Futter-Bank.

Futter-Knecht, ein Knecht, der allein für die Fütterung des Viehes, und besonders der Pferde, bestimmt ist.

Futter-Korn, Korn, so fern es zum Futter für das Vieh, und besonders für die Pferde, gebraucht wird.

Futter-Kräuter, nennt man diejenigen Pflanzen, welche dem Viehe, was in der Landwirthschaft gezogen wird, insbesondere den Pferden, dem Rindvieh und

den

den Schafen, ein gesundes, nahrhaftes und angenehmes Futter sind, und zu dieser Absicht vornehmlich gebauet werden. In volkarmen Ländern macht die Gewinnung dieser Pflanzen die wenigste Mühe; in volkreichern Ländern hingegen, wo jedes Stückchen der Erd-Fläche seinen Herrn hat, und wo jeder Raum kostbar ist, ist solche ein Gegenstand einer eigenen Beschäftigung.

Die Anzahl der Futterkräuter ist theils durch die Mode, theils durch Vorschläge neuerer ökonomischer Schriftsteller ziemlich angewachsen. Die Vermehrung derselben ist weder nöthig, noch in vielen Gegenden nützlich. Bey der allgemeinen Fütterung, wie sie an jedem Orte auf der Weide, auf den Wiesen und unter dem Heu gefunden wird, kommen einige von den Futterkräutern mit vor, welche aber durch den Anbau stark vermehrt und verbessert werden. Man gebraucht sie alsdenn bey besonderer Gelegenheit in der Vieh-Wirthschaft zu besondern Absichten, wenn sich entweder an den sonst gewöhnlichen Nahrungsmitteln ein Mangel eräugnet, oder wenn diese zu unkräftig gefunden werden, das Vieh in einen solchen Zustand der Nutzung zu setzen, und darin zu erhalten, in welchem es der Landwirth bey seiner besondern Einrichtung zu sehen wünschet.

Die Landwirthe verfüttern dergleichen Kräuter zum Theil frisch, zum Theil trocken; bald gemengt, bald allein; zuweilen nur sparsam, manchmal häufig. Einige sehen dabey auf gewisse Jahrszeiten; Andere auf besondere Umstände und Zubereitungen. Man sucht dadurch entweder einem von schwerer und anhaltender Arbeit lässig, oder durch Zufälle und Krankheit hinfällig gewordenen Vieh wieder aufzuhelfen, bey jungem Vieh aber die Munterkeit, Stärke und Wachsthum zu vermehren. Bey einer guten Anwendung sind eben diese Kräuter auch dienlich, mehr Talg oder Fett und Milch zu erzeugen. Ihr Anbau bedarf in unterschiedenem Bo-

den, wenn sie die gewünschten Wirkungen thun sollen, eben so vieler Sorgfalt, als ihre Einsammlung und Aufbehaltung. Insonderheit hat man bey ihrer Verfütterung auf einen vernünftigen Gebrauch derselben zu sehen, weil sie kräftiger sind, als andere Nahrungsmittel. Die Erfahrung bestätigt es, und die Vernunft begreift es sehr leicht, daß solche starke Nahrungsmittel, bey einer unbedachtsamen und unordentlichen Anwendung, bald schädlich werden, einige Thiere zu geschwinde vollblütig machen, und zu schweren Zufällen Anlaß geben können.

Die vortheilhaftesten sind die, welche sich für unsern Boden am besten schicken, ohne alle oder viele Düngung, ohne beschwerliche und kostbare Wartung, einige Jahre dauern, den Boden nicht sehr entkräften, aufrecht wachsen, und reichliche Aernden geben.

Man kann die Futterkräuter in natürliche, welche bey uns wild wachsen, und in künstliche, welche gesäet und mit Fleiß gebauet werden, eintheilen. Ein Land, welches zu solchen Pflanzen bestimmt ist, heißt ein Anger, und zwar ein natürlicher, wenn er natürliche, und ein künstlicher, wenn er künstliche Futterkräuter trägt. Anger, welche abgemähet werden, heißen Wiesen; welche hingegen vom Viehe abgeweidet werden, Weiden. Das beste Verhältniß zwischen den Getreidefeldern und Angern, läßt sich nicht allgemein bestimmen. Man hat aber dabey vornehmlich auf die Beschaffenheit und Lage des Landes, auf diejenigen Producte, die den größten Gewinn bringen, auf die Anzahl des zu den landwirthschaftlichen Arbeiten nöthigen Viehes, und auf die erforderliche Menge des Düngers zu sehen. Unrecht ist es, wenn man den Mangel der Futterkräuter lieber durch Verminderung der Viehzucht, als durch Verbesserung und Vermehrung der Anger, heben will. Am vortheilhaftesten ist es, wenn man das Land in verschiedene Schläge (Koppeln) theilet, und jeden Theil einige Jahre

als Anger, und hernach wieder als Getreidefeld nützet; wovon im Art. Koppelwirthschaft ausführlicher handeln werde.

Die meisten Futterkräuter, welche in Deutschland gebauet werden, sind entweder Gräser, oder Pflanzen mit Schmetterlingsblumen. Jene sind größtentheils dauernde Pflanzen, sie verlangen die wenigste Wartung, und können grün und gedörret, ohne Gefahr verfüttert werden.

Die vorzüglichsten **Grasarten** sind: **Frühlings- oder Ruchgras**, Anthoxanthum odoratum *Linn.*, **Canariengras**, Phalaris Canariensis *L.*; **Hirsegras**, Panicum; **Lieschgras**, Phleum; **Wiesenfuchsschwanz**, Alopecurus pratensis; **Waldhirsegras**, Milium effusum; **Strausgras**, Agrostis; **Schmielen**, Aira; **Perlgras**, Melica; **Viehgras**, Poa; **Zittergras**, Briza; **Hundsgras**, Dactylis; **Kammgras**, Cynosurus cristatus; **Schafgras**, Festuca ovina; **Wiesenschwingel**, Festuca elatior; **Schwaden**, Festuca fluitans; **Tresp**, Bromus; **Flughafer**, Avena fatua; **Wiesenhafer**, Avena elatior; **Raygras**, Lolium perenne; **Haargras**, Elymus; **Darr- oder Honiggras**, Holcus. Siehe den Art. Gras.

Die **Pflanzen mit Schmetterlingsblumen**, haben größere und mehlreichere Samen; sie treiben mehr Zweige, und liefern mehr Futter, als die Gräser, welches aber nur grün, und mit Vorsicht verfüttert werden muß. Der **rothe Wiesenklee**, Trifolium pratense, welcher in vielen Gegenden Deutschlandes wild wächst, ist unter diesen Futterkräutern die beste Art. Die übrigen Kleearten, welche in neuern Zeiten zum Anbau empfohlen und angewendet worden, sind; der **Erdbeerklee**, Trifolium fragiferum; der **weiße Bergklee**, Trifol. montanum; der **Steinklee**, Trifol. Melilotus offic. Von den jährlichen Kleearten sind die nützlichsten: der **Bastardklee**, Trifol. hybridum; der

Stern-

Sternklee, Trifol. ſtellatum, und der Hopfenklee, Trifol. agrarium. Siehe den Art. Klee. Hieher gehören auch die Lüzerne, Medicago ſativa; der ſchwediſche Heuſame, Medicago falcata; die Hopfenluzerne, Medicago lupulina; die Eſparcette, Hedyſarum Onobrychis; die Sülla, Hedyſarum coronarium; die Futterwicke, Vicia ſativa; die zweyjährige Wicke, Vicia biennis; die Zaunwicke, Vicia ſepium; der Geisklee, Galega offic.; einige Arten der Platterbſen, Lathyrus pratenſis; die bunte Kronwicke, Coronilla varia; die wilde Kicher, Aſtragalus Cicer; und einige andere Arten dieſes Geſchlechtes.

Unter die Pflanzen, welche nicht zu dieſen beyden Claſſen gehören, und dennoch vortheilhafte Futterkräuter ſind, gehört vornehmlich Spark (Spergel, Knöterich), Spergula arvenſis. Die Pimpernelle, oder Bibernelle, Poterium ſanguiſorba, wird von den Engländern, ſeit einigen Jahren, vornehmlich deswegen angebauet, um den Schafen ein grünes Winter-Futter zu verſchaffen.

Unter den Futterkräutern verdienen die Luzerne, Eſparcette und verſchiedene andere Kleearten, allerdings den Vorzug. Ihr Nutzen iſt nunmehr genugſam eingeſehen worden, zumahl, da ſie viele Jahre hinter einander auf einem Acker ohne neue Beſtellung und Bearbeitung bleiben können, und den Boden reichlich verzinſen. Allein, eben dieſes, was dieſe Futterkräuter am nützlichſten macht, verurſachet, daß ſie für die meiſten Gegenden von Deutſchland, wo die unglückliche Einrichtung der Eintheilung in Felder, und die Hut- und Triſt-Gerechtigkeit Statt findet, nicht recht brauchbar ſind. Der beſte Nutzen eines mit Luzerne, Eſparcette und dergleichen Kleearten beſtellten Ackers erfolgt erſt im zweyten und dritten Jahre, da ſich dieſelben recht beſtauret haben. Allein, das geht bey unſerer Eintheilung des Ackers in Felder nicht an, weil die Hirten einen

nen ſolchen Acker im zweyten und dritten Jahre keines-weges ſchonen würden. Es iſt alſo für einen ſorgfältigen Landwirth eine wichtige Sache, ſolche Futterkräuter zu kennen, die in Einem Jahre vielmahl abgeſchnitten werden können, und viel Futter geben, ohne daß ſie nöthig haben, mehrere Jahre auf einerley Acker zu bleiben. Zu dergleichen Futterkräutern, welche in Einem Jahre zum öftern genutzet werden können, gehören: der Schnittkohl, Braſſica arvenſis, der Spinat, die gemeine und die Biter-Neſſel.

Gedanken über die hier zu Lande gewöhnlichen Futterkräuter, ſt. im 4 St. des 1 B. der Berlin. Sammlungen, 1769, 8. S. 405 — 412.

Von Futterkräutern, ſ. Hrn. Prof. Beckmann Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft, Gött. 1775, 8. S. 151 — 176.

J. B. H. Börners Abhandlung von den Futterkräutern, ſt. im 42 — 44 St. der ökon. Nachrichr. der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, a. d. J. 1777; und im 17, 18, 19 und 39 St. derſ. a. d. J. 1778.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff menſchl. Fertigkeiten und Kenntniſſe ꝛc. 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 17, fgg.

Hrn. v. Haller Abhandlung über die Futterkräuter der Neuern. Bern, 1771, 8. 4 B.

Hrn. v. Juſti Anmerkungen von einigen, noch wenig bekannten Futterkräutern, ſt. in Deſſen ökon. Schriften 2ten Band, Berl. und L. 1760, gr. 8. S. 438 — 443.

Futter-Lade, ſiehe unter **Häckerling**.

Futter-Leinwand, Fr. Toile d'embourrure, eine grobe Leinwand, zur Bedeckung der Flocken, Haare oder anderer Materien, womit die Tapezierer die Polſter, Stühle, Canapee und andern dergleichen Hausrath ausſtopfen, welche ſie hernach mit feinern und koſtbarern Zeugen überziehen. Zuweilen nennet man auch die Glanz-Leinwand ſo.

Futter-Macher, ſiehe oben, S. 577.

Futter-Marſchall, an fürſtlichen Höfen ein Bedienter, welcher den verordneten Vorrath an hartem und rauhem Futter für den Hofſtaat in Empfang nimmt, die Nothdurft davon in den fürſtlichen Marſtall ſowohl, als denen, die ein verordnetes Deputat zu empfangen haben, reichen läßt, und über alles Täge- oder Wochen-

chenzettel und Jahrsrechnungen führet. An einigen Orten ist derselbe mit dem Futtermeister einerley, an andern aber ist er demselben vorgesetzt.

Futter-Mauer, Fr. Chemise, in der Baukunst, eine Mauer, womit eine schwächere Wand bekleidet oder gefüttert wird. Besonders im Festungsbaue, die Mauer, womit die Wälle und Gräben eingefasset, und von außen bekleidet werden, damit die Erde nicht herunter schießen oder von dem Regen weggespühlet werden könne; der Mauermantel.

Von den Futtermauern, womit die Fahrdämme verwahret werden, siehe unter Straße.

Auf den Bergwerken, werden Futtermauern die Mauern und Wände genannt, welche meistentheils von harten Mauersteinen zwischen den Ofenpfeilern aufgeführt sind, und an hohen Oefen gemeiniglich $1\frac{1}{2}$ Elle höher, als die Grundpfeiler, sind.

Futter-Meister, siehe Futter-Marschall.

Futter-Netz, Fr. Moreau, eine Art eines gestrickten Korbes, oder auch ein Sack, den man den Maulthieren über den Kopf hänget, damit sie im Gehen daraus fressen können.

Futter-Raufe, siehe Raufe.

Futter-Rehe, eine Art der Rehe, welche von schlechtem oder unzeitigem Futter herrühren soll; siehe Rehe.

Futter-Rübe, siehe unter Rübe.

Futter-Sack, ein Sack, worin das Futter für das Vieh gehehlet oder verwahret wird.

Den Pferdeknechten werden die Futtersäcke, worin dieselben das Futter für ihre Pferde von dem Boden hohlen müssen, gemeiniglich zum Inventario gegeben.

Futter-Schneider, ein Tagelöhner oder Knecht, der den Häckerling für die Pferde und Ochsen schneidet.

Futter-Schreiber, an Höfen, ein Schreiber bey dem Futteramte, ein Schreiber der dem Futtermarschalle, oder Futtermeister untergeordnet ist.

Futter-Schwinge, Futterwanne, in der Lausitz **Futterschwinde,** L. Vannus, Ventilabrum, Fr. Van, ein von Weiden oval oder in Gestalt einer Muschel geflochtener Korb, das Pferdefutter darin zu schwingen, und von dem Staube zu reinigen.

Der Knecht nimmt jedes mahl so viel Haber in die Schwinge, als nöthig ist, seinen in der Wartung habenden Pferden zu reichen, schwinget ihn aus, damit der Kaff und Staub heraus fliege, und vermischt den nöthigen Häckerling damit. Zu solchem Gebrauche sind die Arten, wie Fig. 825 vorgestellt ist, am bequemsten. Sie sind vorn offen, hinten tief und geschlossen, und im Boden mit Leder oder Wachstuch überzogen, daher der Knecht dreist schwenken kann, ohne zu fürchten, daß er ein Korn verliere; und der Staub und die Spreu müssen nothwendig heraus fliegen. Denn, wenn das Pferdefutter unrein, staubicht, oder etwa mit Hühner- Gänse- und andern Federn oder Koth vermischt, gegeben wird: so bekommen die Pferde sogleich den Husten, und werden haarschlächtig, oder vergehen, verdorren und verkröpfen davon.

Futter-Sieb, ein Sieb, worin die Knechte das Pferdefutter sieben, und von solcher Unreinigkeit, welche durch das Schwingen nicht hinweg gehet, befreyen.

Futter-Stroh, ist nicht nur das Weitzen- Haber- Bohnen- Erbsen- Linsen- und Wicken-Stroh, sondern es werden auch die Aehrengebünde, Wirrbunde oder Wurmgebünde von Rocken- und anderm Stroh, in so fern es zum Futter für das Vieh bestimmt ist, darunter verstanden.

Futter-Taffet, siehe unter **Taffet.**

Futter-Trespe, Bromus giganteus *Linn.*; siehe unter **Trespe.**

Futter-Tuch, Fr. petit drap, nennet man den Flanell, Boy, und andere solche tuchartige Gewebe, welche zum Unterfutter unter verschiedene Kleidungsstücke gebraucht werden.

Futter-Wanne, siehe **Futter-Schwinge.**

Futter-Wicke, Vicia sativa *Linn.*; siehe **Wicke.**

Futteral, aus dem mittlern Lat. Foderellus, eine harte oder steife Bekleidung eines Körpers von außen, worein man ihn steckt, ihn unversehret zu erhalten; im gem. Leben ein Futter, L. Theca, Fr. Etui. In manchen Fällen hat ein solches Futteral andere Nahmen. Bey einem Degen heißt es die Scheide.

Die Futterale werden entweder von Holz, oder von Pappe, (d. i. mehreren bis zu einer gewissen Dicke zusammen gepappten oder gekleisterten Blättern Papier) zu Spiegeln, Gold- und Silbergeschirre und Geschmeide, Ringen, Juwelen, Uhren, und was dergleichen kostbare Dinge mehr sind, imgleichen zu Bestecken, Besteckmessern, einfachen Messern, oder Löffeln, Büchern, und andern Sachen mehr, welche eine Bewahrung vor dem Staube, oder einen Ueberzug nöthig haben, gemacht, und sind insgemein mit Papier, Leder, Sammet, oder seidenen Stoffen ausgezieret. Sie sind mehrentheils eine Arbeit der Buchbinder. Es gibt aber auch sowohl in Deutschland, insonderheit zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, als auch und insonderheit in England und Frankreich, eigene Futteralmacher, welche nicht allein allerhand Arten von Futteralen, sondern auch insonderheit mit Gold, Silber, Domback, Messing ꝛc. eingefaßte, und mit allerhand Fischhäuten oder Leder überzogene Galanteriestücke, Uhrgehäuse u. s. w. machen, von denen man solche, insonderheit die Uhrgehäuse, künstlich und auch schlecht gearbeitet, einzeln oder auch Dutzendweise, gleich fertig bekommen kann. Sonst hat man auch noch allerhand Futterale, Bestecke und Etuis, von Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn, Blech, welche die damit hantierenden Arbeiter, die Gold- und Silberarbeiter, Fläschner, Klempner, Zinngießer ꝛc. machen. Siehe auch Besteck.

Die Kunst des Futteralmachens selbst, findet man an folgenden Orten deutlich und ausführlich beschrieben:

Anweiſung zur Buchbinderkunſt, 2te Abtheil. Lpz. 1762, 8. S. 14, flg.
Chomel ökon. und phyſikal. Lexicon, 4 Th. Lpz. 1751, f. Col. 601, ſgg.
Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 2 Band, Brand. u. L. 1762, 4. S. 11½, f.
C. F. Predigers Buchbinder und Futteralmacher, Anſpach, 1741, 8. 3 Theile.
G. H. Zinckens teutſches Real- Manufactur- und Handwerks-Lexicon, Lpz. 1745, gr. 8. S. 803 — 806.

Wenn in Futteralen Geradeſtücke gelegen haben, ſo ſind ſolche Gerade, wenn auch das Geradeſtück ſelbſt verkauft oder verloren gegangen wäre.

Futterer, in vielen Städten; eine Art Höker, welche Holz, Stroh, und verſchiedene Arten des Futters für das Vieh im Kleinen verkäufen.

Fwen, ein chineſiſches Gewicht; ſiehe Condorin.

Fyrke, eine kleine Scheidemünze von Kupfer in Dänemark, welche 1½ Witten oder 6 Pfenn. Däniſch halt 2 Fyrken machen 1 Schill. Däniſch.

G. G.

G, der siebente Buchstab des Alphabethes, welcher mit dem Gaumen ausgesprochen wird, und gemeiniglich härter lautet, als ein j, und gelinder als ch und k.

Den ersten Römern war er ganz unbekannt, als welche an seiner Statt allezeit ein C gebraucht haben; nach dem ersten karthaginensischen Kriege aber sollen sie denselben mit angenommen, und dadurch die Zahl 400, wenn sie ihn aber oben mit einem Strichlein gezeichnet, 4000 angedeutet haben.

Auf einigen alten Grab- und Ehrenmalen der Römer, findet man diesen Buchstab sehr oft, und zwar theils allein, theils auch mit verschiedenen andern. Allein, bedeutet er bald gratis, bald gens, bald gaudium, oder auch ein anderes Wort. *G. V.* Genio urbis. *G. P. H.* Gloria populi romani. Ein Mehreres davon findet man bey dem Aldus Manutius, in seinem Buche de veterum notarum explanatione.

Auf den preußischen Münzen zeiget *G* stettiner Gepräge, und auf den französischen, die zu Poitiers geprägten, an.

Auf den Recepten wird durch *G*, das Wort Gummi angedeutet.

Bey den Bezeichnungen des Gewichts und der Münzen im Französischen, bedeutet *G* so viel als Gros, oder Quentchen.

Auf den in Kupfer gestochenen Wapen, bemerket G, die Goldfarbe, Gr. aber Grün.

In den Registern, Journalen und Rechnungen der Kaufleute, Banquiers und Buchhalter, bedeutet dieser Buchstab, wenn er ganz allein steht, oder auch mit einem

nem l oder r verbunden ist, (Gl. oder Gr.) Groschen. Beym Gewicht, ist durch Gr. Gran zu verstehen. Ggr., gute Groschen; Grvl., Groot Vlämisch; Gg., Goldgulden; GGw., gut Gewicht.

Von der Bedeutung des Buchstabes G auf den französischen Galanteriewaaren, siehe den Artikel *Garni*.

Die Bedeutung dieses Buchstabes in der Musik, hat man in diesem Werke nicht zu suchen.

Gabare, Gabarre, Holl. **Gabaar**, ist in Frankreich der Nahme gewisser kleiner Fahrzeuge von verschiedener Gattung. Man nennet nähmlich also: 1) eine Patache, oder ein kleines Fahrzeug, welches in einem Meer-Hafen, oder auf einem Flusse vor Anker liegt, und worauf sich Zollbediente befinden, welche die ein- und auslaufenden Schiffe visitiren, und für die Verhütung der Unterschleife in Ansehung der Ein- und Ausfahrtszölle sorgen müssen. Die Führer der Schiffe und Fahrzeuge aber sind verbunden, sich einer solchen Gabare zu nähern, und sich von den Zollbedienten visitiren zu laßen. 2) Eine Art platter und breiter Fahrzeuge, welche mit Segel und Ruder gehen, deren man sich in den Häfen und auf einigen Flüssen in Frankreich, die zu andern Schiffen nicht tief genug sind, insonderheit auf der Loire, unterhalb Nantes, bedienet, und welche sehr bequem sind, die Ladung auf die Schiffe, und von den Schiffen damit zu führen; mithin sind dieselben eigentlich nichts anders, als die sogenannten Lichter. 3) Eine Art Nachen, worauf, bey Räumung der Canale, der Schlamm geladen wird. Diejenigen, welche eine solche Gabare führen, heißen im Französ. Gabariers, oder Gabriers; wiewohl dieser Nahme auch den Tagelöhnern und Lastträgern, welche die Schiffe beladen und abladen, und die Waaren auf die Gabaren, und aus selbigen bringen helfen, beygeleget wird. Siehe Ballenbinder.

Gabari, Gabarit; siehe Sarter.

Gabe, von dem Zeitworte geben; L. Donum, Fr. Don. 1. Ueberhaupt alles, was gegeben wird, in welcher weitesten Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich ist. So bedeutet Gabe in dem Salzwerke zu Halle die Anzahl Zober Sohle, welche jede Woche in jede Kothe geliefert wird. Daher ist auch Gabenherr, eben daselbst, eine Benennung der Unterbornmeister, weil sie die Aufsicht über die Gabe, d. i. über die Sohle haben, welche aus dem Salzbrunnen in die Kothe geliefert wird.

Die Gabenherren müssen auf ein über dem Brunnen aufgehängtes Täfelchen die Gaben anschreiben, wie viel Zober nähmlich auf ein Quart oder Nößel Thalgut, die ausgesprochene Siedewoche über, nach dem Gereuten und der Fröhnung aus dem Brunnen gezogen, und in die Kothe getragen und gegossen werden soll. Sie haben auch den Bornknechten zu gebiethen, und können die Widerspenstigen und Verbrecher mit Schließung an die über dem Brunnen befindlichen Halseisen, bestrafen.

Auch alles, was ein Unterthan dem Obern entrichten muß, die Abgaben, werden im gem. Leben Gaben, oder Steuern und Gaben genannt. Siehe Impost. Steuer.

2. In engerer Bedeutung, ein Geschenk. 1) Ein jedes Geschenk, in welchem Verstande es im Hochdeutschen veraltet ist, ob es gleich in der deutschen Bibel mehrmahls in dieser Bedeutung vorkommt. Nach Gaben trachten, Es. 1, 23. Geschenke und Gaben verblenden die Weisen, Sir. 20, 31. Auch freywillige Opfer kommen im alten Testamente mehrmahls unter dieser Benennung vor. 2) Im gem. Leben, ein Geschenk, welches man einem Armen zu seiner Nothdurft macht, ein Almosen. Einem Bettler eine Gabe geben. 3) Ein jedes Ding, ein jeder physischer oder moralischer Vorzug, Fähigkeit u. s. f. so fern es als ein Geschenk Gottes oder der Natur angesehen wird. Das Brod ist eine der vorzüglichsten Gaben Gottes.

Rin-

Kinder sind eine Gabe Gottes. Besonders Fähigkeiten der Geistes und Gemüthes, sie mögen nun natürlich, oder erworben, oder unmittelbar von Gott mitgetheilt seyn. Ein Mann von vielen Gaben, Fähigkeiten. Die Gabe der Keuschheit.

1. Gabel, Zins, Steuer; siehe Gaffel.

2. Gabel (*), L. Furca, Fr. Fourche, Fourchette, ein jedes Ding, an welchem sich zwey Spitzen an einem gemeinschaftlichen Stiele befinden. So werden die Stangen eines Hirsches, die nur aus zwey Enden bestehen (s. Gabelhirsch), imgleichen die zwey obersten Enden eines jeden Hirschgeweihes, bey den Jägern Gabeln genannt. Die Gabel eines Baumastes, wenn sich derselbe in zwey Arme theilet; siehe Zwiesel.

In dem Pflanzenreiche versteht man unter Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Schlinge oder Zwickel, L. Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus, Fr. Fourchette, Fleau, Nille, gewisse Schnuren oder Faden, welche aus verschiedenen Theilen der Pflanzen entspringen, sich gemeiniglich in Schraubengänge winden, und um andere Körper, zu Befestigung ihrer Pflanzen, herum schlingen, oder sonst auf eine Art anklammern. Sie spalten sich oft, wie am Weinstocke, in mehrere Faden; zuweilen bleiben sie einfach. Gemeiniglich werden dieselben am Ende spitziger und dünner; zuweilen aber auch, wie insonderheit an dem canadenser Epheu zu sehen ist, dicker und brei-

(*) Dieses Wort lautet im Angels. Gafla, im Dän. und Nieders. Gaffel, im Schwed. Gaffel, und bey den ältesten Lateinern Gabulus. Es kommt bey den ältesten oberdeutschen Schriftstellern nicht vor, und bey den Niederdeutschen ist statt dessen auch Forke üblich. Wachter leitet es von capere her. Wenn der Begriff der Spitze in diesem Worte der herrschende ist, so läßt es sich füglich zu Giebel rechnen, wohin auch das Franz. Javelle, Javellot, ein Wurfspieß, gehört. Im Bretannischen ist Gefail, eine Zange, und im Wallischen Gefell, doppelt, zwiefach, gemellus, welches gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgibt.

ter, welches vornehmlich bey denjenigen geschicht, welche sich nicht winden. Insgemein treiben solche aus Stängel und Aesten; bey vielen gefiederten Blättern von den Pflanzen mit Schmetterlingsblumen endigt sich die Rippe mit dergleichen Gabeln; und es gibt auch einige Blätter, welche auf der Spitze damit besetzt sind. Ueberhaupt sind viele von solchen Pflanzen mit Gabeln versehen, welche sich selbst nicht aufrecht erhalten können, und keine eigene Kraft besitzen, mit dem Stängel sich um andere nebenstehende Körper zu winden.

Die Gabeln haben vermuthlich mit dem Stängel und den Stielen einerley Beschaffenheit und Bestandtheile; und man sieht gar öfters an den Gabeln des Weinstocks einzelne Beeren sitzen, imgleichen, daß die Blattstiele oder vielmehr die Rippen bey den zusammengesetzten Blättern, z. E. bey einer Art des Brennkrautes, sich wie die Gabeln winden, und unter sich selbst verwickeln.

Am gekochten und gebratenen Geflügel, nennt man das wie eine Gabel gestaltete kleine Bein oder Knöchlein an der Brust, zwischen den beyden Flügeln, das Gäbelein.

Hauptsächlich und insonderheit nennt man Gabel, Eß- oder Tisch-Gabel, dasjenige Instrument, welches man nebst dem Messer bey der Mahlzeit gebrauchet, theils um damit die Speisen bequem zu zerlegen, theils sie zum Genuß zu dem Munde zu führen. Diese Gabeln sind entweder, wie am gewöhnlichsten, zweyspitzig (zweyzackig), groß und stark, wie die zum Trenchiren dienlichen, oder auf französische Art verfertigt, drey- ja vierspitzig, deren man sich insgemein zum Salat und den übrigen Speisen bedienet. Man hat auch Löffelgabeln, von der Löffelgestalt, mit 2, 3 oder 4 Zacken, oder mit solchen Stollen, wie das dazu gehörige Messer hat.

Den feinsten Gabeln gibt der Messerschmied vier, den gewöhnlichen aber nur zwey Zacken. Wenigstens die Zacken (Fr. Fourchon) müssen aus Stahl geschmiedet werden, weil eiserne

Zacken

Zacken leicht beym Gebrauche zerbrechen würden. Jede Gabel besteht aus 4 Theilen, nähmlich den Zacken, a b, Fig. 826 und 827, der Stolle b c, der Angel und der Schale c d, worin die Angel steckt.

Soll eine Gabel 3 oder 4 Zacken erhalten, so schmiedet der Messerschmied für diesen Theil ein Stück an einer Stange Stahl aus, welches so breit ist, als alle 3 Zacken mit ihren Zwischen-Räumen. Die Stolle b c, Fig. 826, wird unter dem Hammer nur rund geschmiedet, hingegen die Angel völlig ausgebildet. Die Zwischenräume zwischen den Zacken haut er mit einem Meissel aus, bearbeitet jeden Zacken mit einer Feile, und krümmet alle zugleich etwas mit dem Hammer. Der Stolle giebt die Feile eine flachrunde Gestalt und einige Knöpfe. Letzteres gilt auch von denen Gabeln, welche nur zwo Zacken haben; bey diesen aber werden die Zacken auf eine ganz andere Art bearbeitet. Man läßt für sie, bey dem Schmieden der Gabel, ein flaches Stück stehen, welches halb so lang ist, als die fertigen Zacken, und zerschrotet es mit einem Meissel, der Länge nach, in zwey gleiche Streife. Diese werden dergestalt zurück gebogen, daß sie mit der Stolle rechte Winkel machen, und mit dem Hammer zu spitzigen Zacken ausgeschmiedet. Man macht sie wieder rothwarm, treibt sie etwas mit dem Hammer zusammen, und richtet sie auf einem Stück Eisen in dem Amboßblocke, so der Gabelrichter genannt wird; siehe Fig. 823. Das Eisen ist bey b ausgehöhlt. Die Zeichnung stellt eine doppelte Abänderung dieses kleinen Werkzeuges vor. Bey dieser letzten Arbeit steckt der Messerschmied den einen Zacken unter die Oeffnung unter dem Gabelrichter b, und gibt dem andern auf der Bahn a, einen schicklichen Abstand von der Stolle. Eben dieses wiederhohlt er bey dem andern Zacken. Die Feile muß beyde Zacken nebst der Stolle gleichfalls ausarbeiten. Eine Gabel möge nun 4, 3 oder 2 Zacken haben, so gibt man ihr die Federhärte, damit sich die Zacken gehörig biegen lassen; d. h. man härtet sie durch das Ablöschen, bestreicht sie mit Fett, und läßt dieses auf Kohlen abbrennen. Hierauf ebnet man die Zacken sowohl, als die Stolle, mit einer Schlicht-Feile, schleift sie aus freyer Hand mit einem Oehlstein, reibt sie vermittelst eines Holzes mit Schmirgel und Baumöhl, und ebnet sie zuletzt mit einem Polierstahl. Die Schale der Gabeln muß stets mit der Schale der Messer übereinstimmen. Für die Scheibe c über der Schale, bleibt entweder beym Schmieden ein stärkeres Stück stehen, woraus sie gefeilet wird;

oder man setzt auch bey schlechten Gabeln kleine Stücke Eisen, auf jeder Seite der Angel, in den Beschlag der Schale ein.

Hallens Werkstäte ꝛc. 3 Th. S. 287, f.
(Hrn. Kr. R. Pfeyfer) Lehrbegriff sämmtl. Oeon. und Cameralwissenschaften, 3 B. 2 Th. Manh. 1778, 4. S. 204, f.
Cph. Polhems patriotisches Testament, Cap. 18. Von Manufacturen zu Messern, Scheeren und Gabeln; s. Schrebers Samml. versch. Schr. 12 Th. S. 392, f.
Sprengels Handw. und Künste, 6te Samml. S. 208, f.

Hiernächst hat man, in der Haushaltung, entweder von Eisen oder Holz verfertigte, und, ihrem Gebrauche nach, aus 2 oder 3 Zacken (Zinken) und einem langen Stiele bestehende Werkzeuge von verschiedener Gattung, als: Fleischgabel, Heugabel, Mistgabel, Ofengabel, Reichgabel, Schoßgabel, Schüttegabel, Streugabel ꝛc. deren Erklärung unter ihren besondern Artikeln zu finden ist.

Die Fischer, insonderheit in den Meergegenden, bedienen sich verschiedener Arten Gabeln zum Fischfange (Fischstechen), mit 2, 3, bis 7, zackigen Spitzen. Die mit 7 Zacken, werden zum Fange der Petersfische gebraucht. Von den kleinen, mit 2 oder 3 Zacken, findet man Fig. 829, siebenerley Arten abgebildet. Wollen sie eine größere Anzahl von Zacken haben, so fassen sie dieselben an ein Querholz, wie die dreyerley Arten, Fig. 830, zeigen. Unsere Fischer nennen die großen Gabeln einen Speer; er hat gemeiniglich 10 Zacken, und wird nur auf die Barben gebraucht; denn unter unsern Flußfischen hält nur die Barbe im Winter auf dem Grunde so fest, daß sie gestochen werden kann. Einer, an einen langen geschlanken Stiel befestigten, fast 5 Zoll breiten Gabel, mit 5 enge an einander stehenden Zinken, deren jede unten breit, scharf, und mit einem Wiederhaken versehen ist, bis auf den mittelsten Zinken, welcher einen doppelten Wiederhaken führet, bedient man sich, an einigen Orten, zum Hechtfange, theils zu Eise, theils auch bey offenem Wasser, Abends unter dem Scheine einer brennenden Kienpfanne, als worauf der

Hecht

Hecht halbverblendet zu=, und selbst unter den Speer läuft. So bald man unter dem Eise, oder in dem Bruchwasser vor sich einen Hecht erblickt, führt man mit dem Speere einen geraden Stoß mitten auf dessen Rücken zu; da sodenn der Hecht, nach einer starken Verwundung, in den Zinken des Speeres, wegen der Wiederhaken hangen bleibt, und gefangen wird. Ungeachtet aber auf solche Art nur angehende oder große Hechte gestochen werden können, so ist diese Art des Fischfanges doch schädlich, weil viele Hauptheche nur angestochen werden, und, ohne jemanden zu Nutzen zu kommen, eines langsamen Todes sterben müssen. Mit der im I Th. S. 11, f. beschriebenen, und Fig. 4 abgebildeten dreyzackigen Gabel, (der Dreystachel oder Tristachel genannt,) werden Aale, Aalraupen, auch Forellen gefangen.

Ich werde noch kürzlich die Arten des Gebrauches der Gabeln zum Fischfange in den Meergegenden beschreiben.

Zum Fange der platten Fische, Congers und Aale, zu Fuße auf dem Schlamme, Fig. 831, haben die Fischer eine Gabel, welche 3, 5 bis 6 Zacken hat, und an das Ende einer 5 bis 6 Fuß langen Stange gefaßt ist, in der Hand. Damit sie sich auf dem Schlamme erhalten können, befestigen sie unten an beyde Füße ein Stück von einem Faßboden. Wenn nun das Meer, zur Zeit der Ebbe, zurückgetreten ist, gehen sie längst an dem Ufer hin, und stechen von Zeit zu Zeit aufs Gerathewohl mit ihrer Gabel in den Schlamm, die den Fisch, welchen sie getroffen haben, herbey ziehet.

Die Fischerey mit der Gabel geschieht auch bey niedrigem Meere, und zu Fuße, in sehr dunkeln Nächten beym Feuer; Fig. 832. Die Fischer begeben sich an die Felsen, in die Schleusen, und an die Oerter, wo bey seichtem Meere Wasser übrig bleibt, und halten in der linken Hand eine Stroh= oder Kienfackel. Wenn sie einen Fisch gewahr werden, so stechen sie ihn sehr geschickt mit einer Gabel, die zuweilen nur zwey Zinken hat. Diese Fischerey ist an vielen Orten, insonderheit in der Admiralität von Rochelle, üblich. Die Einwohner von

Languedoc verfolgen zuweilen die Fische, die sie gewahr werden, und wissen sie im Laufen geschickt mit der Gabel zu durchbohren.

Zu Morbihan, in der Admiralität von Vannes, fahren die Fischer bey seichtem Meere über den Schlamm auf kleinen Kähnen (Fr. Tignolles), welche wie ein Weberschiff aussehen, an einem Ende aber viereckig sind. Sie sind von 3 Bretern gemacht, und so leicht, daß sie ein einziger Mensch ohne Mühe auf dem Rücken trägt. Zween Männer in einem solchen Kahne, stoßen ihre Gabeln aufs Gerathewohl in den Schlamm. Sie haben 6 bis 7 Zinken, deren jeder 13 bis 14 Zoll lang ist, welche insgesammt aus einem eisernen Schafte gehen, woran ein 10 bis 12 Fuß langer Stiel befestigt ist; an den Enden aber stehen die Zinken aus einander. Diese Fischerey findet man Fig. 833 vorgestellt.

Was die Fischereyen mit der Gabel mitten im Wasser betrifft: so gehört hieher zuvörderst der Fang der Seedrachen mit der Gabel vermittelst einer Lockspeise. Als die Seedrachen noch gemein waren, steckten die Fischer hinten an ein segelndes Fahrzeug, einen kleinen zinnernen Aal, dessen Schimmer die See-Drachen anlockte, daß sie, brudelnd und Blasen ausstoßend, herbey geschwommen kamen. In diesen Brudel stießen die Fischer ihre Gabeln mit Gewalt ein, und fiengen oft viele mit einmahl.

Zu dem Fischfange platter und anderer Fische, bedienen sich die Fischer derer Gabeln, welche wie ein Rechen gestaltet sind. Die Zinken stehen nähmlich an einem hölzernen Balken, wie die Zinken einer Harke; an statt aber, daß diese Zinken, an der Zahl 8 oder 10, eine perpendiculäre Richtung gegen die Richtung des Stiels haben, befinden sie sich in einer mit dem Stiele parallelen Stellung, und endigen sich wie ein Lanzeneisen; siehe Fig. 830. Man bedient sich dieser Gabel sowohl auf den Flüssen, als am Ufer des Meeres; und die Art ihres Gebrauches ist, die Zinken in den Grund, es möge Sand oder Schlamm seyn, zu stoßen. Da die Reihe der Zinken eine sehr beträchtliche Weite hat, so können sie die Fische desto besser treffen. Einige halten jedoch für bequemer, sich derjenigen Gabel zu bedienen, deren Zacken um eine Dille herum befestigt sind. Diese beyde Arten zu fischen, sind Fig. 834 vorgestellt. Man fängt mit dieser Gabel Aale, Congers, Flunder, und andere platte Fische.

Die Fischer von Vannes stechen die Hornfische oder Meernadeln, (Esox Belone *Linn.* Fr. Orphie, Aiguille, Aiguillette, in der Normandie Equillette, Equille, oder Quille) beym Feuer mit

mit der Gabel, um sich ihrer zum Köder zu bedienen, wenn sie eine gewisse Art Stockfische (Asellus virescens *Willugh.* Fr. Morue verte, Trie) und Congers fangen wollen. Vier Fischer setzen sich bey Nachtzeit in ein kleines Both. Einer von ihnen, der vorn sieht, hält einen angezündeten Strohwisch, der durch seinen Schein die Meernadeln herbey locket. Die drey andern Fischer haben Gabeln in Gestalt eines Rechens, mit wenigstens 20 Zinken, welche 6 Zoll lang sind, und sehr nahe beysammen stehen, indem der Kopf des Rechens nur 13 bis 14 Zoll lang ist. In der Mitte ist eine eiserne Dille, worin ein, 10 bis 12 Fuß langer, Stiel steckt. Wenn die Fischer die Meernadeln in Haufen erblicken, so stoßen sie mit ihren Gabeln darunter, und fangen oft viele auf einen Stoß. Dieses Fischstechen sieht man Fig. 835 vorgestellt. Da das Both langsam fährt, so macht die Bewegung die Meernadeln nicht scheu. Wenn kein Wind geht, und die Nächte sehr dunkel sind, so werden zuweilen 1000 bis 1500, in Einer Nacht gefangen.

An der Küste des Kirchenstaates, wird bey Tage, und noch häufiger bey Lichte, mit einer dreyzackigen Gabel, welche man Foscina nennt, gefischet. Siehe Fig. 836. Man bindet die Gabel a an ein Seil b, welches sehr lang ist, und wirft sie so, daß man den Griff c in der Hand behält. Sind die Fische groß, so reißen sie die Gabel von dem Griffe los, und gehen damit durch. Sie geht aber doch nicht verloren; denn man findet sie, nebst dem Fische, in welchem sie steckt, vermittelst der daran gebundenen Leine b, wieder. Dieser Fang wird im Sommer um die Felsen herum vorgenommen.

Mehrere Arten des Fischfanges mit der Gabel, findet man im XIII Bande des Schaupl. der Künste und Handwerke, Königsb. und Lpz. 1775, gr. 4. S. 16. fag. beschrieben und abgebildet. S. auch Sam. Ge. Gmelins Reise durch Rußland, St. Petersb. 1770, gr. 4. Th. 2, S. 217.

Eine besondere Art des Fischfanges in dem mittelländischen Meere, so die Gabel genannt wird, findet man oben, im XIII Th. S. 606, beschrieben, und Fig. 690 abgebildet.

Bey den Jägern, ist die Gabel, ein ungefähr wie eine mäßige Streugabel gestaltetes, zweyzackiges Werkzeug, entweder ganz von Holz, oder von Eisen mit einem hölzernen Stiele. Sie bedienen sich derselben, einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs Fuchs, Fischotter, oder ein anderes dergleichen wildes und bö-

Gabel-Stange, eine jede Stange, welche vorn eine Gabel hat, und Niederſ. Spreet, Holländ. Spriet, heißt, wegen der ausgeſpreiteten oder ausgebreiteten Zacken.

Gabel-Stück, ſiehe Gabel-Holz.

Gabel-Wagen, ſiehe Th. IX. S. 81.

Gabel-Werk, an Mahlmühlen; ſiehe unter Mühle.

Gabeler, ſiehe Gabler.

Gabella emigrationis, Gabella hereditaria; ſiehe Abzugs-Geld.

Gabelle, die Steuer vom Salze, der Salzzoll: ſ. Salz-Handel.

Gabeln, Fr. fourcher, auf die Gabel ſpießen; beſonders von den Hirſchen, wenn ſie Menſchen oder Thiere mit den ſpitzigen Enden ihrer Geweihe verwunden.

Gabelung, ſiehe Rabelung.

Gaben-Herr, ſiehe oben, S. 596.

Gabier, ſiehe Maſt-Wächter.

Gabinia, bey den Blumiſten eine gewiſſe Nelkenſorte; ſiehe unter Nelke.

Gabler. 1. Im Jagdweſen, ein Gabelhirſch; ſiehe dieſes Wort.

2. Ein Seefiſch mit Bauchfinnen unter den Bruſt-Finnen, einem ſtacheligen Kopfe, welcher breiter iſt als der Körper, und einem achteckigen, mit einem Panzer verſehenen Leibe; Cataphractus *Linn.*

Gabrielle, bey den Blumiſten, eine gewiſſe Anemonen-Aurikel- und Hyacinthen-Sorte.

Gabrielle, (*Belle*) eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 450.

Gach, ſiehe Jäh.

Gâche, ſiehe Kalkſchaufel, Krampe, Rührſchaufel, Rührſtock, Schließkappe.

Gâchette, ſiehe Krappe, Seitenfalle, Zuhaltung.

Gackern, iſt eine Nachahmung des Lautes der Hühner. Im Oberdeutſchen wird es auch von dem Geſchrey der Gänſe gebraucht, wofür im Hochdeutſchen ſchnatern üblicher iſt. Siehe Gakſen.

Gaden (der), ein nur in den gemeinen Mundarten, besonders Oberdeutschlandes übliches Wort.

1. Ein Zimmer, Behältniß, Gemach. Bey dem Ottfried ist Gadun, sowohl ein Speisezimmer, als auch eine Scheure. Willeram braucht Gegademe für ein Gemach. Besonders braucht man es sowohl im Ober- als Niederdeutschen noch von demjenigen Theile eines Hauses, wo die Krämer ihre Waaren feil haben, von dem Laden; im Niederſ. Gadem, Gaem; in einigen Fällen auch Gat. In der Schweitz ist Milchgaden, der Milchkeller, Viehgaden, der Kuhstall u. ſ. f.

2. Ein kleines Häuschen, eine Hütte, sowohl im Ober- als Niederdeutschen. Auch das Niederſächſ. Roth, Rothe, ein kleines Haus, scheint hierher zu gehören. In einigen oberdeutschen Gegenden ist Gädemer, ein Häusler, Niederſ. Rothſaſſe, Koſſate, Köther.

3. Ein Stockwerk, in welchem Verstande es sowohl im Ober- als Niederdeutschen häufig vorkommt, wo man auch die Beywörter zweygädig, dreygädig u. ſ. f. hat, zwey, drey Stockwerke hoch.

Gadus Aeglefinus, siehe Schellfisch.

Gadus Callarias, siehe Dorſch.

Gadus Morhua, siehe Kabeljau.

Gäbe, siehe Gebe.

Gäbelein, siehe oben, S. 597.

Gäck, siehe Geck.

Gäh, siehe in J.

Gähnen (*), L. oſcitare, Fr. bâiller; das Gähnen, L. Oſcitatio, Fr. Baaillement, Bâillement, ist diejenige unwill-

(*) Dieſes Wort lautet im Oberd. gienen, gaunen, gangen, im Oeſterreich. ganeyen, in Baiern gienmanien, in Niederſ. janen, bojanen, gleichſam hoch gähnen, imgleichen hojappen, im Angelſ. geonan, im Engl. yawn, im Schwed. gina, im Wend. Sjam, alles in der hochdeutschen Bedeutung. Es bedeutet eigentlich aufſperren, weit öffnen. Im Niederſ. heißt janen

unwillkührliche Aufsperrung des Mundes, welche eine Wirkung der Schläfrigkeit und langen Weile ist, und von der allzu langsamen Bewegung des Blutes durch die Lunge und übrigen Blutgefäße herrührt.

Das ehrwürdigste Gesicht wird lächerlich, wenn es gähnet. Der aufgesperrte Mund und die verzogenen Mienen formiren ein Fratzengesicht, welches dem Kopfe eines aufgesperrten Nußknackers sehr ähnlich sieht; und um deswillen bedecken gesittete Leute den untern Theil ihres Gesichts beym Gähnen, weil hier die Verzuckung am heftigsten ist. So schlechte Achtung, ja so mißfälligen und verächtlichen Anblick das Gähnen zu verdienen scheinet, so vieles findet sich doch dabey, das sowohl in Absicht auf den weisen und wundervollen Bau unsers Körpers, als auf die Gesundheit und Krankheiten desselben, einer Betrachtung würdig ist.

Wenn der Trieb zu dem Gähnen von selbst entsteht, so ist es nicht in unserer Macht, dieses gänzlich zurück zu halten, sondern wir sind gezwungen ihm nachzugeben. Doch ist es in unserer Gewalt, dasselbe zu mäßigen, zu mindern und zu vermehren, zumahl wenn das Gähnen eines Andern, das bloße Andenken u. d. gl. Gelegenheit dazu geben; da es denn auch völlig unterdrückt werden kann. Es geht bey einem geringen Grade des Gähnens wohl an, daß unter demselben der Mund zugehalten wird, jedoch läßt sich dieses nicht anders als mit Beschwerlichkeit thun, und es kann gleichwohl nicht verwehret werden, daß der Kinnbacken und die damit verknüpften

janen auch gaffen; etwas anjanen, bejanen, angaffen, begaffen. Im Wallisischen bedeutet Gyn und im Dän. Gane den Gaumen. Auch das Griech. χαινω gehört hierher. Uebrigens ist gähnen das Frequentativum von dem noch im Isländ. befindlichen Zeitworte gia, öffnen, aufsperren, Lat. hiare. Arab. פתח. aperuit fuit, Hebr. פתח, amplitudo; siehe Gaffen. Viele Hochdeutschen schreiben und sprechen dieses Wort nach dem Muster der Niedersachsen jähnen, welches aber sowohl wider die Abstammung, als auch wider die hochdeutsche Aussprache ist.

ten, auch andere Theile des Mundes und Halses, auf die sonst zu dem Gähnen erforderliche Art und Weise gezogen werden. Durch unterlaufendes Lachen, Husten, Fieberschaudern, einen unvermutheten Anblick u. s. w. kann gleichfalls das Gähnen gestöhret oder aufgehalten werden, jedoch empfindet man auch darnach eine Beschwerde in den dabey wirkenden Theilen, vornehmlich in der Brust. Bisweilen, insonderheit bey denen, die den natürlichen Trieben den Zügel freyer nachlaßen, wird unter dem Gähnen der Mund verdrehet, die Augen ganz oder zum Theil zugedrückt, die Augenbraunen zusammen gezogen, und andere starke Bewegungen mehr vollbracht. Oft wird zugleich ein Dehnen und Recken der Glieder und des ganzen Leibes angestellt; und eben durch dieses Recken wird das Gähnen mehr erreget verstärket und verlängert. Wenn das Gähnen stark ist, so spühret man oft unter dem Einathmen, mehr aber unter dem Ausathmen, einen ziemlichen Laut, oder auch einen gewissermaßen kläglichen Ton. Man entlediget sich der eingesogenen Luft nicht allezeit auf einmahl, sondern auch zuweilen mit ein Par oder mehrern wiederhohlten Stößen.

Man pfleget, im gesunden Zustande, zu gähnen, wenn der Körper nach vorhergegangener Ermüdung eine Weile geruhig und ohne Bewegung seiner Gliedmaßen gewesen, gesessen, gestanden, oder gelegen; wenn man in einer warmen Stube, oder vor einem Kaminfeuer, sitzt; wenn man früh morgens zu Wasser fähret; wenn der Leib eine Trägheit, eine Neigung zum Schlafe empfindet; wenn man ausgeschlafen hat, und wieder munter zu werden anfängt; in währendem Schlafe selbst aber wird kein Gähnen verspühret. Im übrigen ist der Leib bey dem ordentlichen, gewöhnlichen Gähnen in ganz gesunder Verfassung, und es wird auch für ein Kennzeichen einer vollkommenen Gesundheit gehalten, wenn man nach vollendetem Schlafe gähnet, welches durch

die Versuche des Sanctorius bekräftiget wird, auch der gemeine Mann sonderlich bey den Thieren, die dazu aufgelegt sind, als: bey Hunden, Katzen ꝛc. zu bemerken pfleget. Wenn die Frauen schwanger geworden, pflegen sie auch mehr zu gähnen; daher dieses vom Hippokrates mit unter die Zeichen gezählet wird, woraus man schließen kann, daß eine Frau sich in gesegneten Umständen befindet.

Wir müssen nunmehr aber auch den Zustand in Betrachtung ziehen, in welchem der Körper sich befindet, wenn man bey mangelhafter Gesundheit und in Krankheiten, oder Zufällen derselben, die entweder bereits wirklich eingetreten sind, oder ihre bald folgende Ankunft melden, zum Gähnen angetrieben wird. Wenn das Gähnen mehr und öfter, als gewöhnlich, antritt, so pfleget man seinen Zustand dadurch zu erkennen zu geben, daß man spricht: Man befinde sich nicht wohl, weil man so oft gähnen müsse. Hippokrates und andere Aerzte rechnen daher das ungewöhnliche Gähnen zu den Zeichen der Krankheiten.

Wenn Leute einen verderbten Magen haben, oder etwas schlimmes und unverdauliches gegessen haben, so pflegen sie über vieles ungewöhnliches Gähnen zu klagen. Wenn Drücken und Spannen im Unterleibe, insonderheit unter den kurzen Rippen, Blähungen, Ekel, Neigung zum Brechen, verspührt werden; bey dem Blutbrechen, welches aus dem Magen kommt; bey der Gelbsucht, welche eine Verstopfung der Leber zum Grunde hat; bey Würmern und bey andern Beschwerden des Unterleibes, findet sich gemeiniglich ein mehr als gewöhnliches Gähnen ein.

Personen, die eine Versammlung von Eiter in der Brust, ein Geschwür im Herzen oder im Herzbeutel, auch dergleichen in andern innern Theilen gehabt haben, sind zugleich mit vielem Gähnen beläftigt gewesen. Zuweilen wird dieses ebenfalls bey denen wahrgenommen, die eine Anhäufung von Säften in der Lunge, knotige oder steinartige Geschwülste in derselben, u. d. gl. haben.

Auch die Wunden des Gehirns, und die darauf folgenden Ergießungen der Säfte, können Anlaß zum Gähnen geben.

Wenn

Wenn ein kaltes Fieber einzutreten anfängt, und man träge, verdrossen und schläfrig wird, die Kälte an dem äußern Leibe anwandelt u. s. w. so stellt sich alsdenn gemeiniglich auch ein öfteres Gähnen ein. Auch findet man, daß die beständig anhaltenden Fieber mit Gähnen anfangen, oder, wenn sie bisweilen etwas nachlaßen, die neuen Anfälle davon begleitet werden. Diejenigen Fieber, in welchen das Gähnen sonderlich häufig verspühret wird, heißen daher Gähnfieber, Febres oscitatoriæ. Das viertägige Fieber hat dieses vor andern an sich. Imgleichen sind diejenigen, sowohl Wechsel- als andere Fieber, die eine große Neigung zum Schlafen mit sich führen, oder die Febres soporosæ, sehr dazu aufgelegt. Man nimmt es ebenfalls in denen Fiebern, die ihren eigentlichen Sitz im Magen oder in den Gedärmen haben, häufig wahr.

Vor den Anfällen der Epilepsie, auch vor dem Schlagflusse geht gemeiniglich ein Gähnen voran. Die Ohnmacht, auch die Art von Erstickung, die in der Mutterbeschwerung sich zuträgt, pflegen damit anzufangen und aufzuhören. Und vorher, ehe diejenigen, welche in der Ohnmacht dem Tode zu Theile werden, ihr Leben beschließen, pflegen sie unaufhörlich zu hojanen. Die Schlafsucht hat auch insgemein das Gähnen zum Gefährten.

Man will schon vor Alters bemerkt haben, wie der ältere Plinius, und Solinus, bezeugen, daß, wenn eine kreißende Frau in der Geburtsarbeit zu gähnen beginnt, solches tödtlich sey. Nach der Geburt kann sich ein gleiches zutragen.

Man nimmt wahr, daß diejenigen Personen, welche am meisten zu gähnen pflegen, oder dazu insonderheit vor andern geneigt sind, Kinder und junge Personen, auch die vom weiblichen Geschlechte, so genannte phlegmatische, dabey träge und müßige Leute sind; Erwachsene hingegen, und Mannspersonen, oder die sonst von entgegen gesetzter Leibesbeschaffenheit und Verhalten sind, pflegen dem Gähnen nicht so sehr unterworfen zu seyn, wenn übrigens die Umstände auf beyden Seiten gleich sind. Einige haben den besondern natürlichen Fehler (wofern es ein wirklicher Fehler in Ansehung der Gesundheit genannt werden darf,) an sich, daß sie viel und stark gähnen. Es wird dieses die Gähnsucht, L. Oscedo, genannt.

Der im Obigen angeführte verschiedene Zustand des Leibes, dessen bemerkte Eigenschaften, besondere Natur u. d. gl. veranlaßen entweder das Gähnen, oder sie bereiten

reiten den Leib dazu vor; daher sie auch Gelegenheits- oder vorbereitende Ursachen genannt werden. Es gibt aber noch mehr Dinge, die das eine oder das andere wirken. So ist es z. E. durchgängig bekannt, daß, wenn man einen Andern gähnen siehet, dasselbe auch in dem Anschauenden erweckt zu werden pflegt; wie denn daher das gemeine Sprichwort entstanden ist: Oscitante uno oscitat & alter, Wenn einer gähnet, so gähnet der andere nach. Ja, es geschieht wohl, daß man zum Gähnen angetrieben wird, wenn man nur höret, daß einer gegähnet hat, oder wenn man ein gähnendes Bild anschauet, oder auch nur an diese Verrichtung denket.

Unter diejenigen Dinge, die den Leib in eine solche Verfassung setzen, daß er leicht gähnet, gehört vornehmlich die Gewohnheit. Denn, wenn man diesem Triebe zu viel nachgibt (wie man gewissermaßen dazu von Natur gezwungen wird): so erlangen die dabey wirkenden Theile immer mehr Fertig- und Geschicklichkeit, eben dieselbe Handlung bey aller Gelegenheit und Veranlassung zu wiederhohlen.

Die Folgen und Wirkungen des Gähnens sind entweder gut oder schlimm. Die guten sind folgende: Der Speichel und die Feuchtigkeit an den Augen, die etwa überflüssig sind, werden durch die Bewegung der Kinnbacken heraus gedrückt; die Brust wird durch das stärkere Athemholen etwas erleichtert; man ermuntert sich durch das Gähnen nach dem Schlafe, nach Ohnmachten, in der Trägheit, Schläfrigkeit und in ähnlichen Umständen; das harte Gehör, Klingen und Sausen der Ohren vergeht darnach, u. s. f. In Krankheiten ist das Gähnen ein Zeichen anfangender Genesung, wie dieses auch diejenigen beobachten, die der eigentlichen Arzeneywissenschaft unkundig und unerfahren sind. Hingegen entstehen bey andern Umständen und mitwirkenden Dingen auch schädliche und den gesunden Lebenshandlungen

lungen nachtheilige Wirkungen vom Gähnen, und zwar desto mehr, je stärker dieses vorgehet. Man bemerkt z. B. daß die Blutflüsse, welche zur Unzeit, an unrechtem Orte, oder zu stark gehen, dadurch zu sehr erreget werden; daher das Gähnen im Blutspeyen, im übermäßigem Nasenbluten, in starken Verwundungen u. s. w. zu fürchten ist. Gleichergestalt werden die Brüche am Unterleibe, der Vor- oder Ausfall des Afters, der Gebährmütter und ihrer Scheide, dadurch verschlimmert. Bey starkem Gähnen wird das Gehör betäubet. Und es ist mehrmahls geschehen, wenn man im Gähnen das Maul allzuweit aufgesperret hat, daß dadurch der untere Kinnbacken verrenkt worden ist. Wenn viel Luft eingesogen wird, pflegt wohl ein Husten, eine Kälte und andere Zufälle, die nach der Beschaffenheit der eingeathmeten Luft sich verhalten, in der Brust zu erfolgen. Von andern Folgen des Gähnens, die aber eigentlich als mitverbundene Wirkungen der Krankheiten anzusehen sind, als: den Fiebern, Schlagflüssen, Ohnmachten, der fallenden Sucht u. d. gl. ist bereits oben Erwähnung geschehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß unter den Päpsten Pelagius und Gregorius dem I. um das Jahr 590 und 591, oder, wie Andere meinen, unter dem Papste Agatho, um das J. 680, eine Seuche geherrscht haben soll, darin die Leute nach vorhergegangenem vielen, in einem fort währendem Hojanen plötzlich Todes verblichen sind; daher man auch die Gewohnheit leitet, sich mit dem Zeichen des heil. Kreutzes am Munde zu segnen, wenn man hojanet; obwohl Einige schon unter den Heiden Spuhren von diesem Gebrauche gefunden haben wollen.

Gähn-Affe, ein am meisten im Oberdeutschen übliches Wort für das hochdeutsche Maulaffe. Ein Gähnaffe, der eine Sache mit geöffnetem Munde, mit dummer Unwissenheit ansiehet. Gähnaffen feil haben, stehen und das Maul aufsperren.

Im Oberd. auch Gienaffe; Niederſ. Jahnup, woraus zugleich erhellet, daß die letzte Hälfte dieſes Wortes nicht das Hauptwort Affe, ſondern aus dem Vorworte auf, Niederſ. up verderbt iſt.

Gähn-Fieber, } ſiehe oben, S. 613.
Gähn-Sucht, }

Gähren (*), L. fermentare, Fr. fermenter. 1. Eigentlich, in eine innere Bewegung des öhligen Weſens gerathen, wodurch ein Körper aus ſeiner Miſchung geſetzt wird.

2. Figürlich. Die Sache iſt noch im Gähren, iſt noch in Bewegung, iſt noch nicht zu ihrer Reife gediehen.

Die Gährung, L. Fermentatio, Fr. Fermentation, iſt eine entweder natürliche oder durch Hülfe der Kunſt entſtehende Wirkung in gemiſchten, flüſſigen, oder doch durch die Fäulniß dazu zubereiteten feſten Körpern, welche eine Art der innerlichen Auflöſung, Trennung und Scheidung ihrer Theile, die aber nur bis auf einen gewiſſen Grad und zu einem gewiſſen Zweck, oder einer Veränderung der Materie am Geſchmack, Farbe und Geruch, oder endlich zu einer Zubereitung auf eine andere

(*) Dieſes Wort lautet in den deutſchen Mundarten bald gahren, göhren, gieren, gairen, güren, bald auch mit dem Ziſch-Laute, gäſen, giſſen, gäſchen, giſchen u. ſ. f. mit welchen letztern Wörtern zugleich auf den Laut geſehen wird, den ein gährender Körper gemeiniglich von ſich gibt. Mit dem Ziſch-Laute kommt es ſchon bey dem Willeram vor, jeſen; ſiehe Gäſchen. Im Schwed. lautet es göra. Nimmt man die letzte Sylbe ren, welche ein Frequentativum andeutet, weg, ſo kommen wir auf das Zeitwort gehen zurück, welches gleichfalls von dem Gähren, beſonders des Teiges und Brodes gebraucht wird. Im Bretagniſchen iſt goi gähren, Go, Sauerteig, und im Hebr. גאה ſich erheben. Hieraus erhellet deutlich genug, daß gähren nicht von gar, fertig, bereitet, abſtamme, wie Friſch glaubt, ſondern daß mit dieſem Zeit-Worte auf das Gehen, d. i. auf die innere Bewegung, beſonders aber auf die Bewegung in die Höhe geſehen wird, welche man bey allen gährenden Körpern wahrnimmt. Bey den Wenden bedeutet gor noch jetzt hinauf, und im Poln. iſt Gora ein Berg.

dere Auflösung, z. E. zum Extrahiren, Tingiren, Destilliren ꝛc. zielet, auch in der Hauswirthschaft bey unzähligen Dingen vorkommt, oder doch, wenn man allerhand neue Producte heraus bringen und aus rohen Naturalien verbesserte Sachen machen will, durch die Kunst und allerley Mittel erwecket, befördert, und zum öftern in verschiedenen Graden, bis man seinen Zweck erreichet, unterhalten werden muß. Sie ist in der Medicin und Chymie von sehr großem Nutzen, und wird, weil sie eine Sache wohl eröffnet und zur Destillation vorbereitet, ein Schlüssel genannt. Ohne dieselbe kann auch kein Wein, Bier, Branntwein, Essig, kein Käse, kein Brod, und viele andere Dinge, gemacht werden. Sie kommt endlich auch bey der Färberey in der so genannten Küpe vor; daher ein gründlicher Haus- und Landwirth billig auch dieses chymische Geschäft, wie alle andere Solutionen und Extractionen, Macerationen, Digestionen und Destillationen einigermaßen verstehen sollte, weil man dadurch auch in der Oekonomie ungemein viele Versuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Verbesserungen machen, und Nutzen erlangen kann.

Alle vegetabilische und animalische Materien, zu deren Mischung eine gewisse Quantität von Oehl und subtiler Erde kommt, welche in dem Wasser vermittelst einer salinischen Materie völlig auflöslich geworden, wenn sie in einer solchen Menge Wassers verdünnt worden, daß sie flüssig, oder wenigstens weich werden, und wenn sie einer Wärme, die von einigen Graden über den Eis-Punct, bis auf 25 und darüber geht, ausgesetzt werden, und denselben die Gemeinschaft mit der Luft nicht ganz und gar versagt ist, leiden selbst eine Gährung, welche die Natur und Proportion ihrer Bestandtheile gänzlich verändert. Allein, diese Gährung, und die neuen zusammengesetzten Substanzen, sind sowohl in Ansehung ihrer Eigenschaften, als auch ihrer Propor-

tion, sehr unterschieden, nachdem die besondere Art der Substanz ist, in der die Gährung Statt gehabt, und nachdem die Umstände sind, welche diese Gährung begleitet haben.

Man unterscheidet drey besondere Arten von Gährung, oder, wenn man will, drey Grade in der Gährung, welche sich auf drey Hauptproducte beziehen, die daraus entstehen. Die erste Art heißt die weinhafte oder geistige Gährung, weil sie die Feuchtigkeiten, welche die Gährung ausstehen, in Wein verwandelt, und weil man aus diesem Weine eine entzündliche und mit dem Wasser mischbare Feuchtigkeit erhält, die man Weingeist nennt. Die zweyte Art der Gährung wird die saure oder Essig-Gährung genannt, weil das Product derselben ein Saures oder ein Essig ist. Die dritte Art wird mit dem Nahmen der faulenden Gährung oder der Fäulniß bezeichnet; man könnte sie auch die alkalische Gährung nennen, weil sie in den Substanzen, welche dieselbe ausstehen, viel Alkali entwickelt.

Alle die Materien, welche zur geistigen Gährung geschickt sind, können nach und nach die saure, und hernach die alkalische Gährung leiden. Es gibt aber Substanzen, welche, da sie zur geistigen Gährung nicht geschickt sind, sich gleich Anfangs zur sauren, und alsdenn zur alkalischen Gährung neigen; und andere endlich, welche nur zur Fäulniß geschickt sind. Gleichergestalt kann eine Substanz, welche, nachdem sie die geistige Gährung ausgestanden hat, und zur sauren fortgegangen ist, nicht von neuem die geistige ausstehen, sondern geht nothwendig zur Fäulniß fort. Eben so verhält es sich mit denjenigen, welche sich Anfangs zur sauern Gährung neigen; sie sind nachher zur Fäulniß, und nicht zur geistigen Gährung, geschickt; und diejenigen, welche Anfangs zur Fäulniß fortgehen, können, wenigstens auf keine merkliche Weise, nicht die saure Gährung,

rung, und noch weniger die spirituöse, ausstehen. Endlich so kann keine zur spirituösen Gährung geschickte Materie sich zur Fäulniß eher neigen, als bis sie anfänglich durch die spirituöse und saure Gährung durchgegangen ist.

Diese Betrachtungen haben die meisten Chymisten, und besonders den berühmten Stahl, veranlaßet, diese Gährungen nicht als drey Operationen, welche von einander unterschieden sind, sondern als drey Hauptgrade anzusehen, welche durch einerley innere Bewegung sich zu erkennen geben, wodurch die Natur sich bestrebet, alle sehr zusammen gesetzte Körper, zu deren Mischung die öhlige Substanz kommt, d. i. alle vegetabilische und animalische Substanzen, in einen allgemeinen und ähnlichen Zustand zu versetzen.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von der Gährung überhaupt machen will, darf man nur auf die Erscheinungen Acht haben, welche sich bey allen Arten von Gährung zu eräugnen pflegen. Man wird bey Materien, aus welchen, nach vorhergegangener Gährung, ein Wein, oder ein Essig, oder eine faule Substanz erhalten wird, eine Bewegung der Theile unter einander, oder zum wenigsten ein Zischen bemerken; die Körper werden aufschwellen; man wird eine mehrere Wärme in ihnen gewahr werden. Ferner lehrt auch die Erfahrung, daß, wenn die herausgehenden Dämpfe verdichtet und zusammengehalten werden, und man alsdenn, nach verstattetem freyen Zutritt der Luft, ein Licht hinzu bringt, dieselben sich entzünden; welcher Versuch aber gefährlich ist, und mit der größten Behutsamkeit angestellet werden muß. Wenn man endlich eine gewisse Quantität einer Materie, welche in Gähren kommt, vor der Gährung der Destillation unterwirft, und hinwiederum eine andere Portion dieser Materie, in eben der Quantität, wie man sie der Destillation unterworfen, der Gährung aussetzt, und das Vergohrne endlich auch destillirt, so wird man aus der unvergohrnen Materie weit mehr Oehl, als aus der vergohrnen, erhalten, ja, nachdem der Grad der Gährung gewesen ist, auch wohl gar kein Oehl mehr bekommen. Aus allem diesem ist nun zu schließen, daß die Gährung eine innerliche Bewegung des in den Körpern befindlichen öhligen Wesens ist, welches

welches hierdurch aus seiner Mischung gesetzt, verdünnet, und zum Theil von allen übrigen Bestandtheilen geschieden und in die Luft gejaget, zum Theil aber mit den ebenfalls in Bewegung gebrachten und aus ihrer Mischung gesetzten und veränderten Luft- und andern Theilen aufs neue vereinigt, und wieder in einen ruhigen Stand versetzt wird. Man kann also sagen, daß die Gährung eine Entwickelung der Theile einer zusammengesetzten Substanz sey, und daß diese Entwickelung unterschieden seyn müsse, nachdem die Körper mehr oder weniger zusammengesetzt sind. Da nun die Substanzen in dem Gewächs- und Thierreiche ein weit mehr zusammengesetztes Oehl, als die mineralischen Körper, enthalten: so wird man einsehen, warum die Gährung bey jenen, und nicht bey diesen, Statt hat. Und, da die Vegetabilien, in ihrem allgemeinen Zustande betrachtet, zusammengesetzter, als die Thiere, sind: so kann man auch einsehen, warum dieselben mehrere Arten von Entwickelung oder Gährung, als die Thiere, ausstehen müssen. Endlich ist auch hieraus zu schließen, daß die Gährung nichts anders, als ein Bestreben der Natur, sey, wodurch sie die Körper wieder in die Substanzen verwandelt, von welchen sie genommen und erzeuget worden, d. h. sie werden in ihre Elemente aufgelöset und einander gleichartig gemacht. Es bleibt nichts weiter übrig, als eine Erde, welche in allen diesen Substanzen, wenn sie durch die Gährung verändert worden, von einerley Art ist.

So lange die vegetabilischen und animalischen Substanzen, welche zur Gährung geschickt sind, einen Theil eines lebenden oder thierischen Körpers ausmachen, gerathen dieselben nur schwach, langsam und auf eine unmerkliche Art, in Gährung, weil sie durch die lebende Bewegung davor verwahrt sind, und weil diese Langsamkeit zur Oekonomie der Gewächse und Thiere nöthig ist. Nachdem aber das Leben dieser organisirten Substanzen aufgehört hat, nehmen dieselben, weil alsdenn nichts mehr in ihren Säften und in ihren nächsten Grundsubstanzen, die Neigung zur Verwandelung ihrer Natur und ihrer Zersetzung aufhält, die merklich gährende Bewegung an, und zwar eine jede nach dem Grade, worin sie sind, und wo sie mehr oder weniger schnell und regelmäßig die Zeitpuncte durchlaufen, die

ihnen

ihnen übrig sind einzugehen, nachdem die Umstände, welche überhaupt der Gährung günstig sind, zusammen kommen.

Diesem Begriffe zu Folge, würde die Gährung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, nichts anders als die Fäulniß seyn, zu welcher von Natur und beständig alle Gewächse und Thiere, langsam und unvermerkt, so lange sie leben, aber auf eine merkliche Art nach ihrem Tode, sich neigen.

Zu jeder Gährung sind folgende Stücke unumgänglich nöthig: 1) der Zutritt der freyen Luft; 2) eine gehörige laue Wärme; 3) eine zureichende Feuchtigkeit, d. i. eine solche Menge von Feuchtigkeit, welche, nach Beschaffenheit der zur Gährung übrigens geschickten Substanzen bald mehr bald weniger seyn, aber doch jederzeit in einem gehörigen Verhältniß sich befinden muß; 4) endlich eine hinlängliche Weite des Ortes, wo die Substanz gähren soll. Fehlt eins von diesen vier Stücken, oder ist es in gar zu großem Maße vorhanden, so findet die Gährung entweder gar nicht, oder nur unvollkommen, Statt, oder die bereits angegangene wird verhindert.

Die Gährung wird verhindert, oder aufgehalten: 1) wenn man der Luft den Zutritt benimmt; 2) wenn man die gährenden oder zur Gährung geschickten Körper einer starken Hitze oder Kälte aussetzt; 3) wenn man Körper beymischet, welche die Feuchtigkeit vermindern, oder die öhligen und salinischen Substanzen binden und verändern; und 4) wenn die Materien an der Ausdehnung gänzlich verhindert werden.

Eine Substanz, welche sich wirklich in Gährung befindet, oder welche die stärkste Neigung zur Gährung hat, und deren man sich bedienet, um die Gährung eines andern Körpers zu erregen, nennt man ein Gährungsmittel, oder Ferment, L. Fermentum, Fr. Ferment. Dergleichen sind: der Schaum vom Biere,

welches

welches gährt; ein Stück eines gut gegangenen Teiges, und der zum Sauerteig oder zu einem Gährungs-Mittel dienet, um eine größere Menge desjenigen, womit man ihn vermischet, in Gährung oder zum Gehen zu bringen; die Kämme von Weintrauben, über welche man den Essig und andere Substanzen dieser Art gähren laßen; imgleichen der Honig und Zucker, vornehmlich der so genannte Farin und die Moscovade, und überhaupt alle süße Säfte von Vegetabilien. Bisweilen braucht man, zur Erregung der Gährung, nichts weiter als die Gefäße, insonderheit die aus Eichenholz gemachten, und in welchen bereits Materien vergohren haben. Es ist aber allerdings ein Unterschied, was für ein Mittel zur Gährung gebraucht wird. Oft kann man Zucker und Honig, aber keine Hefen oder ein ander Mittel gebrauchen. Bisweilen sind die Hefen dienlich, bisweilen der Sauerteig u. s. w.

Man nimmt z. E. Honig 10 Pfund, gießt 50 Pfund reines Wasser darüber, läßt es bey gelinder Wärme 24 Stunden stehen, hernach bey gelindem Feuer aufwallen, schäumet es ab, und läßt den dritten Theil oder die Hälfte davon verrauchen. Diesen Liquor nimmt man vom Feuer, seihet ihn warm durch ein doppeltes Tuch, füllet ihn in ein bequemes Fäßchen, thut 2 Quent Sal tartari, oder gemeines Salz, darzu, stellet es an die Sonne, oder zur Winterszeit auf den warmen Ofen, ungefähr 40 Tage lang, bis sich der Liquor aufklärt, und wie Wein riecht. Alsdenn kann man das Fäßchen zuspünden, und im Keller zum Gebrauche aufbehalten.

Von der Biergährung, siehe Th. V, S. 173, fgg; und von der Essiggährung, Th. XI, S. 621, fgg.

Die gährenden Dünste sind ein wahres Gift der Lungen; und die Luft selbst, welche durch die Gährung erzeugt wird, ist, wie Muschenbroek bewiesen hat, tödtlich, und keine wahre Luft. Die Weindünste sind nicht nur alsdenn schädlich, wenn der Wein noch in dem Bottich ist, sondern auch in den Kellern, in welchen der junge

junge Most brauset. So gar die Ausdünstung aus einer Tonne, in welcher sich einige Kannen Weingeist befinden, berauschet und betäubet, wenn man sie stark mit dem Athem an sich zieht. Ich könnte eine sehr große Menge Beyspiele von plötzlichen Todesfällen anführen, welche von den Dünsten gährender Getränke in Kellern verursachet worden sind; allein, ich begnüge mich bloß, mit Nymann anzumerken, daß diese Dünste die Menschen durch die Hemmung des Athemhohlens und die Beklemmung des Herzens, noch weit geschwinder erwürgen, als selbst beym Schlagflusse geschieht; denn man hat oft wahrgenommen, daß verschiedene Leute, die nur noch erst auf der Kellertreppe gewesen, starr todt niedergefallen sind, und daß diejenigen, welche ihnen zu Hülfe kommen wollen, zuweilen an eben dem Orte eben so plötzlich todt geblieben sind. Man bringt zuweilen solche erstickte Leute auf eben die Weise wieder zurecht, wie diejenigen, welche vom Kohlendampfe erstickt sind, wovon im Art. Kohle das Nöthige vorkommen wird.

Die Gefahr, welche man hier meistens voraussieht, wenn man sich zu der Zeit, wo der neu eingelegte Wein gährt, in einen Keller begibt, kann, außer der bey allen giftigen Dünsten zu beobachtenden allgemeinen Vorsichtsregel, da man nähmlich ein mit Salmiakgeist angefeuchtetes Schnupftuch vor Mund und Nase bindet, auch dadurch einigermaßen verhütet werden, wenn man eine Röhre in den Keller leitet, welche sich mit einem weiten Trichter endiget. Können oder wollen sich aber Leute, die sich mit solchen Arbeiten beschäftigen, diesen Vortheil nicht machen; können sie auch den Rath nicht befolgen, den ihnen Ramazzini gibt, das Gesicht von den Dünsten hinweg zu wenden; erkennen sie an einem Lichte, welches sie durchaus nicht brennend erhalten können, und an der Zeit des Jahres, in welcher sie sind, die Nähe und Größe der Gefahr, in welche sie sich bege-

begeben: so ist die erste Vorsicht, Thüre und Kellerlö den zu öffnen, und so lange offen zu erhalten, als man in dem Keller ist; alsdenn sich, bey der mindesten Empfindung vom Geruch, oder Betäubung, sogleich zurück zu begeben, und, wenn es ohne Schaden geschehen kann, in den Keller zu schießen.

Eben so schädlich sind auch die Dünste der Gewächse, die, in einen Haufen über einander geschüttet, sich erhitzen und in eine Gährung übergehen. Viele Wahrnehmungen haben bewiesen, daß der Dampf des auf einen Haufen geschütteten, und noch nicht völlig trocknen Heues, Schlagflüsse und den Tod selbst nach sich gezogen hat. Die Hitze in dergleichen Haufen ist so groß, daß öfters der ganze Hause sich entzündet, und in helle Flammen ausschlägt; wie eben dieses auch Hr. v. Jacquin von den Misthaufen in Holland erzöhlet.

Hildanus hat, in seinen Beobachtungen, eine beständige Schlafsucht von dem Dampfe des also erhitzten Heues aufgezeichnet. Ein gewisser gelehrter Arzt in Wien erzählt, daß er sehr schlimme Zufälle bekommen habe, als er eine Portion Schierling, um zu versuchen, wie er durch die Gährung verändert würde, in einem Gefäße der Gährung ausgesetzt, und nach einer Zeit dieses Gefäß eröffnet, und den entsetzlich riechenden und das ganze Haus durchdringenden Dampf des Schierlings in sich gezogen hatte. Nach Hughes Berichte, in seiner History of Barbados, erstickte der Dampf in einer Cisterne, in welche man den Rückstand nach der Destillation des Zuckers geworfen und einige Tage aufbewahrt hatte, zween Schwarze, die sie reinigen sollten, plötzlich.

Von der faulenden Gährung, siehe im XII Th. S. 99, fgg. den Art. Fäulniß.

Siehe auch den Art. Gahre.

Gähr-Bottich, in dem Brauwesen, ein Bottich, worin das Bier gähret; siehe Th. V, S. 186.

Gährung, siehe oben, S. 616.

Gährungs-Mittel, siehe oben, S. 621.

Gälfern (*) durch Schreyen einen unangenehmen Schall verursachen.

Gällen (**) einen Schall von sich geben, schallen. Es schrie, daß das ganze Haus gällete. Die Ohren gällen mir, wenn man ein klingendes Gehör in der selben empfindet.

Gällig (***), hart, fest. Im Hochdeutschen kommt dieses Wort nur bey den Bergleuten vor. Der Gang liegt im gälligen Felsen, wenn er fest anstehet, keine Abwechslung hat.

Gält, unfruchtbar; siehe **Gelt**.

Gälte, ein Gefäß; siehe **Gelte**.

Gang, siehe den folgenden Artikel.

Gänge

(*) Niederf. galfern, galpern, jalfern, heulen, schreyen. Es ist das Frequent. von dem noch im Oberd. und Niederf. üblichen gelfen, galpen, Engl. yelp, yawlp. Dän. gylpe, bey dem Ottfried gelbon, welches nicht nur stark rufen, schreyen, sondern auch bellen bedeutet. Gelf kommt in den ältern Schriftstellern mehrmahls für ein Freudengeschrey vor. Es stammet von Gall, Schall, ab, und wird daher richtiger mit ä als mit e geschrieben. Im Niederf. hat man von diesem Neutro auch das Activum gillen, ein durchdringendes Geschrey machen, womit auch das Oberd. gällen, bellen, das Engl. yell, heulen, das Schwed. und Isländ. gala, singen, das Schwed. kalla, nennen, rufen, das Griech. καλεω, rufen, und das Hebr. הלל, loben, preisen, und קרא, rufen, überein kommt. Siehe Gälfern, Gall, Hallen, Heulen, Schallen, Schelten. Mit einem andern Laute bedeutet galmen im Niederf. gleichfalls hallen, oder schallen.

(***) Frisch glaubt, dieses Wort komme von Gall, Schall, her, und bedeute eigentlich so hart, daß es gleichsam klinge. Allein, es scheint vielmehr zum mittlern Lat. Callus, ein Stein, Fr. Caillou, zu gehören.

Gänge (*), ein nur im gem. Leben übliches Wort.

1. Ein gänger Hund, bey den Jägern, ein schneller, flüchtiger Hund. Siehe Gängig.

2. Wie Gangbar, 1, was im Handel und Wandel üblich ist, überall bekannt ist, in Verbindung mit dem Worte gebe. Das Geld, das im Kauf gäng und gebe ist, 1 Mos. 23, 16.

Gängeln (**), gehen lehren. Ein Kind gängeln, es am Gängelbande oder im Gängelwagen gehen lehren. Auch figürlich. Sonst wollte ich sie gängeln, daß sie den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollten.

Die Methode, die Kinder vermittelst Gängelbänder und Gängelwagen gehen zu lehren, ist höchst verwerflich. Was zuvörderst das Gängelband (Führband, Leitband, Laufriemen) betrifft, so kann man, wenn man die Kinder, welche an solchen Bändern gehalten werden, betrachtet, nicht läugnen, daß ihnen dergleichen nicht sehr beschwerlich fallen sollte. Sie sehen dabey fast beständig im Gesichte roth, auch wohl braun und blau, aus. Ihr Kopf und ganzer Leib sind noch vorwärts gebogen. Die Gängelbänder werden am Hinter- und Seitentheile des Schnürleibes stark befestiget, dergestalt, daß sie die Schulter überall umgeben. Sie haben die ganze Last des Kindes zu halten, und es kann dasselbe kaum die Erde berühren. Da das Kind sich beständig mit der Brust darauf stützt, so wird diese, welche

(*) Im Niederf. gänge, Schwed. gängse, Dän. gängs, allein für üblich, gebräuchlich. Das ist nun so gänge, im Niederf. für, das ist nun so mode. Im mittlern Lat. brauchte man von gangbarem Gelde die Zeitwörter ambelare, vadere, currere u. s. f. gäng und gebes Geld aber hieß curibilis, meabilis, datibilis u. s. f.

(**) Von gehen, kommt im Heldenbuche das Frequentat. gängen, mehrmahl gehen, vor. Von diesem scheint unser gängeln das Diminut. zu seyn. Im Niederf. hat man noch ein anderes Frequent. von gehen, gungeln, bittend um jemanden herum gehen.

welche doch vor allen Theilen des Leibes eine ganz freye Bewegung haben sollte, solchergestalt von dem vordern Theile des Schnürleibes gewaltig gedrückt, und der Kreislauf kann daselbst nicht gehörig von statten gehen; im Kopfe hingegen geschieht selbiger freyer, und mithin sammelt sich das Blut daselbst an, und treibt die Blut-Gefäße auf. Die üble Folgen aber, welche von dergleichen Anhäufung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes zu entstehen pflegen, sind zum Theil bekannt genug. Die krumme Stellung des Kindes, welche durch das, nach hinten zu, ziehende Schnürleib verursachet wird, zwingt die Schulterblätter, sich über einander, nach dem Rückgrath zu, zu legen, hebt die Achseln in die Höhe, und ist im Stande seine Wirbelbeine zu verrücken. Vornehmlich aber ist dasselbe alsdenn zu befürchten, wenn man, wie zum öftern geschieht, das Kind nur an Einem Gängelbande hält, und es daran rings herum auf seine Beine treten läßt. Indem sein Körper nicht auf den Füßen fest aufsteht, erlangen diese ihre Stärke nur sehr langsam, und können sich durch das Schleifen an der Erde gar verrenken und verdrehen. Die Wärterinnen, welche ein Kind mit dem Leibande beständig schwebend halten, indem sie es in die Luft heben, setzen es der Gefahr aus, daß es einen in den Schultern steckenden Hals bekommt. In den Gängelbändern, worin die Kinder die ganze Last ihres Körpers unter den Armen tragen, kann das ohnedieß flache Gelenk des Schulterbeins leicht ausrenken.

Die Gängelwagen (Laufwagen), sowohl die viereckigen, welche unterwärts weiter aus einander gehen, als oben, und mit Rollscheiben versehen sind, (Rollwagen), als auch die länglichen, in deren Quer-Schieber eine Art von runden Reife, worin das Kind fest steht, befindlich ist (Gängelbank, Laufbank) sind ebenfalls vielen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Rollwagen stehen nicht fest; die Kinder gewöhnen

sich also nicht gerade zu stehen, sondern lernen eben so, wie in den Gängelbändern, das ihnen hernach im Gehen so nachtheilige Ueberliegen. Auch wird der Leib des Kindes unter den Armen zu fest gehalten, so, daß die Schwere seines Körpers, den es öfters, theils aus Schwäche, theils auch aus Ueberdruß und Unwillen, sinken läßt, ganz und gar von den Schultern gehalten wird, wodurch diese in die Nothwendigkeit gesetzt werden, sich in die Höhe zu begeben. Was ist aber dieses nicht für eine unordentliche Stellung, die in der Folge gar leicht zur Gewohnheit werden kann! Außerdem pflegen auch die Laufwagen noch dem unverantwortlichen Mißbrauche ausgesetzt zu seyn, daß man die Kinder, welche erst gehen lernen sollen, wohl halbe Tage darin stehen läßt, und nicht bedenkt, daß so zarte Glieder schon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müssen. Will man sich ja einer Laufbank bedienen, so muß der Ring um die Brust weich ausgefüttert seyn. Damit aber die weichen Gelenke, welche die Last des Leibes tragen, nicht zu sehr beschweret werden, muß man die Kinder nie allzu lange in diesen Behältnissen stehen laßen.

Die beste Art, die Kinder gehen zu lehren, werde ich in dem Art. Gehen anzeigen.

Gängel-Band,
Gängel-Bank,
Gängel-Wagen, } s. im vorhergehenden Artikel.

Gängig, was gehet. Einen Leithund gängig machen, bey den Jägern, ihn abrichten, daß er an dem Hänge-Seile gehen lerne. Ein gängiger Hund, der munter, flüchtig gehet; siehe Gänge. Im Hochdeutschen ist dieses Wort nur in den Zusammensetzungen rückgängig, krebsgängig u. s. f. üblich.

Gänse, siehe Gans.

Gänse-Aar, Gänse-Auge, und andere mit Gänse— zusammen gesetzte Wörter, siehe nach dem Art. Gans.

Gänse-

Gänserich. 1. Das männliche Geschlecht unter den Gänsen; siehe Gans.

2. Eine Art der Potentille, welche auf den europäischen Wiesen, und am liebsten an solchen Oertern wächset, wo die Gänse weiden; Potentilla anserina *Linn.* siehe Anserina.

3. Gülden-Gänserich, siehe Alchemilla.

Gärbeliren, ein nur im Bergbaue übliches Wort; den Eisenstein auf dem Rennheerde mit hölzernen Hämmern zusammen in eine Masse schlagen, und ihn dadurch zur Schmelzung vorbereiten; von gärben, zubereiten.

Gärben (*), zubereiten, zurichten, in welcher allgemeinen Bedeutung es im Hochdeutschen veraltet ist, wo man

(*) So fern dieses Wort besonders von der Zubereitung des Leders gebraucht wird, lautet es im Niedersächsischen garven, im Angelsächs. gearwian, im Dän. garve, im Schwed. garfwa, im Poln. garbuie. In der allgemeinen Bedeutung des Bereitens, Zubereitens, kommt es in den ältesten Schriftstellern sehr häufig vor. Bey dem Xero lautet es in derselben karauuan, im Isidor chigarauuan, garuuan, bey dem Notker garauuin, bey dem Ottfried garauuan, der statt dessen auch das Zeitwort garan, Dän. giöre, Schwed. göra, machen, verfertigen, hat; siehe Gar. Sich gärben, kommt für sich ankleiden, sich schmücken, in den mittlern Zeiten, und unter andern in dem Schwabenspiegel mehrmahls vor; siehe Gärbekammer. In allen diesen Fällen stammet es von gar her, welches in einigen alten Mundarten auch garw, garb lautet. Das mittlere Lat. garnire, das Franz. garnir, und Ital. guarnire, zubereiten, anordnen u. s. f. wird selbst von dem Du Fresne von unserm garen, gärben, abgeleitet. Im mittlern Lateine bedeutet Affactia, das Gärben des Leders, und die Werkstätte des Gärbers, Affectare, das Leder gärben, und Affectaror, ein Gärber, gleichfalls von dem allgemeinern Worte facere, machen. Die Niedersachsen brauchen auf ähnliche Art von der Zubereitung des Leders auch tawwen, tauen; denn taujan ist bey dem Ulphilas gleichfalls machen. Das Lat. Corium, Leder, Fr. Cuir, im Gascognischen ker und Quer scheint zu unserm gar und gärben zu gehören. Gemeiniglich schreibt man dieses Zeitwort mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen im Hochdeutschen mit einem e, gerben; welches sich entschuldigen läßt, weil a und e in tausend andern Fällen mit einander abwechseln.

man es nur noch in einigen besondern Fällen braucht.

1. Von der Zubereitung der rohen Häute durch beißende Mittel, welches eine Beschäftigung verschiedener Leder- und Fellbereiter, besonders aber der Gärber ist. Das Leder gärben. Häute, Felle mit Kalk, mit Alaun, mit Lohe gärben, welches auch selbige gar machen genannt wird. Ich werde hiervon im Art. Lederbereiter handeln.

Figürlich ist jemanden gärben, oder ihm die Haut, den Buckel gärben, (Fr. le jetter, [le mettre, tomber,] sur la friperie de quelcun,) in den niedrigen Sprecharten, ihn walker ausprügeln.

2. Bey verschiedenen Metallarbeitern, ein Metall glatt und glänzend machen, es poliren, bruniren. Eine Kupferplatte gärben, bey den Kupferstechern; siehe Gärbestahl.

3. In den Stahlhütten wird der rohe und durch das Schmelzen zubereitete Stahl gegärbt, wenn er durch mehrmahliges Glühen und Zertheilen in kleinere Stücke in reinen Stahl verwandelt wird, welches nach einer verderbten Aussprache an einigen Orten auch würben heißt. Siehe den Art. Stahl.

4. In einigen oberdeutschen Gegenden ist das Gärben auch eine Art der Zubereitung des Spelzes auf der Mühle, da derselbe nicht gemahlen, sondern das Korn ganz aus den Hülsen heraus gedrücket wird; siehe Gärbemühle.

Gärbe-Eisen, bey den Lohgärbern, ein Eisen, die Häute zu beschaben, welches auch Falzeisen oder Falzmesser genannt wird. Man findet dasselbe im XII Th. dieses Werkes, S. 169, beschrieben, und Fig. 614 abgebildet.

Gärbe-Haus. 1. In einigen Gegenden das Haus oder die Werkstätte eines Ledergärbers, die Gärberey.

2. In

2. Im Niederſächſiſchen, wo dieſes Wort auch Gärhuus lautet, die Sacriſtey; ſiehe den folgenden Artikel.

Gärbe-Kammer, in einigen ſowohl ober- als niederdeutſchen Gegenden eine Benennung der Sacriſtey an einer Kirche, weil ſich die Prieſter in derſelben zu gärben, d. i. anzukleiden und zu dem Gottesdienſte zuzubereiten pflegen; das Gärbehaus. Siehe Gärben, Anm.

Gärbe-Mühle, in den Mühlen einiger beſonders oberdeutſcher Gegenden, ein Gang, der ſo zugerichtet iſt, daß das Korn nur aus der Hülſe heraus gedrückt, nicht aber zu Mehl gequetſchet wird; ſiehe Gärben 4.

Gärbe-Stahl, ein Polir-Inſtrument, welches Kupferſchmiede, Goldſchmiede, Gürtler und Schlöſſer gebrauchen. Es beſteht ſolches aus einem wohl polierten Stücke Stahl, welches mitten in ein Eiſen mit Handgriffen eingeſetzt iſt, oder wie ein Herz geſtaltet und in einem hölzernen Stiele, der auf die Achſel des Arbeiters zu liegen kommt, eingeſtecket wird. Mit dieſem Stahle werden die Feilenſtriche und andere Rauhigkeiten vom Schleifen ꝛc. abgerieben und geebnet. Siehe Gärben 2.

Bey den Stahlarbeitern, Meſſerſchmieden und chirurgiſchen Inſtrumentenmachern, heißt dieſes Werkzeug der Brunirſtahl; ſiehe Th. VII, S. 71 f; und bey den Kupferſtechern, und einigen andern Künſtlern, der Polierſtahl, ſiehe in P.

Den Gärbeſtahl, welchen die Kupferſchmiede zum Polieren gebrauchen, ſieht man Fig. 840 abgebildet. An einer eiſernen Stange mit einem Heft, iſt oben ein Haken 1, in der Mitte aber das Stück Stahl 2, deſſen vordere Fläche länglichrund iſt. Beym Gebrauche ſpannt der Kupferſchmied einen hölzernen Klotz mit einem eiſernen Ringe, 3, in einen Schraubſtock, haket den Gärbeſtahl in gedachten Ring, leget das Kupfer, wel-

welches er polieren will, auf den Klotz unter dem Stahl, und reibt es mit demselben.

Der Gärbestahl der Gelbgießer, ist auf gleiche Art, wie der jetzt beschriebene, gestaltet, bey dem Gebrauche aber wird er auf eine andere Art befestiget. Der Professionist schraubet nähmlich in den Rand seiner Werkbank, eine mit verschiedenen Löchern versehene eiserne Platte, worein er das krumme Ende des Gärbe-Stahls haket. Das Messing, welches er mit dem Stahl polieren will, liegt auf einem kleinen Beet, welches er ebenfalls in ein Loch am Rande des Werktisches an einem viereckigen Zapfen befestiget. Deshalb hat gedachtes Eisen mehrere Löcher, um dem Stahl bey jedem Vorfall die gehörige Richtung geben zu können.

Gärbe-Stube, Fr. Etuve, bey den Alaungärbern, die heiße Stube, in welcher die Felle mit Talg getränket werden, und welche auch die **Bähestube** heißt.

Gärber, ein Handwerksmann, welcher die rohen Thier-Häute gärbet, und sie dadurch zu allerley Arten des Gebrauches geschickt macht; siehe **Gärben** 1.

Im Oberdeutschen wird ein Gärber auch Ircher, Iricher, im Niederf. aber Tauer, Holl. Touwer, Engl. Tawer genannt. Siehe Gärben, Anm.

Gärber-Baum, Schlingbaum, Sumach, Rhus coriaria *Linn.* Rhus f. Sumach coriariorum, Rhus f. Sumach obsoniorum, (weil man damit vormahls denjenigen, welche die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse gehabt, die Zugemüse an statt des Salzes gewürzet,) Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabum, Fr. Sumac, Roux oder Roure des corroyeurs, Ital. und Span. Sumach, oder Sumagre, ein Baum, welcher in Portugal, Spanien und Italien an felsigen Orten wild wächset, bey uns allein aber in einigen Gärten zur Zierde gepflanzt wird. Er wird eben nicht hoch, breitet sich aber mit seinen zarten Aesten weit aus, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollichten Rinde, inson-

insonderheit gegen die Spitzen zu, bekleidet, und inwendig voll Mark sind. Weil auch diese rauhe Rinde dem Baste der neu aufgesetzten Hirschkolben gleich siehet, so nennen ihn Einige Hirschbaum, Hirschhorn-Baum, oder Hirschkolbenbaum, Rhus typhinum. Jedes Blatt besteht aus 11 oder mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele paarweise einander gegen über sitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Diese Blättchen sind eyförmig, stumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlich, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeste sind mit einem wollichten Wesen überzogen, die ältern aber haben dieses nicht. Die grüngelblichen Blumen erscheinen in aufgerichteten Büscheln, an den Spitzen der Aeste; sie haben einen süßen Geruch. Die Früchte stellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büschel vor, sind über und über mit rothen Haaren besetzt, kleberig, und von einem sauern scharfen Geschmack. In jeder Beere befindet sich ein glatter, ovaler Same, in einer gleichfalls eyrunden Kapsel. Die Wurzeln laufen ganz flach in der Erde weg.

Man hat ehedem nur diese Art gekannt; in neuern Zeiten aber hat Hr. v. Linné, und mit ihm andere Schriftsteller noch einige angemerkt, welche aber merklich unter sich verschieden sind. Die eine ist der virginische große Sumach, Rhus typhinum *Linn.* Fr. Sumac de Virginie; und die andere Rhus Javanicum. Bey dieser sind die Blättchen oval, zugespitzt, eingekerbt, und unterwärts wollicht; bey jener aber lanzenförmig, scharf eingekerbt, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieser Unterschied beständig, und hinreichend sey, verschiedene Arten dadurch zu bestimmen, ist noch nicht ausgemacht. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzartig oder wollicht sind, so würde man wohl nicht sehr irren, wenn man solche lieber für Varietäten, als wahre Arten, ausgäbe. Hr. du Roi

erinnert auch, daß der große virginische Sumach im Wuchse und den Blättern, dem eigentlichen oder spanischen Gärberbaume sehr nahe komme, auch mit selbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beständiger Unterschied Statt, so sind die in Deutschland auch zuweilen in Bauer-Gärten angepflanzten Bäume, welche unter dem Nahmen Essigbaum (weil die Beeren der Säure des Essigs am Geschmacke gleich kommen, wie denn auch die Pfälzer aus den Samenkolben, welche sie Essigzopfen nennen, einen vortrefflichen Essig ziehen,) bekannt sind, für den großen virginischen anzunehmen.

In Spanien, um Salamanca wird der Gärber-Baum eben so sorgfältig, als der Weinstock, gebauet, und man findet daselbst ganze Aecker damit bepflanzt. Für unsern Himmelsstrich ist er zu zärtlich. Die Länder, wo er wächset, werden durch die in den nördlichen Ländern gewöhnlichen Winter niemahls heimgesuchet; und selbst in England, welches, wegen der See, ein wärmeres Land, als das unsrige, ist, will er, nach Miller, wohl beschützt stehen, wenn er die Zweige nicht durch den Frost verlieren soll. Dieser Umstand macht uns dessen Anbau unmöglich; und wahrscheinlicher Weise verwechseln diejenigen, welche so viel von der Dauer dieses Baumes reden, worunter auch der fürstl. schwarzburgische Hofgärtner zu Arnstadt, Timme, in seinem, in Reicharts gemischten Schriften, S. 479, fgg. abgedruckten Schreiben, gehört, ihn, wegen der besondern Aehnlichkeit, mit vorgedachtem virginischen Sumach. Dieser ist hin und wieder in Deutschland anzutreffen, und leidet bey unsern Wintern, seiner Mark-Röhren ungeachtet, nicht das geringste. Die Blumen kommen im Junius an den Enden der Zweige hervor, und ein jeder abgeschnittener Zweig gibt kleine Milch-Tropfen. Man kann durch den Samen mit leichter Mühe junge Bäume erziehen; ohne diesen aber zeigt sich bey einem etwas bejahrten Stamme in gutem lockern Boden so vie-

le

le bewurzelte Brut, daß man sie nur ausheben und wieder versetzen darf. Sie wachsen in jeder Art des Erdreiches. Der Wuchs ist dabey ziemlich geschwinde; nur wird ein Stamm selten über 15 bis 20 Fuß hoch.

In Spanien werden die jährlichen Schößlinge, nachdem sie Ellen hoch angewachsen sind, abgehauen, getrocknet, zu Pulver gestoßen, und das Leder, insonderheit aber der Corduan, damit zubereitet. Die Alten bedienten sich des Samens, statt eines Gewürzes oder des Salzes. Das Holz nimmt sich, furniert, zu kleinen Kästchen wohl aus.

In die Handlung kommen von diesem Baume vornehmlich folgende Waaren: 1) Die getrockneten und zu Pulver gestoßenen jungen Schößlinge und Blätter, welche von den Kaufleuten ebenfalls Sumach oder Schmack genennet, und von den Färbern sowohl zum Grün- als auch Falb-färben, und, an statt der Gall-Aepfel, zu allen denen Farben, die man dunkler machen will, (daher dieser Baum auch Färberbaum genannt wird,) von den Gärbern und Lederbereitern aber zum Garmachen ihrer Leder, gebrauchet, weshalb er eben den Nahmen Gärberbaum führet. Sie werden in großer Menge aus Portugal und Spanien, insonderheit von Porto und Malaga, nach Frankreich, Holland, und den deutschen Seestädten verführet, und daselbst ein ungemein starker Handel damit getrieben. Er muß, vornehmlich zum Gebrauche der Färber, frisch, schön hellgrün und trocken seyn. Was braun oder falb aussieht, ist entweder abgestanden, oder schon von den Gärbern gebraucht, und folglich, wie überhaupt, also ins besondere für die Färber, nichts nutze. Was weiß ist und dumpfig riecht, taugt nicht viel. Der Sumach, welcher aus Malaga gebracht wird, ist allezeit schlechter, als derjenige, so aus Porto in Portugal kommt, welcher schöner und grüner fällt. Auch derjenige, der in verschiedenen Provinzen Frankreichs, und in dem Lande Vosges,

wo

wo er häufig wächst, zubereitet wird, ist fast gar nicht zu gebrauchen, weshalb ihn auch die französischen Färber und Cörduanmacher selbst nicht achten.

Man verkauft ihn in kurzen dicken Säcken, die in Hamburg Pahlen genennet werden. In Hamburg und zu Amsterdam wird er nach dem Centner von 100 Pfund verkauft. Der gewöhnliche Preis desselben ist 21 bis 23 Schilling sämisch der Centner. Er gibt 4 pro Cent Thara; und man kürzet für gut Gewicht 1 pro Cent, und für baare Bezahlung eben so viel.

2) Die Sumachkörner oder Sumachbeeren, Fr. Sumac rouge en grape, welches die oben gedachten rothen Früchte dieses Baumes sind, so von den Droguisten und Apothekern zum medicinischen Gebrauche geführet werden. Es dienen dieselben, gestoßen und in einer Brühe eingenommen, wider Bauchflüsse, Blutspeyen und Blutharnen; äußerlich aber wider Entzündungen, böse Geschwüre, faules Fleisch u. d. gl. In Rosen- oder Wegerichwasser geweicht, und die Augen damit bestrichen, sollen sie vor die Blattern bewahren; die Blätter aber, in Klystieren gebraucht, die rothe Ruhr stillen. Die Beeren und Samen werden wider die Fäulniß und das Ablösen des Zahnfleisches gerühmet; wozu sich aber fast alle zusammenziehende Mittel schicken. In dieser Absicht werden die rothen Körner abgestreift, in eine Bouteille gethan, und ungefähr so viel Wein darauf gegossen, daß derselbe 3 Finger breit über die Körner geht. Sodenn wird die Bouteille wohl verwahret, mit Blase zugebunden, und in die Sonne gesetzt; da man denn, nach Verlauf von 24 Stunden, den Gebrauch anfangen kann, indem man einen Löffel voll von diesem Wein, über einem Wachsstock gewärmt, in den Mund nimmt, solchen, so lange als man kann, im Munde behält, sodenn ausspuckt, und hiermit jedesmahl Abends und Morgens eine Zeitlang continuiret.

Gärber-Lohe, die Lohe, deren sich die Gärber zur Zubereitung der Häute bedienen, und welche außerdem auch ein gutes Düngungsmittel ist; im Nieders. Riff. [illegible]he Lohe.

Gär-

Gärber-Strauch. Es haben zwar mehrere Pflanzen, wie z. E. der kurz vorher, im Art. Gärberbaum beschriebene Sumach, diesen Nahmen erhalten; ich verstehe aber hierunter dasjenige Geschlecht, welches mit dem gleichbedeutenden lateinischen Nahmen Coriaria, vom Hrn. v. Linné und Andern beleget worden ist. Man rechnet dasselbe gemeiniglich zu demjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf zwo besondern Pflanzen tragen. Beyde haben einen kleinen, fünfblätterigen Kelch, und fünf fast gleichförmige Blumenblätter; in beyden zählt man auch zehn Staubfaden, welche bey den männlichen mit wahren Staubbeuteln besetzt sind, bey den weiblichen aber nur etwas ähnliches zeigen; und diese haben überdies fünf, einwärts mit einander verwachsene, platte Fruchtkeimchen, deren jeder mit einem langen Griffel besetzt ist, welcher sich mit einem einfachen Staubwege endiget. Es folgen fünf nierenförmige Samen, welche von den fünf saftigen Blumenblättern umschlossen sind, und eine Beere vorstellen. Hr. v. Linné hat zwo Arten.

1. Der myrtenförmige **Gärberstrauch, kleiner Mehlbaum**, ist auch unter dem Nahmen Redoul, Redou, Rodoul, Roudou, Rhus myrtifolia Monspeliaca *Bauh.* Coriaria myrtifolia *Linn.* Coriaria hermaphroditica *de la Turre*, Coriaria *Royen.* bekannt, und mit dem **Gärberbaum**, Rhus coriaria, nicht zu verwechseln. Der Strauch wird etwa 4 Fuß hoch, ist am Stamme und Aesten viereckig, und die Aeste stehen, wie die eyförmig länglichen, mit drey Adern durchzogenen Blätter, einander gegen über. Die Blumensträuße theilen sich gemeiniglich in drey Aeste; bey jedem Blumenstielchen steht ein kleines Deckblättchen. Er wächst um Montpellier und in Italien, längst den Flüssen und Bächen, an unbewohnten Orten, wild, und muß bey uns den Winter über im Gewächshause aufbehalten werden. Die kriechende Wurzel

treibt

Mit dem Nahmen Gärtner, beleget man auch eine gewisse Art Insecten, welche sich in unsern Obst- und Küchengärten aufhalten, und daselbst beträchtlichen Schaden verursachen; Tipula hortulana *Linn.* & *Müll.*; siehe Langfuß.

Gäschen (*), ein Wort, welches den Schall nachahmet, den ein flüssiger Körper im Aufbrausen macht, und im gem. Leben auch jeschen, gischen lautet. Das Bier gäscht, wenn es gähret, noch mehr aber, wenn es eingeschenket wird, und einen brausenden Schaum aufstößt.

Figürlich auch zuweilen von einem ähnlichen Schalle anderer Körper; z. E. von einem Pferde, es gischt, schäumt und schnaubt, Fr. Le cheval écume. Man sagt auch von Menschen, er gäschet vor Zorn, Fr. il écume de rage.

Gäscht. 1. Die gährende Bewegung in einem flüssigen Körper. Noch mehr aber 2. der Schaum von aufbrausenden flüssigen Körpern, besonders in folgenden zwey Fällen. (1) Die Oberhefen, oder Spundhefen des Bieres, die bey der Gährung oben ausgestoßen werden, und auch der Gischt, die Gahre oder Gohre, Nieders. Jest, Gäst, Jescht, heißen, Engl. Gest, im mittlern Lat. Gesta, Gessum, Fr. Leveure, Fleur, zum Unterschiede von den Stellhefen oder Unterhefen; siehe Th. V, S. 196. (2) Der Schaum auf dem eingeschenkten Biere, im Schwed. Gäst, im Angels. Gyst, im Engl. Yeast, Yest, im Isländ. Jastr, im Nieders. auch Riem und Mood (Muth). Bier mit einem

Gäscht

(*) Dieses Wort ist mit gähren genau verwandt, und so, wie jenes, eine Nachahmung des Schalles. Gelende molt, ist schon im Willeram gährender Most. Bey dem Ulphilas ist gyrsa anbetzen, im Schwed. gäsa, gähren, und im Isländ. ysa, aufbrausen. Das Hebr. und Lappländ. Gasch, Gäkki, ein Wasserfall, und Franz. Cascade, scheinen einen ähnlichen Ursprung zu haben. Siehe die Anmerk. zum Art. Gähren, und den folgenden Art. Gäscht.

Gäscht eingeschenkt,' Fr. Bierre mouſſée; ſ. Th. V, S. 207.

Unter dieſem Nahmen bereiten auch die Conditors oder Zuckerbäcker von Chocolate, Kaffe, Milchrahm ꝛc. eine ſchäumende Erfriſchung; ſ. Chocolaten-Gäscht, Th. VIII, S. 91, Kaffe-Gäscht, und Milch-Rahm-Gäscht.

Gäscht-Wurm, ſiehe Schaum-Wurm.

Gäſe, oder Göſe, eine in der Mark Brandenburg gewöhnliche Benennung des im I Th. S. 466, fgg. beſchriebenen Alant.

Gäſpe (*), ein nur im gem. Leben übliches Maß trockner Dinge, eine doppelt hohle Hand voll zu bezeichnen, nähmlich ſo viel, als man in den beyden zuſammen gehaltenen hohlen Händen faſſen kann. Eine Gäſpe Mehl. Vier Gäſpen Erbſen.

Gäſſel, Aegopodium Linn.; ſiehe Geißfuß.

Gäſt, ſiehe Gäſcht.

Gaëtane, eine Anemonenſorte; ſiehe Anemone.

Gäten (**), ausgäten, im Gartenbaue und der Land-Wirth-

(*) Dieſes Wort lautet im gem. Leben auch Geſpe, Göſpe, Geuſpe, in Franken Gayſe, im Oberd. Gaup, Gauf, Gaufel, im Niederl. Göpie, im Dän. Göve, Göve, im Engl. Gavel, in Languedoc Gavel, Fr. Javelle, Javeau. Frisch leitet es von geben her; allein das Schwed. gäſpa, Angelſ. gaſp, Isländ. geiſpa, gähnen, welches ohne Zweifel wiederum von gaffen, öffnen, aufthun, herſtammet, gibt ein weit beſſeres Stammwort ab.

(**) Dieſes Wort lautet bey dem Willeram jeran, bey dem Winsbeck jeten, im Dithmarſ. jüden, im Schwed. gäta, im Frieſ. widden, bey den Niederſachſen weiden, weden, wieden, im Angelſ. weodian, im Engl. weed. Die Abſtammung iſt noch unbekannt, denn von Gaſſe, Niederſ. Gatt, wie Frisch glaubt, kommt es wohl gewiß nicht her. Vielleicht ſind das oberdeutſche gäten und niederſächſiſche weiden nur verſchiedene Ausſprachen eines und eben deſſelben Wortes, da es denn zu Weide gehören würde. Die niederſächſiſchen Hochdeutſchen ſprechen es gemeiniglich jäten, die Meißner und Oberdeutſchen aber deutlich gäten aus.

Wirthschaft, das Unkraut zwischen den guten Pflanzen ausreißen oder ausziehen, Fr. écherber, sarcler.

Es ist dieses eine sehr nöthige Arbeit, welche sowohl im Felde, als auch in Gärten, Hopfen- und Weinbergen zu gewissen Zeiten fleißig vorgenommen werden muß, weil das überflüssige Unkraut die jungen Früchte erstickt, auch indem es allzu frech daher wächst, und vom Wetter und schweren Platzregen umgeschlagen worden, dieselben gleichsam zu Boden drückt.

Nichts erfordert mehr des Landmannes Aufmerksamkeit, als daß er sein Feld vom Unkraute rein halte; daher muß demselben bekannt seyn, was für Unkraut nur einen Sommer, und was das ganze Jahr hindurch dauert. Unkraut, welches nur einen Sommer dauert, kann freylich bald weggebracht werden; nur muß man die rechte Zeit wahrnehmen. Gibt man aber darauf nicht Achtung, so wird der Same reif, und säet sich in solcher Menge, daß es alsdenn weit mehr Arbeit und Geld kostet, das zu thun, was im Anfange mit leichter Mühe geschehen konnte, ohne das Getreide in Gefahr zu setzen, daß ihm seine schlimme Nachbarn die Nahrung rauben würden. Die gemeine Art, das Unkraut auszugäten, ist überaus ungereimt. Denn wenn es darnach geht, so hat das Unkraut Zeit zu wachsen, bis das Getreide Aehren zu bekommen anfängt, und das Unkraut selbst blühet. Solchergestalt wird das Feld bedecket, das niedrige Unkraut verbirgt sich, kommt zur Reife, und läßt den Samen fallen. Bloß das langgewachsene Unkraut wird ausgerauset; und wenn die dazu bestellten Leute nicht wohl Achtung geben, so bleibt auch davon vieles zurück, weil es sich unter die Getreide-Stängel mischet, und nicht gleich unterschieden werden kann. Ueberdieß wird von den Gätern eine große Menge guter Pflanzen zerbrochen und zertreten. Ein verständiger Landwirth wird also zwar nicht leicht vor dem Anfange des Frühlings an das Ausgäten seines Getrei-

des

des denken, weil er sehr zu befürchten hat, daß er nebst denen Gewächsen, die er ausrotten muß, viele von den jungen nützlichen Pflanzen zugleich mit ausraufen möchte; aber er wird auch diese so nöthige Arbeit nicht gar zu weit hinaus setzen. Der Augenschein muß es ihn lehren, wenn er sie vornehmen soll. Vor allen Dingen muß er nur darauf sehen, daß er das Unkraut nicht zu stark werden laße, daß es sein Getreide verdämpfen kann; und noch weniger darf es so lange stehen, daß der Same reif werden und ausfallen kann. Der letztere Zufall ist von den kleinern Gattungen am meisten zu befürchten, über welche man gar zu oft unachtsam weggeht, und welche, wenn sie Zeit erhalten, überhand zu nehmen, gar bald höchst nachtheilig werden. Es ist daher unumgänglich nöthig, oft zu gäten. Was das erste mahl stehen geblieben ist, muß man das folgende mahl mitnehmen, und überhaupt diese schädliche Gewächse, wo möglich, so bald ausrotten, als sie sich sehen laßen; denn der Mangel eines guten Gätens ist gewiß die Ursache, daß wir so viele dünne, halb verdorbene Aehren antreffen, welche nur magere, verschrumpfte, fleckige, ungesunde Körner enthalten, die nicht halb so viel Mehl geben, und gar nicht den Geschmack haben, als die gesunden Körner. Die Arbeit des Gätens geht am besten von statten, wenn ein gelinder Regen die Erde feucht und locker gemacht hat. Alsdenn läßt sich das Unkraut am leichtesten mit der Wurzel ausziehen, welche sonst, wenn der Boden trocken und fest ist, abgerissen wird. In diesem Falle schlagen die zurückgebliebenen Stücke, besonders von solchen Gattungen, die sehr auslaufen, und das ganze Jahr hindurch dauern, bald wiederum aufs neue aus, und diese Ausläufer thun hernach eben so viel Schaden, als die alten Pflanzen. Wenn es im Frühlinge naß und warm ist, und im May stark regnet, so wächst das Unkraut in großer Menge, und man muß es alsdenn unverzüglich wegbringen. Der bisweilen

len im Junius lange anhaltende gelinde Regen hat eben diese nachtheilige Wirkung. Alsdenn fähret insonderheit die Winde (Convolvulus) überaus schnell in die Höhe, schlägt sich um das Getreide, und zieht es in kurzer Zeit nieder, da dieses schädliche Gewächs bey kaltem Regen gar nicht fortkommt. Daher muß man sich alle nur mögliche Mühe geben, alles und ins besondere dieses Unkraut im April, May und Junius auszurousen; widrigenfalls kann man sicher glauben, daß man, statt des Getreides, leeres Stroh einärnden werde.

Indessen sind dieses bloß Anweisungen für den sorglosen und faulen Landwirth. Denn, wo das Kraut nicht besser getilget wird, als es durch Gäten, wenn es auch das fleißigste wäre, geschehen kann, so wird man seines Feindes nie gänzlich mächtig werden. Man muß daher auf wirksamere Anstalten bedacht seyn, wodurch man ihn völlig ausrotten kann; und diese sind nach den verschiedenen Eigenschaften des Unkrautes verschieden. Entweder pflanzt sich das Unkraut durch die Wurzeln, und durch den Samen, hauptsächlich aber durch die Wurzeln, oder durch den Samen ganz allein fort. Gattungen, deren Wurzeln den Winter aushalten, laßen sich durch wiederhohltes Pflügen im Sommer am besten vertilgen. Nur ist hierbey nöthig, daß jedes Stück Wurzel vom Acker geschaffet werde, indem viele darunter so beschaffen sind, daß aus jedem Knoten ein neues Gewächs aufgeht. Die Faulheit mancher Landwirthe ist daher unverzeihlich, wenn sie die Wurzeln von Quicken und anderm Unkraute gleicher Art auf ihrem Ackerlande liegen laßen; und ganz unverantwortlich ist die Unwissenheit derer, die es in der Absicht thun, daß der Same dadurch vor dem Winterfroste bedeckt seyn soll.

In Blumen- Obst- und Küchengärten, ist das Gäten ebenfalls unumgänglich nöthig, damit die Gewächse desto freyer stehen, und ihnen die Nahrung nicht entzogen werde. Man muß aber bey dem Wieden das Unkraut nicht bloß oben abreißen, sondern der Wurzel nachgehen, und es also, so viel möglich, mit derselben heraus ziehen, sonst stärken sich die Wurzeln durch das Abreißen der Blätter nur mehr, und schlagen desto dicker wieder hervor. Es müssen daher die Gartenbeete

nicht

nicht breiter seyn, als daß die Gäter und Gäterinnen mit der Hand die Mittellinie derselben bequem erreichen können; sonst zertreten sie die vordersten Gewächse, oder der mittlere Theil bleibt ungewiedet. Die Gewächse, welche durch Gäten gereiniget werden sollen, müssen nicht allzu jung oder zart, sondern bereits etwas erstarket seyn, weil sonst leicht etwas gutes mit ausgerissen oder beweget wird. Was noch unkenntlich ist, muß man nicht ausreißen, sondern so lange stehen laßen, bis es kenntlich wird, damit nicht das gute, an statt des bösen, ausgerissen werde. Bey sehr großer Hitze, läßt man das Gäten anstehen, sintemahl zarte Gewächse alsdenn von dem Unkraut noch einigen Schatten und Kühle erhalten; mit den erwachsenen hingegen hat es eine andere Bewandtniß, weil diese nicht so sehr von der Hitze leiden. Auch dienet das Wieden nicht, wenn das Erdreich sehr feucht ist, weil alsdenn bey dem Ausziehen gar zu viel Erde an den Wurzeln hangen bleibt.

An einigen Orten bedient man sich in den Gärten sowohl, als auf dem Felde, vornehmlich aber in den Weinbergen, zum Gäten eines Werkzeuges, welches Gäteisen, Gäthacke oder Gäthaue, Fr. Sarcloir, genannt wird. Es ist solches ein kleiner Haken mit einer Schneide, woran ein 3 bis 4 Fuß langer hölzerner Stiel ist. Fig. 841.

Weil in den Gärten das Unkraut sich nicht allein im Lande und auf den Beeten, sondern auch in den Steigen und breiten Gängen hervor thut, so ist nöthig, daß diese ebenfalls zuweilen davon gesäubert werden. Solches geschieht bey trocknem Sommerwetter vermittelst einer scharfen eisernen Schippe oder Schaufel, Fig. 842, mit welcher das Kraut der Erde gleich abgestoßen wird. Dieses Abstoßen mit der Schaufel aber ist von keinem solchen Nutzen, als wenn das Unkraut mit sammt der Wurzel ausgerissen oder ausgegraben wird.

Das ausgegätete Gras und Unkraut (Gätgras, Gätkraut) wird mit dem Rechen auf einen Ort in den Gängen zusammen gezogen, und also gelaßen, bis es ganz vertrocknet, der Staub indessen abfalle, und in den Steigen bleibe. Hernach wirft man das vertrocknete Unkraut in einen Karren, und führt es, nebst allem was von Blättern und Stängeln weggeworfen wird, außer dem Garten, oder in einen Winkel desselben, schlägt es über einen Haufen, läßt es wohl abfaulen, und menget noch etwas andern Mist darunter, da es sodenn eine gute Gartendüngung abgibt.

Was insonderheit bey dem Gäten in den Hopfengärten und Weinbergen zu bemerken ist, werde in den Art. Hopfen und Weinberg melden.

Gät-Eisen,
Gät-Gras,
Gät-Hacke,
Gät-Haue,
} siehe im vorherg. Artikel.

Gätlich (*), so nur in den gemeinen Sprecharten, besonders Niedersachsens, üblich ist, bequem, was sich schickt, seinem Endzwecke gemäß ist. Eine gätliche Wohnung. Es schickt sich ganz gätlich. Imgleichen, mittelmäßig. Ein gätlicher junger Mensch, von mittlerer Größe.

Gätze (die), oder der Gätzen (**), eine oberdeutsche Benennung eines Geschirres zum Schöpfen, einer Gelte. Mit einem Gätzen Wasser schöpfen.

Gaffel (die) (***), ein nur in einigen oberdeutschen Gegenden übliches Wort. 1. Zins, Steuer, obrigkeitliche Abgabe;

(*) Niederl. gaadlik, schon bey dem Ulphilas gatils, gatilha, von garren, Niederl. gaden.

(**) Im mittlern Lat. ist Garus eine Art Schiffe, Gussa, Ital. Guscio, eine Hülse, Gutta, Gota, Gotta, ein Canal.

(***) Es ist dieses Wort aus einer verderbten Aussprache des Wortes Gabr, Gabella entstanden. Das Niederl. Gaffel, eine Gabel, gehört nicht hierher.

Abgabe; im mittlern Lat. Gabella, Gavlum, Gablagium, im Franz. Gabelle. Besonders ist das Abzugsgeld (s. Th. I, S. 191) an einigen Orten unter diesem Nahmen bekannt.

2. Eine Zunft, Innung, Gilde, in welchem Verstande es besonders in Cöln üblich ist. Daher die Gaffelherren, die Abgeordneten aus dem Rathe, welche den Versammlungen der Handwerke beywohnen, die Handwerksherren; der Gaffelmeister, der Aelteste der Zunft; der Gaffelknecht, der Zunftdiener u. s. w.

Gaffel-Zehend, Rode- oder Reut-Zehend; siehe unter Rodeland.

Gaffen (*), Fr. badauder, aufmerksam auf etwas sehen, etwas mit weit geöffneten Augen zu erblicken suchen. In dieser weitern Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo man es nur noch im verächtlichen Verstande brauchet, etwas mit aufgesperrten Augen und Munde ansehen, so ein Merkmahl einer unwissenden Verwunderung ist. Ein dummer gafft nach allem. Daher angaffen, aufgaffen, begaffen, vergaffen.

Gaffer, siehe Campher.

Gagath (**), Bitumen Gagas *Linn.* ist ein sehr feines, leichtes, und auf dem Bruche glänzendes Erd- oder Bergpech, welches sich an der Flamme eines Lichtes sehr geschwinde entzündet. Sein Geruch, wenn er auf Kohlen geworfen wird, ist unter allen erdpechartigen har-

(*) Im Nieders. gapen, japen, wo es aber nicht nur mit aufgesperrten Augen sehen, sondern auch gähnen, bedeutet; im Hannov. kapen, Holländ. Gapen. Im Engl. ist to gape, gähnen und offen stehen. Eigentlich bedeutet dieses Wort offen stehen, und scheint daher aus dem Präfixo ge und offen zusammen gesetzet zu seyn. Im Nieders. hat man von diesem Worte auch das Frequent. jappen, mit aufgesperrtem Maule nach der Luft schnappen.

(**) Aus dem Griech. und Lat. Gagathes, welchen Nahmen dieses Harz von der Stadt Gaga in Lycien hat, wo man es ehedem zu graben pflegte. Franz. Gagate, Jaiet, Jais, Jayet, Jette, Jet, Engl. Jet.

ten Dingen, der angenehmste, ob er schon etwas widriges und steinkalkartiges bey sich hat. Wenn man diesen Körper reibet, so zieht er, wie der Bernstein, leichte Dinge an sich; daher er auch von Einigen für einen schwarzen Bernstein mag seyn angesehen worden. Er ist im übrigen von einer ziemlich dichten und harten Beschaffenheit, dergestalt, daß er, fast wie der Bernstein, eine sehr reine und glänzende Positur annimmt. Er ist viel leichter, als die Steinkohlen, daher er auch bisweilen auf dem Wasser schwimmt, und ob er schon mit den Steinkohlen einige Aehnlichkeit hat, dem ungeachtet zu denselben nicht gerechnet werden kann. Es wird der Gagath in England, Frankreich und dem Würtembergischen gefunden. Man macht aus demselben Rock- und Hemdenknöpfe, und noch verschiedene andere Dinge, welche des anmuthigen Glanzes und der schönen Schwärze wegen, ganz artig aussehen.

Der Gagath, welcher im gemeinen Leben oft mit dem Achate verwechselt wird, soll seine Benennung von dem Flusse Ganges in Asien, oder, nach Anderer Meinung, von dem Flusse Gagath in Lycien, wo man ihn häufig findet, erhalten haben. Man findet denselben sowohl in dünnen, als etwas stärkern Tafeln. In Frankreich wird der weiste Gagath zwischen St. Beaume und Toulon gefunden; und in Irland soll derselbe, nach Pomets Berichte, so gemein seyn, daß man ihn in den dortigen Felsen öfters schichtweise antrifft; ja man kann bisweilen an einigen Stücken gar genau sehen, wo sie an einen stein- oder erdartigen Körper angestanden haben, denn es zeigen sich an denselben nicht selten Ueberbleibsel einiger Erde, und verschiedener abgerissener Steinarten. Boccone führt eine gewisse Art von Gagath an, die sich in Sicilien, unweit Sacca, befindet, dessen Seitenwände mit einem Eisenroste bedeckt sind, daher er auch denselben Gagatem ferrugineam crustosam nennet. Büchner berichtet, daß man im Vogtlande, unweit Herrmannsgrün, einen ganz guten und derben Gagath antreffen soll. In Preußen findet sich derselbe an mehr als Einem Orte. Im Würtembergischen Amte Hohingen, und in den Eisengruben bey Deßigsen, zwischen Hanover und Einbeck, bricht ein besonders feiner Gagath. Bey Dresden hat Hr. L. Schulze, unter

unter den Bläner-Bruchstücken zu verschiedenen mahlen eine gar feine Gagathart, auf den Feldern um Roßthal und Lübta, angetroffen.

Nach Hrn. Pallas Bericht, in seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches, finden sich in Rußland hin und wieder ganze Nester von vielen Pfunden und ganzen Puden eines reinen Gagathes. Auf dem Bruche sieht er einem schwarzen glänzenden Glasflusse ähnlich. Am Lichte schmilzt und fließt er fast so leicht, als schwarzes Brieflack und mit einem vollkommen ähnlichen Geruche. Durch einen Zusatz, welcher dessen Sprödigkeit mindert, erhält man davon ein fertiges, schönes schwarzes Siegelwachs. Man hat es auch vorzeiten dazu gebraucht, und auch ein Bergöhl, zum Gebrauche des Artillerieweſens, daraus abgetrieben. Jetzt liegt die Materie völlig ungenützt; bloß die Schmiede bedienen sich ihrer noch, um Eisenwerk, statt des Peches, damit zu verlacken.

Was die verschiedenen von Agricola, de nat. fossil. Lib. IV, Cap. 5, angeführten Arten betrifft, welche er zu den erdpechartigen verhärteten Dingen zählet, als: Samothracicam gemmam, Thracicum lapidem, und Obsidianum lapidem: so erhellet aus dem Plinius, hist. nat. Lib. XXVI, Cap. 26, daß Samothracica gemma und Thracicus lapis mit der Beschaffenheit des Gagathes in ziemlicher Verwandtschaft stehe, indem er von dem erstern saget, daß er von schwarzer Farbe, sehr leicht und einem Holze nicht unähnlich sey; von dem andern aber berichtet Dioscorides, de re med. Lib. V, Cap. 109, daß derselbe nicht allein brenne, sondern auch mit Wasser nicht ausgelöscht werden könne. Ja, einige halten den Lapis thracicus für den Gagath selbst, welcher ehedem sehr häufig in Thracien soll gefunden worden seyn. Von dem Lapis obsidianus hingegen scheint es, daß derselbe nicht hieher zu rechnen sey, indem Plinius sagt, daß er bisweilen durchsichtig angetroffen würde.

Gage, siehe Gaze. Pfand.

Gagel, siehe Porst.

Gager, siehe Wetten.

Gages, siehe Besoldung. Gehalt. Lohn. Sold.

Gageure, siehe Wette.

Gagne-deniers, siehe Ballenbinder.

Gagne-deniers de rivière, siehe unter Ausladen.

Gagne-petit, siehe Scherenschleifer.

Gagsen, siehe Gaksen.

Gahr, fertig, zubereitet; siehe Gar.

Gahre, die Zubereitung, der Dünger; s. Gare.

Gahre, von dem Worte gähren. 1. Der Zustand, da ein Körper gähret, besonders bey den Bäckern. Man muß dem Sauerteige die gehörige Zeit zur Gahre laßen. In den meisten übrigen Fällen ist das Wort die Gährung üblicher.

2. Der gehörige Grad der Gahre oder Gährung, den ein gährender Körper haben muß. Das Brod hat zu viel Gahre, wenn der Teig zu sehr gegangen ist. In einem etwas verschiedenen Verstande hat das Brod bey den Bäckern die Gahre bekommen, wenn es im Ofen gehörig aufgegangen ist, worauf es heraus gezogen, mit Wasser bestrichen, und dann erst gebacken wird. Auch von andern Körpern, welche durch eine Art von Gährung zubereitet werden. Der Toback hat eine gute Gahre oder Göre. Da man diese aus dem Geruch erkennet, so wird Gahre, Nieders. Göre, auch von dem Geruche des Tobacks gebraucht.

3. Was die Gährung eines Körpers hervor bringt. In diesem Verstande werden die Bierhefen und der Sauerteig im gem. Leben mehrmahls die Gahre oder Gähre, in einem alten 1482 gedruckten oberdeutschen Vocabulario die Gyre, und im Oberd. auch der Germ oder Görm genannt. In engerm Verstande verstehet man unter der Gahre oder Gohre, die Oberhefen oder Spundhefen des Bieres, zum Unterschiede von den Unterhefen oder Stellhefen; siehe Gäscht.

Gaiac, siehe Franzosen-Holz.

Gaillarde, heißt bey den Buchdruckern eine Art Schriften oder Lettern von mittlerer Größe. Sie ist größer als Petit-texte, aber kleiner als Petit-romain, auf welche letztere die größern Schriften Philosophie, Cicero, St. Augustin, Gros-Texte u. s. w. folgen.

Gaille, eine gewisse Gattung Feld- oder Repphühner, siehe unter Repphuhn.

Gain, siehe Gewinn.

Gaîne, siehe Scheide.

Gaînier, Cercis *Linn.*; siehe Judasbaum.

Gaiß, siehe Geiß.

Gaksen (*), wird wie gackern, im gem. Leben, von dem Geschreye der Hühner gebraucht, besonders wenn sie Eyer gelegt haben.

Gala, siehe Galla.

Galactites, siehe Milchstein.

Galan, aus dem spanischen Galan, Fr. Galant, ein Buhler eines Frauenzimmers, welcher sich demselben auf alle Art gefällig zu machen suchet, dessen Anschläge aber mehr auf ihren Körper, als auf ihr Herz, gerichtet sind.

Von dem Unterschiede zwischen einem Buhler (Galan), und Liebhaber (Amant), siehe den Art. Liebhaber.

Galander (der). 1. Eine oberdeutsche Benennung der Hauben- oder Heidelerche; siehe Lerche.

2. Bey den Niedersachsen und Holländern wird der braune Kornwurm, der sich vornehmlich in der Gerste in großer Menge aufhält, Curculio granarius *Linn.* Galander genannt; siehe Kornwurm.

3. Eine andere Art Käfer, welcher sich gern in dem Specke, Fleische, getrockneten Fischen und Fellen aufhält, Dermestes lardarius *Linn.* wird im Deutschen gleichfalls Glander, Holl. Klander, Fr. Calandre, genannt.

Galanga, siehe Galgant.

Galans,

(*) Nieders. kakeln, Holl. kaekelen, gaghelen, Schwed. kakla, Engl. cakle, Ital. checcalare, Franz. caqueter. Im Oberdeutschen bedeutet gaksen auch stottern, wohin auch das im gem. Leben übliche, er weiß weder giks noch gaks davon, er weiß nichts davon, zu gehören scheint.

Galanterie-Waaren, Galanteriearbeit, nennet man allerley saubere, artige und feine Dinge, die meistentheils nur zum Kleiderzierrathe, und äußerlichen Staate und Putze gehören. Sie werden mehrentheils in England, Frankreich und Italien, viele auch von den Nürnbergern, Augsburgern, und den französischen Colonisten in verschiedenen Städten Deutschlandes verfertiget, die sodenn nicht nur die vornehmsten Städte, sonderlich wo Höfe sind, damit verlegen, sondern auch durch die Tablett-Träger und Tyroler die schlechtesten von dergleichen Waaren im ganzen Lande herum schicken. Der stärkste Handel mit diesen Waaren aber wird in Deutschland auf den leipziger Messen getrieben, wo die meisten Manufacturiers ihre Galanteriewaaren hinbringen, und solche aus der ersten Hand verkaufen. Diejenigen Kaufleute in großen Städten, die dergleichen Waaren führen, heißen Galanteriehändler; und der Handel selbst, welcher damit getrieben wird, der Galanteriehandel. Zu selbigem gehören insonderheit folgende Waaren: 1) Allerley italiänische, französische, holländische, englische, deutsche und indianische, leichte und schwere, kostbare und wohlfeile, glatte und geblümte, einfärbige und bunte, mit Gold und Silber durchwirkte, seidene, halbseidene, wollene, halbwollene ꝛc. Zeuge, Stoffe, Atlasse, Damaste, Sammete ꝛc. 2) Allerley Arten Nesseltuch, Kammertuch, Batist, Schleyer und Flor. 3) Allerley Arten seidene und zwirnene, goldene und silberne, geklöppelte oder genähete Spitzen. 4) Allerley seidene, wollene, baumwollene, zwirnene, gestrickte, gewebte, ungewalkte, gewalkte, lange und kurze, italiänische, französische, englische, hamburgische, altonaische, sächsische, berlinische, magdeburgische ꝛc. Strümpfe und Mützen. 5) Allerley couleurte und schwarze Seide, und seidenes, floretseidenes, kamelhärenes, leinenes, glattes, geblümtes, gewässertes, doppeltes, einfaches, reiches, gemahltes ꝛc.

Band. 6) Allerley Arten goldene und silberne Galonen, Tressen, Litzen, Corden, Knöpfe, Schleifen, Quasten, gesponnener Gold- und Silber-Draht, u. d. gl. 7) Ganze Kleidungen und zur Kleidung gehörige Stücke, gemahlte, genähete, gestickte, mit Galonen, Tressen, Spitzen, Taffet, Band ꝛc. besetzte Schlaf- Unter- Fischbein-Röcke, Schärpen, Nachtmäntel, Kopf- und Nachtzeuge, Cornetten, Casquets, Kappen, Schürzen, Hals-Tücher, Palatine, Manschetten, Engageanten, Hüte, Reisemützen, Hutfedern u. d. gl. 8) Vielerley parfumierte und unparfumierte, seidene, zwirnene, wollene, baumwollene und seidene Sommer- und Winterhandschuhe. 9) Allerley Arten von Müffen, Masken, Fächern, echte und unechte Perlen, Esclavagen, Ohrengehenke, Hals- und Armbänder, Galanten, Cantillen, Muschen, Fischbein ꝛc. 10) Allerley Hausgeräthe von Porzellan, Glas, Gold, Silber, Domback, Metall, Eisen, Stahl, Elfenbein, Schildkröte, Stein; lackierten oder unlackierten, ausgelegten oder unausgelegten Holze, Pappe u. s. w. Dergleichen Hausgeräthe sind z. E. Spiegel, Gueridons, Tische, Nähküssen, saubere Korbarbeit, Klöppelladen, Tabletten, Tresore, Bettgestelle, Feldbetten, Schenktische, Schreibezeuge, Arzeneykästchen, Kaffemühlen, Zuckerdosen, Thee- und Kaffe-Zeug, Spieltische, Spielteller, Spielkästchen, Bretspiele, Bestecke, Futterale, Gewehr, Degen-Gefäße, Schuh- und andere Schnallen, Uhren, Berlocken, Schnupftobacksdosen, Ketten, Ringe, Balsambüchschen, saubere Messer und Scheeren, Fingerhüte, Strickbeutel ꝛc. 11) Allerley seltene Parfums, Essenzen, Schnupftoback, Haarpuder, Rossolis, Thee, Kaffe, Chocolate u. s. f.

Galanthus, Galanthus nivalis; siehe Schneeglöckchen.

Galan-

Galantine, heißt, in der Kochkunst ein gewisses Zwischengericht von fettem Hühner- oder Kapaunenfleisch u. d. gl. aus welchem alle Knochen weggethan worden sind; imgleichen von einem Kalbskopf, der mit einer Farße von jungem Hühnerfleisch gefüllt ist.

Zur Zurichtung einer Galantine, nimmt man 2 Kapaunen oder fette Hühner, spaltet ihnen den Rücken, und nimmt die Knochen heraus; von dem Fleische aber macht man eine Farße mit Speck, einem Kalbseuter, ein wenig Champignons; Trüffeln, in Milch geweichten Semmelkrumen, und dem Gelben von 3 oder 4 Eyern, würzet es mit Pfeffer, Salz und Muscatenblumen, und thut etwas Peterfilie und feine Kräuter hinzu, backet alles zusammen und stößt es im Mörsel. Diese Farße macht man über die Haut der Hühner, an der noch etwas Fleisch sitzen muß. Auf diese Farße leget man eine Reihe länglicher Schnitte von wohl gewürztem Speck, hierauf noch eine Reihe eben so großer Schnitte rohen Schinken; sodenn wieder eine Reihe Speckschnitte, hierauf noch eine Reihe Pistacien, und alsdenn continuirt man mit einer Reihe Speckschnitte, bis zu der verlangten Größe. Hierauf drückt man es zusammen, wickelt es in ein leinen Tuch, und bindet es zusammen; nimmt sodenn einen kupfernen Topf nach der Größe der Hühner, beleget ihn mit Speckstreifen und geklopftem Rindfleisch, würzet es mit Gewürze, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Pastinak und gelben Rüben, leget die Galantine darauf, würzet sie oben, wie unten, und läßt sie gelinde kochen. Wenn sie gar ist, zerschneidet man sie in Scheiben, leget sie in eine Schüssel, und schüttet ein Ragout von grünen Trüffeln daran, so, daß die Trüffeln nur zwischen den Scheiben in dem leeren Raume liegen. Man kann sie auch mit einer Schinkenessenz anrichten.

Man macht, bereits gedachter maßen, auch Galantinen von Kälberköpfen, von der Haut einer Hammelkeule, und einer kleinen Kalbskeule. Die Farße zur Zubereitung ist von einerley Art; denn es ist nur die Haut, welche die Galantine verändert.

Man nennt auch eine gewisse besondere Zubereitung des Aals à la galantine; siehe Th. I, S. 4.

Galathée, eine Art Tulpen; s. unter Tulpe.

Galbanum, Galban, Galbanſaft (*), **Mutterharz**, Lat. Galbanum, Fr. Galbanon, Galbanum, heißt eine fette, halbdurchſichtige, glänzende, auswendig gelbliche oder röthliche, inwendig weißliche Subſtanz, welche ſich wie Wachs ziehen läßt, und zwiſchen der Natur des Gummi und des Harzes gewiſſer maßen das Mittel hält; denn am Feuer entzündet ſie ſich wie das Harz, und im Waſſer zergeht ſie wie das Gummi, aber nicht in den Oehlen. Von dieſem Safte, welcher ſehr ſtark riecht, jedoch nicht ſo arg, als der Teufelsdreck, ſtinkt, ſondern vielmehr dem Opoponax am Geruche beykommt, übrigens aber einen etwas bittern und ſcharfen Geſchmack hat, bekommen wir aus der Levante, über Marſeille, zwo Sorten zugeführt; eine in Tropfen oder kleinen Stückchen (Fr. Galbanum en larmes), und die andere in großen, fetten, ſchleimigen weißen Stücken, Kuchen oder Maſſen (Fr. Galbanum en pains), welche letztern voller Samenhülſen, kleiner Reislein, und andern Unraths ſind, auch heftig ſtinken. Alle beyde rinnen aus einer Pflanze, welche dem Ruthenkraute (Ferula) gleich ſieht, und das äthiopiſche echte **Galbenkraut**, **ſyriſch Gertenkraut**, **ſyriſch Ruthenkraut**, **ſyriſch Ferulkraut**, **Mutterharzpflanze**, von Einigen auch **Gallenkraut**, Bubon Galbanum, foliolis rhombeis dentatis glabris ſtriatis, umbellis paucis *Linn.*; Oreoſelinum africanum galbaniferum frutescens, aniſi folio *Tourn.*; Ferula africana galbanifera, liguſtici foliis & facie *Hermann.*; Aniſum africanum fruticescens, folio & caule rore coeruleo tinctis *Pluken.* genannt wird, und in Arabien, Syrien, Indien und Perſien, wie

(*) Luther nennt es 2 Moſ. 30, 34. Galben, und Sir. 24, 21 Galban. Der Nahme iſt aus dem Hebr. חֶלְבְּנָה. Griech. χαλβάνη, welches von חֵלֶב fett ſeyn, Fettigkeit, hergeleitet wird. Siehe Geil und Gelb.

wie auch in verschiedenen Ländern in Africa, und insonderheit in Mauritanien, über Mannshöhe wächst. Die dicke, holzige, ästige und weißliche Wurzel treibt einen, eines Daumens dicken, und 2 bis 3 Ellen hohen, Stängel, welcher voller Mark ist, und sich in viele knotige, gestreifte, röthliche Aeste theilet. Die ziemlich großen Blätter gleichen dem Anis- oder Petersilien-Kraute, sind von Farbe meergrün, und von einem scharfen Geschmack und Geruch. Die Blüthen wachsen wie Dolden (Umbella) oder Kronen, sehen gelblich aus, und bestehen insgemein aus 5 Blättern, in Gestalt eines Röschens, zu Ende ihres Kelches. Wenn die Blüthe vergangen ist, so wird aus dem Kelche eine Frucht, die aus zwey sehr großen, ovalen, platten, dünnen und braunröthlichen oder zimmetbraunen Samenkörnern besteht, deren man in den Galbankuchen viele findet, und die von einem scharfen, gewürzhaften und beißenden Geschmacke sind. Diese ganze Pflanze ist mit einem zähen, milchichten und klaren Safte angefüllt, welcher sich in Tropfen verdicket. Er rinnt aus dieser Pflanze, wenn man darein schneidet, nur in geringer Menge, und manchmahl auch von selbst aus den Knoten der drey- oder vierjährigen Stängel. Man pflegt aber den Stängel 2 bis 3 Querfinger über der Wurzel abzuschneiden, da denn der Saft tropfenweise herab rinnt; einige Stunden hernach aber verdicket und verhärtet er sich, da man ihn alsdenn einsammelt. Der Galbansaft in Tropfen, ist von dem in Stücken oder Kuchen gar nicht unterschieden, nur daß jener mit mehrerm Fleiße eingesammelt wird. Man wählt denjenigen, welcher feine, schöne, trockene und reine Tropfen, die von außen goldgelb, und inwendig nur gelblich, aber von starkem Geruche und bitterm Geschmacke sind. Der Galbansaft in der Masse, in Kuchen oder Stücken wird nur der Unachtsamkeit wegen unrein, weil er zu spät gesammelt worden. Sonst aber ist hiervon derjenige der beste,

welcher

welcher am meisten mit weißen Tropfen versehen, dabey recht trocken und rein, und nicht stinkend ist. Man kann ihn reinigen, wenn man ihn in einer wässerichten Feuchtigkeit, Essig, Saft oder Wein auflöset, und wieder inspissiret. Einige hängen ihn auch in einem Tüchlein über ein Dampfbad, und laßen also das Reine herauströpfeln; oder thun ihn in siedend heißes Wasser, und werfen die obenher schwimmende Unreinigkeit hinweg.

Das Galbanum enthält viel wesentliches Oehl, welches man mit Wasser davon abziehen kann; wird aber solches für sich in der Retorte mit Feuer erhitzet, erhält man anfangs ein blaues, und endlich ein brandichtes Oehl. Das blaue Oehl verliert allmählich seine Farbe, und wenn die Luft darzu gelaßen wird, sehr bald.

Man kann das Galbanharz wegen seiner gemäßigten, stärkenden, verdünnenden, auflösenden und eröffnenden Eigenschaft, unter die besten Arzeneymittel rechnen, welches bey vielen Krankheiten, die ihren Grund in einer Schwäche der festen Theile, und schleimigen Verstopfung der Eingeweide haben, nützliche Wirkung leisten. Es verdient daher in Engbrüstigkeit und langwierigen Husten, wider die Blähungen, lindert die Mutterbeschwerung (weshalb es eben den Nahmen Mutterharz bekommen hat), und befördert die monathliche Reinigung. Man gebraucht es gemeiniglich in Pillen, man kann aber auch daraus eine Essenz verfertigen. Der äußerliche Gebrauch desselben in Salben, Balsamen und Pflastern, ist gleichfalls beträchtlich, und als ein nervenstärkendes, erweichendes, zertheilendes, krampf- und schmerzstillendes Mittel im Gebrauch. Es reiniget vortrefflich die Wunden, und befördert die Eiterung. Bey Lähmung der Glieder pflegt man es auf Leder zu streichen, und auf den gelähmten Ort zu legen. Man kann dieses mit dem Ammoniak billig vergleichen.

In der Apotheke hat man 1) außer dem Galbansaft an und für sich selbst, 2) den oben erwähnter maßen gereinigten

Galbanſaft; 3) das deſtillirte Galbanöhl, welches im Niederſ. Galgenbaumöhl genannt wird; und in Mutterbeſchwerungen von herrlicher Wirkung iſt; 4) das Galbanpflaſter oder Galbancerat, imgleichen Muttercerat, ohne und mit Saffran, L. Emplaſtrum oder Ceratum de galbano, oder matricale ſimplex, und crocatum, welches hauptſächlich berühmt iſt, die ſcirrhöſen Beulen, Geſchwüre und Leichdörner zu erweichen; 5) das Galbanerum, einen Gliedbalſam, der aus Galbanſaft und andern Ingredienzien gemacht iſt; und 6) die Eſſentiam galbani.

Jo Cph Bernhards chymiſche Verſuche und Erfahrungen, aus Vitriol, Salpeter, Galbano, Myrrhen ꝛc. kräftige Arzneyen zu machen. Lpz. 1754, 8. 22 B.

D. D. KÆMPF Obſ. de eſſentiæ galbani vſu ſalutari. ſt. in den *Act. phyſ. med. Societ. acad. ſoient. Principalis Haſſiacæ Giſſæ Cattor.* 1771. Frf. & Lpſ. 1771, 4. S. 154. f.

Die Verfälſchung des Galbanum, inſonderheit des in Maſſen oder Stücken, geſchieht mit Bohnenmehl und Ammoniakgummi.

Galben-Kraut, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Galderyen, auf den Schiffen; ſiehe unter Gallerie.

Gale, Linn. Fr. Galé; ſiehe Porſch.

Gale, ſiehe Ausſatz der Bäume. Grindkraut. Krätze. Räude.

Gale, ſiehe Porſch.

Galea, ſiehe Helm.

Galeaſſe, aus dem Lat. Galeazza, und Franz. Galéace oder Galéaſſe, auch Galeone, aus dem Ital. Galeone, eine Art großer Fahrzeuge oder Galeeren von niedrigem Bord, und das größte unter allen Arten von Ruder-Schiffen, die auf dem Archipelagus, und auf dem mittelländiſchen Meere gebräuchlich iſt, und welche man ſowohl mit Rudern, als mit Segeln fortbringt. Sie führt drey Maſten, nähmlich den großen, den Vorder- (Fock-) und Hinter- (Beſan-) Maſt, nebſt zugehörigen Segeln; und hierin iſt ſie unter andern auch von einer Galeere unterſchieden, weil ſolche keinen Hintermaſt hat. Hiernächſt iſt ſie von dieſer auch darin unterſchieden, daß ſie hier und da auf der Seite auch noch Stücke führet.

ret. So kann man auch in den Galeaſſen die Maſten nicht niederlegen, wie bey den Galeeren zu geſchehen pfleget. Eine Galeaſſe hat auf jeder Seite 30 bis etliche und 50 Ruder, an deren jedem 6 bis 7 Ruderknechte arbeiten. Dieſe Leute ſitzen unter einem Bedeck, worauf Stücke ſtehen. Vorn hat eine Galeaſſe 3 mit Kanonen beſetzte Etagen oder Batterien, wovon die unterſte 2 ſechs und dreyßig-pfündige, die mittlere 2 vier und zwanzig-pfündige, und die oberſte 2 zwanzig-pfündige Stücke hat. Hinten aber, oder auf dem Caſtell, hat ſie zwo Batterien, jede von 3 achtzehn-pfündigen Stücken. Eine ſolche Galeaſſe gleicht, wegen ihrer ungeheuren Größe, einer Feſtung auf dem Meere, und iſt, wenn man die Ruderknechte dazu rechnet, mit 1000 bis 1200 Mann beſetzt; aber nur noch bey den Venetianern gebräuchlich, die ſie niemanden als ihren Nobili zu führen anvertrauen, welche ſich vorher eidlich und bey Verluſt ihres Kopfes verbindlich machen müſſen, daß ſie ſich nicht weigern wollen, ſich auf ihrer Galeaſſe mit 25 feindlichen Galeeren zu ſchlagen.

Galée, ſiehe den folg. Art. und Schiff bey den Buchdruckern.

Galeere (*), ehemahls eine Galee, nach dem Ital. Galea, L. Navis actuaria oder triremis, Fr. Galère, Galée, oder Gallée, Ital. Galea, oder Galera, Holl. Galey, eine lange Art Schiffe mit niedrigem Borde, die gewöhnlich durch Rudern, zuweilen auch durch Segeln, fortgerücket werden, und insgeſammt nur zwey Maſten haben. Sie werden hauptſächlich auf dem mittelländi-

(*) Ehedem ſchrieb und ſprach man dieſes Wort nur Galee, welches denn dem Ital. Galea, woher es genommen iſt, näher kam; Dän. Galeye, Schwed. Galleia. Daß darüber kein Schiff mit Rudern fahren, noch Galeen dahin ſchiffen werden, Ez. 33, 21. Das heutige Galeere, iſt aus dem Franz. Galere, im mittlern Lat. Galera. Im Griech. bedeutet γαλεος ſchon eine Art Laſtſchiffe, und im Niederſ. iſt Jelle eine Art kleiner leichter Ruderſchiffe. Siehe Gölle.

schen Meere, zuweilen auch auf dem Ocean, gebraucht.

Der Papst, Genua, der König beyder Sicilien, und die Insel Maltha haben Galeeren, die aber nicht aus der mittelländischen See kommen. Frankreich war die einzige Macht, die sie auf dem Weltmeere schiffen ließ; aber man hat diese Schiffe nachher abgeschaffet, und die Galeerenofficiers mit der Marine vereinigt. Spanien hat 6 Galeeren, die in der mittelländischen See kreuzen, um die Seeräuber, welche die Küste des Reichs beunruhigen, zu verjagen. Auch Rußland hat, seit Peters des Großen Zeiten, Galeeren auf der Ostsee, welche im vorigen preußischen Kriege zum Transport der Truppen und der Mund- und Kriegsbedürfnisse gebraucht wurden.

Die gewöhnliche Länge der Galeeren ist 22 Klafter (Toises), oder 150 Fuß, die Breite in der Mitte 2, und die Höhe 1 Klafter. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, welche 10 Fuß lang sind, und 4 Fuß von einander entfernt stehen; an jeder Ruderbank sind 5 bis 6 Ruderknechte, welche auf den Galeeren entweder als Sclaven, oder als verurtheilte Missethäter, oder um Schulden willen, zum Rudern dienen. Die Ruder sind 50 Fuß lang; nähmlich 37 außerhalb, und 13 innerhalb der Galeere. Mitten auf dem Verdeck der Galeere befindet sich ein langer, ungefähr 1½ Fuß breiter, Gang, welcher sich zwischen den beyden Reihen der Ruderbänke, vom Hinter- bis zum Vordertheile erstreckt, und der Koker, Fr. Courſie, oder Courſier, genannt wird. Dieser Gang ist hohl, indem die Breter, womit er bedeckt ist, aufgehoben werden können, daher er zugleich zu einem Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffsvolkes dienet. Die Galeere führt vorn 5 Kanonen, nähmlich 2 von mittelmäßiger Größe, Acht- bis Zehnpfünder (Fr. Bâtardes), 2 kleinere, und ganz vorn eine schwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzet wird, um über den Schiffsschnabel hinaus schießen zu können, eine 23 bis 24 pfündige Kugel schießt, und das

Koker-

Rokerstück, Fr. Canon de courtier, genannt wird.

Man hat leichte und Bastardgaleeren, deren jene nach der alten Art gebauet sind, und ein schmales und spitziges Hintertheil haben. Die Bastardgaleeren aber, welche ein sehr breites viereckiges Hintertheil haben, sind die gewöhnlichsten. Man hat auch halbe Galeeren, die aber gewöhnlicher Galeoten genannt werden: siehe unten, S. 667.

Wenn viele Galeeren mit einander als eine Flotte gehen, so wird die Hauptgaleere, Capitana, Fr. Galère capitaine, genannt. In Frankreich wird sie, seitdem daselbst die Würde eines Capitaine général des galères erloschen ist, la Réale genannt, wird vom General der Galeeren bestiegen, und führt die königliche Galeerenflagge (l'étendard royal), welche viereckig, roth, und mit goldnen Lilien besäet ist. Die nächste Galeere nach derselben, heißt Patrona, in Frankreich Galère patrone. Sie wird vom Lieutenant-Général des galères bestiegen, führt 2 Schiffslaternen (Fanale), und am Hauptmast eine länglich-viereckige Flagge. Sie genießt übrigens gleiche Vorzüge mit dem Viceadmiralsschiff einer Schiffsflotte; nur muß sie dasselbe zuerst grüßen.

Die Galeeren sind sehr schnell, taugen aber im Ungewitter nichts, und entfernen sich daher nicht gern weit vom Ufer; indessen begeben sie sich doch zuweilen auf das hohe Meer. Das runde Holz, woran die Galeere am Ufer befestiget wird, heißt der Galeerenstock. Der auf den Galeeren übliche Anker, der Galeerenanker, ist aus Einem Stücke geschmiedet, und hat vier Haken oder Schaufeln.

Auf die Galeeren schmieden, oder die Galeerenstrafe, Fr. les galères, ist eine Art einer harten Strafe, welche darin besteht, daß jemand dazu verurtheilt wird, gewisse Jahre, oder auch Zeit Lebens auf den Galeeren zu rudern. Insonderheit werden die türkischen und barbarischen Seeräuber, welche man gefangen bekommt, auf die Galeeren geschmiedet, und Ruder-Sclaven, Galeerensclaven, Fr. Forçats oder Galériens, die ganze Gesellschaft derselben aber Chiorme oder Chiourme genennet.

Das Schicken und Schmieden der Gefangenen auf die Galeeren, ist an statt der Deportation, oder damnationis in metallum, aufgekommen und eingeführt worden. Obwohl dieselbe bey uns in Deutschland nicht sehr üblich ist, sondern an deren Statt gemeiniglich das ewige Gefängniß erkannt zu werden pflegt: so ist sie doch in andern Reichen und Ländern, insonderheit in Spanien, Sicilien, Frankreich, Portugal, England, Italien, imgleichen bey den Venetianern, vornehmlich wider die Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch Mörder und dergleichen Missethäter, nebst Confiscation ihrer Güter noch in beständigem Gebrauche, und geschiehet entweder auf eine gewisse Zeit, welche doch nicht leicht geringer, als auf 10 Jahre zu seyn pflegt, oder auf Zeit Lebens. Im letztern Falle werden aber nur gemeine Personen dazu verurtheilet. Adelige und andere Personen von Condition werden nur, nach Einziehung ihrer Güter, aus dem Lande, oder auf eine Insel, verwiesen; es hätte denn ein Edelmann durch ein gar zu arges Verbrechen seinen Adelstand befleckt und verscherzet.

Diese Poena triremium oder remulci ist auch den alten Römern nicht unbekannt gewesen, als welche nicht allein freywilliger, sondern auch angefesselter Ruderknechte zuweilen sich bedienten; wie denn unter andern der Kaiser Augustus einen, der sich fälschlich rühmte, er wäre von seiner Schwester Octavia gebohren, auf die Galeeren schmieden ließ. Claudius Majet und Johann Mallier, sind, weil sie ihren Aeltern nach dem Leben gestanden, auf die Galeeren verdammet worden. In Italien werden auch die Gotteslästerer damit gestrafet. Insonderheit ist bey den Türken, Persern und andern barbarischen Völkern, diese Strafe sehr gemein. Ehe man solche Personen auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare aller Orten glatt herunter geschnitten, damit das Ungeziefer sich nicht darin aufhalten und hecken könne. Denen, welche zur rechten Seite des Schiffes rudern müssen, wird an das linke, denen aber, so zur linken gestellet werden, an das rechte Bein eine Kette, ungefähr 3 Ellen lang, geleget, und daran geschlossen, um dadurch an dem Rudern nicht gehindert zu werden.

Auf dem oben erwähnten Mittelgange, oder dem sogenannten Koker, üben die Befehlshaber oder Galeeren-Capitäne, ihre Grausamkeit an den Rudersclaven aus. Sie befehlen ihnen nicht anders, als vermittelst des Tones einer Pfeiffe, dessen Verschiedenheit die verschiedenen Arbeiten, welche sie vornehmen sollen, bezeichnet. Das Fahren der Galeere, oder die

Re-

gierung der Ruder, ist eine der schwersten Handarbeiten auf derselben. Um sich hiervon desto leichter einen Begriff zu machen, stelle man sich vor, wie jeder Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank, oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm stehenden Bank liegen hat, sich so lang als möglich ausstrecket, um das Ruder hervor zu bringen, und, wenn er es in die Höhe gehoben, um damit in das Wasser zu schlagen, sogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Wenn es sich solchergestalt einmahl eräugnet, daß die Ruderknechte nicht alle zugleich einerley Bewegung vornehmen, stehen diejenigen, welche zu der Zeit vor dem Ruder, welches in der Ruhe geblieben, befindlich sind, in Gefahr, sich den Kopf zu zerschmettern. Dergleichen Arbeit, von welcher es erstaunend ist, daß man bey derselben eine halbe Stunde lang aushalten kann, dauert bisweilen 24 Stunden ohnunterbrochen fort; jedoch pflegt man in solchen Fällen, ein Stück Zwieback, so man in Wein getunkt, den Ruderknechten in den Mund zu stecken. Wenn jemand von diesen unglücklichen Personen unter dem Ruder umkommt, schlägt man so lange, als man noch das geringste Zeichen des Lebens bey ihm bemerket, auf ihn zu, und sobald er nicht mehr Athem hohlt, wirft man ihn, wie ein Aaß, in das Meer. Liegen die Galeeren im Hafen, so müssen die Ruderknechte Lasten tragen, und sonst die schwerste Arbeit verrichten.

Die Nahrung der Ruderknechte schickt sich mit ihrer ganzen Einrichtung sehr wohl zusammen. Sie bekommen täglich nicht mehr, als anderthalb Pfund groben Zwieback, und 8 Loth Bohnen; zum Getränk aber schlechtes Wasser. Ihre Kleidung besteht in einem Hemde von Sackleinwand, und eben dergleichen Hosen, die wie ein Weiberrock gemacht sind. Sie haben keine Schuhe, sondern nur Strümpfe von groben rothen Zeuge, eben dergleichen weites Wamms, darüber einen Caputrock von groben Tuche, und eine rothe wollene Mütze.

So lange die Galeere fortrudert, legt sich niemand auf selbiger schlafen; wenn sie aber vor Anker oder im Hafen liegt, hocken die Knechte in ihren Bänken nieder, und schlafen. Im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig ist, und sie also mehrern Platz haben, bedienen sie sich einiger Bretter, und haben eine etwas bequemere Lage, doch allemahl auf der bloßen harten Erde. Zu dieser Zeit ist es auch denjenigen, die auf einige Art etwas verdienen können, erlaubt, für ihren eigenen

Nutzen zu arbeiten, und sie können sich auch am Deiche des Hafens eine Lagerhütte errichten. Diejenigen, welche keine dergleichen Beschäftigungen haben, lehret man stricken; denn es darf niemand müßig seyn. Bloß die Türken sind hiervon ausgenommen; denn diese sind niemahls angeschmiedet, sondern haben die Freyheit, den Tag über in der Stadt herum zu laufen; des Abends stellen sie sich auf der Galeere wieder ein; und man hat fast kein einziges Beyspiel, daß sich jemand hätte gelüsten laßen, davon zu laufen.

Wenn Personen vom Stande die Galeeren besehen, läßt man die Sclaven folgende seltsame Uebungen vornehmen. Bey dem ersten mit der Pfeiffe gegebenen Zeichen, nimmt ein Jeder seine Mütze ab; beym zweyten zieht er seinen Oberrock, und beym dritten sein Hemd aus, so, daß man alsdenn lauter nackende Leiber sieht. Hierauf läßt man sie die Nonnnen oder Affen spielen. Sie müssen sich alle auf einmahl in ihre Ruderbänke niederlegen, und man sieht alsdenn keinen einzigen Menschen. Hierauf läßt man sie den Zeigefinger in die Höhe strecken, und man sieht alsdenn nichts als Finger; hierauf den Arm, ferner den Kopf, sodann ein Bein, endlich beyde Beine; hernach müssen sie insgesammt gerade in die Höhe stehen; sodenn alle auf einmahl das Maul aufsperren, ferner insgesammt husten, sich umarmen, einander zu Boden werfen, und noch verschiedene andere unanständige und lächerliche Stellungen machen, welche, an statt sie die Zuschauer vergnügen sollten, bey ehrbaren Personen vielmehr Abscheu vor dergleichen Uebungen, da man mit Christen, wie mit unvernünftigen Thieren umgeht, hervorbringen.

Die Bastonnade, oder die Strafe der Rückenschläge auf den Galeeren, wird folgendergestalt vollzogen. Man zieht den Unglücklichen, der sie bekommen soll, bis an die Hüften nackend aus; alsdenn muß er sich mit dem Bauch auf den Mittelgang der Galeere legen, und die Beine innerhalb seiner Bänke, die Arme aber in die gegen über stehenden Bänke stecken. Zween Sclaven halten ihm die Beine, und zween andere die Arme; alsdenn schlägt ein sehr handfester Türke, mit einem Ochsenziemer, Prügel, oder knotigen dicken Stricke, aus allen Kräften, auf den Rücken oder an die Fußsohlen des Verurtheilten. Dieser Türke ist ebenfalls ganz nackend, und hat den Befehlshaber hinter ihm stehen, welcher ihm, damit er desto stärker zuschlagen möge, die Schultern mit einem Stricke streichelt, dagegen aber ohne Verschonen auf ihn zuhauet, falls er nur die allergeringste Geschwindigkeit

digkeit gegen den armen Züchtling beweiſet. Die zu dieſer Leibesſtrafe verurtheilten Perſonen können kaum 10 bis 12 dergleichen Hiebe ausſtehen, ohne die Sprache und Bewegung zu verlieren; dem ungeachtet aber hält man mit den Schlägen eines ſolchen armen Körpers nicht inne. Zwanzig bis dreyßig Hiebe ertheilt man, wenn Jemand auch nur das allergeringſte verſehen hat. Manche bekommen gar an die hundert; jedoch iſt es auch ſodenn mit dergleichen Perſonen aus.

Haben ſie ein Hauptverbrechen begangen, ſo bindet man ihnen den Fuß an ein, und den andern an ein anderes Schiff, ſtößt die Schiffe ab, und reißt ſolchergeſtalt die Körper mitten von einander.

Memoires d'un Proteſtant condamné aux Galères de France, pour cauſe de religion: Ouvrage, dans lequel outre le recit des ſouffrances de l'auteur depuis 1700 juſq'en 1713, on trouvera diverſes particularités curieuſes, rélatives à l'hiſtoire de ce tems là, & une deſcription exacte des Galères & de leur ſervice. à Roterd. 1757, 8. 525 S. Der Verfaſſer dieſes Werkes, woraus ein Theil vorſtehender Nachricht genommen iſt, iſt ein Proteſtant, welcher, um der Religion willen, 10 Jahre lang auf den dünkirchiſchen Galeeren geſeſſen, und endlich durch Vermittelung der Königinn Anna von England wieder erlöſet worden.

Galega, ſiehe Geißraute.

Galena, Glanz, Glanzerz; ſiehe Th. V, S. 695.

Galenok, ein Weinmaß in Rußland, deren acht einen Wedro oder Eimer ausmachen.

Galeone, ſiehe Galeaſſe.

Galeopſis, Hanfneſſel, taube Neſſel; ſ. unter Neſſel.

Galeote, Galeotte, aus dem Ital. Galeotta, L. Navis actuaria minor, eine kleine und ſehr leichte Art von Galeeren, die auch halbe Galeeren genannt werden, und deren man ſich auf der mittelländiſchen See zum geſchwinden Laufe, zum Transport, und zum Kapern bedienet. Sie haben nur Einen Maſt und Gabel, wie ein Heu; einen platten Spiegel; auf jeder Seite 15 bis 20 Ruderbänke, deren jede aber nur mit einem einzigen Ruderknechte oder Matroſen verſehen iſt, welche zugleich Soldaten ſind, die nach dem Rudern ſogleich die Muskete wieder in die Hand nehmen müſſen. Auf einer Galeote befinden ſich einige kleine Kanonen, insgemein aber nur 2 oder 3 Steinſtücke. Mit der Geleote iſt die weiter unten vorkommende Galleote nicht zu verwechſeln. *Galere*,

Galère. 1. Ein Schiff; siehe Galeere.

2. Ein Thier, Holothuria Physalis *Linn.* s. See-Gallerte.

Gallerie, siehe Gallerie.

Galet, oder Diamant de galet, (Kieseldiamant,) nennen die Franzosen eine gewisse Art Krystallen, welche manchmahl in einigen Kieselsteinen, oder, wie sie daselbst heißen, in den Galets, an den Küsten der Normandie, insonderheit um Harfleur, gefunden werden, aber schwer heraus zu bringen sind, weil sie gemeiniglich zerspringen, wenn man sie vermittelst eines Hammers vom Kiesel trennen will. Dergleichen Steine kommen oft den echten Diamanten an Farbe und Härte sehr nahe, und es wird aus ihnen in Frankreich allerley Schmuck verfertigt.

Galet, ist auch eine von den Sorten Glasperlen, die man zum Handel auf den africanischen Küsten gebrauchet. Es gibt zweyerley Sorten, nähmlich rothe mit schwarzen Flecken, und dergleichen gestreifte; s. Glasperle.

Galgant, Galgan, L. Galanga, Fr. Galangue, ist eine Wurzel, welche aus Indien und Syrien über Alexandrien zu uns gebracht wird. Man hat in den Apotheken zweyerley Arten mit diesem Nahmen belegt, und zum Unterschiede eine die große, die andere die kleine genannt. Es sind dieselben aber nicht nur in Ansehung der Größe und Stärke unterschieden, sondern werden auch von zwo ganz verschiedenen Pflanzen genommen.

Die kleine Galgantwurzel, Galanga minor, tenuis, s. indica, Radix galangæ minoris, kommt von einer Pflanze, welche beym Rumph schlechtweg Galanga, beym Ritter Linné aber Maranta Galanga, culmo simplici heißt, und in sumpfigen Gegenden Indiens wächst. Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel ist ungefähr eines kleinen Fingers dick, höckerig, knotig, krummgebogen, gleichsam ästig, und mit Zirkelstreifen durchzogen, auswendig braun, inwendig röthlich, von einem angenehmen gewürzhaften Geruch, und einem scharfen

ge-

gewürzhaften, etwas bittern, beißenden, und, wie der Pfeffer oder Ingber, die Kehle brennenden Geschmack. Die Pflanze heißt bey den Indianern Lagundi, und gleicht einem kleinen Strauche, der dem Myrthenlaube oder dem Ingber ähnliche Blätter, weiße, wie eine Sturmhaube gestaltete Blüthen, und eine Frucht mit drey Höhlen, voll kleiner runder Samen, trägt. Man braucht die kleine Galgantwurzel mehr, als die große, weil sie am Geruche und Geschmacke viel stärker ist. Diejenige, welche nicht wurmstichig oder leicht, sondern fest, schwer, roth, beißenden Geschmackes und wohlriechend ist, wird für die beste gehalten.

Die große Galgantwurzel, Galanga major, craſſior, craſſa, ſ. javanenſis, Radix galangæ majoris, kommt aus Malabar und der Insel Java, und ist dem kleinen Galgant fast ähnlich, nur stärker, und 1 bis 2 Daumen dick. Die Pflanze dieser Wurzel vereinigen die neuern Schriftsteller mit der Zedoaria; und diese beyde machen das Geschlecht aus, welches von dem berühmten Arzte und Reisebeschreiber Kämpfer den Nahmen Kæmpferia erhalten hat; Kæmpferia Galanga foliis ovatis ſeſſilibus *Linn.*; Kæmpferia *van Royen*; Sanchorus *Rumph.* in Indien Bangula, und ist eine Gattung Rohr, dessen Blätter wie die an der Schwertlilie (Iris) aussehen; die Blüthe ist weiß, ohne Geruch, und die dreyfächerige Frucht enthält sehr viele kleine Samen.

Den großen Galgant findet man zuweilen in den Gärten. Man muß bey uns die Pflanzen, das ganze Jahr über, im Glashause behalten, auch wohl, um Blumen zu erlangen, in ein Lohhaus setzen. Im Herbste verwelken die Blätter; und den Winter hindurch muß man die Wurzel selten begießen, damit sie nicht faule. Im Frühjahre, ehe die neuen Blätter hervortreiben, kann man die Wurzel theilen, und solchergestalt die Pflanze vermehren.

Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel ist knollig, knotig und gegliedert, auswendig dunkelroth, inwendig weißlich, und theils der Größe nach, theils wegen

gen des schwächern und weniger angenehmen Geruches und Geschmackes von dem kleinen Galgant unterschieden. Man muß daher diese, der großen in der Arzeney-Kunst vorziehen.

Beyde werden im frischen Zustande von den Indianern, statt eines Gewürzes, bey den Speisen gebrauchet. Sie thun die Wurzel, an statt des frischen Ingbers, an den Salat, auch, an statt der Kapern, in die Soßen oder Brühen, welche sie alsdenn Alhar nennen. Sie bereiten auch mit Salz, Essig und Oehl einen Salat davon; oder schneiden sie in kleine Stückchen, und kochen sie mit Fleisch oder Fischen. Die Malabaren machen Mehl daraus, und backen mit Kokelsmilch Kuchen, welche sie Apas nennen.

Der Galgant wird vielmahls mit der gemeinen Cyperwurzel, Radix Cyperi longi, (s. Th. VIII, S. 500, und den Art. Erdmandel, Th. XI, S. 292, f.) verfälschet, weil diese Wurzeln einander ähnlich sehen; daher nennen Einige dieselbe auch wilden Galgant, den rechten Galgant aber Cyperum babylonicum. Sonst wird auch die kleine Galgantwurzel zum öftern mit der großen untermengt gefunden, welchen Betrug man aber leicht sowohl durch den Geschmack, als durch das Gesicht, erkennen kann, indem die kleine auf der Zunge viel schärfer beißt, auch nicht so braun, wie die große, sondern mehr röthlich aussieht; und endlich die Stücke der kleinen nicht so dick sind, als an der großen. Man bringt sie in kleinen Säcken zu uns, und verkauft sie nach Pfunden; und zwar wird dieselbe zu Amsterdam insonderheit zu 8 bis 9 Stüver das Pfund verkauft, das Tara aber nach dem Gewichte, und über dieses auch 2 pro Cent für gut Gewicht, und 1 pro Cent für prompte Bezahlung abgezogen.

Man kann, gedachter maßen, die Wurzeln, vornehmlich des kleinen Galgants, wegen ihrer flüchtigen, öhligen, und scharfen harzigen Theile, mit andern hitzi-

gen

gen Gewürzen vergleichen; und sie wird auch daher nicht allein in den Apotheken, als ein Gewürz geführet, sondern auch von den Branntweindestillierern zum Ueberziehen unter die Magen-Aquavite genommen; und die Essigbrauer brauchen sie zum Essigmachen.

Als Arzeney rechnet man sie vorzüglich unter die stärkenden Mittel, und gebraucht sie bey geschwächter Verdauung, Blähungen, Leibschmerzen, Schwindel, auch zu Beförderung der monathlichen Reinigung. Da aber ihr Gebrauch das Geblüt in Wallung setzt, dürfen nur Phlegmatische sich ihrer bedienen. Man kann sie in Pulver von 10 bis 15 Gran geben, oder lieber die Essenzen gebrauchen, welche aus dieser Wurzel und andern Gewürzen verfertiget werden, als: die Ess. carminativa Wedelii, und das Elixir vitrioli Mynsichti. In den Apotheken hat man auch die Species Diagalangæ, welche, wie die Wurzel selbst, in kalten Gebrechen des Leibes nützlich gebraucht werden, das saure Aufstoßen und die groben Blähungen wegschaffen, einen wohlriechenden lieblichen Athem machen, u. s. w.

Galgen (*), in der anständigern Sprechart, das **Hoch-Gericht**, oder die **Justitz**, L. Patibulum, Fr. Giber, oder Potence, ein aufgerichtetes Gerüst, oder ein senkrecht stehender Pfahl mit einem Querholze, woran Missethäter, mit einem um den Hals gelegten Stricke, von dem

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Ulphilas Galga, und bey dem Otfried Galgen, wo es von dem Kreuze gebraucht wird, im Schwed. Galge, im Engl. Gallow, im Angels. Galg, Gual. Galga, im Holl. Galghe, im Dän. Galge. Zu Carls des Großen Zeit bedeutete Galgo auch einen Salzbrunnen, ohne Zweifel um des darüber befindlichen, einem Galgen ähnlichen, Schöpfgerüstes willen. Wachter, Haltaus und Andere haben von dem Ursprunge dieses Wortes allerley seltsame Meinungen. Ihre leitet es mit mehrerm Glücke von dem Isländ. Gagl, der Ast, der Gipfel eines Baumes, der Zagel, Nieders. Zelke ab, weil man doch daran zuerst die Missethäter gehenket hat, ehe man eigene Säulen dazu errichtete.

In der Sprache der Spitzbuben, wird der Galgen die Feld-Glocke genannt.

dem Henker aufgehänget, (gehenket), und also vom Leben zum Tode gebracht werden. Weil ein Galgen ehemahls nur aus zwey, oben gabelförmigen hölzernen Ständern bestand, in deren Gabeln das Querstück, worau man den Missethäter knüpfte, eingelegt wurde, so wird er im L. auch Furca, und im Franz. Fourches patibulaires, oder auch schlechtweg les fourches, genannt. Ein beständiges Hochgericht, vornehmlich bey den Städten, wird unten in die Runde, von Mauerwerk, und oben mit drey, vier oder auch mehr Pfeilern (*) von Stein aufgeführet, und von einem zum andern Balken geleget. Die Dorfgalgen werden von zwey oder drey starken Pfosten aufgerichtet. Wenn es aber nur Eine Pfoste mit einem Arme ist, wie besonders die Soldatengalgen zu seyn pflegen, so wird er ein Knie- oder Schnellgalgen genannt. Diese Art der Lebensstrafe scheint erst nach Constantins Zeiten, welcher den vorher gewöhnlichen Kreuztod abgeschaffet hat, aufgekommen zu seyn.

Die Anlegung der Orte, wo peinliche Urtheile vollzogen werden, gehört zu der hohen und peinlichen Gerichtbarkeit, und setzt auch denjenigen, der sie anlegen läßt, in die Possession vel quasi; jedoch ist niemanden erlaubt, nach eigenem Belieben Galgen und Hochgericht aufzubauen, wenn er nicht mit dem Bluthann, Stock und Galgen belehnet ist, sondern wird von der hohen Landesobrigkeit, als hätte er ein Crimen læsæ majestatis begangen, hart bestrafet. Daher auch gemeiniglich den Lehenbriefen diese Clausul: Gerichte, wie ihnen das gefällig, Stock und Galgen aufzurichten, den Bann über das Blut zu richten ꝛc. mit in-

(*) Die Anzahl der Pfeiler ist willkührlich; nur in Frankreich ist diese nach Verschiedenheit der Herrschaften unterschieden. Die Herren eines Schlosses oder einer Burg (Seigneurs Châtelains) haben Hochgerichte mit 3, die Barone mit 4, und die Grafen mit 6 Pfeilern.

inſerirt zu werden pfleget. Ein ſolcher in quaſi poſſeſſione begriffener behält die Jurisdiction, obgleich in hundert Jahren ſich kein Fall begäbe, daß jemand gehenkt oder ſonſt abgethan würde. Ob man nun gleich die Criminal-Jurisdiction auch ohne Aufrichtung und Darſtellung ſolcher äußerlicher Zeichen haben und behalten kann, man auch anfänglich die Diebe nur an die Bäume gehenkt, nachher aber als die hohe Gerichtbarkeit ein und andern zu Lehen gereichet wurde, die Galgen und andere Zeichen der peinlichen Jurisdiction öffentlich aufgerichtet und geſetzt worden ſind: ſo wird doch, eben darum, weil heute zu Tage die Hochgerichte, Galgen, Rad, Rabenſtein, Pranger u. d. gl. Zeichen ſind, daß jemand mit dem Blutbann beliehen ſey, nothwendig erfordert, daß ſolche öffentlich auf- und dargeſtellet werden, nicht ſowohl um dem Gerichtsherrn ein Anſehen zu machen, als hielte er ſtreng über die Juſtiz, ſondern hauptſächlich den Böſen und Gottloſen zur Warnung und zum Schreck. Daher man auch die Hochgerichte Trophæa juſtitiæ, Siegeszeichen der Juſtiz, zu nennen pfleget.

Man lieſet von dem Kaiſer Maximilian dem I. daß wie er einſt vor einen Galgen vorbey gereiſet, er ſein Haupt entblößet, und geſaget: Salve Juſtitia! Eben dieſes wird auch von einem Könige in Frankreich erzählet, daß er allemahl, wenn er vor einen Galgen vorbey gereiſet, den Hut abgezogen, ſich geneiget und ihm gedankt habe, mit Vermelden, dieſer erhielte ihm mehr als der Scepter, den er in Händen führete.

In der Schweitz findet man, nach Keyslers Bericht, öfters auf den öffentlichen Galgen Wetterfahnen, und an ſelbigen die Wapen des Cantons, der die hohen Gerichte an ſolchem Orte hat.

Den Ort der Errichtung eines Hochgerichtes betreffend, lehren einige Rechtsgelehrte, daß man keinen Galgen ſo nahe an die Gränze ſetzen dürfe, daß er das fremde Gericht mit dem Schatten (wenn er am längſten iſt,) berühre, und daß auch das Volk auf

demselben Gerichte, da man einen justificirt, und nicht auf dem fremden Gerichte, welches darneben liegt, stehen möge. Jedoch wird es heutiges Tages mit dem Schatten nicht so genau mehr beobachtet, sondern die Aufrichtung des Galgens verstattet, wenn er nur 24 Ellen von des Benachbarten Gränze gesetzt wird.

Das Hochgericht, und andere zum Blut- und Hals-Gericht gehörige Plätze, müssen in einer solchen Entfernung von den Landstraßen angeleget werden, daß man sie zwar deutlich erkennen könne, jedoch auch also, damit ihr Anblick und übler Geruch der Gesundheit der Reisenden nicht nachtheilig werde.

Bey Errichtung oder nöthiger Ausbesserung eines Galgens, werden insgemein alle Meister und Gesellen des Ortes von denjenigen Handwerkern, die daran zu thun haben, als: Zimmerleute, Mäurer, Schmiede und Schlösser, dazu aufgebothen, und es müssen dieselben allerseits Hand daran legen, damit keinem von ihnen weder unter sich selbst, noch von jemand anders, über kurz oder lang einiger Vorwurf gemachet werden möge.

Wenn der Galgen von Holz aufgeführet werden soll, pfleget gemeiniglich der Beamte oder Richter voran zu reiten, und die Zimmerleute, drey ins Glied, nachzufolgen, ihre Zimmeräxte auf die Schultern, mit über sich gekehrter Schneide, haltend, bis sie in den Wald bey die vorher ausgesuchten und von dem Förster angewiesenen Eichen, (worzu gemeiniglich die stärksten, und welche einen gesunden Kern haben, genommen werden) gelanget sind. Alsdenn steigt der Beamte oder Richter vom Pferde, hält eine kurze Rede an die Zimmerleute, warum sie nähmlich dahin gekommen sind; nimmt von ihnen eine Zimmeraxt, welche der Aelteste oder ein Anderer darreichet, und thut damit den ersten Hieb in die Bäume, und giebt sie hernach wieder zurück; alsdenn hauen die Zimmerleute solche vollends um, und beschlagen sie. Wenn sie fertig sind, wird das Holz durch die Unterthanen entweder um Lohn, oder zur Frohne, (an einigen Orten thut es auch wohl der Nachrichter) an den Ort, wo der neue Galgen aufgerichtet werden soll, geführet.

Wird

Wird hingegen das Hochgericht von Mauerwerk errichtet, so leget der Beamte oder Richter den ersten Stein zum Fundament, hernach fangen die Mäurer erst an, daran zu arbeiten. Wo die Räthe in den Städten die peinliche Gerichtbarkeit haben, geschieht obiges von dem Stadtvogt, oder auch von dem regierenden Bürgermeister selbst, oder wem sie es sonst auftragen wollen. Zuweilen wird es auch wohl vom Amt und Rath zugleich verrichtet, nachdem sie die Gerichtbarkeit exerciren, und es jedes Orts hergebracht ist.

Wenn nun der neu von Holz gemachte Galgen gerichtet, oder die Eichenbalken auf die gemauerten Pfeiler geleget werden sollen, wird der Tag nicht allein den Zimmerleuten und Mäurern, sondern auch den zünftigen Handwerkern in den Städten und auf den Dörfern benannt, und bey ernster Strafe anbefohlen, daß alle Zimmerleute und Mäurer, welche daran gearbeitet, von den Handwerkern aber nur allein die Ober- oder Altmeister früh vor dem Amt- oder Rathhause erscheinen, und keiner ausbleiben solle, um bey Aufrichtung des Galgens mit Hand anzulegen. Es werden auch wohl einige Rotten von der Garnison darzu commandiret, um der Procession so viel mehr ein Ansehen zu geben, und mehrere Ordnung zu halten. So bald sie an dem bestimmten Orte angelangt sind, hält der Beamte, zu Pferde, mit entblößtem Haupte, eine kurze Rede an die Obermeister der Handwerke, Zimmerleute und Mäurer, daß sie ihrer Schuldigkeit gemäß, willig erschienen, ermahnt sie nunmehr Hand anzulegen, und zu helfen, daß das Werk seinen völligen Stand erreiche, mit der gewissen Versicherung, daß, Inhalts Kaysers Carl des V. peinl. Halsgerichtsordnung, es niemand an seinen Ehren, guten Leumund und Handwerk vorwerflich, verletz- oder schädlich seyn solle. Alsdenn wird ungesäumt mit Aufrichtung und Setzung des Galgens verfahren. Die Löcher macht an einigen Orten der Nachrichter mit seinen Knechten, worzu der peinliche Richter Bicken und eiserne Schaufeln kaufen muß, welche der Nachrichter, vorschützender Gewohnheit, und weil er solche in Händen gehabt, und sie, seiner Meinung nach, dadurch gleichsam aufrichtig geworden sind, nebst dem Lohn behält.

Wo man hingegen nur neue Balken an die steinernen Pfeiler leget, werden auf beyden Seiten Kloben an starke Hölzer und große Stricke um die Balken fest gemacht, auch Strebe-Hölzer an die Pfeiler gesetzt, auf welchen der Balken im Hinaufziehen ruhet und fortgeschoben wird, bis er gänzlich hinauf

auf das Mauerwerk gebracht, und sodenn vollends von den Mäurern mit Steinen und Kalk befestiget wird. Bey diesem Actu stehen die Obermeister der Handwerke auf beyden Seiten, und ziehen an den von den Kloben herab gehenden langen Seilen, die Zimmerleute und Mäurer aber haben alsdenn ihre Verrichtung bey den Balken und Pfeilern, daß er recht und ohne Schaden hinauf komme. Wenn dieses geschehen ist, zieht man in Procession wieder heim, und es wird von dem peinlichen Gerichtsherrn den Zimmerleuten und Mäurern ihr verdienter Lohn, und zugleich den Obermeistern und dem Commando von der Garnison, einige Tonnen Bier zu vertrinken gegeben.

Die Schnellgalgen in den Städten und Festungen für die Soldaten, bauen die Zimmerleute ohne einige Solennität und Zuthun anderer ihrer Hanthierung, richten sie auch allein auf.

An einigen Orten pflegen die neu-aufgebaueten Galgen auch mit einem Kranz gezieret zu werden.

Wenn in einem Gebiethe kein gemeiner Ort zu finden ist, wo es sich füglich schickt, einen Galgen zu bauen, kann ein Unterthan gezwungen werden, von seinen Aeckern einen Platz dazu gegen Bezahlung herzugeben, propter publicam utilitatem.

In Baiern haben, wie Hund in dem baierischen Stamm-Buch berichtet, gemeiniglich aus alten Herkommen, die Leinweber das Hochgericht bauen, die Müller aber die Leiter machen, auch solche davon und hinzu führen müssen, dessen anjetzt die Weber an einigen Orten, gegen eine Vergleichung, erlaßen sind.

Churbrandenburgisches Edict, die Leinweber nicht zu schimpfen, daß sie die Leiter zum Galgen tragen müßten, d. d. 9 Mart. 1671, st. in Mylii Corp. Constit. March. 5 Th. 2 Abtheil. 10 Cap. No. 13, S. 642.

Königl. Preußisches Patent, daß den Handwerkern zwar erlaubt sey, bey der Erbauung der Galgen ꝛc. ihre üblichen Gebräuche zu beobachten, jedoch, daß sie den Gerichtsobrigkeiten außer dem Arbeitslohn keine besondere Unkosten verursachen, d. d. 2 Nov. 1730, st. eb. das. No. 80, S. 763.

Es beweiset allemahl aufmerksame Aufseher weiser Anstalten, wenn dergleichen zur Bestrafung der Uebelthäter aufgeführte Gebäude um eine Stadt beständig im baulichen Stande, mit Farben und andern Ausbesserungen wohl unterhalten werden; so wie ein halb umgefallener Galgen sehr nachläßige Befehlshaber zu erkennen gibt.

Die

Die Unterhaltung der Hochgerichte ist ein Artikel, welcher der Kammer nicht sehr beschwerlich fällt, wenn einmahl ein Rabenstein da ist; denn dieser kann als ein bloßer eingefaßter Erdenhaufen mit geringen Kosten unterhalten werden. Ein eigenes Galgengebäude hingegen ist schon kostbarer. Wo es noch nicht ist, wird die Kammer keines bauen, sondern lieber bey der Execution eines Inquisiten einen simpeln hölzernen Galgen, wenn der alte zu mürbe wäre, mit geringen Umständen dahin setzen laßen; denn einen ganz neuen gemauerten Galgen zu bauen, ist, wie ich so eben erzählt habe, eine kostbare Solennität, wozu alle Handwerker in Procession contribuiren, damit keines dem andern vorrücken könne, an den Werkzeugen der Gerechtigkeit mit gearbeitet zu haben, und dadurch untüchtig geworden zu seyn, ein ehrliches heimliches Gemach zu bauen, eine ehrliche Klystierspritze, oder einen ehrlichen Nachttopf ꝛc. zu verfertigen. Es läuft freylich auf einen falsch verstandenen Stolz der Zünfte hinaus; allein, es ist hier bloß die Frage: Ist die kostbare Aufbauung eines prächtigen Galgens und Rabensteins, cameralischer, als die jedesmahlige Aufrichtung eines Pfahles, wobey der ganze Bau vielleicht in Einer Stunde vollendet seyn kann? Und es ist kein Zweifel, daß die Frage zum Vortheile der letztern Art von Jedermann beantwortet werden wird. Dieses vorausgesetzt, können wir den Märterergeist der Zünfte, der sie bey ihren Bocksbeuteln und Handwerksgebräuchen, der kaiserlichen Verordnungen und Verdammungen ungeachtet, erhält, hier immerhin unangegriffen laßen; es ist hier genug, daß der Cameralist, so viel an ihm ist, verhindern muß, kostbare Galgengebäude aufzuführen, sowohl um die Baukosten zu vermeiden, als auch um die andern lächerlichen, fast eben so kostbaren Ceremonien abzuschaffen. Ein gewisser gelehrter Italiäner, der gegen die Todesstrafen eifert, schlägt so gar in diesem Eifer den Kammern vor, wenigstens die

geköpften und gehenkten Menschen öffentlich schinden, und die Häute zu Patrontaschen, Degengehenken und Pantoffeln verarbeiten zu laßen. Ohne bey der Moralität oder Thunlichkeit dieser Idee zu verweilen, bleibt wenigstens immer so viel wahr, daß, wenn die Kammer nur will, daß kein steinerner Galgen gebauet werde, dieses allein genug sey, den wirklichen Aufwand zu hindern. Denn, wenn man auch sagen wollte, daß es allemahl ein Trinkfest des Volkes sey, wobey das Geld im Lande bleibe: so ist nicht nur doch der Geschmack falsch und wunderbar, unter dem Galgen zu schmausen, sondern es gehen auch wenigstens 3 Tage Arbeit dabey verloren, welches in einem Städtchen, das auch nur 1000 arbeitende Einwohner hat, welche dabey helfen, jedem täglich 8 Groschen gerechnet eine Summe von 333 Thaler, oder in drey Tagen von 1000 Thaler abwirft, die für das Städtchen, und damit auch verhältnißmäßig für die Kammer unwiederbringlich verloren sind.

An einen teutschen Kammerpräsidenten, ein teutscher Bürger. 1. Abschn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 31, fgg.

Man erzählt es sich im Scherze, daß eine gewisse Stadt über ihren Galgen die Worte gesetzt hätte: Dieser ist für uns und für unsere Kinder. Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernstliche Anwendung davon gemacht worden.

Aus einer gewissen Stadt schickte man vor einigen Jahren die Missethäter auf ein nahe gelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu laßen. Anfangs achteten dessen Eingesessene darauf nicht; als sie aber gar zu oft aufgeboten wurden, einen armen Sünder zum Gerichtsplatz zu begleiten, denselben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten, und andere damit verknüpfte Beschwerden zu übernehmen: so fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen; und dieser wußte die Sache nicht besser zu entscheiden, als daß er ihnen sagte: Der Galgen ist bloß für euch und für eure Kinder. Der Amtmann, als er dieses hörte, stimmte mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht schuldig wäre, jedem schlechten Kerl, der dahin geschickt wurde, zum Galgen vorzureiten; und

und der Pfarrer weigerte sich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechselbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird, fügte er wohlbedächtlich hinzu: bin ich diesen letzten Dienst schuldig; so wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchspiel stirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dieses ist ein Nothrecht; und den es trifft, den trifft es; aber mir solche nach Belieben zuschicken zu laßen, sie drey Tage und drey Nächte zum Tode zu bereiten, und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten, das ist in der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorstellung gegründet, und verordnete, daß die Vollstreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herum gehen, und solchergestalt die Gleichheit wieder hergestellet werden sollte.

Es währte nicht lange, so sollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freyen Hofe, dessen Besitzer nicht mit zur Gerichts-Folge gehörte, ergriffen war. Dessen Besitzer und seinem Gesinde, sagten die Amtsunterthanen: sind wir den letzten Liebes-Dienst schuldig, denn er hat seine Vorrechte ehedem um uns verdient; aber wenn er andre Leute aufnimmt und heget, so mag er auch sehen, wie und wo er sie hängt; unser Galgen ist für uns und unsere Kinder; und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen, so sind wir auch nicht schuldig ihn zu begleiten. Er kann so wenig unsre Folge, als eine Galgenstätte auf unsrer Gemeinheit, von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir sind nicht schuldig ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen, und den Scharfrichter für ihn zu hohlen. Wer den Vortheil davon hat, mag sich auch des Schadens nicht erwehren ... Der Prozeß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Besitzer des freyen Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten sollte, daß seine Hintersassen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer sollten, so oft sich der Fall zutrüge, besonders dafür erkannt werden, wenn sie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieses als ein Geschichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernstlich auf. „Nein", sagte er: „dieses soll nicht geschehen, der Galgen ist für mei„ne getreue Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, „und mich durch Steuern, Schoß und Brüchten in den „Stand setzen, die peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicher-

„heit auszuüben. Ist also jemand in meinem Lande, der Leute „in seinem Bezirke hat, die nicht zur gemeinen Folge kommen, „der mag auch für Wachen, Gefängniß, Scharfrichter und Gal„gen sorgen!“

Mösers patriot. Phantasien, 2 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 171, flg.

Unter den Rechtsgelehrten ist ehemahls gestritten worden, ob ein Gehenkter, wenn der Strick gerissen ist, und er noch lebet, sein Recht ausgestanden habe, und ob er loszulaßen und auf freyen Fuß zu stellen, oder aber von neuem hinauf geführet und zum andern mahl gehenket werden müsse? Die meisten behaupten, man könne ihn nicht auf freyen Fuß stellen, weil solches den Worten und dem Sinne des Urtheils, welches saget, der Uebelthäter solle mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht werden, schnurstracks zuwider wäre; man müsse ihn daher aufs neue henken.

In einigen Ländern werden diejenigen, welche den Dieben oder justificirten Missethätern am Galgen oder auf dem Rade die Kleider ausziehen, mit Staupenschlägen gestrafet. Unter denjenigen aber, welche die todten Körper vom Galgen wegnehmen, wird ein Unterschied gemacht, ob es Verwandte, Freunde oder Andere thun. Die erstern werden an Gelde oder mit Gefängniß, und nicht am Leibe, die letztern aber, welche es zur Zauberey oder aus anderm bösen Vorsatz thun, mit Staupenschlägen und Verweisung, oder sonst, nach Gelegenheit der Personen, willkührlich gestrafet.

Nach dem göttlichen Gesetze, 5 B. Mos. 21, 22. 23. wurden die Gehenkten vor der Sonnen Untergang wieder abgenommen und begraben, damit das Land nicht verunreiniget werden möchte; denn es steht ausdrücklich dabey: denn ein Gehenkter ist verflucht bey Gott. Bey uns in Deutschland aber werden, der eingeführten Gewohnheit nach, die gehenkten Diebe, wie auch die Räuber und Mörder, welche auf das Rad geleget worden, nicht wieder herab genommen und begraben, sondern

dern sie müssen, Andern zum schreckenden Beyspiel, daran hangen, und darauf liegen bleiben, und den Raben zur Speise werden; es wäre denn, daß ein Dieb zur Anatomie ausgebeten würde. Soldaten aber, wenn dieselben im Kriege, oder in den Garnisonen, zum Galgen verurtheilt sind, werden gegen Abend wieder abgenommen und begraben. In einigen Universitätsstädten, geschieht dieses auch an andern Gehenkten, in honorem academiæ.

Wenn jemand, wegen einer Missethat, das Schwert oder den Strick verdient hat, demselben aber entlaufen ist: so ist an vielen Orten der Gebrauch, eines solchen Menschen Bildniß oder auf ein Blech geschriebenen Nahmen an den Galgen zu schlagen, welches auch den desertirten Soldaten, wenn sie, auf den ihnen verkündigten Pardon, sich nicht wieder beym Regiment oder in der Garnison einfinden, gemeiniglich wiederfährt.

Zur Zeit der Contagion pflegt man an den Gränzen Galgen aufzurichten, um die ohne Pässe einschleichenden Personen, ohne Gnade und ohne einige Formalität des Prozesses, aufzuhenken.

Ich gedenke auch mit wenigem, zur Warnung, des Aberglaubens, der mit dem Galgen und mit Gehenkten getrieben zu werden pflegt.

Die Schwarzkünstler pflegen sehr darnach zu trachten, daß sie von der gehenkten Diebe Fleisch und Knochen, oder auch ein Stück von der Galgenkette, Strick oder Nägeln, bekommen mögen. Sie schneiden auch wohl Splitter vom Galgen, weil sie damit viele Zauberey treiben. Aus den Galgenketten pflegen auch einige Thoren Spornen zu schmieden, wovor sich die Pferde, sie mögen auch sonst noch so träge seyn, fürchten, und hurtig fortgehen sollen. Sie bereiten auch wohl Pferdestangen, Ringe, u. d. gl. daraus. Andere sind in dem närrischen Wahn, daß, wenn man von dem Stricke, damit der Gehenkte gebunden worden, etwas in die Löcher der Taubenhäuser hinge, die Tauben blieben, und nicht anders wohin flögen. Was sonst vor Teufeley mit den Diebeshaaren und Diebesdaumen getrie-

ben wird, mag ich, Aergerniß zu verhüten, nicht anführen. Siehe Th. V, S. 168.

In Persien haben die gemeinen Weiber einen sonderbaren Aberglauben. Diejenigen unter ihnen, welche unfruchtbar sind, bilden sich ein, daß sie, um fruchtbar zu werden, unter den todten Körpern der an den Galgen gehenkten Missethäter durchgehen müssen; sie glauben, daß ein Leichnam männlichen Geschlechts so gar von ferne wirken, und einer Frau die Kraft geben könne, Kinder zu gebähren.

* * *

Wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, führen auch andere Werkzeuge den Nahmen Galgen. Dahin gehört: der Galgen an einem Schöpfbrunnen, der senkrecht stehende Baum, worin der Schwängel beweglich ist.

In den Salzkothen ist der Galgen ein Gerüst über dem Eingange der Salzstätte, worauf man Salz stellet oder Holz leget.

An den Buchdruckerpressen ist es eine hölzerne Lehne am Ende des Laufbretes, an welche sich der geöffnete Deckel anlehnet.

An den Pferdezäumen, ein Mundstück oder Gebiß in Gestalt eines Bogens; Galgengebiß, Galgenmundstück; siehe im Art. Zaum.

Auf Fischerfahrzeugen, eine Art Gabel (Chandelier), welche auf dem Hintertheile gewisser Fahrzeuge angebracht wird, und womit die Fischer ihren Mast, wenn sie ihn herunter laßen, auffangen.

Galgen-Baum-Oehl, siehe oben, S. 660.

Galgen-Frist, eigentlich der kurze Aufschub, den ein zum Galgen verurtheilter Missethäter erhält. Noch mehr figürlich im gem. Leben, der kurze Aufschub einer unangenehmen Handlung; oder ein unnöthiges und vergebliches Zaudern und Verzögern einer verdrüßlichen Sache, der man nicht entgehen kann. Es ist nur eine Galgenfrist.

Galgen-Gebiß, siehe oben, auf dieser Seite.

Galgen-Holz, das Holz von einem Galgen. Im gem. Leben ſagt man von einem falſchen Menſchen, er ſey ſo falſch wie Galgenholz, weil dieſes Holz der Witterung beſtändig ausgeſetzt, und daher gemeiniglich mürbe und brüchig iſt.

Galgen-Männchen, Galgen-Männlein, Alraun; ſiehe Mandragora.

Galgen-Mundſtück, ſiehe oben, S. 682.

Galgen-Rekel, Mandelkrähe; ſ. unter **Krähe**.

Galgen-Vogel, eine Benennung, welche die gemeinen Leute der gewöhnlichen Art großer Raben beylegen, und deſſen Urſprung allem Anſehen nach daher kommt, weil dieſe Vögel ſo häufig die Gerichtsplätze und die Anger vnm todten Vieh beſuchen, und das Fleiſch der todten Körper lieben.

Gali, Anil; ſiehe **Indig**.

Galimafrée, eine ſtark gewürzte Art Feicaſſee von allerley übrig gebliebenem Fleiſch, welches man klein geſchnitten oder klein gehackt hat.

Man nimmt, um ein Galimafree zu bereiten, ſowohl Hühner, Kapaunen, Truthühner und Reppühner, als Schöpſen- und anderes Fleiſch, kochet ſolches, ſchneidet es in Stükken, thut es in eine Caſſerolle mit klarem Kalbfleiſch- und Schinken-Coulis, einer in Scheiben geſchnitteaen Zwiebel, Kapern, Pfeffer und Salz, und läßt es heiß werden; ſodenn nimmt man die Zwiebelſcheiben davon, und richtet die Brühe über die Stücken Fleiſch an.

Galingenbaum, ſiehe **Schwalkenbeere**.

Galion, ſiehe **Gallione**.

Galiote, ſiehe **Galliote**.

Galipot, Garipot. Man hat ein europäiſches und ein amerikaniſches Galipot.

Das europäiſche Galipot, weißer Weihrauch, weißes Harz, weißes Fichtenharz, iſt die harzige Kruſte, oder der durch die Sonnenhitze verdickte obere Theil von dem aus den Ritzen des Terpenthinbaums, Lerchenbaums, Kienbaums und anderer Arten Fichten, gequollenen Saft. Siehe **Barras**.

Das

Das amerikanische Galipot ist ein Gummi, oder vielmehr Harz, welches dem europäischen Galipot ähnlich, nur nicht von einem so starken, oder übeln Geruche ist. Siehe Chibou-Gummi.

Bey den Mahlern, heißt Galipot ein Firniß aus Terpenthin, welcher, nachdem er in der Luft getrocknet, in Terpenthingeist aufgelöset worden ist.

Galitzenstein, eine im gem. Leben übliche Benennung des weißen oder so genannten Zink-Vitriols; siehe unter Vitriol.

Galium, siehe Labkraut.

Galivate, siehe Gallivate.

Gall, unfruchtbar; siehe Gelt.

Gall (der), ein nur noch im Oberdeutschen übliches Wort, den Schall zu bezeichnen. In den Zusammensetzungen Nachtigall, Seegall ist dieses Wort auch noch im Hochdeutschen üblich. In einigen, selbst niederdeutschen Gegenden, lautet es Galm. Im Hochdeutschen ist dafür mit Vorsetzung des Zischlautes Schall üblich. Siehe Gällen und Hall.

Daher **Gall-Loch**, die Oeffnungen an einem Glockenthurme, durch welche sich der Gall oder Schall verbreitet; die Schalllöcher.

Gall-Apfel, Gall-Nuß, Gallus, Gallusapfel (*), Fr. Noix de galle, nennt man die durch den Stich einer

(*) Im Lat. Galla, im mittlern Lat. Galga nux, Galiqua, daher auch die Schuster Gallarii hießen, weil sie das Leder damit bereiteten; im Engl. Gall, Schwed. Gall, Galläple. Entweder von der gelben Farbe; siehe Gelb, oder von der Bitterkeit; siehe Galle, oder endlich auch von der runden Gestalt. Im Altfranz. war Gal, Dän. Galde, ein Kiesel, Caillou, im mittlern Lat. Callus, und noch jetzt sind im Franz. Galets oder Jalets, kleine runde Steine oder thönerne Kugeln, welche man von einem Schnepper schießet.

In einigen Gegenden werden die Galläpfel auch Laubäpfel, Gallen, Knoppern, und im Niederl. Eichäpfel genannt. Unter Knoppern aber hat man, wie aus der Folge erhellen wird, nur eine gewisse Art von Galläpfeln zu verstehen.

ner Gall- oder Bohrwespe, Cynips quercus *Linn.* (siehe Gall-Insect) verursachten runden oder rundlichen Erhebungen oder Auswüchse an den Eichbäumen gewisser Länder. Es sind dieselben rund; von verschiedener Größe; auswendig entweder glatt, oder knotig, und mit ungleichen Zacken besetzt, und der Farbe nach schwärzlich, bläulich, oder grünlich und röthlich, gelblich oder weißlich; inwendig schwammig und holzig, und meistentheils mit Löchern durchbohrt; eines herben und sehr zusammenziehenden Geschmackes; am Gewichte schwer oder leicht.

Eine Fliege, welche ordentlicher Weise 4 Flügel hat, ein kleiner Schmetterling, ein zarter Käfer bringen diese gleichsam erzwungenen Früchte hervor. Diese Thierchen haben am Ende des Bauches einen kleinen Stachel, oder, eigentlicher zu reden, eine Art von Bohrer, womit sie sowohl Blätter, als Rinde und Holz durchbohren. Sie schieben ein oder mehrere Eyer in die Wunde, welche sich gar bald zuthut. Hierauf entsteht um die Wunde eine Geschwulst, ein kleiner Ball, der so genannte Gallapfel. Wie dieser wächst, so wächst auch das eingeschlossene Ey, aus welchem zu seiner Zeit ein Würmchen hervor kommt. Dieses Würmchen lebet und entwickelt sich in dem Gallapfel, wie eine Frucht im Mutterleibe. Endlich verwandelt sich das zur Puppe gewordene Würmchen in eine Fliege oder in einen kleinen Käfer, welcher seiner Mutter ähnlich sieht. Er bohret sich durch den Gallapfel heraus, weil er nunmehr einer freyen Luft und einer andern Nahrung bedarf.

Indessen darf man nicht denken, daß ein jedes Thier, welches inwendig im Gallapfel gebohren wird, allezeit die Brut eines einzigen Thieres sey. Die Natur hatte es so geordnet, daß die Säfte, welche mit den Galläpfeln entstehen und wachsen, andern Insecten zur Nahrung dienen sollten. Verschiedene Raubfliegen kommen zu den Galläpfeln geflogen, machen mit ihren langen Bohrern ein Loch hinein, und legen die Eyer darein, aus welchen mit der Zeit vielerley Arten fleischfressender Würmer zur Welt kommen. Diese Raubwürmer bringen viele der darinn verborgenen Säfte um, und verzehren sie. Ihre feste Mauern, welche sie so gut zu beschützen schienen, halfen ihnen also nichts.

Man

Man trifft daher, wenn die Galläpfel noch weich und jung sind, in einigen bisweilen eine Fliege, bisweilen eine Made, bisweilen auch eine Spinne an. Hieraus wollen abergläubige Leute prognosticiren, daß, wenn eine Fliege darin gefunden würde, solches Krieg, die Made Theurung und Hungersnoth, und die Spinne Pest andeuten soll, welches aber zu keinem Glaubensartikel oder prophetischen Weißagung zu machen ist; denn ordentlicher Weise, wenn die Galläpfel gerathen, sind dergleichen Insecten darin zu finden. Wenn man auch die Galläpfel, die auf einem Eichbaume neben einander gewachsen sind, visitiret oder öffnet, so wird man auf ein und eben demselben Baume in einigen Fliegen, in andern aber kleine Spinnen oder Maden antreffen. Es müßte also Krieg, Pest und theure Zeit gar öfters mit einander regieren und einfallen. Es sind daher diese Insecten in den Galläpfeln keine üble Vorbedeutung.

In Thüringen und einigen andern deutschen Provinzen pflegen die Landleute, kurz vor dem Michaelistage die Galläpfel zu besehen, und, wenn sie eine Spinne, oder, wie sie es nennen, einen Kanker, darin finden, in Ansehung des folgenden Jahres und der Witterung, ein unglückliches Jahr; bey einer Fliege, warme und trockne Luft; bey einem Wurm hingegen oder einer Made, fruchtbare Zeit zu prophezeyen; allein, die Erfahrung lehret ebenfalls die Unwahrheit dieses Vorgebens.

In Schweden hat Hr. Bergmann eine seltsame Art Gall-Aepfel auf der Rinde eines Eichenbaumes angetroffen, und sie dem Hrn. Linné gezeigt, welcher diesen Gallapfel in die neue Auflage der Fauna Suecica genommen hat, wie daselbst unter Cynips quercus corticis zu sehen ist. Hrn. Bergmanns Beschreibung selbst aber, findet man im 24 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1762, S. 140, fgg.

Es wird mit den Galläpfeln ein sehr starker Handel getrieben. Sie kommen theils aus der Türkey, theils aus Italien, theils aber auch aus Frankreich und Deutschland.

I. Die türkischen oder levantischen Galläpfel, sind, theils dem Orte, theils der Farbe nach, unterschieden.

1. Dem

1. Dem Orte nach, ſind ſie entweder a) moſouliſche, die von Moſoul, oder Mouſſoul (einer 12 bis 15 Tagereiſen von Aleppo entfernt liegenden Stadt, am Tigerfluſſe) kommen, und unter allen die beſten ſind; oder b) aleppiſche, in den kaufmänniſchen Preiscouranten Gallen d'Aleppo genannt, (Fr. Noix de galles d'Alep oder Galles alépines, wofür Einige unrichtig Galles à l'épine ſchreiben,) welche von Aleppo kommen; oder c) tripoliſche, welche aus Tripoli; oder d) ſmirniſche, welche aus Smirna gebracht werden, und ſo häufig daſelbſt wachſen, daß man von ſelbigen des Jahrs ungefähr 10000 Centner haben kann, die aber gemeiniglich faſt alle von den Holländern und Engländern weggehohlet werden. Und da auch unter den drey letztern Sorten ein wirklicher Unterſchied iſt, indem die aleppiſchen weit beſſer ſind, als die tripoliſchen und ſmirniſchen: ſo pflegen ſich verſtändige Materialiſten, wenn ſie ſolche im Ganzen einkaufen, nach den Ballen, worin ſie kommen, zu richten, indem die aleppiſchen in länglichen und ſchmalen, die von Tripoli oder Smirna aber in dicken und kurzen Ballen kommen, und iſt das Packtuch dazu insgemein ſtreifig. Die beſten türkiſchen Galläpfel ſind ungleich, und gleichſam ſtachelig, ſchwärzlich oder bläulich, klein, aber ſehr ſchwer.

Zu Amſterdam werden die Galläpfel von Aleppo und Smirna nach dem Centner, und zwar die von Aleppo zu 40 bis 44 Gulden, und die von Smirna zu 38 bis 41 Gulden, verkauſet. Die erſten geben auf den Ballen 6, und die andern 8 Pfund Tara. Der Abzug für gut Gewicht und für promte Bezahlung iſt in Anſehung beyder gleich, nähmlich 1 pro Cent für gut Gewicht, und eben ſo viel für promte Bezahlung. In Hamburg aber kauſet man ſie mit 8⅓ pro Cent Rabatt in Bancogeld nebſt 1 pro Cent Tara, oder auch wohl 6 Pfund.

2. Der Farbe nach, gibt es von den levantiſchen Galläpfeln dreyerley Sorten: ſchwärzliche oder bläuliche, grünliche und halb weiße, von denen, wie ſchon gedacht, die ſchwärzlichen oder bläulichen die beſten

sten sind. Die Materialisten aber mischen gemeiniglich alle Sorten durch einander, und nennen sie Gallus in Sorris.

Unter den aleppischen Galläpfeln wird öfters ein gewisses anderes Gewächs gefunden, welches den Galläpfeln nicht ungleich, doch von einer nicht so runden, sondern mehr unförmlichen Gestalt, und röthlichen Farbe ist, und in der Türkey ebenfalls auf den Eichbäumen wächst. Die Türken gebrauchen solches, mit Zusatz der Cochenille und des Weinsteins, eine schöne Scharlachfarbe daraus zu verfertigen. Siehe Pomet in der Histoire des drogues, S. 61. Dieses Gewächs hat den Nahmen Bazgendge erhalten.

II. Die italiänischen, wachsen in den Provinzen Puglia und Romagna. In der erstern Provinz gibt es dreyerley Sorten: 1) Gallæ marmonigæ, so die besten sind; 2) Gallæ augustinæ, und 3) Gallæ verinæ, so die schlechtesten sind; die man aber ebenfalls mehrentheils schon unter einander gemischt findet.

Die italiänischen Galläpfel werden zu Venedig im Ganzen verkaufet, wo der Saum netto 370 Pfund hält.

III. Die Puisch-Galläpfel, puischen Gallus, oder, wie sie auch in Frankreich genannt zu werden pflegen, Cassenolle, sind die schlechtesten unter den bisher angeführten Arten. Im Verkaufe werden die Gall-Aepfel, welche in Romagna wachsen, zehn mahl mehr, als die Puisch-Aepfel, geachtet. Diese kommen aus Frankreich, insonderheit aus Gascogne und Provence, und aus Deutschland. Sie sind insgemein groß, glatt, röthlich und leicht, daß sie also von den türkischen Gall-Aepfeln sehr wohl unterschieden werden können. Die in Deutschland wachsenden, werden von Einigen Esels-Gallus, L. Gallæ asininæ, oder onicidæ, genannt.

Im Handel führet man fast immer nur zwo Sorten Galläpfel, nähmlich: türkische Galläpfel, worunter fast alle fremde Nationen stecken, und Puisch-Galläpfel. Alle Arten von Galläpfeln, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, müssen keinen Staub noch

an-

andere Unreinigkeiten von den Eichbäumen untermischt haben; auch hat man sich bey dem Einkaufe wohl vorzusehen, daß nicht die kleinsten und schwersten herausgelesen seyn, indem die leichten und löcherigen nicht viel taugen.

Die Bienen sollen die jungen Galläpfel fleißig besuchen, und daraus Nahrung ziehen, die Blätter hingegen unberührt laßen.

Man gebrauchet die Galläpfel insonderheit zur Färberey, beym Schwarz-, Grau- und Braunfärben; auch bedienet man sich ihrer, schwarzes Haar und schwarze Tinte, wie auch Gärber- und Lederschwärze zu machen. Die türkischen und schwarzen, dienen mehr die wollenen, die Puischgallus aber die seidenen Zeuge zu färben.

Die Galläpfel werden, in den Seidenfärbereyen, nicht sowohl wegen der Farbe, sondern vielmehr der gefärbten Seide ein Geräusch und gutes Ansehen zu geben, gebrauchet. Unechter Carmesin leidet keinen Zusatz von Galläpfeln; denn diese zerstören dergleichen Farbe gänzlich; bey der echten hingegen kann solcher Statt haben, und dadurch erhält die Seide ein Geräusch. Da man nun durch das Ansehen und Gefühl echt und unecht gefärbte Carmesinseide nicht unterscheiden kann: so kann man sicher schließen, daß solche echt sey, wenn sie ein Geräusch von sich gibt. Es vermehrt der Zusatz von Galläpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf 1 Pfund Seide genommen, gibt 2 bis 3 Pfund auf hundert mehr. Ja, es sollen die Färber die Vermehrung der echten carmesin gefärbten Seide durch die Galläpfel, 7 bis 8 Pfund aufs Hundert zu bringen wissen. Es ist aber dieser Zusatz allemahl eine Betriegerey.

Insbesondere aber brauchen die Färber die grünen und schwarzen zum Wollen- und die weißen zum Leinwandfärben. Die europäischen oder deutschen Gall-Aepfel können, wofern sie reif geworden sind, ebenfalls dazu gebraucht werden; denn sie gelangen nicht alle Jahre zu ihrer ordentlichen Reife. Wenn der Herbst viel feuchte Witterung hat, bleiben sie weich, daß man

sie zerdrücken kann, und fallen, wenn das Laub abzufallen anfängt, mit ab; diese sind zu nichts nütze. Sind aber recht warme Sonnentage im Anfange und um die Mitte der Herbstmonathe, und stehen insonderheit die Eichen an Sommerlehden und an Rändern, wo die Sonne recht anprallen kann, so werden sie reif, und sind zu vorerwähntem Gebrauche fast so gut als die ausländischen. Sonst aber können sie zur Bereitung der schwarzen Tinte gebraucht werden, wenn man dieselben vor dem Winter, wenn das Laub abzufallen anfängt, sammelt, den Saft auspreßt, und eine gehörige Portion Vitriol und Gummi darin zergehen läßt.

Man kann die Galläpfel nicht allein zu Farbebrühen, sondern auch zur Vorbereitung der Körper, welche Farben erhalten sollen, gebrauchen; und ich werde daher die von Hrn. Bergrath Pörner mit Galläpfeln angestellten Versuche, in wie fern dieselben zum Färben der Wolle und Baumwolle zu gebrauchen sind, erzählen.

Was zuvörderst die Versuche von der Mischung und den Bestandtheilen der Galläpfel betrifft, so erhält man durch die Destillation keine sonderliche Kenntniß von den Galläpfeln. Die Producte, welche auf diese Weise erhalten werden, sind eine saure Feuchtigkeit, ein brennzlich riechendes Oehl, und in der Retorte oder dem Destilliergefäße bleibt eine schwarze Masse zurück, aus welcher man durch das Auslaugen etwas weniges von einem feuerbeständigen alkalischen Salze erhält. Da nun dergleichen Producte auch aus andern vegetabilischen Körpern erhalten werden, hierdurch aber die Kenntniß der eigentlichen Mischung, welche zur Bereitung der Farben nöthig ist, nicht erlangt wird, so hat Hr. Pörner eine andere Untersuchung der Gall-Aepfel vorgenommen, und folgende Umstände bemerkt.

1. Wenn

1. Wenn man die zu Pulver gestoßenen Galläpfel mit Wasser eine halbe Stunde lang kochet, alsdenn kalt werden läßt und durchseihet, so erhält man ein Decoct von einer bräunlich gelben Farbe, welche, wenn man es mit etwas Wasser verdünnet, blaßgelb wird, und, nach dem man sie gegen das Licht hält, bald in das bläuliche, bald grünliche spielt. Außerdem wird man nichts von einem besondern Geruche gewahr; hingegen ist der Geschmack überaus herbe und zusammenziehend, wobey etwas süßliches bemerkt wird.
2. Vermischt man das Galläpfeldecoct mit einer reinen Pottaschenauflösung, so wird die Feuchtigkeit sogleich trübe, und es erfolgt ein bräunlichweißes Präcipitat, welches von oben her grünlich aussieht. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine dunkelgrüne Farbe, welche aber mit der Zeit nach und nach braun wird.
3. Wird mit dem Galläpfeldecoct Salmiakspiritus vermischt, so wird dasselbe trübe, und es erfolgt ein bräunlichgraues Präcipitat. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat anfänglich eine graue Farbe, welche sich aber bald in eine braune verwandelt.
4. Die Vermischung des Kalkwassers mit dem Galläpfeldecoct verursachet sogleich eine Präcipitation. Die Feuchtigkeit hat anfänglich eine grünlichblaue, hernach, wenn sich das Präcipitat gesetzt hat, eine bräunliche Farbe. Das Präcipitat sieht von unten bis über die Hälfte gelblichweiß oder gelblichgrau, und alsdenn bläulich aus.
5. Durch die Vermischung des Galläpfeldecocts mit verdünntem Vitriolsauren, entsteht keine besondere Veränderung, außer daß das Decoct ein wenig trübe wird. Nach etlichen Tagen setzt sich etwas sehr weniges an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches, wenn man den Liquor ab- und reines Wasser zugießt, unverändert bleibt. Gießt man eine reine Pottaschensolution hinein, so färbt sich dieselbe sogleich gelb, dem ungeachtet aber bleibt die Materie größtentheils unaufgelöset liegen. Seihet man das mit Vitriol-Saurem vermischte Galläpfeldecoct, woraus sich die wenige bräunliche Materie geschieden hat, durch, und tröpfelt in dasselbe nach und nach eine Pottaschensolution, so entsteht ein heftiges Aufbrausen, und endlich erfolgt eine Präcipitation, und es setzt sich eine häufige lockere Substanz von einer grauen Farbe. Hat man durch die hineingetröpfelte Pott-Aschensolution den Punct der Sättigung getroffen, so wird

der Liquor bräunlich; hat aber das Saure noch die Oberhand, so erhält der Liquor eine blaßröthliche Farbe; hat hingegen die Pottaschensolution die Oberhand, so bekommt der Liquor eine grünliche Farbe.

6. Vermischt man mit dem Galläpfeldecoct Salpetersaures, so entsteht keine Veränderung, außer daß die Farbe schön weingelb wird. Nach einigen Tagen kommt mitten in dem Liquor eine sehr geringe Menge einer höchst lockern und weißlichen Substanz zum Vorschein, welche wie eine kleine Wolke in der schönen weingelben Feuchtigkeit hängt. Seihet man alsdann den Liquor durch, so verliert sich diese weißliche Materie in dem Durchseihepapier, die durchgelaufene Feuchtigkeit aber ist klar und hell. Tröpfelt man alsdenn in selbige nach und nach eine Pottaschensolution, so entsteht sogleich ein heftiges Aufbrausen; nach und nach erfolgt, wenn man von dem Alkali immer mehr hinein gießt, eine Präzipitation, und endlich setzt sich, wenn der Sättigungspunct getroffen worden, eine häufige Materie von einer Pfirsichblüthfarbe. Ist das Saure noch nicht genug gedämpft, so erhält der Liquor eine rubinrothe Farbe; befindet sich aber die Pottaschensolution in größerer Menge darin, so wird die Farbe grün, sonst aber wird sie bey dem Puncte der Sättigung braun.

7. Etwas anders verhalten sich die Erscheinungen, wenn man mit dem Galläpfeldecoct Salzsaures vermischet. Es wird nähmlich das Decoct sogleich, als das Saure hinein kommt, trübe, und noch geschwinder und mehr, als No. 5 bey der Vermischung des Decocts mit dem Vitriolsauren angezeigt worden. Nach 24 Stunden setzt sich auch eine bräunliche Materie in größerer Menge, als bey der angezeigten Vermischung mit Vitriolsaurem geschieht. Gießt man den darüber stehenden Liquor ab, und reines Wasser darauf, so läßt sich die an den Seiten und auf dem Boden des Gefäßes anhängende Materie losspühlen; es löset sich aber von selbiger nichts auf, sondern sie schwimmt wie kleine Blättchen in dem Wasser herum, und das Wasser bleibt, wie es gewesen. Gießt man alsdenn das Wasser ab, und Pottaschensolution hinein, so färbt sich dieselbe sogleich sehr stark gelb. Nach einigen Tagen findet man wohl, daß die Farbe recht gesättigt und braungelb geworden, aber die Substanz ist wenig verändert, und man merkt nicht, daß ihr viel abgegangen, außer daß die Blättchen die vorige Gestalt verlo-

lohren haben. Gießt man hierauf in das gefärbte Alkali etwas von einem Sauren, so erfolgt zwar ein heftiges Aufbrausen, und die Vermischung erhält eine blässere gelbe Farbe; ein Präcipitat aber erfolgt nicht, sondern der Liquor bleibt klar und hell. Außerdem erfolgen fast eben die Erscheinungen, wie bey dem mit Salpetersaurem vermischten Decoct. Denn, wenn man zu dem Decoct, welches mit Salzsaurem vermischt worden, eine Pottaschensolution gießt, so erfolgt gleichermaßen ein heftiges Aufbrausen, und es schlägt sich ebenfalls eine häufige Materie nieder, welche eine röthlichgraue Farbe hat, und der darüber stehende Liquor ist entweder rubinroth, doch nicht so tief, wie bey der mit Salpetersaurem gemachten Vermischung, oder grün oder braun, nachdem nähmlich entweder das Saure, oder das Alkali die Oberhand hat, oder der Punct der Sättigung getroffen worden.

8. Vermischet man mit dem Galläpfeldecoct aufgelösten grünen Vitriol, so entsteht sogleich eine schwarze oder sehr dunkle violette Farbe, und es schlägt sich nach und nach eine schwarze, oder dunkle violette Substanz nieder. Seihet man den darüber stehenden schwarzen Liquor durch, und gießt etwas von einer Pottaschensolution hinein, so entsteht ein dunkel violettes Präcipitat, und die darüber stehende Feuchtigkeit erhält eine röthlichbraune Farbe.

9. Wird aufgelöster blauer Vitriol mit dem Galläpfeldecoct vermischet, so erhält dasselbe sofort eine graue Farbe, und es setzt sich auf dem Boden des Gefäßes ein graues Präcipitat. Seihet man den bräunlichen Liquor durch, und vermischet ihn mit Pottaschensolution, so erfolgt wiederum eine Präcipitation, und es schlägt sich eine bräunlichgraue Substanz nieder.

10. Vermischet man das Galläpfeldecoct mit aufgelöstem Alaun, so wird dasselbe ein wenig trübe, nach und nach aber setzt sich ein weißliches Präcipitat. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine schwache citrongelbe Farbe. Seihet man dieselbe durch, und gießt etwas von einer Pottaschensolution hinein, so erfolgt wieder eine Präcipitation, und es schlägt sich eine häufige weiße Substanz nieder.

11. Wird endlich mit dem Galläpfeldecoct etwas von einer Zinnauflösung vermischet, so entsteht in demselben eine bräunlichweiße Farbe, und alsdenn setzt sich nach und nach ein Präcipitat, welches eine in das bräunliche

Farbe hat. Die darüber stehende Feuchtigkeit sieht sehr hellgelb aus. Wenn alsdenn der klare Liquor durchgeseihet, und etwas von Pottaschensolution hinein gegossen wird, so erfolgt eine Präcipitation, und es setzt sich eine bräunlichgraue Substanz. Der darüber stehende Liquor hat eine bräunliche Farbe.

Die jetzt angeführten Versuche geben zu erkennen, daß die Galläpfel größtentheils aus erdigen Theilen bestehen, mit welchen sich etwas weniges von einer harzigen Substanz vereinigt hat. Diese erdige Theile scheinen mit einem Sauren genau vereinigt, und durch dasselbe auflöslich geworden zu seyn, weil die zu Pulver gestoßenen Galläpfel sich größtentheils durch das Kochen mit Wasser in demselben auflösen laßen. Nun kann man zwar daher, daß die Galläpfel sich größtentheils im Wasser auflösen, noch nicht überzeuget werden, daß sie aus einer durch ein Saures auflöslich gewordenen Erde bestehen, weil, bekannter maßen, auch andere vegetabilische Substanzen, wie z. E. die gummichten, schleimichten, seifenhaften, und andere dergl. mehr, sind, sich im Wasser auflösen. Wenn man aber die Auflösung im Wasser, nebst den hier angeführten Versuchen, in Erwägung ziehet, so wird man von der erdigen Beschaffenheit der Galläpfel, und zwar von der durch ein Saures verursachten Auflöslichkeit der erdigen Theile überzeuget werden. Doch dieses ist nicht die einzige Mischung, auf welche man bey den Galläpfeln zu sehen hat. Mit diesen sauererdigen Theilen ist auch eine brennbare Substanz verbunden, welche mit diesen sauererdigen Theilen in eine genaue Vereinigung getreten ist. Diese brennbare Substanz scheint etwas von den Eigenschaften der harzigen Substanzen zu haben, und hängt mit den sauererdigen Theilen so genau zusammen, daß sie sich ganz und gar mit selbigen durch das Kochen mit dem Wasser vereinigen läßt. Außer diesen beyden Substanzen, nähmlich der sauererdigen und harzigen

Sub-

Subſtanz, findet man nichts weiter in den Galläpfeln, außer einigen überflüßigen erdigen Theilen, welche mit den erwähnten Subſtanzen nur locker zuſammen hängen, und ſich durch das bloße Kochen mit Waſſer leicht von ſelbigen trennen laßen.

Die Galläpfel ſcheinen, wie aus den vorhergehenden Verſuchen erhellet, eigentlich für ſich wenig von einer färbenden Subſtanz zu enthalten. Man erhält aber durch ſelbige, vermittelſt des Vitriols, eine ſchwarze Farbe; und zwar geben dieſelben, unter allen bekannten Körpern, vermittelſt welcher man ſchwarze Farben erhalten kann, die beſte Farbe.

I. Verſuche mit Tuch, welches in reinem Waſſer eingeweicht worden. Tuch, welches man in reinem Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer 48 Stunden weichen laßen, erhält aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgende Farben:

1) Mit Galläpfeln ohne Zuſatz eine ſehr ſchwache und blaſſe graue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.
2) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Theil grünen Vitriol, eine ſchwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.
3) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine ſchöne ſchwarze Farbe, welche ein wenig in das röthliche ſpielt.
4) Mit 1 Th. Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ſehr geſättigte ſchwarze Farbe, welche weder in das röthliche noch graue fällt.
5) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſehr dunkle ſchwarzgraue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche ſpielt.
6) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine etwas ſchwächere ſchwarzgraue Farbe, welche in das röthliche fällt.
7) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine helle bräunliche Farbe, welche ein wenig in das gelbliche ſpielt.

che fälle.

11) Mit 1 Th. G
keine Farbe, au
Anſehen, wie ein
ße gelblich gewo
und ganz und ga

12) Mit 1 Th. G
grünen Vitriol, e
Farbe, welche ſeh

13) Mit 1 Th. Gal
2 Th. grünen Vitr
ze Farbe, welche

14) Mit 1 Th. Gall
dem Gewichte nac
ſchöne geſättigte ſc

15) Mit 1 Th. Ga
1 Th. blauen Vi
bräunlichſchwarze

16) Mit 3 Th. Ga
blauen Vitriol, ein
ne Farbe, welche i

17) Mit 1 Th. Gall
grünen Vitriol, ei
wenig in das bräu

Anmerkungen über vor
ben eigentlich dem Tuche

daß das gelblich gewordene Tuch, wenn es anders gefärbt genannt werden kann, sehr leicht, und noch leichter, als ein weißes ungefärbtes Tuch, den Schmuz annehmen kann. Haben aber gleich diese Bereitungen, sowohl das Kochen mit bloßen Gall-Aepfeln ohne Zusaz, als das Kochen mit Galläpfeln und Alaun, für sich, in Absicht, dem Tuche auf diese Weise eine Farbe zu geben, keinen Nutzen, so können doch dergleichen Bereitungen, auf eine andere Weise betrachtet, wichtige Vortheile verschaffen. Es kann nähmlich das Kochen mit Galläpfeln zu einer Vorbereitung des Tuches dienen, welches von einer färbenden Materie, z. E. von der Curcuma, eine Farbe erhalten soll. Doch ist hierbey zu merken, daß das Tuch, wenn es mit Gall-Aepfeln gekocht wird, und in der nach und nach erkalteten Gall-Aepfelbrühe 24 Stunden, oder noch längere Zeit, liegen bleibt, weit stärker gefärbt wird, als durch das bloße Kochen und durch das gleich darauf erfolgte Abspühlen in kaltem Wasser geschieht. Denn in diesem letztern Falle erhält es eine sehr schwache gelb- oder bräunliche Farbe, da es hingegen im erstern eine sehr starke und gesättigte erdgelbe oder Lehmfarbe bekommt. Diese Verschiedenheit in der Vorbereitung macht auch hernach einen sehr beträchtlichen Unterschied in den Farben, welche auf das, durch Galläpfel vorbereitete, Tuch gebracht werden. Denn, wenn das Tuch mit Galläpfeln gekocht, und gleich nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlt wird, so fallen die darauf kommenden Farben bey weitem nicht so dunkel aus, als bey demjenigen Tuche geschieht, welches nach dem Kochen mit Gall-Aepfeln noch 20 und mehrere Stunden in der Brühe liegen geblieben; hingegen werden die Farben in dem letztern Falle fester, als in dem erstern.

Auf eben diese Weise ist es auch mit der Vorbereitung, welche mit Galläpfeln und Alaun vorgenommen werden, beschaffen. Wird das Tuch sogleich nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlt, so erlangt es fast gar keine Farbe, oder nur dasjenige Ansehen, welches bey dem Versuch No. 11. angemerkt worden. Läßt man aber das Tuch nach dem Kochen noch 24 und mehrere Stunden in der mit Alaun bereiteten Galläpfelbrühe liegen, so erhält es eine bräunliche Farbe, die aber bey weitem nicht so gesättigt und so stark ausfällt, als bey dem Tuche geschieht, welches in bloßer Galläpfelbrühe ohne Alaun eine Zeitlang eingeweicht worden. Auch diese Vorbereitung wird einen mannigfaltigen Unterschied bey den darauf kommenden Farben verursachen, und dieselben mehr und weni-

ger licht, aber doch allemahl etwas heller machen, als bey derjenigen Vorbereitung bemerkt wird, welche mit bloßen Gall-Aepfeln ohne Alaun vorgenommen worden. Ferner ist auch ein Unterschied, ob mehr oder weniger Alaun mit den Gall-Aepfeln gekocht wird; im erstern Falle werden die Farben heller und lieblicher, im letztern aber etwas dunkler, hingegen oft auch fester. Man kann nach dieser Anleitung verschiedene Arten Versuche unternehmen, und man wird bey jeder besondere Abfälle von Farben, und auch besondere Grade der Festigkeit bemerken.

Die Bereitungen der Galläpfelbrühen mit grünem Vitriol, färben das im Wasser eingeweichte Tuch mehr und weniger schwarz oder auch grau, nachdem die Proportion der Galläpfel und des Vitriols verschieden ist. Allzu viel Galläpfel verhindern die Schwärze, und machen mehr oder weniger graue oder schwarzgraue Farben, so wie der Vitriol, wenn er in gar zu großer Menge genommen wird, die vornehmste Ursache ist, warum die schwarze Farbe bisweilen in das rothe fällt. Außerdem aber schadet auch die gar zu große Menge desselben dem Tuche, indem die Fasern der Wolle zernaget werden, so, daß ein Stück Tuch, welches zu viel Vitriol erhalten hat, sehr leicht reißt und Löcher bekommt. Zu wenig Vitriol hingegen schadet in diesem Falle niemahls; allein, man wird auch, wenn die Quantität der Galläpfel die Quantität des Vitriols übersteigt, niemahls eine recht schwarze Farbe erhalten. Die schwarze Farbe, No. 2, welche dem Gewichte nach aus gleichen Theilen Galläpfel und grünem Vitriol hervorgebracht wird, fällt in das graue; weit schwärzer hingegen ist die Farbe No. 3, welche durch 1 Theil Galläpfel und 2 Theile grünen Vitriol verursacht worden; die stärkste schwarze Farbe hingegen ist No. 4, welche aus 1 Th. Galläpfel und 3 Th. Vitriol entstanden. Ob nun gleich diese letztere die beste ist, so ist doch nicht zu rathen, solche im Großen nachzumachen, weil die Quantität des Vitriols zu stark und dem Tuche nachtheilig ist. Ja, es ist nicht einmahl zu rathen, 2 Theile grünen Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel zu nehmen, weil die Quantität des Vitriols immer noch zu groß, und zu befürchten ist, daß die Waare dadurch zerfressen wird. Doch ist auch zu merken, daß, nachdem der Vitriol ist, auch mehr oder weniger genommen werden kann. Wenn man hierbey recht sicher verfahren will, so trockne man vorher den Vitriol ganz gelinde, und wiege alsdenn die gehörige Quantität ab, und vermische ihn mit der bestimmten Quantität Galläpfel. Ist der

Vi-

Vitriol recht trocken, so muß man allemahl etwas mehr Gall-Aepfel als Vitriol nehmen; und es werden alsdenn 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel zureichend seyn, eine gute schwarze und unschädliche Farbe hervor zu bringen. Es ist auch ein großer Unterschied in Ansehung der Bereitung selbst. Kochet man das Tuch mit gleichen Theilen Galläpfel und Vitriol in der schwarzen Brühe bis auf ein Viertel ein, und spühlt dasselbe nach dem Kochen sogleich in kaltem Wasser, so wird die Farbe bey weitem nicht so schwarz ausfallen, als wenn man das Tuch nach dem Kochen mit der schwarzen Brühe kalt werden, 10, 20 und mehrere Stunden darinn liegen läßt, und alsdenn erst rein spühlet. Bey einem solchen Verfahren, geben 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel ein stärkeres Schwarz, als wenn man gleiche Theile mit einander kochet, und das Tuch sogleich nach dem Kochen rein spühlet. Es ist aber auch wohl zu bedenken, daß, je länger das Tuch in der erkalteten schwarzen Brühe liegen bleibt, dasselbe immer mehr angegriffen wird; daher man in solchem Falle allemahl mehr Galläpfel, als Vitriol, gebrauchen muß. Es läßt sich hierbey keine allgemeine Regel in Ansehung der Proportion der Galläpfel und des Vitriols fest setzen, sondern es kommt hierbey auf die Güte und Beschaffenheit des Vitriols und der Galläpfel an, und man thut allezeit wohl, wenn man, ehe die Bereitung der Farbebrühe vorgenommen wird, erst einen Versuch im Kleinen machet, damit man erfahre, wie die Güte und Kraft des Vitriols und der Galläpfel beschaffen ist. Denn manchmahl kann man gleiche Theile Galläpfel und Vitriol gebrauchen, manchmahl aber muß man mehr Galläpfel als Vitriol zur Farbebrühe nehmen, wenn nähmlich letzterer trocken und kräftig genug ist. Ueberhaupt betrachtet aber lehrt die Erfahrung, daß die schwarze Farbe, wenn das Tuch ohne weitere Vorbereitung, sogleich aus der, vermittelst des Vitriols und der Galläpfel bereiteten, Brühe gefärbet wird, niemahls so schwarz und schön zum Vorschein kommt, als wenn das Tuch vorher einen andern gefärbten, vornehmlich einen blauen Grund erhalten hat, als in welchem Falle oft eine mit Vitriol und Galläpfeln bereitete schwarze Brühe, wozu 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil guten trocknen Vitriol genommen worden, eine sehr schwarze und gute Farbe verschaffet.

Je mehr man von den Galläpfeln nimmt, je weniger schwarz wird die Farbe, wie die schwarzgraue Farbe No. 5 beweiset, als welche aus einer mit 2 Theilen Galläpfel und 1 Th. gemeinen feuchten grünen Vitriol bereiteten Farbebrühe erhalten worden.

Es

Es gibt zwar diese angegebene Proportion des Vitriols und der Galläpfel, wenn ersterer gut und trocken ist, eine schwarze Farbe, hier aber fällt die Farbe merklich in das graue und braune. Der Grund hievon ist, weil 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil gemeinen grünen Vitriol, welcher noch darzu feucht war, zur Erzeugung einer schwarzen Farbe zu viel sind; ja, man erhält mit eben diesem Vitriol und 6 Theilen Galläpfel eine noch schwächere und mehr graue Farbe, welche aber doch noch in das schwarze fällt; 12 Theile Galläpfel aber gegen 1 Theil Vitriol, haben eine röthlichgraue Farbe gegeben, welche nicht das mindeste mehr vom Schwarzen gezeigt hat. Man kann also, nachdem man die Proportion der Galläpfel vermehrt, verschiedene Arten und Abfälle von grauen und bräunlichen oder andern Farben erhalten, vornehmlich wenn das Tuch vorher, ehr es in die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen kommt, einen andern Farbengrund erhalten hat.

Der blaue oder Kupfer-Vitriol macht mit den Galläpfeln ganz und gar keine schwarze, sondern eine mehr und weniger helle braune Farbe, wie die Versuche No. 7, 8, 9 zeigen. 1 Theil Galläpfel und 2 Theile blauer Vitriol, welche eine dunkelbraune Farbe geben, machen, daß das Tuch rauch wird; hingegen 2 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, welche eine sehr gesättigte braune Farbe, welche in das grünliche spielt, geben, verursachen, daß das Tuch sehr weich anzufühlen ist, und auch einen guten Glanz hat. Da 2 Theile grüner Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel das Tuch bey weitem nicht so rauch machen, als geschieht, wenn 2 Theile blauer Vitriol mit 1 Theil Galläpfel gebraucht werden, so kann man hieraus erkennen, daß der blaue Vitriol die wollenen Fasern weit heftiger, als der grüne Vitriol, angreift, und daß man also denselben in geringerer Quantität gebrauchen müsse. Es kann diese Art der Vermischung, nähmlich die Vereinigung des blauen V. mit den Galläpfeln für sich allein gebraucht werden, indem man dadurch zwar keine besonders schöne, aber doch auch brauchbare Farben erhält. Je mehr man Galläpfel nimmt, desto heller wird die Farbe, und desto mehr fällt dieselbe in das gelbliche, desto weniger aber wird dem Tuche geschadet. Je mehr man aber von dem blauen Vitriol nimmt, desto brauner wird die Farbe, und desto nachtheiliger ist es für das Tuch. Man sieht also hieraus, daß der blaue Vitriol, in Ansehung der wollenen Fasern, und anderer thierischer Theile, eine mehr beitzende Kraft, als der grüne, hat; und da dieses vornehmlich von der in demselben befindlichen

chen Kupfererde herrührt, so folgt hieraus, daß dieses metallische Salz mit besonderer Vorsichtigkeit, aber, eben dieser beizenden Kraft wegen, auch mit besonderm Vortheile in der Färbekunst zu gebrauchen ist. Nimmt man beyde Vitriolarten, so muß man die Proportion so einrichten, daß man etwas mehr Galläpfel, als von beyden Vitriolarten, nimmt, doch also, daß das Tuch dadurch eine gute schwarze Farbe erhalten kann. Z. E. 8 Theile Galläpfel, 6 Theile grüner, und 1 Theil blauer Vitriol, werden eine Farbebrühe geben, wodurch man nicht allein eine sehr schöne schwarze Farbe erhält, sondern welche auch so beschaffen ist, daß dem Tuche dadurch kein Schaden zugefüget wird. Es ist aber bey diesem Verfahren ebenfalls zu merken, daß man, wenn das Tuch sofort nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlet wird, noch keine so brennende schwarze Farbe erhält, als wenn man das Tuch in der erkalteten Brühe noch 6, 8 und mehr Stunden liegen läßt. Weil aber hierdurch das Tuch mehr angegriffen wird, so kann man die Proportion der Galläpfel etwas stärker machen. Man kann z. E. 18 Theile Galläpfel, 14 Theile grünen, und 1 Th. blauen Vitriol zur Farbebrühe nehmen, alsdenn das Tuch mit selbiger bis auf den dritten Theil einkochen, und in der erkalteten Brühe 12, 16 und mehr Stunden liegen laßen, ehe man es in kaltem Wasser rein spühlet. Auf diese Weise wird man nicht allein eine sehr schwarze, sondern auch dem Tuche unschädliche Farbe erhalten. Uebrigens gilt auch hier die oben bey der, vermittelst des grünen Vitriols und Galläpfel, zu bereitenden Brühe gegebene Regel, daß man sich vorher um die Beschaffenheit des dazu zu gebrauchenden Vitriols, und der Galläpfel, bekümmern, und deshalb erst einen Versuch im Kleinen anstellen müsse; damit man die gehörige Proportion bestimmen könne. Nimmt man überdieß mehr blauen als grünen Vitriol, allemahl aber mehr Galläpfel, als beyde zusammen betragen, so wird man verschiedene Abfälle von dunkelbraunen Farben erhalten, welche mehr oder weniger in das schwarze fallen. Hat außerdem das Tuch einen andern gefärbten, z. E einen blauen, gelben oder rothen Grund gehabt, so wird man so viele besondere Farben erhalten, als der Grund verschieden ist, und die dabey gebrauchte Proportion von Gall-Aepfeln die Quantität der beyden Vitriolarten übersteigt.

Andere Zusätze, als der blaue Vitriol ist, scheint die Vermischung des grünen Vitriols mit den Galläpfeln nicht zu vertragen. z. E Galläpfel, grüner Vitriol und Alaun, geben eine Brühe, worin das Tuch zwar eine schwarze Farbe erhält,

wie

wie der Verſuch No. 12 zeigt, die aber weit ſchwächer als andere aus grünem Vitriol und Galläpfeln, oder auch aus Gall-Aepfeln, grünem und blauen Vitriol erhaltene ſchwarze Farbe iſt, und ſehr deutlich in das graue und röthliche fällt. Eben ſo wenig erhält man eine gute ſchwarze Farbe, wenn man die Farbebrühe mit Cremor tartari verſetzt, wie der Verſuch No. 13 beweiſet. Den Eſſig ſcheint die Vermiſchung des grünen V. mit den Galläpfeln noch am beſten zu vertragen. Denn die Farbe No. 14, welche aus der mit Galläpfeln, grünem V. und Eſſig bereiteten Farbebrühe erhalten wird, iſt eine ganz feine ſchwarze Farbe, und hat mit der No. 3 angezeigten viel Aehnlichkeit, außer daß dieſe letztere etwas mehr in das röthliche fällt. Es ſcheint demnach das in dem Vitriol befindliche mineraliſche Saure durch den Eſſig etwas gemäßiget zu werden, ohne daß dadurch der ſchwarzen Farbe etwas abgeht. Vielleicht kann man, wenn man die rechte Proportion von dem Eſſig und grünen V. trifft, auf dieſe Weiſe die höchſte Schwärze erhalten, welche möglich iſt, ohne daß dem Tuche dadurch geſchadet wird.

Unter allen Vorbereitungen des Tuches, iſt, außer dem bloßen Einweichen im Waſſer, faſt keine einzige nützlich und zuträglich befunden worden. Die einzige Vorbereitung mit Eſſig iſt noch die beſte, und faſt noch beſſer als das bloſe Einweichen in reinem Waſſer. Die Vorbereitung mit Alaun taugt gar nichts, indem dadurch eine ſchlechte ſchwarze Farbe, welche in das weißgraue fällt, erhalten wird. Hat man aber die Abſicht, vermittelſt des grünen Vitriols und der Galläpfel graue Farben zu bereiten, ſo könnte dieſe Art der Vorbereitung, da nähmlich das Tuch in Alaunwaſſer gekocht und eingeweicht wird, einiger maßen Statt finden. So erhält man z. E. auf Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden, aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. grünen V. eine ganz gute graue Farbe, welche lieblicher ausfällt, als wenn das Tuch im bloßen Waſſer wäre eingeweicht worden. Die Vorbereitung durch Alaun ſcheint auch da Statt zu finden, wenn man vermittelſt des blauen V. und der Galläpfel hellbräunliche Farben erhalten will; z. E. 6 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, geben dem durch Alaun vorbereiteten Tuche eine ſo helle Farbe, welche faſt mehr gelb als braun iſt; da hingegen eben dieſe Proportion von blauen V. und Galläpfeln dem in bloßem Waſſer eingeweichten Tuche eine weit dunklere und braune Farbe verſchaffen. Dergleichen Farben, welche aus 6 und mehr

Thei-

Theilen Galläpfel und 1 Theil blauen V. auf das durch Alaun vorbereitete Tuch gekommen, scheinen zwar für sich keinen so besondern Nutzen zu haben, aber doch zu verschiedenen, vornehmlich gemischten, Farben einen guten und dauerhaften Grund zu geben. Die Vorbereitungen mit Kochsalz, Salmiak und andern dergleichen Mittelsalzen, sind auch nicht nützlich, weil durch diese in die Fasern der Wolle gebrachte Salze sowohl die Gall-Aepfel als auch der Vitriol in seiner Natur etwas verändert wird, und mithin der schwarzen Farbe desto mehr abgeht, je mehr von dergleichen Salzen sich in den Fasern der Wolle befindet.

II. Versuche mit Kattun, welcher im bloßen Wasser eingeweicht worden. Kattun in reinem Wasser eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Wasser 24 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Galläpfeln und Vitriol bereiteten Farbebrühen folgende Farben.

18) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze oder violette Farbe.

19) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine gesättigtere und schwärzere Farbe, als die vorhergehende ist, die aber noch sehr merklich in das rothe fällt.

20) Mit 1 Th. Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze Farbe, welche gesättigter als *No.* 18 ist, aber ein wenig mehr, als *No.* 19, in das röthliche fällt.

21) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, fast eine dergleichen Farbe, wie *No.* 20, welche etwas dunkler, wiewohl nicht schwärzer ausfällt.

22) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine sehr schwache schwarzrothe Farbe.

23) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine schwache schwärzliche Farbe, welche sehr stark in das rothe fällt.

24) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

25) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, ebenfalls eine sehr schwache, kaum merkliche bräunliche Farbe, welche aber doch etwas mehr in die Augen fällt.

26) Mit

in einer blozen Galläpfe
ein verändertes Anſehen
aber kaum für gefärbt g
Beſchaffenheit hat es n
Kattuns, welches derſel
mit gleichen Theilen Ga
Galläpfel und 2 Th. bla
und 25 angemerkt worde
Weiſe ein verändertes A
türlichen ungebleichten g
grachtet aber nicht für ge
Weiſe gebraucht werden
Anſehen erhält derſelbe,
Galläpfel und 1 Th. blau
gezeigt worden, dergeſtal
Kattun, ohne von einem
wohl gebraucht werden k
die erhaltene bräunliche
unangenehm iſt, und in
Ueberdieß aber können die
de dienen, ſo, daß ander
eine mehrere Feſtigkeit erh
ſättigteres Anſehen bekom

Was diejenigen Berei
und grünem oder Eiſenvit
man aus den von No. 1
den, daß der Kattun mit

III. Versuche mit Kattun, welcher durch blauen Vitriol vorbereitet worden. Wenn man, dem Gewichte nach halb so viel blauen Vitriol, als der Kattun beträgt, in einer hinlänglichen Quantität Wasser auflöset, und mit selbigem den Kattun eine halbe Stunde lang kochet, alsdenn in dem nach und nach erkalteten Bade noch vier Tage und Nächte liegen läßt, so erhält derselbe aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgendes Ansehen.

28) Mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

29) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Theilen blauen Vitriol, ein noch weniger verändertes Ansehen, so, daß man kaum etwas von einer bräunlichen Farbe gewahr wird.

30) Mit gleichen Theilen Galläpfel und grünen Vitriol, eine ziemlich gesättigte schwarze Farbe, die aber noch etwas in das röthliche fällt.

31) Mit 1 Theil Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze oder vielmehr röthlichviolette Farbe, die aber nicht gesättigt genug ist.

32) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, fast eine dergleichen Farbe.

33) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler und gesättigter ist.

34) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine gesättigte schwarzrothe oder violette Farbe.

Anmerkungen über obige Versuche. Es dienen diese Versuche zu einem Beweise, daß, obwohl der blaue Vitriol mit Galläpfeln nicht die geringste Spur von einer schwarzen Farbe erzeuget, wie die Versuche No. 28 und 29 darthun, derselbe dem ungeachtet zur Hervorbringung einer durch Galläpfel und grünen V. zu erhaltenden guten schwarzen Farbe vieles beyträgt, und eine schwärzere Farbe hervorbringen hilft, als ohne denselben durch bloße Galläpfel und grünen V. erhalten wird. Die Ursache davon ist wohl in der beitzenden Eigenschaft der Kupfer-Erde zu suchen, durch welche die erdigharzigen Bestandtheile der Baumwolle einiger maßen verändert und dahin gebracht wer-

werden, daß eine mehrere Quantität von den durch Galläpfel und grünen V. erzeugten schwarzfärbenden Theilen mit selbigen vereiniget, und noch darzu genauer verbunden werden, daher also die Farbe, weil sie gesättigter und gleichsam mehr concentrirt wird, dunkler und folglich auch schwärzer ausfallen muß. Man muß den blauen Vitriol entweder nur zur Vorbereitung des Kattuns gebrauchen, oder denselben bey den Farbebrühen, welche durch Galläpfel und grünen V. bereitet werden, in sehr kleiner Quantität zusetzen. Der 7te Theil von dem blauen V. gegen die ganze Vermischung von Galläpfeln und grünen V. scheint in dem Falle, wo der Kattun durch blauen V. vorbereitet worden, noch zu viel zu seyn, wie aus der zwar gesättigten, aber noch ins rothe fallenden Farbe No. 34, zu ersehen ist. Die beste unter den hier angezeigten Farben, ist No. 30.

IV. Versuche mit Kattun, welcher durch beitzende Lauge und Galläpfel vorbereitet worden. Man lösche von ungelöschtem Kalk, der nur aus dem Ofen gekommen, und fast noch lau anzufühlen ist, 5 Theile gehörig mit Wasser. Sobald der Kalk zerfallen und zu einem dünnen Brey geworden ist, setzt man einen Theil gute reine Pottasche hinzu, rührt alles wohl durch einander, gießt eine hinlängliche Quantität Wasser hinzu, und läßt die Vermischung wohl verwahrt 24 Stunden stehen. Nachdem der Liquor klar und hell geworden ist, gießt man das lautere und klare in einen kupfernen Kessel, setzt ungefähr den dritten Theil reines Wasser hinzu, und macht es warm. Mit dieser Lauge nun läßt man den Kattun eine Viertelstunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden liegen. Hierauf drückt man den gebeitzten Kattun gelinde aus, und läßt ihn trocken werden. Wenn dieses geschehen ist, kochet man den durch Lauge vorbereiteten Kattun in einer gesättigten Galläpfelbrühe eine halbe Stunde lang, und läßt ihn in der nach und nach erkalteten Brühe noch 48 Stunden liegen. Alsdenn drückt man den mit Gall-Aepfelbrühe durchzogenen Kattun gelinde aus, und läßt ihn wieder trocken werden. Der Kattun wird eine schwache bräunlichgelbe Farbe erhalten. Endlich weiche man

dieſen durch Lauge und Galläpfel vorbereiteten Kattun in warmem Waſſer etliche Stunden vorher, ehe man ihn färben will, ein, und bringe ihn alsdenn in die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen. Es wird derſelbe folgende Farben erhalten.

35) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichviolette oder ſchwache ſchwarze Farbe, welche ſehr deutlich in das rothe fällt, und nicht geſättigt genug iſt.

36) Mit 1 Theil Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine geſättigte röthlich ſchwarze Farbe, welche dunkler, als die vorhergehende, iſt, und bey weitem nicht ſo ſtark in das rothe fällt.

37) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ganz geſättigte ſchwarze Farbe, welche etwas in das rothe fällt.

38) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe, nur daß dieſelbe etwas ſchwächer und nicht ſo geſättigt ausfällt.

39) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine nicht genug geſättigte ſchwarze Farbe, welche in das röthlichgraue fällt.

40) Mit 4 Th. Galläpfel, 8 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine weit geſättigtere Farbe, welche viel ſchwärzer als die vorhergehende iſt, und weniger in das graurothe fällt.

Anmerkung über leztere Verſuche. Dieſe vermittelſt der beitzenden Lauge und Galläpfel unternommene Vorbereitung des Kattuns, ſcheint keinen ſolchen Nutzen, wie die vorhergehende, zu haben, welche mit blauem Vitriol angeſtellt worden. Keine einzige der hier angezeigten Farben, von No. 35 bis 40, fällt ſo dunkel und ſchwarz, wie die Farbe No. 30, aus, wiewohl auch dieſe noch nicht für eine vollkommene ſchwarze Farbe gehalten werden kann. Hat indeſſen dieſe Vorbereitung denjenigen Nutzen nicht, den man in Anſehung der ſchwarzen Farbe ſich verſprechen ſollte, ſo kann ſie doch gar füglich zur Bereitung dunkler und echter violetter Farben angewendet werden, vornehmlich, wenn man zugleich bey den Farbebrühen andere, hauptſächlich roth oder blau färbende Materien gebrauchet.

Aus allen dieſen von No. 1 bis 40 angezeigten Verſuchen iſt deutlich zu erſehen, daß die Vereinigung der

Gall-

Galläpfel mit grünem Vitriol den vornehmſten Grund zur Bereitung ſchwarzer Farben darreichet; wiewohl auch aus eben dieſen Verſuchen zu erkennen iſt, daß die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen, ohne einen andern Zuſatz, weder zum Schwarzfärben der aus Schafwolle, noch der aus Baumwolle gewebten Zeuge mit Vortheil zu gebrauchen ſind, indem erſtere zwar eine ſattſam ſchwarze Farbe bekommen, die aber oft, wenn keine andere Zuſätze dabey gebraucht werden, der Waare nachtheilig iſt, und letztere, die baumwollenen Zeuge nähmlich, niemahls eine rechte ſchwarze Farbe ohne andere Zuſätze erhalten können.

Hrn. B. R. Pörners chymiſche Verſuche und Bemerk. zum Nutzen der Färbekunſt, 1 Th. Leipz. 1772, gr. 8. S. 351—396.

In der Scheidekunſt bedienet man ſich der Galläpfel zur Unterſuchung der mineraliſchen Waſſer. Wenn dieſe ein vitrioliſches Salz, oder Eiſen- und Kupfertheile enthalten, werden ſie davon ſchwarzviolet oder purpurroth gefärbet, nachdem ſie mehr oder weniger dergleichen Zuſatz enthalten.

Es gibt ſehr geringhaltige Eiſenwaſſer, in welchen die Gegenwart des Eiſens auf die gewöhnliche Art, da man Theeboy, grünen Thee, Galläpfel, Eichenblätter, grüne Tannzapfen, rothe Roſen u. d. gl. entweder ganz oder halb gepülvert in das Waſſer thut, oder die Solutionen davon in das Waſſer gießt, mit welchem man Verſuche anſtellen will, ſchwer oder eigentlich gar nicht zu entdecken iſt. Auch zeigt ſich nicht einmahl in den ſtarken Eiſenwaſſern die rechte Farbe, weil dieſe Materien eine ſtarke Farbe in ſich ſelbſt haben, welche die rechte eiſenartige violette Farbe in den ſchwachen Waſſern verſchlucket, da ſolche das ſicherſte Zeichen von der Gegenwart des Eiſens iſt. In den ſtarken Waſſern verurſachen vorerwähnte Dinge eine dunkle Farbe, welche weder blau noch ſchwarz iſt, ausgenommen, daß ſie anfangs ein wenig blau iſt, ſich aber bald in eine aus braun und roth vermengte Farbe verwandelt; und da die rechte Eiſenfarbe gleichfalls darunter ſeyn kann, ſo iſt man ungewiß, ob ein ſolches Waſſer Eiſen enthält oder nicht.

Die Probe mit einem schwachen Eisenwasser, wird, nach Hrn. Salberg Vorschrift, im 5 B. der übers. Abhandl. der Königl. schwed. Akad. d Wissensch. a. d. J. 1743, S. 142, folgender maßen verrichtet. Man erwählet gelbe, reife und dichte Galläpfel, schneidet das Aeußere von ihnen ab, und stößt den innern Theil zu einem sehr zarten Pulver. Dieses Pulver thut man in ein trocknes Bierglas, und streicht oder reibet es mit dem trocknen Finger in dem Glase überall rings herum wohl an die innere Fläche des Glases. Hierauf schüttet man das Pulver aus, und bläset den Staub wohl heraus, so, daß kein Pulver, sondern allein die Fettigkeit der Galläpfel im Glase bleibt. In dieses Glas gießt man das Wasser, welches man prüfen will. Enthält nun das Wasser etwas reines eisenartiges, so wird es in einem Augenblicke mit einer reinen violblauen Farbe durchzogen, welche sich weder in roth noch in braun verändert. Der Unterschied, welcher hierbey zwischen hellern und dunkleen Farben des Wassers wahrzunehmen ist, gibt eine schwächere oder häufigere Gegenwart des Eisens zu erkennen. Diese Prüfungsart hat auch noch einen Vorzug der Richtigkeit vor den gewöhnlichen Proben, darin: Wenn die Tinctur rein eisenhaltig ist, und das Glas damit über Nacht bis des folgenden Tages gegen Abend ruhig stehen bleibt, so fällt die blaue Farbe zugleich mit dem Ocher auf den Boden des Glases nieder, und läßt das übrige Wasser klar.

Der innerliche Gebrauch der Galläpfel in der Arzeneykunst, ist nicht sicher anzurathen, indem solche noch stärker zusammenziehen und verstopfen, als die Eichenrinde.

Aeußerlich werden sie auf mannigfaltige Art gebraucht. Das damit abgekochte Wasser an schmerzhafte Zähne gehalten, ziehet viel Schleim aus, und stillet die Schmerzen. In Südhalland pfleget man, zur Linderung der Zahnschmerzen, einen zerschlagenen Gallapfel auf den Zahn zu legen. Die Wundschäden mit dem Galläpfeldecoct gewaschen, reiniget und heilet sie. Das Galläpfelpulver in faulende stinkende Schäden gestreuet, reiniget und trocknet sie. Wenn man die Aepfel zerstoßen in Essig siedet, und wie ein Pflaster auf die Pest-Beulen leget, so ziehen sie das Gift aus, und heilen.

Eben

Eben also auf den Magen gelegt, stillen sie das heftige Erbrechen; und auf den Unterleib gelegt, dienen sie wider den Gebährmutter-Vorfall. Einige empfehlen auch gebrannte Galläpfel, die in Wein und Essig geweicht worden, zur Stillung des Blutes, wenn sie über die Ader zerrieben geleget werden. Von dem Gebrauche der ausgehöhlten und in Franzbranntwein gelegten Gall-Aepfel, zum Herausziehen der Brustwarzen bey Personen, welche säugen wollen, siehe Th. VII, S. 126, f.

Eine besondere Art Galläpfel, sind die so genannten Knopern, Knoppern oder Knuppern. Sie wachsen an den Früchten der Eiche oder an den Eicheln, indem man allezeit etwas von der Eichel an ihnen findet. Sie haben die Gestalt der Galläpfel, sind aber etwas größer, und auf der Oberfläche unebener. Sie sind bey uns etwas seltenes, werden aber aus Ungarn, Mähren und Böhmen häufig zu uns gebracht. Nach des Hrn. Reg. R. v. Taube Bericht, in Dessen Abschilder. der engländ. Manufacturen ꝛc. 1 Th. Wien, 1777, gr. 8. S. 215, wachsen dieselben in Ungarn, Croatien, und sonderlich in Sclawonien, so häufig auf den Eichbäumen, daß sie jährlich 100000 Fl. fremdes Geld herein ziehen würden, wenn die Ausfuhre erlaubt wäre; doch ist dieselbe im J. 1774, zur See in den österreichischen Seehäfen am adriatischen Meere verstattet worden.

Wenn die Eiche in der Blüthe steht, und es regnet, so kriecht ein kleiner Wurm in die Blüthe, und verursachet, daß, an statt der Eichel, eine flache, seltsam gebildete, stachelige Mißgeburt wächst, welches eben die Knoppern oder Knospen sind. Vor 20 Jahren sah es der Landmann als eine Landplage an, wenn die Eichenwälder, an statt der Mast, Knospen trugen; jetzt hält er es in den an Oesterreich gränzenden Gespannschaften für einen Segen Gottes, weil er vieles Geld daraus lösen kann. Sie werden im October reif, fallen ab, und werden gesammelt. Aus Natolien kommen auch viele; sie sind aber weit theurer, als die ungarischen.

Die Färber können die Knoppern fast besser, als die ordinären Galläpfel, gebrauchen. Es suchen sie insonderheit die Schwarzfärber und Corduanmacher. Sie dienen auch zum Gärben, und es wird daraus, wenn sie vorher gepülvert, und hernach die Häute mäßig damit bestreuet worden, ein tüchtiges Sohlleder verfertiget. Hr. Kr. R. Pfeifer sagt, im 4 St. seiner vermischten Verbesserungsvorschläge ꝛc. Frkf. a. M. 1778. 8. S. 17, daß das Wiener Leder ihnen seine vorzügliche Güte zu verdanken habe.

Gallapfel-Fliege, Gallapfel-Wurm; siehe den folg. Artikel.

Gall-Insect, Cynips *Linn.* Unter diesem Nahmen versteht man diejenigen Insecten, welche mit ihrem Stachel Löcher in die Blätter und Blumen verschiedener Bäume und anderer Gewächse bohren, und ihre Eyer hinein legen, woraus hernach auf dergleichen Blättern Auswüchse, oder so genannte Gallen, entstehen. Einige nennen diese Thierchen Gallapfelwürmer und Gallapfel-Fliegen. Hr. Rösel nennt sie Gallenwespen, weil die ausgewachsenen Insecten den Wespen, denen sie aber nicht an Größe gleich kommen, einiger maßen ähnlich sehen. Einige Arten erreichen kaum die Länge einer Linie. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind nach dem Hrn. v. Linné folgende. Der Mund besteht aus zangenförmigen Kiefern ohne Rüssel, und der Stachel ist spiral, wie ein Bohrer, gewunden, steckt aber oft verborgen. Der Ritter v. Linné führt 19 Arten an, wovon er die meisten nach den Bäumen benennet, auf deren Blättern und Blüthen sie sich befinden. Außer den Eichen, auf welchen man die meisten antrifft, und auf welchen sie die Eichenrosen (s. Th. X, S. 269) und die kurz vorher beschriebenen Galläpfel veranlaßen, sind auch die Buchen, Weiden, Rosenstöcke, und andere Gewächse, der Aufenthalt dieser Insecten, deren Eyerchen, aus welchen kleine weiße Maden kommen, zwischen dem

Ober-

Oberhäutchen der Blätter ausgebrütet werden. Diese Maden finden in dem Auswuchse der Blätter, oder in den so genannten Galläpfeln, ihre Nahrung, und bleiben darin bis zu ihrer Verwandlung, nach welcher sie die Galläpfel vermittelst ihrer Gebißzange durchbohren, und als geflügelte Thiere zum Vorschein kommen. Die davon an den Weiden und Dornen entstehenden Auswüchse, werden Dornrosen (s. Th. IX, S. 442) und Weidenrosen genannt.

Neuer Schauplatz der Natur, 3 B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 261. Entwurf einer ökon. Zoologie, Lpz. 1778, gr. 8. S. 163.

Gall-Loch, siehe oben, S. 684.

Gall-Nuß, siehe Gall-Apfel.

Gall-Sucht, siehe Gallen-Sucht.

Gall-Thier, siehe Gelt.

Galla, Fr. Gala oder Gale, ein spanisches Wort, welches an einigen Höfen üblich ist, eine Festlichkeit, festliche Pracht, oder prächtige Kleidung zu bezeichnen. Der Hof ist in Galla, in festlicher Pracht, Fr. la cour est en gale. Es ist auf morgen Galla angesagt worden. Daher die Gallakleidung, oder Gallatracht, Fr. Habit de gale, der Gallatag u. s. f. Ohne Zweifel ist dieses Wort zu Carls V Zeiten mit andern spanischen Wörtern und Gebräuchen an den deutschen Höfen bekannt geworden.

Zu der Galla erscheint jedermann, der die Entrée bey Hofe hat, nach Maßgabe des Ansagens, in prächtiger Kleidung für sich, seine Equipage und Bedienten, und machet bey den höchsten Herrschaften Cour. Nach der verschiedenen Wichtigkeit der Umstände, wegen welcher Galla angesaget wird, gibt es halbe und ganze, kleine und große, gedoppelte, Trauer- und Ordens-Galla. Zu den ordentlichen Gallatagen, die man aus den Hof- und Staatskalendern, auch Hofmarschallamtsanzeigen, schon zu Anfange jeden Jahres weiß, gehören die Geburts- Namens- Vermählungs- Thronbesteigungs- und Krönungs- oder Regierungsantritts-Feste bey weltlichen Herren, bey geistlichen aber die Tage ihrer Wahl, Consecration und Inthronisation. Die außerordentliche Galla bezieht

sich auf nicht vorhergesehene erfreuliche Fälle, und wird, nach der Größe derselben, zuweilen auf 2, 3 und mehrere Tage Galla angeleget. An dem römisch-kaiserlichen Hofe gab es vormahls, nach der eingeführten spanischen Etiquette, sehr viele Gallatage; der jetzige Kaiser, Joseph II. aber hat dieses beschwerliche Ceremonielwesen abgeschaffet, und das Neujahrs-Fest zum einzigen solennen Gallatage im ganzen Jahre festgesetzt, auch statt der spanischen Mantelhabite französische Gala-Kleider zu tragen erlaubet. Die Trauergalla erkennet sich an denjenigen Gallatagen, welche in die Zeit einer Hoftrauer fallen. Die Cavaliers und Damen tragen dazu Kleider von schwarzen Gros de Tours oder andern schwarzen seidenen Zeugen mit erhobenen Fäden. Bey kleiner oder halber Galla ist es genug, in simpeln seidenen oder sammtenen Röcken mit reichen Westen zu erscheinen. Bey großer Galla nimmt man schwere von Gold oder Silber gewirkte Zeuge, welche noch überdieß gestickt, oder mit Spitzen frisiert sind, wiewohl auch neuerlich verschiedene Höfe eigene Galla-Uniformen für Cavaliers und Damen nahmentlich vorgeschrieben haben. Die so genannten Mousquetärtressen machen keine Galla, sondern es müssen Lahntressen seyn. Ein Mannskleid mit zugeschlossenen Aermeln, und glatt anliegenden kleinen Aufschlägen, macht ebenfalls nicht Galla, wenn es auch noch so kostbar wäre. Die Galla der Damen besteht, in Ansehung der Form der Kleidung, in Roben, welche insgemein aus reichen und schweren Stoffen gefertigt sind; der übrige Staat beruhet auf kostbaren Spitzen und Edelsteinen.

Die Galla-Livree der Bedienten, die Galla-Kutsche ꝛc. müssen von verhältnißmäßiger Wichtigkeit, und nach einem guten Geschmacke eingerichtet seyn.

Gallande, eine Pfirsichsorte; s. unter Pfirsiche.

Gallatura, der Hahnentritt; siehe Th. XI, S. 739.

I. Galle (*), eine Benennung verschiedener rundlicher Erhöhungen.

1. Der außerordentlichen Auswüchse an den Blättern und Pflanzen, wie z. E. der Galläpfel, welche in mehrern Gegenden nur Gallen heißen.

Die

(*) Daß Gall, Galle schon von den ältesten Zeiten an etwas Erhabenes, Rundes bedeutet hat, erhellet unter andern auch aus dem Hebr. גלל. ein Hauſe, גלל. wälzen, גלגל. ein Rad u. s. f. Siehe Gallapfel Anmerk.

Die neuern Beobachtungen lehren uns, daß die Gallen Auswüchse sind, welche durch den übermäßigen Wachsthum eines gewissen Theiles des Baumes oder der Pflanze entstehen; eine Wirkung von dem Stiche gewisser Insecten; folglich haben sie entweder einen, oder mehrere Würmer in sich, welche sich nachher in eben dergleichen Insecten verwandeln, als von denen sie entstanden sind.

Malpighi hat einen eigenen Tractat von den verschiedenen Gallenarten geschrieben, welchen man in dem ersten Theile seiner Werke, wo er von der Anatomie der Pflanzen handelt, findet. S. *Marcelli Malpighii* Opera, Lugd. Bat. 1687, 4. S. 112, fgg. Es hat nachher der Hr. v. Reaumür, in seinen Memoir. pour servir à l'hist. des Inf. To. III, P. 2, Mem. 12, eine vortreffliche Abhandlung von den Pflanzengallen, von ihrer Entstehungsart, von ihren verschiedenen Gestalten, und von den Insecten, welche sie in sich haben, und um deren willen sie eigentlich gemacht sind, geliefert.

Siehe auch Bonnet Betracht. über die Natur, 1772, S. 189. 190.

Eb. Deſſ. und anderer berühmten Naturforscher Abhandl. aus der Insectologie, S. 391.

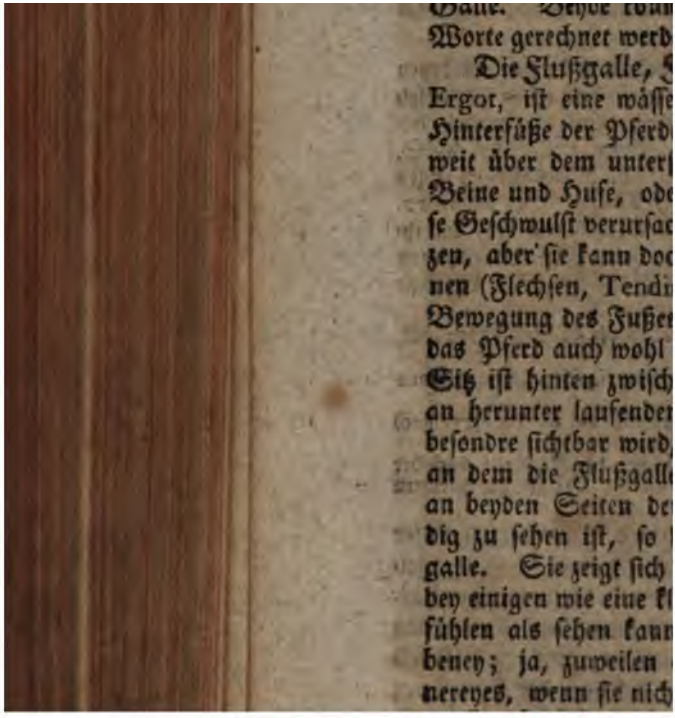
Eb. Deſſ. Considérat. sur les corps organiſ. To. II, Art. 325, nach des Hrn. P. Göze Ueberſetz. S. 214.

Hrn. Degeer Abhandl. zur Geſchichte der Inſekten, nach der mit vielen lehrreichen Anmerk. begleiteten Ueberſetz. des gelehrten Hrn. Paſt. Göze, Lpz. 1776, gr. 4. S. 56.

2. Eines fehlerhaften häutigen Auswuchses unter der Zunge der Pferde, in der Größe einer Bohne, welcher ihnen das Trinken beschwerlich machet: Fr. Barbes, oder Barbillons (*). Man sperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an sich, und schneidet die Gallen mit einer Scheere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salz oder Eſſig reibet: so iſt das Uebel geheilt.

Erp.

(*) In dem Catholicon, ou Dictionnaire univ. de la langue françoiſe, litt. B. S. 62, wird Barbes oder Barbillons, der Froſch oder die Kröte unter der Zunge genannt, und alſo mit dem oben, S. 184, beſchriebenen Zufall, Fr. Fève oder Lampas, verwechſelt.



mäßige Arbeit veranlaßt werden. Bey einigen Pferden iſt es ein Naturfehler, der ihnen von der Mutter angeerbt worden; und dieſe ſind faſt unheilbar. Bey andern aber entſtehen ſie von außerordentlicher Erhizzung zur Winterszeit im Koth oder Froſte, wenn es um Mittag aufbricht, und das Pferd ſich dabey erhizt, und nachher nicht abgewaſchen wird, auch wohl noch dazu in kalten Ställen ſtehen muß. Ueberhaupt iſt dieſer Zufall ſelten aus dem Grunde zu heilen, indem er gemeiniglich bald wieder zum Vorſchein kommt, wenn er ſich auch einmahl hat vertreiben laßen.

Man kann gegen die Flußgallen entweder zertheilende Mittel, oder Zugſalben und beizende Mittel, oder auch das heiße Eiſen gebrauchen. Durch das leztere richtet man zwar das mehreſte aus, nur erfordert es Behutſamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verlezte; und es iſt auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß davon eine Narbe zurück bleibt.

Ein zertheilendes Mittel, iſt Branntwein und ſpaniſche Seife, womit man die Füße wäſcht. Solches gibt einen Schaum, den man ſich darauf ſezen laßen muß, bis er ſich einzieht.

Die edle Reitkunſt, Eiſenach 1771, gr. 8. S. 223.

Zu einer Zugſalbe, vermiſcht man 6 Loth Bilſen-Krautpflaſter (Empl. de hyoscyamo) mit einer hinlänglichen Quantität Lorbeerenöhl (Ol. laurinum), um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und ſezt alsdenn 2 Loth rothes Präcipitat (Mercur. præcipit. rubr.) und ½ Loth pulveriſirte ſpaniſche Fliegen (Pulv. cantharidum) hinzu. Dieſe Salbe ſtreicht man auf Leder, und leget es ſo lange auf den Ort der Flußgalle, bis ſich ein Schorf darüber ſezt, welches in 3 bis 4 Tagen geſchehen wird. Alsdenn beſtreicht man den Schorf mit Butter oder Oehl, und läßt ihn von ſelbſt abfallen. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare

über

über der Flußgalle abscheeren, und, so lange die Salbe auf dem Schaden liegt, das Pferd so hoch anhängen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welche ihm innerlich sehr schädlich seyn würde.

Erxleben prakt. Unterr. in der Viehartzneyk. S. 56.

Zu den schärfer beitzenden Mitteln, gehören folgende. Man nimmt: Schweinschmalz, 2 Loth; Honig und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; spanische Fliegen, ungarischen Vitriol, sublimirt Queckſilber, Arſenik und Paradieskörner, von jedem ½ Loth, mischet alles zu einer Salbe, und beſtreicht die Flußgallen alle 3 Tage damit. Sie laufen nach und nach aus, und heilen von ſelbſt. Dieſe Salbe muß in einem ſteinernen oder gläſernen Geſchirre aufbehalten werden.

Oder, man nimmt: Euphorbium, ſpaniſche Fliegen, und ſublimirt Queckſilber, von jedem 2 Loth; venediſchen Terpenthin, 8 Loth. Man macht den Terpenthin über Kohlen ein wenig warm, rührt obige Species darein, und vermiſcht es alſo zu einer Salbe. Alsdenn leget man es, nachdem vorher die Haare rein abgeſchoren worden, wie ein Pflaſter über die Flußgallen, in eben der Größe als der Schade iſt. Damit das Pferd dieſes Pflaſter nicht abſtreichen könne, befeſtigt man es mit einer Binde.

Auch kann nachfolgendes Mittel mit gutem Nutzen gebraucht werden. Man nimmt: Scheidewaſſer, Spick- und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; Terpenthinöhl und Wein-Geiſt, von jedem 2 Loth; Wachholderöhl, 3 Loth; rühret alles wohl unter einander, und beſtreicht die Galle täglich damit. Sollte ſie aber, wie es geſchieht, auslaufen, ſo heilet man den Schaden mit folgendem Pflaſter. Man nimmt weißen Tragant, 6 Loth, läßt ihn in 1 Quart Weineſſig 24 Stunden weichen, thut 3 Loth rothen Bolus, und das Weiße von 3 Eyern hinzu, reibet alles wohl unter einander, und hebet es in einem glaſurten Geſchirre auf.

Fränkiſche ökonomiſch-landwirthſchaftliche Manchfaltigkeiten, 2 B. 1 St. Schwabach 1778, 4. S. 34, f.

Wenn man ſich aber lieber des Feuers bedienen will, ſo ſticht man einige mahl mit einem ſpitzigen heißen Eiſen in die Flußgalle behutſam hinein, bis das

Waſſer

Wasser heraus läuft, worauf man diese Stellen mit Digestivsalbe verbindet. Nach 24 Stunden kann man alsdenn ein zusammenziehendes Pflaster, z. E. das Empl. de lapide calaminari, darüber legen, und damit die Brandstellen wieder zuheilen.

Erxleben, a. ang. O. S. 57.

Herr L. K. R. v. Schönfeld sagt, er habe die Flußgallen weder durch Beißen noch Brennen glücklich curiren können. Die Pferde wären sehr unleidlich geworden, ehe die Gallen zu vertreiben waren, weil Haut und Haare abgehen; und wenn auch einige Feuchtigkeit heraus gezogen worden, so sey doch der Grund der Galle immer geblieben, die in kurzem sich wieder vergrößert, und Schandflecke zurück läßt. Das beste Mittel, welches er an vielen Pferden mit Nutzen gebraucht, und womit er die Gallen gänzlich vertrieben habe, wäre dieses, daß man dieselben täglich einmahl mit einer Salbe reibet, auch, wofern es die Gelegenheit verstattet, mit einem heißen Eisen einbrennet. Die Salbe besteht bloß aus der Hälfte wilden Katzenfett, und der Hälfte Aeschenfett. Hiervon aber sey die Spat-Galle ausgenommen, welche gemeiniglich ein ererbtes Uebel, also nicht wohl zu vertreiben, allenfalls aber durch das angezeigte Mittel zu mindern ist. Am besten wirke dieses Mittel, wenn man, wie bey allen Krankheiten, bey Zeiten zu Hülfe kommt, und das Uebel nicht erst zu tief einwurzeln läßt; denn wenn sich die Flußgallen verhärten, und gleichsam zu einem harten Gewächs werden, so ist damit gar nichts vorzunehmen.

Die Landwirthschaft und deren Verbesserung, nach eigenen Erfahrungen beschrieben von Joh. Gottl. v. Schönfeld. Lpz. 1773, gr. 8. S. 490.

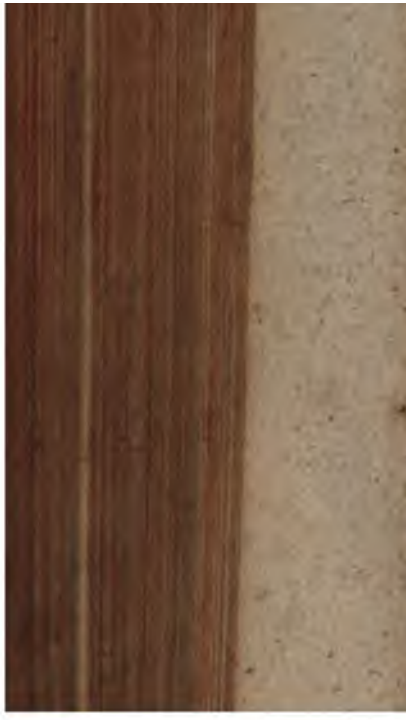
Manche sind darauf gefallen, die mit einer Feuchtigkeit oder einem gelben Wasser angefüllten Flußgallen damit zu curiren, wenn sie ihnen den vermeinten Zufluß der Feuchtigkeit dadurch benähmen, daß sie dem Pferde die Blase schneiden, welches mit vielen Schmerzen des Pferdes geschieht, dasselbe

auch

Mangel die Steingalle genannt haben. Weil aber auch zum öftern in hohen, hohlen, so genannten Esels-Hufen, Steingallen anzutreffen sind, bey welchen weder das Hufeisen, noch unter demselben gesammelter Grand oder Steine, die Gegend der Steingallen hart drücken können, so müssen noch außerdem wohl andere Ursachen seyn, durch welche die Steingallen entstehen können; wovon ich weiter unten ein Mehreres sagen werde. Dergleichen rothe Flecken, wie die Steingalle ist, werden auch ins besondere bey platten oder Vollhufen hin und wieder in der Hornsohle, vorn bey der Zehe, oder neben der Spitze des Strahls, ja bisweilen wohl gar auf dem Strahl, wahrgenommen. Diese nennt Herr Kersting, um sie von den Steingallen zu unterscheiden, rothe Sohlenflecken; der Hr. Baron v. Sind nennt sie blaue Mähler, die Steingallen aber dürre blaue Mähler; siehe Th. V, S. 619, fgg.

Sowohl die Steingallen, als auch die hin und wieder in der Hornsohle anzutreffenden rothen Sohlenflekken, entstehen allemahl aus einer vorhergegangenen Entzündung in der Fleischsohle an derselben Stelle. Diejenigen Ursachen aber, welche zu einer Entzündung in der Fleischsohle Anlaß geben, sind bereits oben, im Art. Fuß-Entzündung, S. 546—548, gezeigt worden, und hier zu wiederhohlen unnöthig. Daß aber außer diesen Ursachen auch noch Steingallen öfters daher kommen, wenn die Pferde, wie in großer Herren Marställen gewöhnlich ist, trocken stehen, lehret die Erfahrung, indem sie weit seltener bey Landpferden, welche im Stalle auf Mist oder auf leimigen Boden stehen, angetroffen werden.

Es laßen sich hier ganz natürlich die Fragen aufwerfen: warum die Steingalle mehr in schmalen, hohen, als in guten minder hohl gebildeten Füßen angetroffen werde? da doch dieser ihre Hornsohle viel leichter von dem Erdboden gedrückt werden kann, weil sie



Steingallen bey u
als bey beschlagenen
ohne Ausnahme,
Ecken des Fußes en
dergleichen mehr in
genen, angetroffen
das Gegentheil bew
beantworten zu kön
stalt der innern Se
überall, auf ihrer
kehrten Fläche, um
sie hat, wenn der
dünn ausgewirkt ist
Fläche da erhöhet, w
jenigen Gegend ver
Bey den Ballen a
die Steingallen ges
von außen die Hor
zum Fuße lenket, bi
von beyden Seiten
welche hier in Ansehe
beträgt, und hinten
immer niedriger, un

anderswo, gedrückt, ja, sie wird davon vorzüglich in den Ecken, gleichsam wie von einem stumpfen Nagel gestochen. Dieses alles mit noch mehrerer Deutlichkeit einsehen zu können, betrachte man die innere Hornsohlenfläche an einem abgefallenen Huf; alsdenn wird man sich gewiß die vorher aufgeworfenen Fragen selbst beantworten können. Man wird auch sodenn mit Ueberzeugung einsehen, daß 1) darum die Ecken bey den Ballen derjenige Ort seyn, wo die Steingallen entstehen, weil hier die Fleischsohle durch die scharfe Erhabenheit der Hornsohle weit mehr, als anderswo, gedrückt wird, mithin hier die Fleischsohle auch leichter, als anderswo, entzündet werden muß. 2) Weil bey schmalen hohen Füßen auch diese Erhabenheiten der Horn-Sohle mehr hoch und gleichsam spitziger, als bey gut gebildeten Füßen, sind: so sind auch daher jene mehr, als diese, den Steingallen ausgesetzt. 3) Weil bey dem Niedertreten jedesmahl der stärkste Druck auf die innere Seite des Fußes, oder auf dessen innere Wand geschieht, und mehrentheils die innere Wand schwächer ist als die äußere: so entstehen die Steingallen auch mehr in den innern, als in den äußern Ecken. 4) Unbeschlagene Pferde behalten ihre natürliche Stärke der Hornsohle, und werden derselben nicht, wie leider bey dem Beschlage durch das Auswirken geschieht, beraubet; ihre Stärke hält den so sehr schädlichen Druck wider die Fleischsohle ab, und üble Folgen werden dadurch verhütet. 5) Pferde, die in trocknen Ställen zu stehen gehalten werden, deren Füße sind auch daher geneigt zusammen zu trocknen, wodurch die Hornsohle schmäler und mehr nach dem Fuß hingebogen wird. Alles dieses zusammen genommen gibt Anlaß, daß daher bey den Ecken des Fußes die Fleischsohle geklemmet, mithin hier Veranlaßung zu einer Entzündung gegeben wird.

Eine sehr seltsame Beschreibung der Steingallen findet man in der deutschen Uebersetzung von D. Heinr. Brakens Roß-

Krankheiten der Pf
8. wie beynahe alles,
Gallen, aus Brakens

Die Steingallen
als wenn das Hufe
Sohle in den Ecke
daß man die Farb
Weil aber eine solch
Kaufe, ins beſonder
gebräuchlich iſt: ſo
und äußere Bildung
che die Gegenwart d
lenflecken verrathen
durch auf die Gedan
Steingallen haben k
zu ſchicklichen Meſſe
überall, rein ab, l
werden kann; kom
Flecken zum Vorſche
Steingallen gewiß.
d. i. in wie weit die
ten ſeyn, ſolches läßt
len, als bis das Huf

Pferd davon schmerzhaft gehe, oder nicht; daher sind sie bisweilen wenig und ein ander mahl vielbedeutend. Vielbedeutend sind sie, wenn 1) das Pferd auf hartem Boden davon schmerzhaft geht, oder wohl gar hinket; 2) wenn der Umfang der Steingalle groß ist, und eine dunkelrothe Farbe hat; wenn das abgeschnittene rothe Horn sehr locker ist, und gleichsam wie ein verdicktes Blut aussieht, oder aber sich wie vertrocknetes Blut zerreiben läßt; 3) wenn der Fuß niedrige und eingebogene Wände hat; und 4) wenn die Wand, da wo die Steingallen zugegen sind, von der Hornsohle abgesondert, und nicht mit derselben, wie bey einem gesunden Fuße, vereinigt ist. Hingegen sind solche Steingallen wenig zu fürchten, wenn 1) das Pferd gar nicht, auch nicht auf steinigem Boden schmerzhaft geht; 2) wenn sie einen kleinen Umfang haben, und ihre Farbe blaßroth oder nur gelb ist; 3) wenn die von der Steingalle abgeschnittenen Hornspäne zäh und beynahe dem gesunden Horne gleich sind; 4) wenn der Fuß eine gute Gestalt hat, dessen Wände stark, nicht einwärts gebogen, und mit der Hornsohle vereinigt sind.

Die mehresten Steingallen rühren wohl unstreitig davon her, weil man bey jedem Beschlage die Hornsohle in den Ecken zu dünn auswirket, und hierdurch dieselbe dermaßen schwächet, daß sie bey jedem Drucke nach der Fleischsohle hin gebogen, und diese von der innern scharfen Erhabenheit der Hornsohle schmerzhaft gedrückt wird; siehe oben, S. 723. Da es nun eine ausgemachte Regel ist, daß man zuvor die Ursache eines Schadens hinweg schaffen müsse, ehe man denselben zu heilen gedenkt; ja, wer weiß es nicht aus Erfahrung, wie oft die Natur die Heilung des Schadens bloß selbst zu vollbringen weiß, wenn nur die Ursache desselben weggenommen ist: so folgt hieraus, daß das dünne Auswirken bey Füßen, welche Steingallen haben, schädlich, und weniges Auswirken dienlich sey. Dieses hat eine

gedrückt werden kann
bald aber deſſen Hufe
ken und hart werden,
dere auf hartem Bod
haft gehen. Eben
der Steingalle durch
dem Fuße ſchief getre
dem Erdboden gedrü
wohl im Gehen als
wiederhohlten Druck
wo die Steingalle ſi
dung, welche mehr
und das Schwären
davon entſtehenden
ße der Entzündung
gemäß; ins beſond
allemahl ein ſchmerz
das Pferd bisweilen

Daß ein Pferd
Steingalle hinke, ſ
ſelbe im Gehen nicht
will; 2) wenn, na

mehresten Schmerzen vom Kneipen der Zange zu empfinden verräth. 4) Wenn aber die Steingalle zum Schwären gelangt ist, so wird über derselben der Saum dick, und der Eiter bricht hinter der Wand hervor.

Fast in allen Pferdearzeneybüchern, wird als ein Hülfsmittel wider Steingallen vorgeschrieben, daß man die Sohlen in den Ecken nebst der Steingalle, bis auf das Bluten, wegschneiden soll. Dieser schädliche Gebrauch ist so allgemein geworden, daß auch ein jeder Dorfschmied, so bald er bey dem Beschlagen das geringste von Steingallen wahrnimmt, sich verbunden hält, die Hornsohle in den Ecken nebst den Steingallenflecken bis auf das Blut weg zu schneiden, in der Hoffnung, daß, weil der rothe Flecken der Steingalle weggeschnitten worden, auch dieselbe hernach nicht wieder zum Vorschein kommen könne. Allein, die Folge lehret das Gegentheil, indem das Pferd nicht nur öfters davon stärker hinket, sondern nachher auch die Steingalle mit dem wachsenden Horne wieder von neuem erscheint. Und wenn es sich auch einmahl zutrüge, daß ein Pferd besser gehen könnte, nachdem ihm auf die eben beschriebene Art die Steingallen ausgeschnitten worden, so rührt dieses bloß daher, weil vorher das Hufeisen bey der Stolle auf dem Orte der Steingalle aufgelegen und daselbst gedrückt hatte, und hernach dieser Druck durch das Wegschneiden des Horns auf eine kurze Zeit vermieden worden ist. Noch mehr ist es zu mißbilligen, wenn Schmiede, nachdem sie den Ort der Steingalle vom Horn entblößt, und dasselbe bis auf das Blut weggeschnitten haben, diese Stelle mit Scheidewasser, mit Vitriolöhl oder mit Spießglasbutter begießen, und hiermit den Schaden auszurotten suchen. Sie erreichen dadurch ihren Endzweck keinesweges; vielmehr wird durch dergleichen fressende Mittel nicht nur die Entzündung vermehrt, sondern es werden auch bisweilen die Flecken der Fleisch-Sohle, aus welchen die hornigen Röhrchen entspringen,

churſächſ. Landphyſ
ſenen Mittel zu halten

„Man laße das
„Schmied auf die S
„öffnen, und mit ein
„Hierauf nehme man
„ungelöſchten Kalk, zu
„Dieſe drey Dinge n
„Kügelchen davon, in
„iſt, und thue eins in

Ich bin überzeu
geheilet werden könn
Schmerzen geplagte
ße abzureißen nöthi
muß in ſeinen Beru
gen das kranke Vieh
ben, und nicht in u
ſeine Vorzüge oder ſ
mehr den ſanfteſten

Das Sohlen-Au
Deutſchland ſo ſtark im
und Brabant iſt, daß
halten ward, welcher
geringen, Hufſchaden ſ

umhangenen Zahnarzt unter einem großen Haufen von Menschen stehen sieht, die des Marktschreyers Kunst in tiefster Ehrfurcht bewundern.

Eine geringe Steingalle, welche sich bloß mit einem rothen Flecken in den Ecken der Sohle zeiget, mit welcher keine Empfindung verknüpft ist, und wovon das Pferd im Gehen keinen Schmerz empfindet, wobey zugleich der Huf eine gute Gestalt, d. i. keine niedrige Tracht oder eingezogene Wände hat; eine solche Art von Steingalle wird schon die Natur für sich allein heilen, wenn nur die Sohle in den Ecken nicht ausgeschnitten, sondern dieselbe bey aller ihrer Stärke erhalten wird. Zugleich muß man dahin trachten, den Fuß weich zu erhalten. Man kann daher, in dieser Absicht, jeden andern Tag, den Einschlag No. 1 (*), oder No. 2 (**), auf die Sohle legen, oder, wie man es mit dem Kunst-Worte nennt, den Fuß damit einschlagen. Nicht weniger ist es auch dienlich, den Huf oben bey dem Saum, ins besondere an den Wänden mit einer guten Hornsalbe, (dergleichen an seinem Orte vorschreiben werde) jeden andern Abend zu schmieren. Bey diesem Verfahren wird der rothe Flecken der Steingalle nach und nach blasser werden, und endlich ganz verschwinden.

Wenn aber der mit Steingallen behaftete Fuß eine niedrige Tracht, oder einwärts gebogene Wände hat, so muß vor allen Dingen darauf gesehen werden, diese Fehler zu verbessern, und durch den Beschlag es dahin zu bringen, daß der Fuß höhere, und statt einwärts, nunmehr auswärts gebogene Wände bekomme. Denn, weil niedrige oder einwärts gebogene Wände die Ursa-

(*) Einschlag No. 1. Leinöhlkuchen, mit einer hinlänglichen Quantität Urin zu einem Brey gemacht.

(**) Einschlag No. 2. Man nehme Lehm oder Thon-Erde 2 ℔, und mische es mit ½ ℔. Schweinschmalz und genugsamen Wasser zu einem Brey.

die Hornsohle zu sehr geschwächt wird. Dieses aber kann vermieden werden, wenn man mit dem angezeigten Messer bloß das roth gefärbte Horn aus der Ecke heraus gräbt, das gesunde aber stehen läßt, so, daß die noch gesunde Hornsohle in den Ecken ihre nützliche Stärke behält. Es darf aber in diesem Falle die Steingalle nicht bis zum Bluten auf die Fleischsohle hinunter ausgegraben werden, sondern es ist tief genug, wenn man beynahe bis zu der Fleischsohle hin gekommen ist. Die Absicht des Ausgrabens ist nur die, daß das hernach angebrachte Hülfsmittel desto leichter in den entzündeten Ort der Fleischsohle wirken könne; und es geschieht nicht, wie man insgemein glaubt, um deswillen, daß das rothe Horn die Fleischsohle nicht stechen möge, weil es nicht der Dorn ist, wodurch die Fleischsohle gestochen wird, sondern es ist nur die Folge von der Entzündung der Fleischsohle in den Ecken.

Nachdem nun das rothgefärbte Horn, nach der gegebenen Vorschrift, bis beynahe auf die Fleischsohle herausgegraben ist, thue man etwas weniges von einer aus gleichen Theilen Bals. Arcæi und Vogu. basilic. bestehenden Salbe, oder von venedischen oder auch nur gemeinen Terpenthin, in einen eisernen Löffel, laße es darin auf gelindem Kohlfeuer äußerst heiß werden, und gieße es in die gemachte Grube, stopfe sodenn etwas Flachs hinein, und nagele das Eisen wieder auf den Fuß. (Falls man keinen eisernen Löffel hätte, kann die Grube mit einem der gedachten Mittel angefüllet, und ein heiß gemachtes spitziges Eisen nahe daran gehalten werden, damit das Mittel in der Grube schmelze). Dieses Eisen kann man alle zwey Tage vom Fuße abnehmen, die Steingallengrube, wie zuerst, verbinden, und solches etliche mahl wiederhohlen. Uebrigens ist noch dabey zu beobachten, daß die Grube jedesmahl so mit Flachs verstopfet und ausgefüllet werden muß, daß kein Koth oder Grand in derselben sich einsammeln könne. Dabey wird

jeden

jeden Abend von den Einschlägen, No. 1 oder 2, etwas auf die Sohle geleget, und zugleich auch die Wand mit Horn-Salbe geschmiert. Nach diesem Verfahren wird das Pferd bald besser gehen; geschähe aber dieses nach etlichen Tagen nicht, und sollte das Pferd, statt besser, weit schlimmer gehen: so ist selbiges ein Zeichen, daß die Entzündung in ein Schwären übergehe, und alsdenn muß der Schade, wie sogleich zeigen werde, behandelt werden.

Wenn ein Pferd vor Schmerzen der Steingalle nicht bloß blöde geht, sondern vielmehr desfalls hinket, bey dem Gehen auf die Ballen nieder zu treten sich äußerst schonet, und die Empfindung eines heftigen Schmerzes bezeiget, wenn man es mit der Zange in der Ecke kneipt, wo die Steingalle ihren Sitz hat, so läßt sich daraus schließen, daß entweder die Entzündung den Zeitpunct, in Schwären überzugehen, erreicht habe, oder schon wirklich dazu gelanget sey. Es entstehen aber dergleichen Schäden nicht bloß bey Pferden, welche vorher Steingallen hatten, sondern auch solche, die von Stein-Gallen rein waren, können durch das Dünnschneiden der Ecken auf Reisen dazu gelangen. Hat sich der Arzt durch die so eben angeführten Kennzeichen versichert, daß dem Pferde die Steingalle zum Schwären gelangen werde, oder bereits dazu gekommen sey, so schneidet er mit dem Hakenmesser das Horn in der Ecke, wo die Schmerzen sind, so tief weg, bis er der Fleischsohle so nahe gekommen ist, daß etwas Blut, oder ein gelber Saft, oder der Eiter daselbst hervor dringen kann. Kommt schwarzes Blut hervor, so ist dieses ein Zeichen von einer bloß starken Entzündung; kommt aber ein gelber Saft hervor, und die Hornsohle war nahe bey der Fleischsohle gelb, so ist die Entzündung auf dem Punct, in ein Schwären über zu gehen. In diesem Falle ist es rathsam, mit dem Wirkmesser die Hornsohle in der Ecke, so viel möglich, ganz dünn auszuschneiden, und sodenn mit dem Hakenmesser die Hornsohle, da, wo sie widernatürlich

lich gelb iſt, bis auf die Fleiſchſohle, oder wenigſtens ſo tief, bis der gelbe Saft hindurch duften kann, wegzunehmen; hernach mache man etwas von oben gedachter Salbe in einem Eßlöffel warm, gieße es in die Wunde, und bedecke ſie mit Flachs. Dieſes thue man täglich zweymahl, lege jedesmahl den Einſchlag, No. 1, oder No. 2, über die ganze Hornſohle, und befeſtige ihn mit einem um den Fuß gebundenen Lappen; denn es würde zu mühſam ſeyn, jedesmahl, um die Wunde zu verbinden, das Eiſen abzunehmen und hernach wieder aufzuheften.

Wenn nun das Pferd hiernach beſſer geht, und die Wunde wenig eitert, ſo nehme man etwas von dem Mittel No. 3 (*), gieße etliche Tropfen Lein- oder Baumöhl in einen Eßlöffel dazu, und laße es auf gelindem Feuer unter einander ſchmelzen; ſodenn gieße man ſolches warm in die Wunde, bedecke ſie mit Flachs, und ſchlage das Eiſen auf den Fuß. Dieſer Verband kann 4 Tage liegen bleiben. Es wird dadurch das friſche Horn verhärtet, und zugleich verhütet, daß ſich kein Grand in der Wunde ſammeln und das noch zu weiche Horn drücken könne; und wenn das Pferd auch ſchon gut geht, ſo kann es doch bey der gut verwahrten Wunde noch gebraucht werden.

Iſt aber bereits die Steingalle zum Schwären gelangt, und verſchaffet man dem Eiter in der Ecke durch Wegſchneiden der Hornſohle nicht bald einen Ausfluß, ſo dringt derſelbe hinter der Wand hinauf, und bricht an der Seite bey dem Saum (der Krone), nahe bey den

(*) No. 3. Man nehme Gummi Elemi 4 Loth, venediſchen Terpenthin 3 Loth, Wachs 8 Loth, Baumöhl 4 Loth; dieſes ſchmelze man über gelindem Feuer unter einander, und miſche zuletzt 4 Loth fein gepülverte runde Hohlwurzel, und 2 Loth Drachenblut hinzu, laße es erkalten, und hebe es zum Gebrauche auf.

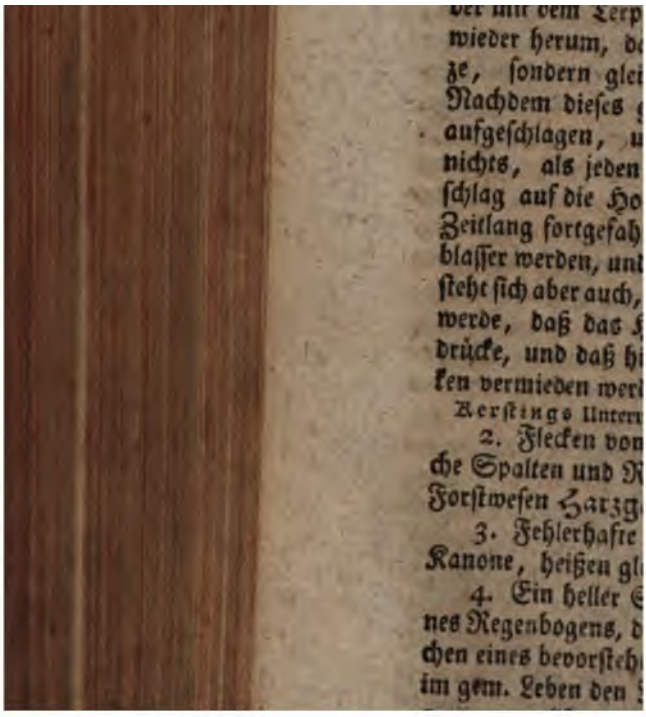
ſie abgeſondert iſt.
im Fuße, als auch
hervor gedrungen iſt
Vngu. baſil. vermiſch
den, und in allem, a
lange damit continui
und dicken Eiter gib
einmahl mit der Eſſen
mit einer aus Myrr
Theilen vermiſchten
trocknet, und die Flei
bedecket werden. D
durch gehoben, wen
mehrmahl mit dem ob
No. 4. wäſcht, oder,
warmen Eſſigs, wor
den, darzu bedienet.
ſchmerzhaftes Fieber
vollblütig iſt, am Ha
der Trank, *No.* 4 (
Schmerzen, und mit
nachgelaßen haben.

Jedesmahl wird bey Hufschäden, so bald die Hornsohle, der Geschwüre wegen, an einem Orte hat weggenommen werden müssen, die Fleischsohle in die Höhe steigen, welches die Schmiede das Vordringen des Lebens zu nennen pflegen. Sie sind aus Unwissenheit sogleich beschäftigt, diese vorgedrungene Fleischsohle, welche bis jetzt noch entzündet und geschwollen ist, zurückzutreiben; in dieser Absicht gießen sie Scheidewasser und andere fressende Mittel darauf, und bringen dadurch dem bereits leidenden Thiere noch mehr Schmerzen zuwegr. Nicht viel besser ist es, wenn sie sogleich die Wunde mit einem Gemische von Kalk, Ofenruß und rothem Bolus belegen. Man muß vielmehr die Wunde mit erweichenden und zugleich balsamischen Mitteln von Anfange verbinden, und hiermit so lange fortfahren, bis das Eitern nachläßt, und die Fleischsohle ausgetrocknet zu werden geschickt ist. Alsdenn erst können die austrocknenden Mittel mit Nutzen aufgeleget, und dadurch die Verhärtung der neuen Hornsohle befördert werden, wozu ins besondere die Mittel No. 5 (*) und No 6 (**) dienen.

Die hin und wieder in der Hornsohle befindlichen rothen Flecken verrathen, daß das Pferd zu Entzündung der Füße geneigt sey; oder sie sind vom Druck des Huf-Eisens, ins besondere, wenn das Pferd vollhufig ist, entstanden. Zu dergleichen Flecken scheinen die weißen Füße mehr, als die schwarzen, geneigt zu seyn. Sie wer-

(*) No. 5. Man nehme in der Luft gelöschten Kalk und Ofenruß, von jedem gleich viel; dieses mache man mit Essig zu einem Brey.

(**) No. 6. Man nehme gemeinen Vitriol 8 Loth; dieses brenne man in einem eisernen Gefäß oder einem Schmelztiegel auf starkem Feuer, bis es eine rothe Farbe erhält; alsdenn laße man es kalt werden, stoße es zu Pulver, und gieße 1 ℔ starken Essig darauf. Es muß beym Gebrauche jedesmahl umgeschüttelt werden.



3. Galle (*), eine im gem. Leben übliche Benennung verschiedener Arten von Feuchtigkeit, und deren Zusammenflusses.

1. Nasse Stellen auf den Aeckern, besonders, wenn sie von kleinen Quellen herkommen, werden in der Land-Wirthschaft **Gallen**, **Ackergallen**, **Naßgallen**, **Märzgallen**, oder **Wassergallen**, imgleichen **Springflagen**, **Quellgründe** genannt.

Man wird selten Felder antreffen, in welchen sich nicht an einem oder dem andern Orte eine aus verborgenen Quellen entspringende Verhaltung des Wassers findet, welche insgemein **Naß-** oder **Wassergalle** genannt wird. Diese, wenn ihnen nicht der benöthigte Ablauf oder Abzug (in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes eine Dohle) verschaffet wird, greifen durch die Länge der Zeit immer weiter um sich, und sind in nassen Jahren wenig oder gar nicht zu benutzen, weil der darein gebrachte Same gänzlich verfaulet; und daher können solche nur zur Noth mit Haser oder Trespe angebauet werden.

Die überflüssige Feuchtigkeit verursachet, daß der Nahrungssaft allzu roh bleibt, auch, weil hinlängliche Wärme mangelt, sich in der Getreidepflanze nicht gehörig vertheilen kann, indem das Wässerige, welches durch die Ausdünstung fortgehen soll, nicht schnell genug geschieden wird. Daher bleiben in den Naßgallen, bey allzu feuchtem Sommer, die Halme klein,

(*) In der Bedeutung einer Quelle oder eines feuchten Ortes ist dieses Wort gleichfalls sehr alt. Schon im Hebr. ist גל und גלה, sowohl eine Quelle, als auch eine Welle. Im Alban. bedeutet Ggjoll einen Sumpf. **Pictorius** braucht Güllen von einer Pfütze, und Mistgüllen von einer Mistpfütze. Steingalle ist bey ihm die Feuchtigkeit, welche aus den Steinen tröpfelt; güllachtig und wassergällig, sumpfig. Gähl bedeutet um Bremen einen niedrigen mit Buschwerk bepflanzten Grund, durch welchen ein Wasserlauf geht; siehe Quelle, welches genau mit diesem Worte verwandt ist, und Welle. Im Alemann. Gesetze ist Gall, und im Franz. la Galle, die Krätze, vermuthlich um der damit verbundenen Nässe willen.

Mittel, dieſem Uebel abzu
ein jeder einen tüchtigen
ren; und wenn ein Abz
gemacht wird, ſo bringt
Schaden als Nutzen.
ſchlämmet, und das W
ſo bricht dieſes zum öfter
den des Ackers aus; und
den ſchadhaften Ort zu ſi

Die gemeine Art, e
man in den gemachten
wa einer Hand breit ode
ander aufſtellet, ſelbige
ket, Mos darauf leget,
tet. Wenn der Acker h
Zug oder Fall hat, ſo th
ge Jahre gute Dienſte;
beſchaffen iſt, daß jener
geführet werden muß, u
des Ablaufes, keinen be
ſich ein ſolcher Abzug in
ſchlämmen.

Eine andere und be

auch so gar das Wasser aus den Kellern durch dergleichen beschütteten Abzug abgeführet. Das Hauptwerk bey Anlegung eines Abzuges in einem Acker kommt darauf an, daß man den zu machenden Abzug nicht an dem Orte, wo sich die Naßgalle befindet, sondern da, wo der Zufluß sich herzieht, anlege, und diesen vermittelst des Abzuges abführe, da alsdenn jene in kurzer Zeit von selbst austrocknen, und die darauf verwendeten Kosten reichlich ersetzen wird.

Es gibt aber auch Aecker, welchen, theils weil sie zu tief liegen, und mithin dem Abzuge der Ablauf oder Zug nicht verschaffet werden kann, und theils, um der Nachbarn willen, welche ihre daran liegende gesunde und keiner Abzüge benöthigte Felder nicht durchgraben laßen wollen, und das Wasser nicht anzunehmen schuldig sind, mit den Abzügen schlechterdings nicht geholfen werden kann. Diesen muß man auf eine andere Art zu Hülfe kommen, und zwar folgender maßen. Man macht zunächst der Quelle oder Naßgalle, an dem Orte, wo sich der Zufluß herzieht, ein weites Loch, gräbt solches so tief, bis man so genannten Triebsand findet, und füllt es, so hoch als man will, jedoch je höher je besser, mit Kieselsteinen von Aeckern, oder andern kleinen Steinen, an; diese werden mit Wassermos überleget, worauf endlich der gute Boden wieder geworfen, eingeebnet, und der übrige schlimme Boden weggeschaffet wird. Der Sand führt das Wasser unter der Erde weg; und der vorhin naß und kalt gewesene Acker wird vollkommen gesund und zum Feldbau tüchtig werden. Sollte allenfalls der Boden keinen Sand bey sich führen, so müßte die Grube an einem Ende des Ackers, wenn solches, ohne Beschädigung der Nachbarn, allenfalls an einem Gemeindegrundstücke geschehen kann, desto tiefer gemachet, und die Wassergalle in dieselbe durch einen Abzug geleitet werden. Man wird in kurzer Zeit den erwünschten Nutzen davon spüren.

ken, aus derſelben ausg
den Blaſengang und dur
lengang mit der Lebergal
Darm ein.

Die Gallenblaſe, L
Fr. Veſſie, Veſicule oder
de la bile, iſt eine kleine
einer Birn hat, und in
Seite der Leber liegt, an
mittelſt eines zellichten G
breites Ende, welches d
der Grund, fundus, das
gen der Hals, collum,
kommt ſie mit dem Mage
beſteht aus verſchiedenen
und Gefäß-Schichten,
liegen, und durch ein da
Gewebe unter ſich verbu
fleiſchfreſſenden Thieren,
theilen große Falten die G
Scheidewand. Es muß
äußern Fläche gewiſſe Di

dessen Structur der Structur der Gallenblase ähnlich ist. Er wird von seinem Ursprunge der Gallenblasengang, Ductus cysticus, genannt, ist inwendig runzelig und mit verschiedenen Falten versehen, welche man für besondere Klappen (Valvuln) ansieht, und verbindet sich mit einem andern, welcher gleich mit ihm fortläuft, und unmittelbar aus der Leber entsprungen ist, oder dem so genannten Lebergange, Ductus hepaticus, aus welcher Verbindung endlich noch ein dritter oder gemeinschaftlicher Gallengang, Ductus choledochus communis, entsteht, der sich endlich an der Hinterseite des Zwölffingerdarmes einsetzt, und inwendig entweder mit einer kleinen besondern Mündung wieder zum Vorschein kommt, oder sich unvermerkt mit dem Ausführungsgange der großen Gekrösdrüse zugleich verliert. Der Nutzen und die eigentliche Bestimmung der Gallenblase ist leicht einzusehen, nähmlich: die Blasengalle von der Lebergalle theils anzunehmen, theils dieselbe bey sich eine Zeitlang aufzubewahren, und sie zur Verdauungszeit durch den Blasen-Gang und gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm auszuschütten. Vielen andern Thieren von andern Arten und Geschlechtern fehlt die Gallenblase gänzlich, und es behelfen sich dieselben daher bloß mit der Lebergalle, welche bey ihnen durch den Lebergang und gemeinschaftlichen Gallengang in den bestimmten Ort einfließt. Unterdessen läßt sich über diesen Mangel der Gallenblase nichts gewisses bestimmen, man müßte denn annehmen, daß sich derselbe vornehmlich bey den kraut- und grasfressenden Thieren fände, weswegen sie schon keine so scharfe Galle, als die Blasengalle eigentlich ist, von nöthen zu haben scheinen, welche jedoch bey den fleischfressenden Thieren, wegen der Fettigkeiten, die sie alsdenn zugleich mit genießen, erfordert würde.

Die eigentlichen Bestandtheile der Galle sind, außer einer großen Menge wässeriger Theilchen, auch viele öhlige, erdige und flüchtige, laugensalzige, welche ver-

sie Bauchgrimmen; wenn sie flüchtig ist, die Gallensucht und Brechfieber; wenn sie fett und oehlicht ist, Ekel und brennende Schmerzen in den Gedärmen oder ganzem Leibe; wenn sie dünn und wässerig ist, den Bauch-Fluß; wenn sie kleberig und dick ist, Verstopfungen.

Bey den Rindviehseuchen, sowohl derjenigen Art, welche mit einer Verstopfung begleitet ist, und wo die Eingeweide der daran crepirten Stücke sich ganz verbrannt zeigen, hart, und von allen Säften entblößt sind, als auch derjenigen, wo sich die Krankheit mit einem starken, heftig stinkenden, und öfters blutstriemigen Durchfall anfängt, welcher so lange dauert, bis das kranke Vieh entweder crepirt oder besser wird; in beyden Arten der Seuchen trifft man jederzeit bey dem daran crepirten Vieh, eine außerordentlich große Galle an; und es ist solches ein untriegliches inneres Kennzeichen, daß das Vieh an der Seuche gestorben, und dieselbe ansteckend sey. Die Ursachen dieser Erscheinung, und wie deshalb in dem Falle, wenn die fremden Viehhändler, zur Zeit grassirender Viehseuchen, die Verkürzung der Quarantaine verlangen, das Abschlachten eines Stückes aus der die Quarantaine haltenden Heerde, und die Untersuchung der in denselben befindlichen Galle nothwendig sey, werde in dem Art. Viehseuche zeigen.

Die Aerzte reden von zweyerley Galle, der grünen, und schwarzen. Jene ist die schon beschriebene; diese aber, die schwarze Galle, atra bilis, ist ein von der vorigen Galle unterschiedener, brauner dicker Saft, welcher von dem Blute abgesondert wird, sich in den Nebennieren (Renes succenturiati, Capsulæ atrabiliariæ) befindet, und ein Merkmahl eines mürrischen, verdrießlichen und zornigen Temperamentes ist. Die Galle plaget ihn, sagt man von einem mürrischen Menschen, dessen dickes zähes Blut viele schwarze Galle absondert.

Die Galle wird auch unter die vier Haupttemperamente gerechnet, und zwar das choleriſche der grünen,

nergalle, Fel galli
eis; Ochſen- oder
in der letztern ſtecke
ſiehe den Art. Ga
Von dem Nu
Galle von einem
von einem Ochſen
Sucht, ſiehe Th.
Bocksgalle, zum
der Augenbraunen
Vom Nutzen
ſiehe Th. IX, S. 4
Menſchen und Th
ſelbe auch in den
chet.
Inſonderheit i
die Augengebrechen
mit etwas gelindem
ſer verſetzet werden;
Ob man gleich
Fiſch die Galle gewe
des Engels, zu Wied
ter gebraucht hat, (T

viel Aufsehen gemacht hat, werden in No. 43 der Gazette salut. v. J. 1767, folgender maßen erzählet. „Die Ehefrau des Herrn Baradelle, eines geschickten Instrumentmachers, kaufte auf der Straße von einem Fischhändler etliche Barben. Bey dem Ausnehmen und der Zubereitung dieser Fische, bat sie ihr Sohn um eine Galle von denselben, welche er zu Vermischung gewisser Farben probieren und gebrauchen wollte. Sie gab ihm solche, und sagte, daß eben diese das heilsame Mittel gewesen, wodurch ehemahls der junge Tobias seinem Vater wieder zum Gesicht verholfen habe. Ein Uhrmacher und Gehülfe des Herrn Baradelle hörte dieses, und bat gleichfalls um eine Galle von diesen Fischen, um an seiner Schwiegermutter einen Versuch damit zu machen. Diese hatte seit 6 Monathen hitzige Geschwüre an den Augen gehabt, bis sich endlich ein weißer Fleck an denselben gesetzt und eine völlige Blindheit verursachet hatte. Ihr Schwiegersohn drückte die erhaltene Fischgalle in eine kleine Schale aus, und träufelte ihr, noch an demselben Abend, mit der Spitze eines Feder etwas davon in die blind gewordenen Augen. Alsbald empfand sie einen heftigen Schmerz darin, welcher aber nur eine halbe Stunde anhielt, worauf ihr viel Wasser aus den Augen lief. Am folgenden Morgen wollte der Schwiegersohn sehen, was das Mittel für Wirkung gethan hätte. Die Augen waren von den dicken, aus denselben geflossenen Feuchtigkeiten zugeklebt; nachdem er sie aber mit gemeinem Wasser aufgeweicht hatte, konnte die Kranke schon, besonders mit dem einen Auge, in welches die meiste Galle gekommen war, ziemlich deutlich sehen. Er wiederhohlte demnach das Mittel noch an den zween folgenden Abenden, und in dieser Zeit verlohr sich die Entzündung völlig. Die Augen erhielten ihre natürliche Farbe; die blind gewesene Frau ward wieder sehend, ja, sie bekam gleichsam ein neues, heiteres und gestärktes Gesicht."

Berlin. Samml. 3 B. 5 St. S. 350, fgg.

Vom Nutzen der Galle der Frösche im viertägigen Fieber, siehe oben, S. 177.

Aus der Hecht- und Aalgalle, läßt sich folgender maßen eine sehr gute Farbe bereiten, welche an statt des Gallensteins, den die Farbenhändler verkaufen, als eine gelbbräunliche Farbe, welche in der Miniatur das Gummigutt sehr wohl schattiert, gebraucht werden kann. Man läßt gedachte Gallen an einem warmen Ofen trocknen,

chen und Reinigu

2. Figürlich
bretes bey den Jä
seyn soll, daher er
me Empfindung
Das Volk mit G
terkeit des Herzen
Gesinnung. Ho
Du bist voll bitte
Galle, (Aal=) sieh
— (Acker=) sie
— (Bären=) s
— (Barben=)
— (Blasen=) si
— (Erd=) sieh
— (Fisch=) sieh
— (Fluß=) siehe
— (Frosch=) sie
— (Glas=) sieh
— (Grüne) sie
— (Harz=) sieh

Galle, (Repphühner-) } siehe oben, S. 746.
— (Rinds-)
— (Schwarze) siehe oben, S. 745.
— (Schweins-) siehe oben, S. 746.
— (Spat-) siehe oben, S. 716.
— (Stein-) siehe oben, S. 720, fgg.
— (Waſſer-) } siehe oben, S. 736.
— (Wind-)
— (Ziegenbocks-) siehe oben, S. 746.

Gallen-Blaſe, ein häutiges Gefäß im untern Theile der Leber, in welchem ſich die überflüſſige Galle verſammelt; ſiehe oben, S. 742.

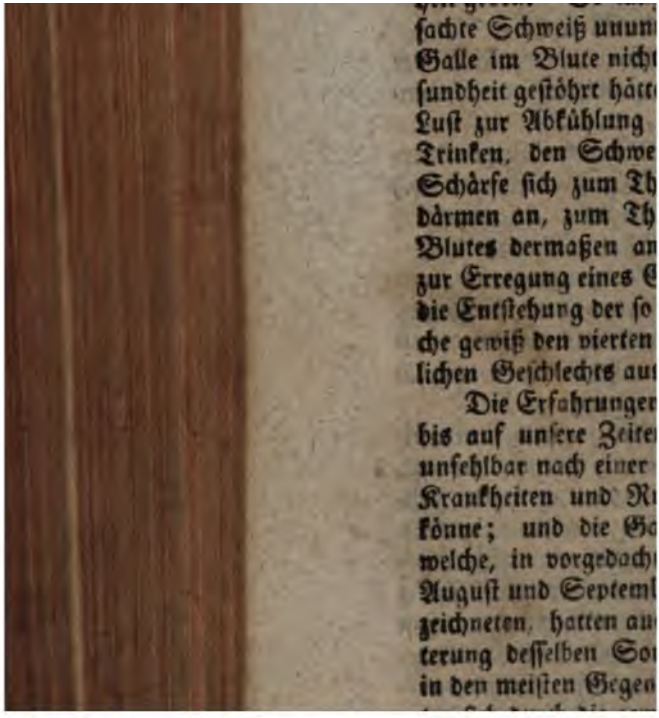
An den Bienen wird das Säcklein im Leibe, worin ſie ihren Stachel tragen, (ſ. Th. IV, S. 481, f.) gleichfalls die Gallenblaſe oder Giftblaſe genannt.

Gallen-Blaſen-Stein, ſiehe Gallen-Stein.

Gallen-Fieber, L. Febris biliosa, dasjenige Fieber, welches von allzu vieler und ſcharf gewordener Galle entſteht, wenn ſich dieſelbe mit dem Blute vermiſchet, daſſelbe ſcharf macht, und die innere Häute der Blutgefäße reitzet; ſiehe Th. XIII, S. 300, fgg.

Es gibt auch epidemiſche Gallenfieber, dergleichen z. B. in Schleſien, im Monath Julius, Auguſt, und bis in die Mitte des Septembers des 1775ſten Jahres, geherrſcht haben. Nach den genauen Breslauiſchen Witterungsbeobachtungen, war in der erſten Hälfte des Junius die Witterung heiß und trocken. Auf 4 kühle Tage folgte eine Hitze mit vielen Gewittern. Im Julius ſchmachtete jedermann vor Hitze, welche beſonders um das Ende des Monaths unerträglich und merkwürdig war. Im Auguſt zählte man 24 heiße Tage; und die Nächte waren auch ungewöhnlich warm. Die Wirkung einer ſo anhaltenden Hitze nun mußte auf den menſchlichen Körper beträchtlich ſeyn. Die Säfte mußten in Bewegung geſetzt, zertheilt und durch den Verluſt der fluchtigſten und dünnſten Theile verdickt werden.

Es



fachte Schweiß unun
Galle im Blute nicht
ſundheit geſtöhrt hätt
Luſt zur Abkühlung
Trinken, den Schwe
Schärfe ſich zum Th
därmen an, zum Th
Blutes dermaßen an
zur Erregung eines
die Entſtehung der ſo
che gewiß den vierten
lichen Geſchlechts au

Die Erfahrunge
bis auf unſere Zeite
unfehlbar nach einer
Krankheiten und R
könne; und die Ge
welche, in vorgedach
Auguſt und Septeml
zeichneten, hatten au
terung deſſelben So
in den meiſten Gegen

Magens und der Gedärme, zugegen. In vielen Fällen entledigte sich die Natur von dieser gefährlichen Schärfe, durch das Erbrechen und den freywilligen Durchfall; in den meisten aber kam, oder mußte vielmehr die Kunst der Natur zuvor kommen, und alsdenn ließen die fieberhaften Zufälle gewisse Stunden auch wohl ganze Tage nach, und veränderten sich in all- oder dreytägige kalte Fieber, welche endlich, nach vorangeschickten Ausleerungen, entweder durch kritische Schweiße, oder, wenn diese nicht hinlänglich waren, durch das gewöhnliche Fiebermittel gehoben wurden.

Diejenigen, welche den Anfang der Krankheit nicht achten, oder schweißtreibende Mittel brauchen, und sich dabey zu heiß halten, oder die Hülfe der Natur durch Mittel, die das Brechen und den Durchlauf anhalten, stöhren, oder den Schweiß hintertreiben, fallen entweder in eine Entzündung der Gedärme, oder in langsam abzehrende Fieber, welche insgemein tödtlich werden.

Gegen eine so gewöhnliche Krankheit, vor der wir keinen Sommer sicher sind, eine Heilungsart bekannt zu machen, ist, meines Erachtens, ein Gegenstand von Wichtigkeit und Nutzen, besonders, da diese Krankheit den hülflosen Theil des menschlichen Geschlechts, das Landvolk, am meisten befällt.

Der Hauptendzweck der Cur, ist die Verdünnung, Einwickelung und Ausleerung der Galle. Hierzu kann ich kein einfacheres und wohlfeileres Getränk, als das abgekochte Wasser von Gerstengraupen vorschlagen. Man nimmt eine Handvoll Gerstengraupen, kocht sie eine Stunde lang mit 4 Quart Wasser, und gießt, was es einkocht, von Zeit zu Zeit etwas nach. Wenn das Getränk kalt geworden ist, thut man 8 Eßlöffel voll Weinessig, oder, in dessen Ermangelung, 12 Eßlöffel voll Biereſſig hinzu, und läßt es den Kranken, in kleinen Portionen, den Tag über trinken, bis der Patient dieses Getränkes überdrüssig wird.

Wurzel (Ipecacuan
zu Pulver geſtoßen
die Neigung zum
Honig verſüßt, od
gehen laßen, oder
zwiſchen dem Brech
ſer keinen fremden
len aber wo keine
oder wo man die
darf, als: bey
bey Perſonen, die
oder Zufällen am
den andern Tag $\frac{2}{3}$
barber mit einer
welches man nach
fern das erſte nicht
ſchenzeit, und auch
ber, und nach dem
die ganze Krankhei
Eßlöffel voll von na

Man gießt au
tartari), 1 Nößel

eine Messerspitze voll Pottasche hinein thun, es umrühren, und damit so lange fortfahren, als sich nach der Beymischung der Pottasche ein Aufbrausen zeigt. Brauset es nicht mehr davon auf, so ist es fertig. Es ist aber hierbey zu merken, daß die Vermischung der Pottasche mit der Auflösung des Weinsteinsalzes in einem weiten und großen Gefäße geschehen muß, weil sonst die aufbrausende Masse überlaufen würde.

Diese Mixtur nun muß mit dem im Wasser unaufgelöset gebliebenen weißen Pulver gebrauchet, und deswegen allemahl bey dem Gebrauche wohl umgerühret werden.

Diese Cur wird so lange fortgesetzt, bis der bittere Geschmack verschwunden, und das Gallenfieber in ein all- oder dreytägiges kaltes Fieber übergegangen ist. Alsdenn wird das in diesen Fiebern unfehlbare Mittel, die Chinarinde, gereichet, deren Gebrauch aus Th. XIII, S. 287, f. zu ersehen ist.

Nur selten findet bey den Gallenfiebern der Aderlaß Statt; sind es indessen junge vollblütige Personen, und Patienten, deren Puls sehr heftig schlägt, die schwer und geschwinde Athem hohlen, und eine außerordentlich heftige und mit Phantasieren (Faseln) verknüpfte Hitze haben: alsdenn ist ein einziger Aderlaß zureichend. In den meisten Fällen aber ist, und besonders bey dem arbeitsamen Landmann, der täglich im Schweiße zerfließen möchte, die Vollblütigkeit nicht gefährlich. Das Phantasieren ist ein gewöhnlicher Zufall der ersten Periode dieser Krankheit, wider welchen ein Senfpflaster auf die Waden gelegt, oder 10 bis 12 Blutegel an die Schläfe oder in das Genicke gesetzt, anzurathen sind.

16 St. der Oekon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, v. J. 1776, S. 122, fgg.

Ein faulendes Gallenfieber, Febris biliosa putrida, welches von verdorbenen, faulenden, insonderheit gallichten Materien im Magen, in den Gedärmen, in den Eingeweiden des Unterleibes, oder von solchen, die schon in das Blut übergegangen sind, seinen Ursprung nimmt, meldet sich einige Tage vorher mit gro-

welcher unter den
Hebt ſich in der
nicht die Härte,
fern nicht, wie z
mit einem ſolchen
iſt der Kopfſchme
ke hat faſt beſtän
chen; er verwan
Geſchmack im M
Zuſtand der Hitz
ganze Nacht.
wenig, und der
ſieberhaft; und
cher befindet, ſo i
iſt weiß und un
Athem riecht übel.
fenheit des Urins
ſind verſtopft; ei
und ohne Erleichte
weilen trocken, zu
Beſſerung des Kra
lich, und oft ohne
der großen Verſchl

se; es kommen Phantasien hinzu; der Leib entledigt sich ohne Wissen des Kranken; der Patient will nicht einnehmen, redet beständig, und sein Puls ist geschwinde, klein und unordentlich. Zuweilen zeigen sich auf der Haut, besonders am Halse, am Rücken und auf der Brust, kleine braun und blaue Flecken; alles, was aus dem Körper weggehet, hat einen heftigen Gestank; es kommen convulsivische Bewegungen, insonderheit im Gesichte, hinzu; der Kranke kann nur auf dem Rükken liegen, und sinkt unvermerkt nach den Füßen des Bettes nieder; er greift auf dem Bette und in die Luft; der Puls wird so klein und geschwinde, daß man ihn kaum fühlen und nicht zählen kann; die Angst scheint unaussprechlich zu seyn; der Elende ist mit Angstschweiße bedeckt; die Brust wird voll, und der Tod tritt hinzu.

Wenn die Krankheit nicht so heftig ist, oder gehörig behandelt wird, und die Arzeneyen anschlagen, so bleibt dieselbe einige Tage so, wie in ihrem anfänglichen Zustande, ohne weder schlimmer, noch besser zu werden; und an statt daß sich nachher die oben beschriebenen Kennzeichen des schlimmen Zustandes einfinden sollten, fangen vielmehr alle Zufälle an, sich zu vermindern. Die Verschlimmerungen dauern nicht so lange, und sind minder heftig; der Kopfschmerz ist erträglicher; die Leibesöffnung kommt nicht so oft, aber reichlicher, und schaffet Erleichterung; der Urin fließt häufig, ob er gleich immer noch veränderlich bleibt; es kommt ein wenig Schlaf, der ruhiger ist; die Zunge reinigt sich, und die Genesung nimmt täglich zu.

Diese Krankheit hat keine gewisse Gränzen weder in Absicht der Genesung, noch des Todes. Wenn sie sehr heftig ist, oder schlecht behandelt wird, so folgt zuweilen am neunten Tage der Tod; zuweilen am 14ten, am 20sten, manchmahl wohl erst, nach abwechselnder Besserung und Verschlimmerung, am vierzigsten. Ist sie leicht, so endigt sie sich zuweilen, nach den ersten Aus-

Tage beſtimmt
Bey der Cu
achten. 1)
welches man au
aus dem Tempe
ſtark und robuſt
in heißer Luft,
Wachen und
Blut laßen, u
nach einigen S
ſelten eine Entz
alsdenn der Ad
muß die für h
(ſ. Th. XIII,
der Leib offen,
handen iſt, mu
Sein beſtändige
Fleiſchbrühe ſeyn.
und 2 Quent
Waſſer, bis die
Noch beſſer iſt
Loch-Hundsgras
Fleiſchbrühe

ken davon alle halbe Viertelstunden ein Glas, oder ungefähr 6 Loth am Gewichte, trinken. Weil aber diese Arzeney ein Brechen verursachet, so muß sie nicht eher genommen werden, als bis man sicher ist, daß kein Umstand das Erbrechen verbiethe. Wenn nach den ersten Gläsern ein heftiges Brechen erfolgte, müßte man nicht mehr davon eingeben, und nur eine starke Menge laulichtes Wasser zu trinken verordnen. Erfolgt kein Erbrechen, oder nur sehr wenig, so wird der Gebrauch der Arzeney fortgesetzt. Man kann auch, an statt des Brech-Weinsteins, 35 Gran gepülverte Ipecacuanha nehmen, und zwischen den Wirkungen viel laulichtes Wasser nachtrinken; jedoch ist das erste Mittel in schweren Fällen vorzuziehen. Uebrigens aber muß, wo eine Entzündung vorhanden ist, keines von beyden gebraucht werden, weil es alsdenn ein wahres Gift seyn würde; ja, wenn auch gleich keine Entzündung vorhanden, das Fieber aber doch sehr stark wäre, muß man die Brechmittel nicht geben. Die rechte Zeit des Gebrauches derselben, ist die, nach den Verschlimmerungen, wenn sich das Fieber um vieles gemäßigt hat. Der Brechweinstein purgiert gemeiniglich noch nach, wenn das Erbrechen vorbey ist; die Ipecacuanha thut dieses selten. Wenn das Erbrechen geendigt ist, gibt man dem Kranken sein gewöhnliches, oben beschriebenes Getränk wieder, aber keine Fleischbrühen, ob man gleich sagen möchte, daß nun der Leib gereinigt wäre. An den folgenden Tagen verfähret man eben wieder so, wie an den ersten, nur ohne Blut zu laßen. Weil es aber sehr nöthig ist, den Leib offen zu erhalten, so muß der Kranke alle Tage eine Abführung nehmen. Man gießt, in dieser Absicht, auf 6 Loth Tamarinden 1 Nößel kochendes Wasser, läßt es ein Par Minuten zusammen kochen, und gießt es durch. Dieses ist die Arzeney für jeden Tag. An ihrer Statt könnte man auch, weil es wohlfeiler wäre, täglich nur 1½ Gran Brechweinstein, in 5 bis 6

fließt: ſo muſ
derthee gegeben
Eſſigmeth von
aufgelöſet ſind.
halt, und mind
gibt man dieſes
ſer Beyhülfe u
das Gehirn nich
tiges Kopfweh
Waden Blaſen
und die Stellen,
6) Bey ſehr ſto
dings nicht ſpeiſ
Statt findet, m
des Morgens, d
den 1 Quent We
von unten gallicht
Fieber ſich minde
mächtig gebrochen
Fällen, wo das all
biethet, mit gutem
ſich allezeit damit b

vor Mittage, zwo Stunden hinter einander, jedesmahl 1 Quent Cremor tartari genommen werden, wodurch allen übeln Folgen der Krankheit am besten vorgebeuget wird. 9) Wenn das Fieber den größten Theil des Tages ausbleibt, die Zunge gut, und der Kranke wohl gereinigt ist, gleichwohl aber doch täglich ein Fieberanstoß wiederkommt: so muß man täglich in der Zwischenzeit beyder Anfalle viermahl 1 Quent Chinarinde nehmen, und damit einige Tage continuiren. Wer diese Rinde nicht haben kann, oder dieselbe verabscheuet, der kann zwischen den Anfällen, in vier gleich abgetheilten Zeiten, 4 Gläser, oder jedesmahl 6 Loth, von einem bittern Kräuterthee trinken, welcher aus gleichen Theilen, der Spitzen von Gamanderlein, klein Tausendgüldenkraut, Wermuth und Kamillen, von jedem eine Handvoll, mit reichlich 3 Pfund heißem Wasser gezogen, und, nachdem es erkaltet, durch Leinwand gedrückt, zubereitet worden. 10) Weil in dieser Krankheit die Verdauungswerkzeuge sehr gelitten haben: so muß man lange Zeit, sowohl in der Art, als Menge der Speisen, behutsam seyn, und, so bald es die Kräfte erlauben, die Leibesübung zu Hülfe nehmen, damit man der Gefahr, in eine auszehrende Krankheit zu verfallen, vorbeuge.

Von dem faulenden Fieber, welches eine Fäulniß in den Verdauungswegen, besonders der Galle, zum Grunde hat, haben uns zwey vortreffliche Schriftsteller dreyerley Arten, nebst ihren Curen, beschrieben, deren Gegeneinanderhaltung den vollkommenen Begriff von demjenigen an die Hand gibt, was die Kunst in dieser gefährlichen Gattung von Krankheiten bisher entdeckt hat. In dem Vorhergehenden habe ich die Beschreibung und Cur dieser Krankheit, so wie sich sich gemeiniglich im Lande zu äußern pfleget, nach der Vorschrift der Herren Tissot und Unzer mitgetheilt. Bey dieser Cur kam alles darauf an, der Entzündung, wenn eine vorhanden war, durch Blutlaßen zu begegnen, die Verdau-

machen. Eben
Verfahren des F
dieſes faulende
Felde und in de
ſo, wie es ſich
Gegenden, wo f
ſtehet, beſchriebe
Verſuchen die b
Das faulende od
mee, die auf troc
get, nennt Hr.
aber, welches die
Lagern beſchweret,
ſe Benennungen b

Das Lager fi
keit, Kopfweh,
Unordnung im M
kommen in der M
Durſte, dürrer Zu
keit und Phantaſie
vollkommener Sch
Abend, ohne neuen

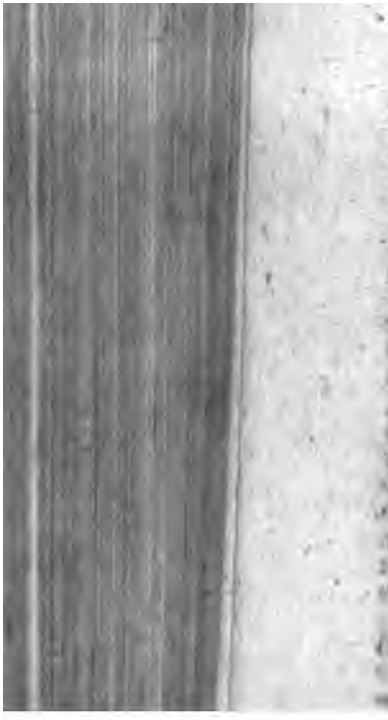
Krankheit das Ansehen eines dreytägigen Fiebers. In den ersten drey Tagen findet bey einigen gar kein Nachlaß Statt, zumahl wenn das reichliche Blutlaßen versäumt worden ist. Das Nasenbluten in der stärksten Verschlimmerung beschleuniget den Nachlaß, und macht ihn vollkommener. Eben dieses bemerkt man nach dem Brechen und Purgieren. Jedoch pfleget keine natürliche Ausführung eine vollständige Cur zu bewerkstelligen, wenn es nicht etwa eine hinzu kommende Gallenruhr (wovon weiter unten in einem besondern Artikel handeln werde,) ist. Nach dem ersten Anfalle geht vor der Verschlimmerung selten ein Schauer vorher. In den Anfällen ist der Puls allezeit voll und geschwinde, und auch in den guten Zwischenzeiten behält er noch etwas Febrilisches. Das Blut hat, so gar im Anfange der grassirenden Krankheit, einige Zeichen von Entzündung; gegen den Winter aber bekommt es die Haut, welche bey den Entzündungen gemein ist, weil zu solcher Zeit, mit den andern Zufällen, Seitenstechen, rheumatische Schmerzen oder catarrhalische Husten vergesellschaftet sind. Ueberhaupt sind die Zufälle des gallichten Fiebers am häufigsten, so lange das Wetter warm bleibt; so wie aber der Winter heran nahet, behalten die Kennzeichen der Entzündungsfieber die Oberhand. Der Urin ist roh, doch stark gefärbt, bis sich das Fieber in ein Wechselfieber verwandelt. Die durch das Erbrechen oder den Stuhlgang weggehenden Materien sind insgemein faulend und gallicht. Der Leib ist oft vor und in der Krankheit verstopft, und sodenn hart anzufühlen und mit Blähungen erfüllt. Obgleich nicht alle Kranke sich wirklich erbrechen, so empfinden sie doch alle eine Uebelkeit, besonders bey heißem Wetter. Oft gehen Würmer von unten und oben ab, und solche Personen haben ein hartnäckigeres Kneipen und Magenschmerzen. Sie empfinden auch oft Seitenstiche, welche durch keinen Aderlaß gelindert werden, weil sie bloß von Blähungen

zu geſchehen pfleg
worden, oder we
zuſammengeſteckt
Nach den he
bey den Armeen
warmen. Die
iſt das Ende des
ſtes.
In eben derſe
Heere, welches in
nigen ſchlimmern
Pringle mit dem
Alle feuchte Länder
aber, wenn die
ſtige Ordnung drey-
leicht zu curiren ſind
lange ſtillſtehenden
und Inſecten verfa
dieſe faulenden Dün
auch anfänglich zu
tend werden, und die
Fieber annehmen.

erſten Anfalle, gemeiniglich niedergedruckt (depreſſus), erhob ſich aber nach dem Blutlaßen. Einigen ward der Kopf ſo jählling und heftig angegriffen, daß ſie ohne vorhergängige Beſchwerden auf eine wilde Art umher liefen, und für unſinnig gehalten wurden, bis die Linderung des Anfalles durch einen Schweiß und ſeine periodiſche Wiederkunft die wahre Beſchaffenheit des Uebels entdeckte. Mehrentheils war nach den Anfällen der Zuſtand der Kranken noch immer fieberhaft. Diejenigen, bey denen ſich in den Zwiſchenzeiten das Fieber einige Stunden völlig legte, befanden ſich in keiner ſo großen Gefahr, ob ſie gleich im Anfange eben ſo heftig raſeten. Von den erſtern bekamen einige um den neunten Tag critiſche Schweiße, worauf die Krankheit ein reguläres Wechſelfieber wurde. Einige wenige hatten eine Criſe durch den Urin oder Stuhlgang; einige lagen drey Wochen im anhaltenden Fieber, ohne merklichen Nachlaß, worauf es ſich mit einigen alltäglichen Paroxysmen endigte. Dieſe Leute lagen, die ganze Krankheit über, in einem gelinden Schweiße. Die triefenden Schweiße hatten allezeit einen faulenden Geruch, und der Ausfluß von den Blaſenpflaſtern gab einen unausſtehlichen Geruch. Von denen, die ſich im Anfange der Krankheit erbrachen, gingen einigen mit der Galle, von oben und und unten, Würmer ab. Vor dem Tode hatten die Kranken ſchon einige Tage einen Leichengeruch, und gleich nach dem Tode zeigten ſich ſchwarzrothe Flecken und andere Zeichen des Brandes. Einige von denen, die gleich anfangs plötzlich zu raſen anfingen, ſind nach überſtandener Krankheit epileptiſch geblieben, und überhaupt ſind die meiſten Geneſenen häufigen Rückfällen von kalten Fiebern ausgeſetzt geweſen. Die ſtinkenden Nebel, welche des Morgens über dem Lande ſchwebten, ſchienen die nächſte Veranlaßung zum Ausbruche dieſer Krankheiten zu ſeyn.

Die häufigen Rückfälle dieſer Fieber waren, ob ſie gleich nur die Geſtalt der Wechſelfieber hatten, ſehr hartnäckig und irregulär, zumahl, da ſich bey vielen eine Verſtopfung der Eingeweide, worauf die Gelb- oder Waſſerſucht folgte, oder auch eine Geſchwulſt der Füße, oder die Trommelſucht eräugnete, ohne daß man ſolches bey denen, die keine Chinarinde gebraucht hatten, weniger hätte bemerken ſollen, als bey denen, die ſie gebraucht hatten.

An dem Sumpffieber ſelbſt ſtarben vergleichungsweiſe nur ſehr wenige. Die Gefahr deſſelben und der Rückfälle war während dem heißen Wetter am größten; gegen das Ende des Herbſtes



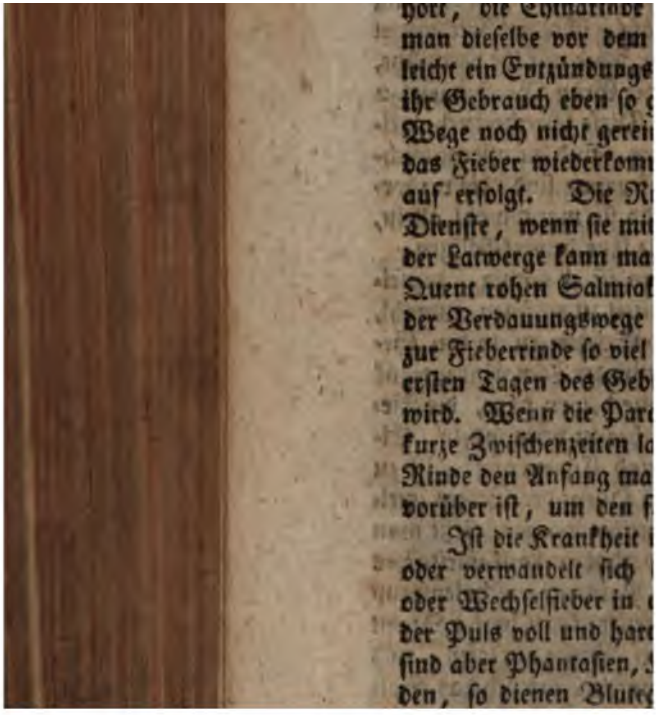
doch bald, von d
matoriſch. Denn
ſelbe Urſache, ſie
brennende Hitze, 2
Raſerey verurſach
Entzündungen he
lenfieber in ihrer
ten Natur der fa
welchen Umſtand
muß. Wenn ab
Wetter kühl wird
Erregung der Ga
deſſen A fälle mä
oder gar keiner E
Paroxysmen mit
Die Cur des
wird, auf die nöt
brauch der Mittelſ
fangs muß man, n
auch wohl mehrma
Fieber im Frühling
Seitenſtichen, Rh
gen vergeſellſchafte

nach einer Verschlimmerung, als kurz vor derselben, gegeben werden. Jedoch muß man kein Brechmittel verordnen, wenn der Magen entzündet ist, oder wenn das Fieber schon eine Zeitlang gedauert, und eine anhaltende Gestalt angenommen hat. Wenn das Fieber stark ist, und nur wenig nachläßt, oder wenn bereits eine Neigung zum Erbrechen vorhanden ist, ist die Brechwurzel (Ipecacuanha) das beste; wenn aber das Fieber völlig ausbleibt, oder merklich nachläßt, sind die Brechmittel aus Spießglase, entweder allein, oder mit ihr vermischt, vorzuziehen. Man kann zu 20 Gran Brechwurzel 2 Gran Brechweinstein geben. Diese Brechmittel, welche auch mit von unten abführen, sind die allernützlichsten, insonderheit wenn sie stark genug sind, die verdorbene Galle ganz auszufegen, da sie manchmahl allein, ohne alle andere Arzeneyen, die Cur bewerkstelligen.

Bey Verstopfung des Leibes ist es nöthig, denselben mit einem gelinden Laxiermittel zu eröffnen, zumahl, wenn sich ein Stuhlzwang und Schmerzen in den Gedärmen dabey befinden. Hierzu ist der Tamarindentrank am dienlichsten. Die Mittelsalze dienen dazu, die Fieber eher in irreguläre Wechselfieber zu verwandeln. Eine Mixtur von Wermuthsalz und Citronensaft, ist zu dieser Absicht am besten. Zu 2 Quent des Salzes, welche mit Citronensafte völlig gesättiget worden, gießt man 12 Loth Brunnenwasser, und thut 2 Loth spirituöses Zimmetwasser, und 1½ Loth Pomeranzenschalensyrup hinzu. Statt dieser theuern Arzenen, kann man 1 Quent Wermuthsalz in 12 bis 14 Loth Wasser auflösen, und so viel Vitriolspiritus hinein tröpfeln, bis sich das Salz gesättigt hat. Alsdenn thut man 1 Loth Pomeranzen-Syrup, und eben so viel von einem spirituösen Wasser, hinzu. An statt dieser Mittelsalze, kann man sich auch der Gerstenptisane mit Weinsteinrahm bedienen.

Wenn nach den Anfällen die Schweiße verhältnißweise nicht häufig genug sind, gibt man, noch ehr die

Ver-



ſicht wiederhohlt werden dürfen. Hier können auch die Mittelſalze zu Hülfe genommen werden.

Ungeachtet ein Schweiß die eigentliche Criſis iſt, ſo muß derſelbe doch niemahls durch Theriak, und flüchtige, hitzige Arzeneyen erreget werden, außer wenn der Puls ſinken, und Flecken oder andere Zeichen eines bösartigen Fiebers ſich äußern ſollten, da die hitzigen Arzeneyen nöthig ſind.

Bisweilen verwandelt ſich dieſe Krankheit in eine Ruhr, welche ihre beſondere Cur erfordert. Wenn aber ein Durchlauf dazu kommt, ſo iſt es oft dienlich, ihn, jedoch allemahl nur nach und nach, durch Opiate zu ſtillen, und den Schweiß zu befördern. Wenn der Puls beym öftern Durchlaufe ſinkt, ſo kann Theriak und die virginianiſche Schlangenwurzel gegeben werden. Obgleich ein Durchlauf die ſchlechteſte Criſis iſt, ſo muß man doch, wenn die Natur durch Kolik, und Spannung des Bauches, bey trockener Haut, dieſen Weg ſuchet, durch ein Klyſtier, oder einen Aufguß von Rhabarber mit Manna, welcher, nach Befinden, zu wiederhohlen iſt, dazu beförderlich ſeyn.

Das Sumpffieber iſt nichts anders, als ein faules Gallenfieber von bösartiger Natur. Die Cur, welche Pringle dafür verordnet, ſetzt die vom Lagerfieber völlig voraus, und beſteht außerdem in Folgendem.

Wenn das Sumpffieber wütend hitzig (ardens) iſt, ſo erfordert es reichlichen Aderlaß. Da aber in dieſer Krankheit die Säfte überhaupt eine große Neigung zur Fäulniß haben, ſo verſtattet ſie den Aderlaß weniger, als das Lagerfieber, wo das Blut von viel ſtarken Erkältungen zäher wird, und die Entzündung ſich mehr feſtgeſetzt hat. In den meiſten Fällen iſt es am erſten, oder, wenn das Fieber nicht völlig aufhörte, am folgenden Tage nöthig, eine Ader zu öffnen. Wiederhohlter Aderlaß hingegen thut, außer bey offenbaren Zeichen einer Entzündung, ſo wenig gute Dienſte, daß er vielmehr das Fieber bösartiger zu machen pfleget.

Die Brechmittel ſind hierbey noch wirkſamer, als im [illegible] Fieber, und oft bleibt das Fieber davon weg, wenn ſie die Galle

[illegible]

vortrefflich; allein,
waren doch die Rüc
derſelben nicht öfte
den ganzen Herbſt
von nehmen; dabey
ne kühlende Sachen
Speiſen genießen,
Wenn nach der
dieſer Fieber, Verſt
Waſſer- und Gelb
Geſchwulſt an den
terleibe. Wenn ab
brauche des Opium
ſelfiebern, allein un
Trommelſucht, dere
Gallen-Fluß, ſie
Gallen-Gang, ſie
Gallen-Kolik, ei
le herrühret, und
grüne und gelblich
von ſiehe im Art.
Gallen-Krankheit
zuhäufiger oder a
wird; ſiehe Galle

und der rothen Ruhr gewissermaßen das Mittel hält, und sich zuweilen in letztere verwandelt. Sie besteht in einem plötzlichen heftigen Erbrechen und Purgiren, und ist eben so schmerzhaft, als gefährlich. Zuerst ist der Unterleib von Winden aufgetrieben und ein wenig schmerzhaft, wobey aber der Kranke schon ganz kraftlos ist. Hernach folgt ein sehr häufiges Erbrechen oder Purgiren, gemeiniglich beydes bald auf einander. Das Purgiren ist mit großer Schwierigkeit und Angst verbunden, und die Schmerzen und Ausspannung des Leibes werden entsetzlich. Die abgehenden Materien sind gelb, grün, braun, weiß, schwarz. Eine große Herzensangst martert den Kranken. Der Puls ist gemeiniglich nur eine sehr kurze Zeit stark und fieberhaft, und wird bald von der erstaunlichen Abführung matt, klein, schnell und ungleich. Die Menge der Abführungen erstrecke sich oft in wenig Stunden auf hundert. Der Kranke wird zusehends mager, und ist, bey einer heftigen Krankheit von dieser Art, in 3 bis 4 Stunden kaum mehr kennbar. Hierzu kommt die Hitze, die Angst, und der unerträglichste Ekel. Wenn die Abführungen den Kranken sehr mitgenommen haben, wird er, außer dem Bauch-Grimmen, auch von den peinlichsten Krämpfen in Armen und Beinen gemartert; und wenn er nicht bald die gehörigen Arzeneyen bekommt, so erfolgen Ohnmachten, Schlucken, Convulsionen, kalte Glieder, kalte Schweiße, und oft schon in 24 Stunden der schmerzhafteste Tod.

Diese Krankheit ist gemeiniglich die Folge einer erhitzten und scharf gewordenen Galle, und ihr eigentlicher Termin pflegt, nach Sydenhams Beobachtung, der August und der Anfang des Septembers zu seyn, wiewohl man sie auch im Julius hat, besonders wenn er sehr heiß ist, und die Sommerfrüchte rar sind. Wenn sie von hitzigen Getränken und Ueberladungen erreget wird, bindet sie sich an keine gewisse Zeit.

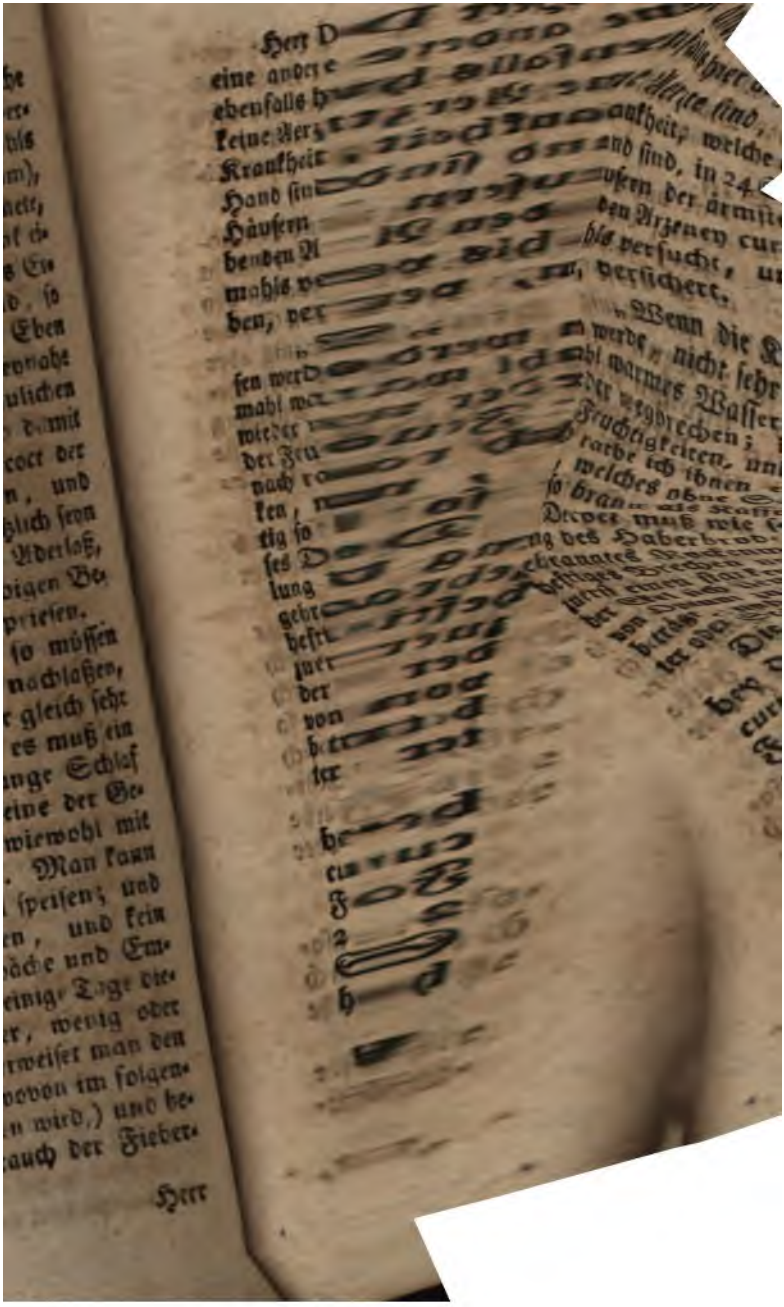
Wenn man ihr zeitig zu Hülfe kommt, so läßt sich oft das Leben des Kranken noch retten. Das erste, was

Pfund geröſtetem
worden. Brod
kann auch Weitzen
wie ein dünner K
Sydenham ließ ei
ein Pfund magere
Waſſer, ungefähr
kaum einigen Geſ
nahm Biermolken
Molken oder Bu
Man wähle hiervo
obachte aber dabey
nicht nur getrunken
gebracht werde. Di
die Getränke werde
verſchlungen, ſo da
bis 8 Quart, binne

Starken blutre
Puls noch ſtark, un
zwey mahl die Ader
bels zu mindern,
nen. Zuweilen h
laſſe das Erbrechen

ge darin sitzen; und in dieser Zeit muß er sich eines Trankes von 6 Loth Tamarinden in 1 Pfund heißen Wasser ein Par Minuten aufgekocht und durchgegossen, dergestalt bedienen, daß er davon 7 bis 8 mahl, jedesmahl ein Glas voll, welches ungefähr 6 Loth hält, trinke. Hr. Tissot, welcher diesen Rath ertheilet, versichert, daß sich nach dieser Arzeney das Erbrechen gestillet, und daß der Kranke nach dem Bade einige außerordentlich starke Abführungen gehabt, wornach sich die Krankheit merklich gemindert habe.

Sydenham verordnete gleich nach den vier ersten Stunden, worin die Menge der Getränke von oben und unten beygebracht worden war, ein opiatisches Mittel. Er war ein großer Verehrer dieser Arzeneyen, und trieb es damit unstreitig in manchen Fällen zu weit, wie er denn auch wirklich, wider eben diese Krankheit bey Kindern, denen er nicht so viel Getränk beyzubringen wußte, das einzige Laudanum zur Cur verordnete, welches sie doch unmöglich retten konnte. Tissot, welcher die Gränzen des Gebrauches der Opiate enger, als einer der neuern Boerhaavischen Aerzte, einschränket, gibt eine Warnung, welche dieser Maxime des Sydenham widerspricht, und hier angeführt zu werden verdient. „Wenn man sich durch die Menge „der Ausführungen erschrecken läßt, und sie zu zeitig mit Theriak, Krausemünzenwasser, weißen Mohnsyrup, Opium, Mithridat u. d. gl. anhalten will: so wird entweder das Uebel „ärger, an statt sich zu mindern; oder, wenn [illegible] Durchlauf „sich stopfet, so wird der Zustand des Kranken [illegible] gefährlicher. „Ich habe einem Manne, dem man die Gallenruhr mit einer „Arzeney aus Theriak, Mithridat und Oehl, gestopft, und ihn „dadurch in ein heftiges Fieber mit Raserey gestürzt hatte, eine „Purganz geben müssen, um die Gallenruhr wieder in Gang „zu bringen. Man muß diese Mittel nicht eher geben, als bis „der kleine Puls, die große Schwachheit, die anhaltenden heftigen Krämpfe, und selbst das Unvermögen, sich mehr zu erbrechen, Furcht erregen, daß der Kranke unterliegen möchte. „In diesem Falle gibt man alle Viertelstunden einen Speiselöffel voll, oder 1 Loth von einer Vermischung des weißen Mohn-„Syrups mit gleich viel Fliederwasser, und setzt dabey den Gebrauch der Getränke fort. Wenn dieses in einer Stunde vier-„mahl geschehen, so wird dasselbe Mittel fernerhin nur alle Stunden, und zwar noch acht Stunden hinter einander, gegeben".



Jelithus, Calculus
der Gallenblaſe ode
Menſchen als Thier
noch in der Gallen
gar keine nachtheili
ſelben in die Galler
der Galle in die
Gelbſucht und Sch
Sucht ſprechen we
Vom Gebraud
Kühe, welche Ochſ
Art. Rind.

Gallen-Sucht, Ga
einer Verſtopfung
Stein, oder durch e
durch eine heftige Er
daß dieſe durch die Z
mit dem Blute verm
per, beſonders aber
überzogen ſind, ſo w
Gelbſucht genannt.

Gallen-Weſpe, ſieh

3. Gallen, ſo nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich iſt. Einen Fiſch gallen, die Galle aus demſelben heraus nehmen.

Galleote, ſiehe Galeote.

Gallerie, aus dem Franz. Galerie, und Ital. Galleria, Gr. Xyſtus, L. Porticus, Ambulatorium, ein anſehnlicher, zum Spatzierengehen bequemer Gang; oder auch ein angebauter Gang, woſelbſt entweder eine ſchöne Ausſicht iſt, oder welcher zu verſchiedenen Zimmern eine Communication und bequemen Zugang geſtattet. Man beleget daher auch wohl die Gänge oder Corridors vor den Zimmern, wie auch hölzerne, gebrückte oder untergewölbte Gänge, über welche man in der Höhe von einem Gebäude in ein benachbartes kommen kann, mit dem Nahmen Gallerie. Ein ſolcher mit einer Bruſtlehne verſehener, inwendig oder auswendig ganz um ein Gebäude herum geführter, bedeckter oder unbedeckter, leichter Gang, um von einem Orte zu einem andern kommen zu können, und das Tageslicht nicht zu verhindern, damit noch andere Plätze im Gebäude erleuchtet werden, heißt im Franz. Galerie de pourtour; und ein mit architectoniſcher Arbeit nach einer gewiſſen Säulenordnung verzierter langer Gang, Galerie d'architecture.

Inſonderheit heißt in Palläſten Gallerie, Fr. Galerie magnifique, ein Sahl, welcher ungleich länger, als breit, iſt, oder auch eine Folge von Sählen und Zimmern, worin Gemählde und andere Werke der bildenden Künſte, auch allerley Naturalien und andere Seltenheiten, aufbehalten werden; z. B. eine Bilder-Gallerie, ein Bildersahl, Fr. Galerie de peinture; eine Gallerie, worin Statüen, Bruſtbilder, Basreliefs u. d. gl. aufbehalten werden, Fr. Galerie de ſculpture; Gewehrgallerie, u. ſ. f. Kleinere Sammlungen ſolcher Werke der Natur und Kunſt, die ebenfalls auch reiche Privatperſonen haben können, werden Cabinete genannt, weil insgemein ein einziges, und auch wohl

Herzog von Lo
und wichtigſte.
Dresden, Düſſe
rühmteſten.
Dergleichen G
die öffentlichen Bi
zum öffentlichen Ge
den Künſtlern und
ſtehen. In dieſer
ſonders dazu entwor
der Theil der Kunſt
der Zeichnung; ein
Haltung u. ſ. f. gew
Hrn. Prof. Sulze
Gallerie.
Auf den Schi
Holl. Galderyen
Ital. Giardini, L.
ſtücke gegen das Hin
ken, offenen oder be
Zierde des Schiffe
des Capitäns, dien
bedecke ſind, allerh
der Hand zu haben.
und 8 Fuß hoch

In der Festungsbaukunst, heißt Gallerie, L. Vinea, Fr. Galerie à passer un fossé, ein kleiner hölzerner Gang, welcher oben und auf beyden Seiten mit starken Bohlen bedeckt und umgeben ist, und den die Belagerer über einen mit Faschinen ꝛc. angefüllten Graben hinüber führen, und mit Erde bewerfen, damit die Minirer vor dem Musketenfeuer der Belagerten gesichert seyn, bis sie an den Fuß eines Werkes gelangen, und eine Mine anbringen können. Dergleichen Gallerien sind aber heut zu Tage nicht sonderlich mehr im Gebrauche, weil man mit wenigern Umständen beyzukommen weis.

Kleinere Minengänge, welche längst den beyden Seiten der ordentlichen Minengänge angelegt sind, um in einem gewissen Abstand von einander Leute hinzustellen, welche horchen müssen, was der Feind in der Nachbarschaft für Arbeit vornimmt, um davon zu berichten, werden Lauergallerien, Fr. Galleries d'écoute, genannt

In den Statüengießereyen, heißen Gallerien, Fr. Galeries, die mit Thon ausgelegten, und durch Mauern von Sandstein oder Backsteinen von einander abgesonderten Räume, worein man das Holz und die Kohlen leget, deren Feuer das Wachs des Modells ausschmelzen, und die ganze Form ausbrennen soll. Diese so genannte Gallerien werden nur in dem Falle angeleget, wenn die Form zu einer sehr großen Statüe verfertiget werden soll, und vertreten die Stelle eines Ofens unter der Form. Sie werden mit einem sehr starken eisernen Rost übersetzt, der das Fundament abgibt, welches die Stäbe trägt, die das ganze Gerüste (d. i. den Kern und die fertige Statüe) unterstützen müssen.

In einem Ballhause, versteht man unter Gallerie den langen und bedeckten Gang, wo man den Ballspielern zusieht. Er ist ungefähr mannshoch, und mit einem schrägen Dache von Bretern bedeckt. Im Französischen werden die Zuschauer auf der Gallerie, gleichfalls la galerie genannt.

Mittelsalzes, und es sind also die sauern Salze schon verändert. Ueberhaupt betrachtet aber können alle diese Substanzen, nach Beschaffenheit der Verdauungskräfte, nähren. Gesunde und starke Personen z. E. können die schleimigen Substanzen so verdauen, daß sie davon genähret werden, da hingegen schwache Personen gar keine Nahrung davon erhalten. In hitzigen Krankheiten nähren die Vegetabilien, welche eine wirkliche Gallerte geben, recht gut, und schaden nicht; da hingegen bloße thierische Gallerten schaden, und nicht nähren.

Es scheint, daß der Körper aller Thiere größtentheils aus einer gallertartigen Materie bestehe. Denn wenn man Fleisch, Knochen, Häute, Flechsen, Nerven, Hörner, Haut, mit Einem Worte, alle die verschiedenen festen oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Wasser kochen, und hernach dieses Wasser bis zu einem gehörigen Grad abrauchen läßt: so gerinnt es in der Kälte zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieses Abrauchen bis zur Trockne, aber bey einer solchen Wärme fortsetzt, welche, [illegible] gallertartige Materie aus ihrer Mischung zu setzen, [illegible] vermögend ist, so macht sie zuerst einen Leim, und [illegible] nach eine Art eines mehr oder weniger durchsichtigen, harten und festen Hornes.

Die Gallerte ist, nach Beschaffenheit der Theile [illegible] res, unterschieden. Diejenige z. B. welche man [illegible] Fleische erhält, ist feiner und besser, als die [illegible] ten und Flechsen. Sie können zwar alle nähren; [illegible] chem Unterschiede! Die Gallerte vom [illegible] der durchgearbeitet, als die andern Arten, [illegible] dige Theile enthält. Es ist auch in [illegible] Unterschied. Die Gallerte von Hühnern, [illegible] Kalbfleisch, Rindfleisch u. s. f. [illegible] so feine Gallerte, daß sie den [illegible] nen, weil sie in dem Magen [illegible] werden, daß sie keinen [illegible] zu nähren geschickt wäre.

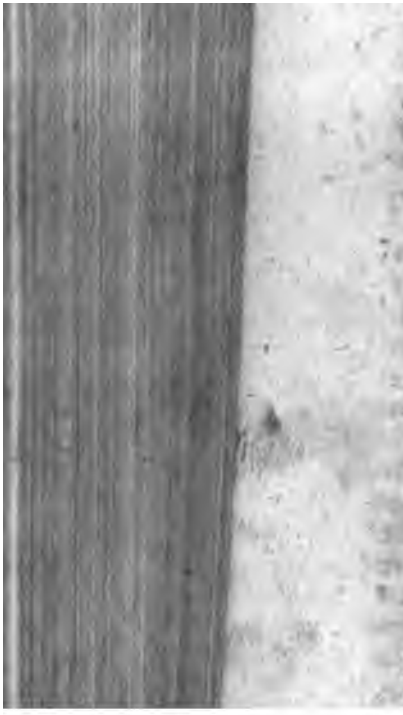
gen Gallerten.

Diese gallerta
natürlichen Zusta
saure oder alkalisch
lich; wenn sie o
Wasser, und vern
Umstände verdün
rung, so bald ste
beraubt worden,
Thier noch lebt,
sie bringt verschie
schen Oekonomie
Anfänglich gela
sauern Gährung
Blute, dem Fleisch
und hernach gera
Fäulniß, welche
Materie verwandel

Wir müssen
der Gallerte, in
Speisen genießen,
bereits erwähnter

und zittert. Viele Leute glauben, daß dieses die rechte Kraft und das eigentliche Nahrhafte des Fleisches sey, und sie bemühen sich sorgfältig es daraus zu erhalten. Wenn man das wenige Flüssige, welches in der beben. den Gallerte noch übrig ist, davon jaget: so kann man trockne Tafelein daraus verfertigen, welche die Fabrzosen Tablettes de jus de viande nennen, und die nur in heißem Wasser aufgelöset werden dürfen, wenn man ohne Fleisch und ohne viele Umstände in der Geschwindigkeit Fleischsuppe haben will; siehe Th. VI, S. 270, fgg. Es ist aber weit gefehlt, daß dergleichen Suppen die Kraft und Nahrhaftigkeit der wahren Fleischbrühen besitzen sollten. Eine kleine Ueberlegung wird uns hiervon überzeugen.

Die Gallerte ist einer der allerzähesten thierischen Säfte, und solchen Thieren eigen, die überhaupt dicke Säfte und wenig Bewegung haben. Das Fleisch solcher Thiere selbst ist zähe und kleberig, und ihre Gallerte enthält viel eitige Theilchen. Sie nimmt, ihrer Natur nach, von selbst eine Fäulniß an, und wird von flüchtiger Art. Ihre Bestandtheile sind Erde, Wasser, etwas Salz, und ein wenig Oehl. Wenn ein solches zähes Wesen dem menschlichen Körper zu einer guten Nahrung dienen soll, so muß es schnell verdauet werden, weil es zur Fäulniß geneigt ist. Soll es aber schnell verdauet werden, so muß eine starke Verdauungs-Kraft in dasselbe wirken, weil sich die Speisen desto schwerer auflösen, und von den Verdauungssäften in einen guten Nahrungssaft verwandeln laßen, je zäher sie sind. Wenn diese zähe Materien nicht auf das nachdrücklichste und geschwindeste verdauet werden, so erzeugen sie natürlicher Weise im Magen einen zähen Schleim, welcher alle übrige gute Speisesäfte mit in sich verwickelt und verdirbt. So bald aber die Gedärme mit einem solchen Schleim überzogen sind, wird nicht allein kein guter Milchsaft mehr aus den Speisen zubereitet, sondern



ben. Wenn
weilet, wird
noch unſchuldi
geſchieht nicht
lich; und dah
mung der Sä
letzt ihre Cur
das Blut allein
he gemacht wi
Säfte in den
In dieſen Gefä
und dieſe Hem
Aufſchwellen de
ſchwulſte von d
verdorbene Säf
curiren, ſo muß
brauchen.

Man ſieht a
tung, daß die t
ſich enthalten, ob
gute Nahrungsſ
XIV Th. S. 2

ser vor, als die dünnen Suppen. Allein, da sie starke Verdauungskräfte erfordern: so ist es allemahl, insonderheit schwächlichen Personen, zu rathen, bey dem Genusse derselben alles zu Hülfe zu nehmen, was ihre Verdauung erleichtern kann. Man muß solche Speisen mit andern aus dem Gewächsreiche zugleich genießen, um ihrer Neigung zur Fäulniß Einhalt zu thun, und muß viel Brod, welches wohl ausgebacken und gut gegangen ist, dazu essen. Außerdem aber muß man auch Salz und starke Gewürze zu Hülfe nehmen; denn keine Speisen leiden mehr Salz als diese; und die stärkenden Gewürze reitzen, vermöge ihres flüchtigen öhlichten Salzes, nicht allein den Magen und die Gedärme zu desto besserer Verdauung, sondern hindern auch, daß sich der Schleim nicht zu schnell erzeuge. Daher ist es eine gute Gewohnheit, das schleimvolle Schweinefleisch mit saurem oder anderm Kohle, stark gesalzen und wohl gewürzt, geräuchert oder gebökelt, oder in Form einer kalten gewürzten Sulze mit Essig und Peterfilie ꝛc. zu genießen. Durch diese Zusätze werden die zähen Speisen besser aufgelöset und durchdrungen, daß sie der Gewalt des gestärkten Magens leichter nachgeben, ihre gute Säfte fahren laßen, und dadurch dem Menschen zur Nahrung dienen, wogegen der zäheste Schleim mit den übrigen groben Theilen der Speisen in den Gedärmen zurück bleibt, und seinen Ausgang anderwärts findet.

Aber dieser guten Hülfsmittel ungeachtet, ist es doch schwachen Personen, insonderheit Frauenzimmern, Gelehrten, und solchen Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, nicht zu rathen, daß sie sich solcher zähen Speisen öfters bedienen. Man kann ihnen zur Noth im Winter solche Freyheit gestatten, wo ihre Verdauungs-Kräfte am stärksten sind. Am meisten aber sollten sie von Personen, welche ohne dieß zähe phlegmatische Säfte haben, oder welche Präservationscuren, Brunnen- oder Molkencuren ꝛc. gebrauchen, vermieden werden.

den. Daß Kindern eine solche Nahrung schlechterdings unzuträglich seyn müsse, versteht sich von selbst.

Auch der häufige Gebrauch der Geleen muß bey Gesunden und Kranken eingeschränket werden. Sie nähren weit weniger, als man glaubt; und sie würden gewiß den Magen, die Gedärme und alle Säfte verschleimen, wenn man sie häufig, ohne Gewürze, genießen wollte. Man muß sie mit Zucker und Citronensaft speisen, oder sie in dünnen Suppen zergehen laßen, und sich eines guten alten und stärkenden Weines dabey bedienen. Von den Getränken aus Hirschhorn oder Eyerdottern, welche man den Kranken oft zu reichen pfleget, findet ein gelinderes Urtheil Statt. Sie theilen dem Wasser einige Nahrhaftigkeit mit; und weil sie ihm nicht so viel Gallerte einverleiben, daß es davon dick werden und gerinnen könnte, so können sie den Verdauungskräften auch nicht sonderlich zur Last fallen. Doch ist es allezeit nützlich, sie ein wenig säuerlich zu machen.

Wie die Gallerten zubereitet werden müssen, findet man bey Abhandlung der Essen und bey deren Zurichtung beschrieben. Was aber die eigentlich so genannten Geleen, und das Färben derselben betrifft, so werde davon im Art. Gelee handeln.

Eine Gallerte mit Brustkräutern, wird folgendergestalt zubereitet. Man nimmt weiße Eibischwurzel, Lungenkraut, Leberkraut, und die Herzen von blauem Kohl, von jedem 1 Handvoll; schneidet alles klein; thut 3 Löffel voll kleine Grütze, einen gehackten Kälberfuß mit dem Knie an der Keule, 2 gehackte Schaffüße, und eine Messerspitze voll Muskatenblumen hinzu; setzt alles zusammen mit 3 Quart Wasser in einem fest zugekleibten Topfe an das Feuer, und läßt es 3 Stunden lang kochen; drückt es hernach durch einen feinen Durchschlag, oder durch ein härenes Sieb, und läßt es in einem Topfe im Keller zugedeckt stehen, bis es zu einer Sulze gerinnet.

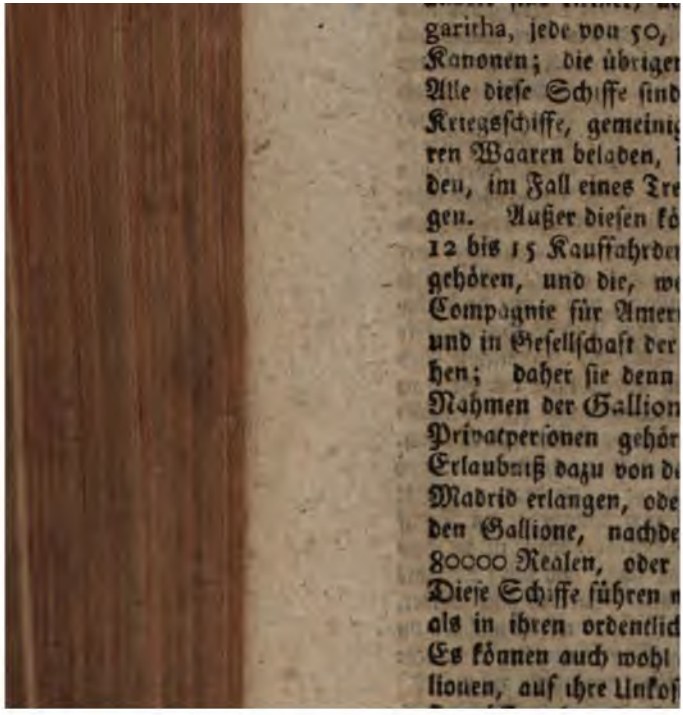
Diese Gallerte ist nicht bloß erweichend und nährend, sondern auch reinigend, und gelinde stärkend. Man nimmt davon Morgens und Nachmittags einen Eßlöffel voll, in dünner Rindfleischbrühe zerlaßen.

Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, wird ein gewissen Pflanzengeschlecht von der unvollkommensten Art Gallerte genannt, welches aus einem gleichförmigen, durchsichtigen, häutigen, gallertartigen Wesen besteht, und in selbigem einige, vielleicht dem Samen ähnliche, Körper einschließt, und im Lat. Tremella genannt worden. Verschiedene Arten sind den Flechten ähnlich; es fehlen aber bey allen die Schildercheu und Warzen. Die Arten selbst sind unter sich gar sonderbar verschieden; vornehmlich haben die Naturforscher die faltige Blattgallerte aller Aufmerksamkeit gewürdiget. Schon der Nahme Himmelsblume oder Himmelsblatt, Coelifolium, oder Ciniflonum, Spuma aëris, welchen Paracelsus dieser Pflanze beygelegt hat, giebt ganz deutlich zu erkennen, daß man derselben einen besondern Ursprung angedichtet, und von allen andern Pflanzen unterschieden; wie denn solche in vorigen Zeiten von Vielen für die astralische Quint-Essenz, von Andern aber für ausgebrannte Abgänge von Sternen, welche man Sternputzen, Sternschneutzen, Sternschnuppen zu nennen pflegt, gehalten worden. In neuern Zeiten haben Reaumur, Dillenius und Andere, die wahre Beschaffenheit dieser Pflanze genauer untersucht, und theils als ein eigenes Geschlecht unter dem Nahmen Nostoc oder Linckia beschrieben, oder mit der Tremella vereinigt. Hr. v. Haller setzt dieselbe unter die gallertartigen Flechten. Es ist solche die Tremella Nostoc *Linn.*; sie wird im Deutschen auch Erdblume genannt, obgleich noch niemand etwas, so einer Blume ähnlich seyn könnte, daran entdeckt hat. Es ist ein unordentlicher, dunkelgrüner, durchsichtiger Körper oder Blatt, welches, wenn man es anrühret, gleichsam wie eine Gallerte zittert, zwischen den Fingern aber nicht schmiert, auch, weil es zähe ist, sich nicht leicht von einander reißen läßt. Man bekommt

Avantage, Cap, 'Eper
Schnabel, heißt am
der Sirene oder dem
Raum, wo die Sold
nehmen, und wo (au
geſchloſſen liegen. D
bogenförmigen und v
zern zuſammengeſetzt,
Geländern (Porte-ve
zern (Courbatons),
dem Kamm (Friſe).
des Boegſpriets feſt z
Schiffes zur Durchſc
machen. Das Gall
auch Gelte und Gö
Gallione, (die) eine
oder mehr Verdecken
Vor Zeiten hatte m
Spanien; jetzt aber
fahrt nicht viel mehr
Spaniern, welche n
ſie zu der Handlung
zu nennen pflegen:

nennet. Daher wird in Spanien ein Kaufmann, welcher an derjenigen westindischen Handlung, die durch Gallionen getrieben wird, Antheil hat, ein Gallionist genannt; im Gegensatze der Flottisten, welche ihren amerikanischen Handel durch die Schiffe der nach Veracruz abgehenden Silberflotte treiben.

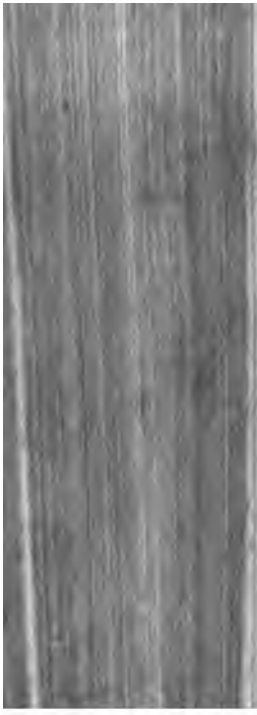
Die Gallionen sind auf eine Art gebauet, die heut zu Tage überall, außer in Spanien, ganz aus der Mode gekommen ist. Die Ursache, warum man sich derselben dort noch bedienet, ist, weil sie einen großen Raum haben, Kaufmannswaaren einzunehmen, mit welchen die königlichen Schiffe so voll gepresset werden, daß sie gemeiniglich außer Stande sind, sich gehörig zu vertheidigen. Richard Walter, in seiner Beschreibung der Reise des Lord Anſons um die Welt, leget ihnen eine ungeheure Größe bey, sagt aber doch, das größeste wäre wenig kleiner, als ein englisches Kriegsschiff vom ersten Range, und die kleinern wären von 1200 Tonnen, das größere aber habe, zum Kriege gerüstet, 1200 Mann geführet, gemeiniglich aber hätten sie nur 350 bis 600 Mann, und etliche 50 Kanonen. Er gesteht aber doch, daß die vom Lord Anſon eroberte viel größer gewesen, als der Centurion, das Hauptschiff Lord Anſons, welches 60 Kanonen und 400 Mann am Bord gehabt, da jene mit 555 Mann, 36 Kanonen und 28 Steinstükken besetzt gewesen. Nun ist, nach einer genauen Ausrechnung, ein englisches Kriegsschiff vom ersten Range, auf dem obersten Verdeck 159 bis 174 Fuß lang, und 44 bis 50 breit, und führt 706 bis 800 Mann, und 96 bis 110 Kanonen; ein Schiff vom vierten Range aber, wie der Centurion war, ist auf dem obersten Verdeck 118 bis 146 Fuß lang, und führt 226 bis 400 Köpfe, nebst 48 bis 60 Kanonen. Carreri aber meldet, daß die 1694 gebaute Gallione, St. Joseph, welche nachher im Sturme unter ging, einen Kiel von 62 Ellen (Coudées, deren jede $1\frac{1}{2}$ Palm gehalten, einen Palm rechnet man aber auf 9 Zoll,) lang gehabt. Der Kiel einer andern, Santo Christo genannt, sey 60 Ellen lang gewesen, und er selbst habe den S. Franciscus Borgia, mit einem Kiel von 55 Ellen bauen gesehen. Merkwürdig ist dabey, daß ihr Bau so fest, und das Holz so dauerhaft und stark gefüttert ist, daß keine Kugel leicht durchdringen kann. Ein solches Schiff wehrte sich gegen 14 holländische, die ihm, zum größten Erstaunen, nichts anhaben konnten; und als das Gefecht vorbey war, zog man 90 Stückkugeln aus ei-



garitha, jede von 50,
Kanonen; die übriger
Alle diese Schiffe sind
Kriegsschiffe, gemeini
ren Waaren beladen,
den, im Fall eines Tre
gen. Außer diesen kö
12 bis 15 Kauffahrde
gehören, und die, w
Compagnie für Amer
und in Gesellschaft der
hen; daher sie denn
Nahmen der Gallion
Privatpersonen gehör
Erlaubniß dazu von d
Madrid erlangen, ode
den Gallione, nachde
80000 Realen, oder
Diese Schiffe führen
als in ihren ordentlic
Es können auch wohl
lionen, auf ihre Unkos

Die Ausrüstung der Gallionen selbst geschieht zu Cadiz, von wannen sie zu aller Zeit unter Segel gehen können, welches auf des Königs Willen und auf die Bequemlichkeit der Kaufleute ankommt. Ihre Abfahrt aber geht gemeiniglich etliche Monathe vor der Abreise der Silberflotte vorher, indem die Gallionen gewöhnlicher maßen im März oder April unter Segel gehen, da hingegen die Silberflotte, wegen der Winde, eher nicht, als im Julius oder August, absegeln kann. Von Cadiz richten die Gallionen ihren Lauf nach Cartagena und Porto-bello, die Patache ausgenommen, welche sich unterweges bey dem Golfo de las Jagues, oder de las Yeguas scheidet, und nach der Margareta (Insula Margaritæ) geht, daselbst Perlen einzunehmen. Zu gedachten Porto-bello wird nun, nach der Ankunft der Gallionen ein ansehnlicher Jahrmarkt gehalten, auf welchen nicht allein die Indianer und spanischen Colonisten, von Lima, Panama und andern Orten aus Peru und Terra-firma, mit Gold, Silber und andern amerikanischen Waaren kommen, um europäische Waaren zu kaufen, oder einzutauschen, sondern auch alles aus den königlichen Bergwerken in Peru gewonnene Gold und Silber dahin gebracht wird.

Porto-bello, Portobelo, oder Portovelo, ist eine Stadt und ein Hafen in Amerika, auf der nordlichen Küste der Land-Enge von Panama, und in der Provinz gleiches Nahmens, an dem Nordmeere, und unter dem 8ten Grade der Norder-Breite. Sie ist die reichste Handelsstadt in der Welt; jedoch nur so lange, als ihre Messe währet, d. i. 4 bis 6 Wochen lang, wenn und so lange nähmlich die spanischen Gallionen sich daselbst befinden, indem außer dieser Zeit die vornehmsten Kaufleute sich das ganze Jahr zu Panama an dem Süd-Meere aufhalten. Während dieser Messe, oder so lange die Gallionen zu Portobello bleiben, ist der Zulauf daselbst so groß, daß die schlechtesten Buden oft für 1000 Rthlr. und eine sehr mittelmäßige Kammer für 120 Rthlr. auf die kurze Zeit vermiethet werden, und auch die Lebensmittel nach Proportion steigen; wie denn das Rindfleisch, von dem man sonst das gan-



Portobello auf die V
gekommene Waaren
geführet werden, ge
zu Lande, weil es n
iſt. Den Ort der L
treffend, ſo wird
nach Portobello geb
dung der 2000 Ma
te abgeladen, von
und gezeichnet, und
ihrer Einladung in
keit liegen, als ma
das Bley etwa in ei
andern Waaren w
Gallonen zu Schiff
werden ſollen, in
Theil der Gebäude
ſind, in welchen ſie
lange ſtehen haben,

Die Ladung anl
mein die königlichen
gen, welche den P
dern Waaren, als
back, Leder u. d.
welche, oben erwäh
nialichen Flotte mi

Die Waaren, welche mit den spanischen Gallionen aus Spanien nach Portobello gehen, und auch für die andern Handels-Plätze der Spanier in Amerika dienen, sind vornehmlich folgende: 1) Verschieden Gattungen von Leinwand; 2) verschiedene wollene Zeuge; 3) Tuch von allerley Gattungen; 4) wollene Strümpfe und Mützen; 5) verschiedene Gattungen von Seidenwaaren; 6) allerhand Eisenkram- und Galanteriewaaren, als: weißer Zwirn von allerhand Gattungen; Zwirn aus Bretagne von allerley Farben; leinene Unterhosen und Strümpfe bis auf die Ferse, aber ohne Füße für Manns- und Frauens-Personen; spanischer Toback von Sevilien, blaue Farbe zum Leinwandstärken, Bleyweiß, holländische Messer, Hüte, zwirnene Spitzen, Schnupftücher, Handschuhe, Schlösser, Schnupftobackdosen, Scheeren, Bisam, weiß Wachs ꝛc.; 7) verschiedene Gattungen Weine; 8) Oehl; 9) Saffran, Weihrauch, Benzoe, und allerley andere Specereywaaren. Der Profit an allen diesen Waaren ist insgemein sehr groß. Es besteht aber des Handels Vortheil mehrentheils darin, daß man zweyerley wisse: a) ob die Anzahl der Waare, welche die spanische Flotte jährlich von Europa aus, nach Portobello bringt, größer, oder geringer sey, als die Gold- und Silber-Barren, Stücke von Achten, und andere Waaren, welche die peruvianischen und westindischen Kaufleute auf diesen Markt bringen. Denn, wenn sie nach Portobello Gold, Silber und andere Waaren bringen, die sich höher belaufen, als diejenigen, welche die Spanier dahin gebracht haben, so ist es gewiß, daß der Verkauf für die Spanier vortheilhaft, und daß dabey viel zu gewinnen sey. Die Ursache ist, weil die Indianer vielmahls ihr Gold und ihre Waare wieder zurück nehmen, daher sie denn alles für wenig hingeben. Sind hingegen die Waaren weit größern Werthes, als die indianischen, so ist wenig daran zu gewinnen, vielmehr oft zu verlieren, weil die spanischen Negotianten alsdenn genöthigt sind, dieselben um einen geringern Preis wegzugeben, damit sie derselben los werden. b) Ist zu wissen, welche Waaren am meisten begehret werden, und den Indianern am nothwendigsten seyn.

In Ansehung der Unkosten, welche für die Waaren, so nach Portobello geschickt werden, aufgehen, wird von Cadiz aus, wo das Verzeichniß derselben gemacht wird, 5 bis 6 pro Cent Schiffloha bezahlt; für die Ausladung ungefähr 6 pro Cent; für den Zoll, welchen man dem Könige zu entrichten hat, und Indult, d. i. Erlaubniß und Paß, 8 Achtort, und 2 Real de

plata für jeden Ballen, welches etwa 2½ pr. C. beträgt. Oft werden die Waaren von Portobello, wenn sie nicht alle mit Nutzen daselbst verhandelt werden können, nach Cartagena gebracht, und das Schifflohn für jeden Ballen mit ungefähr 5 Franken, welches beynahe ½ pr. C. machet, bezahlt.

So bald der Jahrmarkt zu Portobello geendigt ist, kehren die auf Rechnung des Königs ausgerüsteten Gallionen nach Cartagena zurück, wo ebenfalls ein grosser Handel mit indianischen Waaren geschieht. Hierauf gehen sie nach der Havana, die Nothwendigkeiten zu ihrer Rückreise nach Spanien einzunehmen, und die unterdessen nach Portorico, Veracruz und Mexico, in Neuspanien, gegangenen Kauffahrdeyschiffe, welche in ihrer Gesellschaft gekommen waren, und wieder mit zurück wollen, imgleichen die nach Margareta gegangene Patache, zuweilen auch die Silberflotte, zu erwarten. Die Reise der Gallionen von und nach Hause, pflegt insgemein 7 bis 9 Monathe zu währen, von denen 2 auf die Hinreise, 2 auf die Rückreise, und die übrigen auf den Handel in Amerika hingehen. Oftmahls bleiben auch die Kauffahrdeyschiffe gar zurück, und kommen erst in 13 bis 14 Monathen wieder nach Cadiz zurück. Zuweilen segeln die Gallionen und die Silberflotte mit einander in Gesellschaft aus Spanien ab, und kommen auch in Gesellschaft zurück; alsdenn aber trennen sie sich auf der Höhe der antillischen Inseln, da denn die Gallionen, vorgedachter massen, ihren Lauf nach Cartagena und Portobello richten, und die Silberflotte den ihrigen nach Veracruz nimmt; bey der Rückfahrt aber vereinigen sie sich sodenn wieder in der Havana.

Was die Handlung selbst betrifft, welche mit diesen Gallionen nach dem spanischen Amerika getrieben wird: so ist solche sehr beträchtlich. Eigentlich sollte sie zwar nur von dem Könige und denjenigen spanischen Kaufleuten, denen der König die Erlaubniß dazu gibt, geführet werden; allein, es haben wirklich die Ausländer, insonderheit Franzosen, Holländer und Engländer, mehr-

rern

rentheils wo nicht mehr, doch eben so viel Antheil daran, als die Spanier selbst. Der König hat zwar diesen Handel allen Nationen, außer seinen Unterthanen scharf verbothen; man weiß aber schon, solchen auch im Nahmen seiner eigenen Unterthanen mit großem Nutzen zu treiben, und der König sieht durch die Finger, weil er wohl weiß, daß seine Unterthanen den Handel nach Amerika ohne Hülfe der Fremden nicht wohl allein bestreiten können. Man schickt nähmlich die Waaren, welche nach Amerika bestimmt sind, nach Cadiz an seine Correspondenten, die solche gebohrnen Spaniern gegen einen Schein oder eine Handschrift, daß sie solche empfangen haben, und bey ihrer Zurückkunft Rechnung davon ablegen wollen, anvertrauen, die denn mit nach Amerika reisen, die ihnen anvertrauten Waaren in Amerika verkaufen oder vertauschen, und dafür Gold und Waaren wieder zurück bringen, welche denn von Spanien nach Frankreich und Holland geschicket werden.

Es sind aber diese Waaren, die mit den Gallionen nach Amerika gehen, außer denjenigen Waaren, die Spanien an und für sich selbst dahin versendet, hauptsächlich französische, englische, holländische, italiänische, deutsche und ostindische Waaren und Manufacturen, welche man in Bohns Kaufmann, Th. 1, S. 692, f. specificirt findet. Gegen diese Waaren bringen die Gallionen aus Amerika wieder zurück: Gold, etwa für 2 bis 3 Millionen Thaler; Silber, ungefähr für 18 bis 20 Millionen Thaler; Perlen, für 200000 Thaler, wovon der König den fünften Theil genießt; Smaragde für 2 bis 300000 Thaler; Bezoar, Amethyste, und andere schlechte Edelsteine, für 20 bis 30000 Thaler; Wolle von den Vigognes, für 40 bis 50000 Thaler; Chinarinde, für 20000 Thaler; Häute, etwa für 70000 Thaler; Campecheholz, für ungefähr 60000 Livres; Indig, etwa für 600000 Livres; des Zuckers, Cacao und anderer geringerern Specereyen und Kaufmannswaaren, die meistens in Spanien bleiben, nicht zu gedenken; das meiste aber von diesen hier benannten Waaren kommt nach Frankreich, Holland und England. Insonderheit haben die Holländer und Engländer von dem mit den Gallionen kommenden Golde und Silber den besten Antheil.

Schiffscapitän allezeit Rede u
wohl es doch zuweilen geschieh
fehl des Königs kein Particuli
Geld auf die königlichen Galli
welchen der König zum Gener
demselben gemeiniglich 80 bis
hernach mit starken Interesse
gleiches muß auch jeder Sch
Größe seines Schiffes thun.

Seit den Jahren 1735 n
Gallionen mehr abgeschickt w
Amerika wird durch die so ge
wovon an seinem Orte handel
nach dem alten Fuße die Schi
lionen werde wieder hergestell

Zum Beschluß ist no
was die Spanier eine G
tugiesen eine Caracke heiß
tille.

Galliote, F. Galiote, ode
sen führen diese Benennu
Segeln und Rudern geh
worunter diejenigen, wel
bemastet sind, zum Laste
kern aber als eine Art

Eine Bombardiergalliote, Fr. Galiote à bombes, nennet man ein galliotenartig gebauetes Fahrzeug, welches ſehr ſtark von Holz und ohne Oberverdeck iſt, nach Maßgabe ſeiner Länge 1 oder 2 Maſten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falſchen Verdeck (faux-pont) etliche Mörſer ſtehen. Vor dem Abfeuern der Mörſer werden die Maſten niedergeleget.

Bey den Holländern heißt Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Heu bemaſtet iſt, ſeine gröſte Breite vorn, und, nach Art der Pinaſſen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine ſolche Galliote iſt gemeiniglich 85 bis 90 Fuß lang, und die Holländer thun oft ſehr weite Reiſen damit, ſo gar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüten ein rundes Hintertheil haben, ſo heißen ſie nicht Gallioten, ſondern Bothe, oder Böthe.

Mit der Galliote iſt die, oben S. 667. beſchriebene Galeote, eine kleine Galeere, nicht zu verwechſeln, obgleich ihre Benennungen aus Einer Quelle herfließen. Siehe Gelte und Göile.

Gallipoli de Toulouſe, nennen die Blumiſten eine feuerrothe mit Weiß vermiſchte Anemonenſorte.

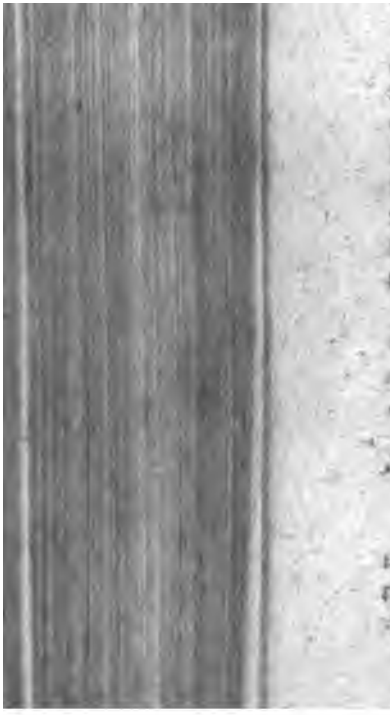
Gallium, Galium; ſiehe Lab-Kraut.

Gallivate, oder Gallwette, Fr. Galivate, eine Art von Laſt- und Kriegesſchiffen, welche in den oſtindiſchen Gewäſſern gebräuchlich ſind, und einen ſehr ſchräg ſtehenden Maſt haben.

Gallmey, ſiehe Galmey.

Gallo, eine Silbermünze im Königreiche Camboya, in Oſtindien, welche 1 Mas und 5 chineſiſche Condorins wiegt. Der Gehalt dieſer Münze war ſonſt von 80, ſeit 1718 aber iſt derſelbe nur von 60 Tocquen.

Gallon, ein in Großbritannien ſowohl, als auch in einigen Provinzen Frankreichs gebräuchliches Maß, deſſen man ſich zum Meſſen theils feuchter theils trockener Dinge bedienet. 1. In



Biere aber das gr
beyden das Mittel.
gen $4\frac{1}{8}$ Gallons A
berhaupt hat ein G
1 Bottle, 2 Quart
Pinte ungefähr 1 $\frac{3}{4}$
niges mehr, als e
daß ein Gallon zu
Troypfund haben n
der nur auf die dam
dem ein Gallon W
und 1 Gallon Hopf
ein Gallon macht
oder 233 franzöſiſch
5 dresdner Kannen
Stübchen hamburg
Acht Gallons mac
64, im großen 72 Pf
achtzehn, Gallons ma
Rumlet; 32 (oder 36
head; 84, ein Tertian
2) Der Gall
Korn, Samen, Hül

hält. In Jeland und Schottland hält ein Scheffel 18 Gallons.

In der Provinz Cornwallis meſſen die Zinngießer ihr ſchwarzes Zinn, d. h. den zu Pulver gemachten Erzſtein, mit dem Gallon, bey welcher Gelegenheit derſelbe eine Gattung von einem Scheffel iſt. Ein Kubikfuß ſchwarz Zinn thut 2 Gallons.

2. An einigen Oertern in Frankreich, inſonderheit aber in der Normandie, in der Gegend von Caen, iſt der Gallon ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches 2 Pots, oder die Hälfte von einem Septier enthält, und alſo mit dem Gallon der Engländer meiſt überein kommt.

3. In der franzöſiſchen Provinz Touraine, verſteht man unter dem Worte Gallon, eine Schachtel oder einen einfachen Scheffel, welcher daſelbſt gebrauchet wird, die ſchönſten getrockneten (gedörrten) Pflaumen, welche man Brunellen nennet, darein zu legen, und ſolchergeſtalt zu verſchicken.

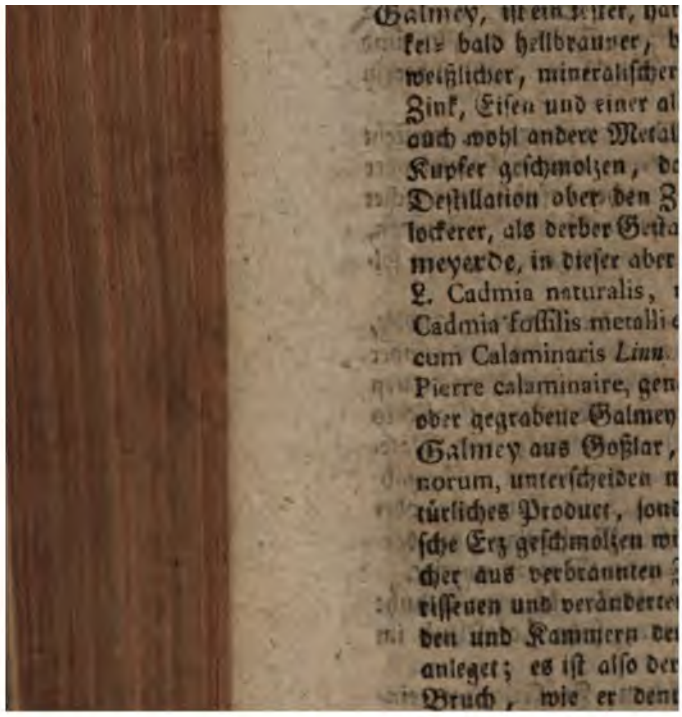
Endlich nennen auch 4. die Specereyhändler, Gewürzkrämer und Confectbäcker, eine Art runder Schachteln, die oben und unten einen gemahlten breiten Saum haben, und aus Flandern kommen, Gallons oder Galons, worin ſie allerley Gewürze und Materialwaaren, oder auch trockene Conſitüren aufbewahren. Ein jeder ſolcher Gallon hat eine Cartouche, oder einen Zettel, welcher mit großen Buchſtaben, die darin befindlichen Droguiſtereyen oder Waaren anzeigt.

Galloſche, Galluſche, Fr. Galoche, hölzerne Schuhe der Bauern und gemeinen Leute; ſiehe Holzſchuh im Art. Schuh.

Auch nennt man Galloſchen, Fr. Galoches, eine Art Ueberſchuhe oder Ueberzüge über die Schuhe, deren man ſich bey ſchlechtem Wetter bedienet, damit dieſ nicht naß oder kothig werden.

Gallus, ſiehe Hahn.

Gallus-Apfel, ſiehe Gall-Apfel.



Galmey, ist ein Fossil, das
kel= bald hellbrauner, b
weißlicher, mineralischer
Zink, Eisen und einer al
auch wohl andere Metal
Kupfer geschmolzen, d
Destillation oder den Z
lockerer, als derber Gal
meyerde, in dieser aber
L. Cadmia naturalis,
Cadmia fossilis metalli
cum Calaminaris *Linn.*
Pierre calaminaire, gen
oder gegrabene Galmey
Galmey aus Goßlar,
norum, unterscheiden n
türliches Product, sond
sche Erz geschmolzen w
cher aus verbrannten
rissenen und veränderte
den und Kammern de
anleget; es ist also der
Bruch, wie er denn

men Orten in England; der röthliche, bräunliche und bunte aber wird in England, imgleichen in Frankreich, gegraben. Wie denn derselbe auch nunmehr in Schweden angetroffen wird.

In den Gegenden von Aachen, Limburg und Stollberg, giebt es verschiedene Galmeygruben. Ihre Teufe ist nicht über 6 bis 7 Lachter; und die Bergleute fahren daselbst, vermöge der gewöhnlichen Fahrten, ein und aus. Dieser Stein besteht aus runden Klumpen, und liegt lagerweise in einer gewissen gelben Erde, welche von einer andern sanften und weichen, oder von einem gelbbraunen Lehm umgeben ist, worauf diejenigen, welche auf Galmey einschlagen, sorgfältig Acht haben. Oefters findet man ihn auf ebenem Felde, fast zu Tage; öfters aber auch in der Nähe blätteriger Gebirge. Derjenige, welcher sich unter der Erde findet, geht in Lagern oder Schichten fort, die sich zuweilen nach und nach so lange erheben, bis sie zu Tage ausstreichen. Er sondert sich auch leicht von der Erde ab, von welcher er gleichsam umwickelt ist. Vom Wasser werden die Arbeiter in diesen Gruben selten beläſtiget; und wenn auch dieses geschieht, so leitet man dasselbe in Vertiefungen oder unterirdische Gräben, wo es sich verliert. Der Galmey, oder Calmesen, wie man ihn in diesem Lande nennet, ist mit verschiedenen gefärbten Steinen vermengt, sowohl rothen als blauen, die man aber nicht achtet. Man hält ihn um so viel besser, je schwerer er ist. Er wird mit einem Hammer in gröbliche Stücke geschlagen, damit man die Erde oder andere schlechtere Stücke, so damit vermischt sind, gehörig davon absondern könne; sodenn, wie ich weiter unten beschreiben werde, geröstet, zu Mehl gemacht, durch ein Sieb geschlagen, und endlich in die Messinggießerey geschickt.

In England, gewinnt man eine große Menge Galmey, vorzüglich in den Bleygruben. Er liegt daselbst nicht in Lagern, sondern bricht in Bleyerze; seine blaßrothe Farbe unterscheidet ihn auch leicht von der Erde, die noch überdieß mit unter bricht; wie er denn auch weit schwerer ist, als diese. Oefters ist Bley-Glanz in diesem Galmey eingesprengt, und es ist derselbe wie eine sanfte und fette Erde anzufühlen. Da man den meisten Galmey, welcher in England verbraucht wird, aus Aachen bekommt, so entsteht hieraus für den einländischen ein weit geringerer Preis. Hier nennt man die Galmeygruben Calamine-

doch schlägt er nicht Feu
hohl, und haben zuweil
ten hat Sage Untersuch
riser Memoires, q. d. J
mique de differentes
wovon wir eine mit des
merkungen vermehrte d
Hrn. Sage chymische
ralien, haben, antrifft.

In der Grafschaf
Fluren der kleinen Dörf
gegraben, welche alle di
3 Meilen von Namur,
Maas entfernt liegen.
Anhöhe liegt, bricht der
woselbst man kein Kuns
Wasser nöthig hat. D
als der aus den beyden
keiner so großen Menge.
au Geive bricht, welche
Maas liegt, verhält sich

Das Gewinnen und
folgende Art. Man m
Lachter von einander,
Jeder Schacht ist 10 bis
zimmert, damit das Er

jenigen aber, welche man antrifft, wenn man die Strecken treibt, werden in die alten abgebaueten Strecken gestürzet, aus welchen man die Auszimmerung nach und nach wegreißt, so wie diese zugestürzt sind, von welchen man das Holzwerk zu neuer Arbeit anwendet. In einen dieser beyden Schächte werden die Pumpen zur Gewältigung der Grubenwasser gesetzt; weshalb er auch tiefer ist, als derjenige, durch welchen man den Galmey zu Tage fördert. Die beyden ersten Strecken, welche von den Schächten aus, einander parallel (oder doch beynahe) getrieben werden, haben, vermittelst anderer Querstrecken, Gemeinschaft mit einander, so, daß vermöge dieser der Zug der Luft durch die beyden Schächte erhalten wird. Nachdem aber diese Strecken zu weit von den Schächten weggetrieben werden, und das Athemhohlen den Grubenarbeitern zu beschwerlich wird, finket man neue Schächte ab, die man Wetterschächte (Bures d'airage) nennt, weil sie bloß dazu dienen, die Bewegung der Luft zu erleichtern. Bisweilen theilt man den großen Schacht in der Mitte von einander; in die eine Hälfte werden die Pumpen gesetzt, der andern aber bedienet man sich zum Ein- und Ausfahren, wie auch zum Fördern des Galmeyes, vermittelst eines darüber errichteten Haspels. In diesem Falle aber sind die Wetterschächte allemahl nöthig. Werden die Wasser in den Strecken zu beschwerlich, so wird der große Schacht noch etwas tiefer gemacht, und von da aus ein kleiner Graben bis an den Ort geführet, wo es nöthig ist, damit das Wasser ablaufen könne. Diesen Graben nennt man eine Rösche (un arêne). Man hat auch einige Höhlen, in welchen sich das Wasser durch verschiedene Risse, die man Schwindgruben (égougeoires) nennt, verliert.

Die Teufe des großen Schachtes ist 43 Ruthen dasiges Maßes, welches nach dem französischen 39 Ruthen, 1 Zoll und 6 Lin. beträgt (*). Eine Kunst (Machine) hebt die Wasser aus einer Bley-, und die andere aus einer Galmeygrube. Jede dieser Künste hat ein großes Rad, von 25 Fuß im Durchmesser, welches 19 Fuß tief unter der Erde hängt, und von zwo Mauern getragen wird, auf welchen es 6 Fuß über die Ober-Fläche der Erde raget. In dem Mittelpuncte dieses Rades

(*) In Frankreich hält die Ruthe 6, zu Namur aber 5 Schuh, 5 Zoll und 6 Lin.; der Unterschied ist also 6 Zoll und 6 Linien.

der Salmeygrube [illegible]
Teiche nicht allein hinlän
Gewalt, als ſie nöthig ha
ſer nicht mit aufgeſchlage
(Canal ſoûterrain), der
des großen Schachtes an
welches ſie, etwas über d
des, auf dieſes gießt.

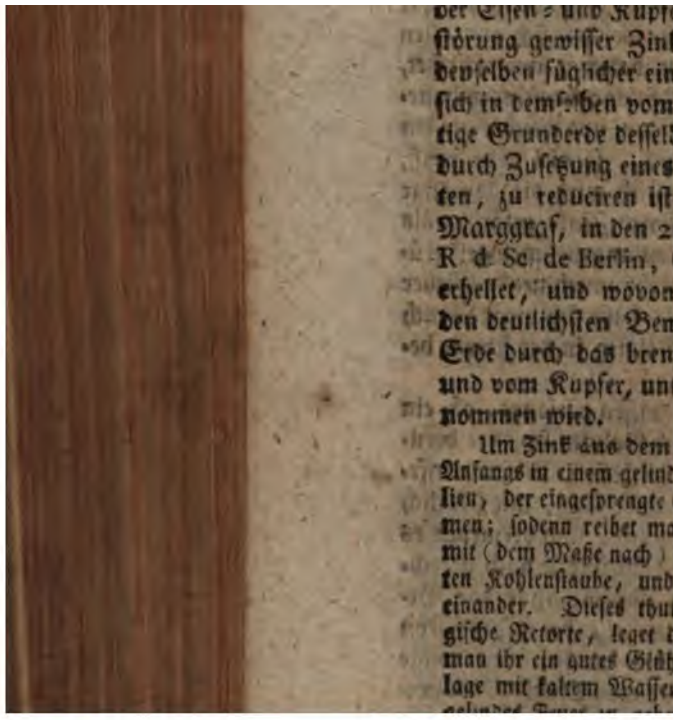
Eine ausführliche, mit
Anſtalt, findet man in
chen; ſ. den 5 B. des
S. 1, fgg.

Von dem in Schweden
zelſtierna, im 3
Akad. d. Wiſſ. a. d.

Da der Galmey,
erhellet, mit allerhand
dern metalliſchen Körp
vermiſcht zu ſeyn pfleg
Schwere ſo verſchieden
äußern Beſchaffenheit
ben laßen. Seine F
bald hell- bald dunkelg
braunroth. Sein Ge
Anſehen einer zuſamm
Erde: oft iſt er hart,

kannt werden, wenn man einige Loth oder Pfunde davon gröblich zerstößt, und auf ein frisches Kohlfeuer wirft, welches allenfalls vor einer Schmiede-Esse geschehen kann; es müssen aber die Kohlen wenigstens einer Spanne hoch liegen, und nicht größer als ungefähr Haselnüsse seyn, damit der Galmey nicht sogleich zwischen den Kohlen durchfallen und sich der Hitze entziehen könne. Es entsteht alsdenn, wenn es Galmey ist, gar bald ein dicker weißlicher Rauch, welcher sich von allen andern mineralischen Dämpfen dadurch unterscheidet, daß er sich an ein kaltes, eine Zeitlang darüber gehaltenes, eisernes Blatt häufig, weißblau, und weicher als ein Spinnengewebe anlegt, welches, so viel man weiß, kein anderes Mineral thut; zugleich wird die dampfige Flamme mit von hinein geworfenen Zinke gefärbt, als welcher mit einer hellen blendenden angenehmen gelbgrünen Flamme brennt, welche bey mehr zunehmenden Feuer mit blau und röthlich abwechselt. Läßt sich dieser Rauch nicht spüren, so ist auch kein Galmey in der Probe befindlich.

Wer noch zuverläßiger zu wissen verlangt, ob ein solch rauchendes Mineral wirklich Galmey sey, der brenne einige Loth davon, gröblich zerstoßen, in einem offenen Schmelztiegel, eine gute Stunde lang, mit ziemlich hellen Glühfeuer, reibe es zu Pulver, und vermenge es mit ungefähr dreymahl so viel, dem Maße nach gerechnet, angefeuchteter zerstoßener Kohlen; thue das Gemenge wieder in einen Schmelztiegel, der so groß seyn muß, daß er beynahe voll davon werde, lege einige Stückchen Kupferblech, oder kupferne Pfennige darzwischen und darüber, decke alles mit kleinen Kohlen zu, setze es einige Stunden in einen Windofen, oder vor ein Gebläse, damit es anfänglich stark glühe und endlich schmelze: so wird es seine rothe Farbe verlieren, und zu gelben Messing, mit einem gar merklichen Zuwachse am Gewichte, werden. Wenn auch das Kupfer schon nicht



Uebrigens leget dieſes Mineral ſeinen Zinkgehalt auch durch den, bereits oben erwähnten, weißen Rauch, den es im Feuer von ſich gibt, und der ſich, wenn er gehörig aufgefangen wird, in wirkliche Zinkblumen verwandelt, hinlänglich an den Tag.

Man ſagt, wenn Gold mit Galmey cämentiret würde, ſo bekomme es eine höhere Farbe; wenn man es aber mit Meſſing cämentirte, verlöre es ſeine Geſchmeidigkeit, wegen der Beymiſchung aus dieſem Steine.

Wenn der Galmey, mit 2 Theilen Salpeter vermiſcht, der Deſtillation übergeben wird, ſo geht ein durchdringender Spiritus von gelber Farbe über; das zurück bleibende Caput mortuum aber hat eine dunkelgrüne Farbe und einen ſtechenden Geſchmack. Die Auflöſung deſſelben in Waſſer zeigt eine grasgrüne Farbe, welche aber verſchwindet, nachdem ſich ein rothes Pulver zu Boden geſetzt hat. Der mit dieſem grünen Caput mortuum digerirte Weingeiſt, zieht eine blutrothe Farbe aus.

Wenn deſtillirter Weineſſig auf Galmey gegoſſen wird, nimmt er eine braune Farbe an; evaporirt man ihn aber bis zur Trockene, ſo läßt er glänzende Schüppchen zurück. Gießt man Weinſteinöhl in dieſe Solution, ſo entſteht kein Aufbrauſen, ſondern es ſchlägt ſich aus dieſem Mengſel lebendiger Kalk nieder. Uebrigens verhält ſich die natürliche Schwere des Galmeyes, zu der ſpecifiſchen Schwere des Waſſers, wie 469 zu 100.

Ehe der Galmey in die Meſſingbrennereyen geliefert wird, pflegt man ihn zu röſten, und zu mahlen. Nach dem Röſten wird der Galmey nicht nur leichter, ſondern auch an Farbe weißlicher; bisweilen aber ſind ſchwarze Fleckchen eingeſprengt, welches von der Wirkung des Feuers herrührt. Ich werde hier das Röſten und Mahlen des Galmeyes, ſo wie es in der Grafſchaft Namur bewerkſtelliget wird, nach des Hrn. Gallons Anleitung beſchreiben.

Den Galmey zu röſten, macht man einen Röſthaufen, wie die Pyramide ABC. Fig. 844, zeiget, welche

Zoll hoch, auf den G
weit dünner, und ſo, d
lich bedeckt iſt; und a
fortgefahren, bis eine c
eine Pentagonolpyramid
möge die Grundfläche
muß man bey H zwey
hohe Seite ſetzen, und,
mey geleget wird, den
der Mitte des Röſthauf
ſtein bleibe, wie B zeiget.
bis 150 Centner Galm
auf einmahl. Nachde
reitet iſt, zündet man ſi
bis 10 Stunden, bisw
Die größte Sorgfalt, n
iſt dieſe, daß der Galm
zu vermeiden, zieht ma
dern weg, und macht b
Feuers zuerſt erlitten h
ſich hierüber keine gewi
bung allein kann den
die Röſtung ſeyn müſſe

Die Mühle Fig. 845 a) b). und c). hat 2 Läufer I L, deren Achſen an eine ſenkrechte Welle M N befeſtigt ſind, und von einem Pferde umgetrieben werden. Dieſe beyden Mühlſteine laufen frey auf einem großen eingegrabenen Steine P, deſſen Umfang mit einem bretternen Schutze S eingefaßt iſt, den verſchiedene Pfähle R feſt halten. Der untere Zapfen N, Fig. 845 b) beweget ſich in einer metallenen Pfanne, die in einen viereckigen Baum eingelaßen iſt, welcher in der Mitte des Steines, durch ein Loch von der nähmlichen Geſtalt, gehet; der obere Zapfen M aber geht in zwey zuſammengeſetzten Stücken V, welche in einem Loche, in Balken des Gebäudes, mit zwey Bolzen, die durch den Balken gehen, ſtark befeſtiget werden. Der Arbeiter O wendet ſtets den Galmey mit einer Schaufel um, damit er durchgängig unter die Mühlſteine komme, und gleichförmig zerdrückt werden könne. Das Pferd kommt in einer Minute viermahl herum, und kann täglich 20 Maß Galmey mahlen. Ein ſolches Maß hält oben 15 Zoll und 6 Lin. im Durchmeſſer, auf dem Boden 13 Z. 6 L. und iſt 13 Zoll hoch. Es hat die Geſtalt eines Eimers, und iſt mit eiſernen Reifen beſchlagen. Am Gewichte enthält es 150 Pfund Galmey; mithin machen die 20 Maß zuſammen 30 Centner, welches das gewöhnliche Tagewerk iſt.

Auf dieſer Mühle werden, außer dem Galmey, auch alte Tiegel und Holzkohlen gemahlen. Wird Tiegelerde darauf gemahlen, ſo werden in einer Stunde 4 ſolcher Maße fertig; ſind es aber alte Tiegel, ſo können in einer Stunde nicht mehr als 3 Maß gemahlen werden, weil der gebrannte Thon härter iſt. An Holzkohlen werden ſtündlich 6 Körbe gemahlen, welche nicht mehr als 3 Körbe Geſtübe oder Kohlenmehl geben.

Die Steine zu dieſer Mühle, bekommt man aus den Stein-Brüchen in der namuriſchen Gegend. Sie ſind ſehr hart, von einem feinen Korne, und wohl ausgearbeitet. Die Läufer nützen ſich wenig ab; und wenn ſie gut ausgeſucht und bearbeitet

Oehl, ſondern auch ein
nannte Zeltenpflaſter, E
aus verfertiget werden.
wenn der Galmey allein
den Wunden roth werde
Fett vermiſchet wird, die
werden.

An account of digging and
letter from Mr. GILES
ſt. in No. 198 der *Philoſ.*
677.

EMAN. SWEDENBOR
rale de cupro & orichalco
Lpſ. 1734. 8.

De lapide calaminari, ejusqu
MANGETI *biblioth. ph*
124.

Bifolium chemico-phyſico-
Abhandlungen, deren die
re aber den Arſenik unterſ
und Lpz. 1771, 8.

Galmey-Flug, ein weiß
von dem Galmeye in offe
und auch **Galmeyblum**
Augennicht ꝛc. genann

Galoche, ſiehe **Galloſche**.

Galone (*), aus dem Fra

silbernen Galonen dienen zu Besetzung der Kleidungen für Standespersonen beyderley Geschlechts, oder wenigstens für diejenigen, welche reich sind, oder dafür angesehen seyn wollen. (Daher eine galonirte Manns-Person, Fr. un homme galonné, einer, dessen Kleid galonirt oder mit Tressen besetzt ist.) Man brauchet sie auch zum Kirchenornat sowohl, als zu verschiedenen Ausmeublirungen der Palläste und großen Häuser. Jedoch brauchet man zu diesen beyden letztern Arten öfters nur Galonen von unechtem Golde und Silber. Die goldenen und silbernen Galonen, welche bloß zur Besetzung oder Einfassung der Kleidungen, des Kirchenornates und der Meublen gebraucht werden, nennet man auch **Borten**; ins besondere aber gibt man diesen Nahmen den Galonen, welche man auf die Hüte der Cavaliers und der Militärpersonen setzet. Die in Frankreich verfertigten Galonen wurden vormahls, wegen ihrer saubern Arbeit und geschmackvollen Desseins, vor andern geschätzet: es gibt aber nunmehr in Berlin, Dresden, Leipzig, Wien ꝛc. nicht minder berühmte Galonenfabriken, von allen Arten und Fassons, wie sie Jedermann selbst verlangen kann. Ich werde in den Art. Gold und Silber mit mehrern davon zu sprechen Gelegenheit haben.

Die seidenen und wollenen Galonen, verfertigen die Bortenwirker oder Posamentirer; siehe Th. VI. S. 246 — 248.

Die so genannten **Livreegalonen**, oder **Livree-Borten**, Fr. Galons de livrée, sind gemeiniglich sammetartige Gewebe von verschiedenen Farben und Fassons, womit man die Kleidungen der Bedienten auszieret und verbrämet, um sowohl die Pracht ihres Herrn sehen zu laßen, als auch seinen Stand und sein Haus zu unterscheiden und kenntlich zu machen.

Alle diese Sorten von Livreegalonen machen die Bandmacher.

Galopin, nennet
Maß flüſſiger
halber Septier
Galopp (*), de
beſonders eines
Füße faſt zugle
terfüßen auf g
Gang zwiſchen
dem gezogene
Fr. galoper,
den Galopp ge
einen guten Ga
le bon pied);
loppe gehen laß
ſtändig (oder i
que galoper fa
Galoppade, Z
val qui a la galo
tig galoppiret.
wiſſen Raum, d
iſt noch um ein
wie im Schloß

Der Galopp ist theils ein natürlicher, theils ein künstlicher Gang der Pferde. Man gehe auf Weiden, so wird man an den daselbst sich befindlichen Pferden diesen Gang beobachten, welcher durch die Kunst sie noch nicht hat gelehret werden können. Es ist derselbe die schnelleste Bewegung, wobey die Vorderschenkel noch nicht zur Erde gesetzt sind, wenn sich die hintern schon heben, so, daß, einen fast nicht zu bemerkenden Augenblick hindurch, alle 4 Füße zugleich in der Höhe sind. Die Muskeln des Rückens und des Beckens wirken bey dem Galoppe eben so sehr, als die Muskeln der Füße. Indem die Rückenmuskeln sich bestreben, die Vordertheile des Körpers zu erheben und fortzustoßen, ziehen sich die Muskeln, welche den Tarsus und das Schienbein auf dem Schenkelbeine beugen, zusammen, brechen die Gewalt, und mildern den Stoß. Je biegsamer und weicher also die Kniekehle ist, desto sanfter ist der Galopp. Auch ist er um desto schneller und fortreißender, je stärker die Muskeln des Tarsus und des Schienbeines sind; und desto anhaltender, je stärker die Muskeln des Rückens und der Lenden sind.

Die Pferde pflegen gemeiniglich auf dem rechten Fuße zu galoppiren; bisweilen aber thun sie es auch auf dem linken. Wenn sie rechts galoppiren, so tritt der rechte Vorder- und Hinterfuß weiter vor, als der linke. Bey dem Galoppe auf der linken Hand ist es umgekehrt.

Der künstliche Galopp besteht in einer ununterbrochenen, nach drey Zeitpuncten wohl abgemessenen Reihe von Sprüngen, welche das Pferd in einer guten Stellung wohl beysammen, den Kopf nach der Hand, auf welcher es gehet, mit gebogenen Hanken, auf der Erde, gerade vor sich, machet.

Bey dem Galoppe machen die Vorderfüße eigentlich keine eigenthümliche Bewegung aus, sondern sie werden vielmehr durch die Schnellkraft der hintern Knie-

Beugun-

Beugungen und der Hanken fort beweget; weil aber selbige dennoch die Erde verlaßen, und wieder niedersetzen, so bemerkt man bey diesem Gange dennoch drey Zeitpuncte, wovon ich weiter unten sprechen werde. Dieser Gang besteht also in einer Reihe auf einander folgender Sprünge, welche nicht unterbrochen werden sollen. Folglich darf nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. s. w. folgen, sondern das Pferd muß mit diesen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt diesen Gang zu verändern angewiesen wird. Wenn sich ein Pferd in diese springende Bewegung setzt, stämmet es den einen Hinterfuß auf die Erde, welches der erste Zeitpunct ist, und gleich darauf erheben sich der andere Hinterfuß nebst dem ihm entgegen gesetzten Vorderfuße, welchem unmittelbar der andere Vorderfuß folget, dergestalt, daß die Erhebung dieser drey Füße, wie zugleich geschehen, sich unserm Auge darstellt. Die beyden einander entgegen gesetzten Füße, welche sich nach dem stehenden zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, so, daß der Hinterfuß einen Vorsprung vor demjenigen bekommt, der zuerst auf die Erde gestämmet war, welches den zweyten Zeitpunct ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorderfuß nieder, welcher ebenfalls einen Vorsprung vor dem zuerst niedergesetzten Vorder-Fuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite hervor ragen, und gleichsam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpuncte bemerket werden, so müssen nothwendig zwo Zwischen-Zeiten Statt finden, die sich aber auch nicht gleich sind.

Diese Sprünge müssen 1) wohl abgemessen seyn, d. h. es muß bey den Zeitpuncten keine Veränderung vorgehen, auch müssen die Schritte nicht vergrößert werden, sondern es muß vielmehr die einmahl angenommene Cadence beybehalten werden. 2) Es müssen dieselben in einer guten Stellung geschehen, nähmlich in einer solchen, wie sie durch die Regeln der Reitkunst vorgeschrieben ist, als: mit aufgerichtetem Halse,

herbey

herbey gebrachtem Kopfe, u. ſ. w. 3) Das Pferd muß dieſen Gang wohl beyſammen, d. i. mit vereinigten Kräften, verrichten. 4) Der Kopf muß nach der Hand, auf welcher es gehet, d. i. einwärts, gebogen ſeyn. 5) Die Hanken müſſen dabey gebogen ſeyn, weil dadurch die Schnellkraft in dem Hintertheile vergrößert, und die Kräfte mehr vereiniget werden. 6) Dieſe Sprünge müſſen auf der Erde geſchehen, wodurch ſie ſich von den Sprüngen über der Erde unterſcheiden. 7) Dieſer Gang geht gerade vor ſich. Er gehört unter die natürlichen Gänge, welche ſämmtlich, in Anſehung ihrer Bewegung, durch die Kunſt nicht verändert, ſondern nur verbeſſert werden. Man wird es bey dieſem Gange auch leicht wahrnehmen, daß ein Pferd, welches denſelben gehörig und regelmäßig verrichten ſoll, entbundene Schenkel haben müſſe, daß dieſer Gang einen gehörigen, regelmäßigen Trab voraus ſetze, und daß dieſer es zum Galopp zubereite, auch ſo gar der Galopp daraus entſtehe.

Wenn ich ſage, daß aus dem Trabe der Galopp entſtehe, ſo deutet dieſes zweyerley an: 1) will es ſo viel ſagen: wenn ein Pferd gehörig trabet, und durch den Trab ſeine Glieder ſowohl entbunden hat, als es auch mit dem Gebrauche ſeiner Hanken beſſer bekannt geworden iſt, ſo iſt es in den Stand geſetzt, den Galopp regelmäßig zu gehen; 2) bedeutet es: wenn ein Pferd gehörig trabet, ſo entſteht aus dem Trabe der Galopp von ſelbſt; oder, das Pferd fällt ohne Mühe aus dem Trabe in den Galopp. Der Beweis dieſer beyden Wahrheiten iſt folgender.

Der Galopp iſt ein natürlicher Gang, und als einen ſolchen betrachtet, kann man nicht ſagen, daß er aus dem Trabe entſtehe; denn es entſteht kein natürlicher Gang aus dem andern, ſondern ein jeder beſteht vor ſich; allein, die Kunſt iſt mit der Natur in dieſem Stücke nicht zufrieden, ſondern hat Regeln, nach welchen die natürlichen Gänge verbeſſert werden ſollen, und dieſe ſind, in Anſehung des Galoppes, von der Beſchaffenheit, daß ſie ganz nothwendig entbundene Glieder voraus ſetzen. Weil nun, wie an ſeinem Orte zeigen werde, die Entbindung der Glieder durch den Trab bewirket wird, ſo folgt daraus, daß der Galopp einen gehörigen Trab voraus ſetze, oder, welches einerley iſt, daraus entſtehe, wodurch die erſte Erklärung bewieſen iſt.

Wenn ein Pferd gehörig trabet, ſo ſind ſeine Glieder frey und beweglich, es ſetzt ohne Mühe ſeinen Hintertheil unter ſich, und nimmt auf ſelbigen die Laſt des Vordertheiles, wo-

ein Zeichen, daß der T
nung iſt nicht als allgeme
de von außerordentliche
als traben, und bey w
bringen; auch gibt es
und doch feurig ſind, d
gleich in Galopp ſpringe
behaupten kann, daß ſie
ben können.

Wenn alſo ein Pfe
der Beſchaffenheit iſt, d
und es fängt an, ſich
Bewegung, nähmlich d
Zeichen, daß es vereinig
Regeln gemäß, zu lehre
es einige Schritte gehö
heit hält der Bereiter,
iſt, die Zügel etwas flä
es ſeine Kräfte noch me
zufahren angetrieben wi
ganzen Reithauſe herum

Auf ſolche Art fährt man eine Zeitlang mit dem jungen Pferde fort, daß man es ſowohl auf der rechten als linken Hand zuweilen zwiſchen dem Trabe galoppire.

Iſt ein Pferd ſo weit, daß es einen täglichen Unterricht im Galopp bekommt, ſo pflegt man die Repriſen des Trabes zu verkürzen, und daſſelbe, nachdem es auf beyden Händen getrabet, und die gehörige Zeit zwiſchen durch pariret iſt, in Galopp zu ſetzen, und es auch darin regelmäßig zu unterrichten. Man bringt es auf zweyerley Art zum Galopp; nähmlich, man läßt es 1) in den Galopp fallen; welches geſchieht, wenn das Pferd aus dem Trabe ſich in die ſpringende Bewegung von ſelbſt, oder durch eine leichte Anfeuerung ſetzt, wie ich kurz vorher gezeigt habe; oder 2) man ſprenget es dazu an, welches geſchieht, wenn man es aus dem Schritte, oder von der Stelle, vermittelſt Anhaltung der Zügel, und eines dazu gegebenen Zeichens der Ermunterung, welches man Hülfen nennet, bringt.

Anfänglich, um ein Pferd den Galopp zu lehren, läßt man es vorher allemahl in Trab gehen; und wenn es alsdenn nicht von ſelbſt aus Munterkeit in Galopp fällt, wird es durch Hülfen dazu gebracht.

Es gibt bisweilen Pferde, bey welchen es ſchwer hält, ſie in den Galopp zu ſetzen, woran entweder Faulheit, Mattigkeit, oder, weil ſie dazu durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet ſind, Schuld iſt. Dieſe drey Fälle muß ein Bereiter wohl zu unterſcheiden wiſſen, wenn er mit Nutzen das Pferd zum Galoppiren zu bringen gedenkt. Iſt die Faulheit die Urſache davon, ſo hat man Mittel genug, dergleichen Pferde aus dem Schlafe zu ermuntern, und einige tüchtige Ruthenhiebe werden von vortrefflicher Wirkung ſeyn. Iſt es Mattigkeit, ſo muß man Geduld haben, bis es mehr Kräfte bekommt; ſonſt ermüdet man es, und macht es verdrießlich. Iſt es durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet, ſo iſt es thöricht, von einem ſolchen Thiere etwas zu verlangen, zu deſſen Leiſtung es kein Ge-

richter werden, damit es
darin anſprenge. Am be
fänglich in einer Ecke. J
es in einem zuſammengeno
durch die Ecke wenden will
wird es dergeſtalt verhalten,
ſo ſtark angezogen bleibt,
nicht aus der Linie, auf w
wobey man es durch den Zu
auswendigen Schenkels anf
dig in Galopp fallen muß.
doch verhalten, weshalb es
gende Bewegung ſetzen muß
Wendung machet, und dur
die inwendigen Füße vorgeh
galoppiren. Ein Pferd gal
gehörig, wenn die inwend
vorgehen; und da nun da
wird der Galopp nach der vo
Gehen alſo die rechten Füße
loppire rechts; und gehen
re links. Hieraus folgt nun,
es rechts anſprengen ſoll, li

Manchen Pferden iſt die Hülfe der Zunge, d
Stoß des auswendigen Schenkels, nicht hinr
ſondern es will noch ſtärker geholfen ſeyn, wie z.
faules Pferd; und in ſolchem Falle pflegt ma
mit der Spitze des innern Fußes, gegen den
Schenkel des Pferdes, in eben dem Augenblick zu
in welchem es die vorerwähnte Hülfe des äußern
kels des Reiters erhält. Durch den Stoß des in
gen Fußes erſchrickt das Pferd, und wirft die
Seite vor, zumahl da es durch den auswendigen
kel, welcher hinter die Gurte gegen den Leib fäh
das Anhalten des auswendigen Zügels, die Gr
bewahren, gezwungen wird.

Man unterſcheidet den Galopp, 1) in den
lopp und Bahngalopp, welcher Unterſchied auf d
brauche der Hanken beruhet; 2) in den wahr
falſchen.

Bey dem Bahngalopp, Fig. 847, geht da
ſehr zuſammen; es ſenkt ſich mit der Groppe
Erde, greift mit dem Hintertheile weit vor, v
die Schritte mit den Vorderfüßen ſowohl, als
Zwiſchenzeiten verlängert, und nimmt alſo eine
mere Cadence an. Bey dem Feldgalopp h
braucht es die Hanken weniger; es nimmt ſich
zuſammen, ſondern ſtreckt ſich mehr, und verkü
Cadence. Jenen muß man einem jeden abger
Pferde, ſo viel möglich, beyzubringen ſuchen, n
auch gleich der Endzweck, daſſelbe zu einem Can
Pferde abzurichten, ſeyn ſollte; denn durch dieſ
es mit dem Gebrauche ſeiner Hanken bekannt,
iſt eine ſehr leichte Bemühung, dem Pferde den
zu verlängern, wozu man im Felde gar leicht g
wenn man es nur im Galopp fleißig fortläßt, n
ſich der Gebrauch der Hanken nur gar zu leicht

Hier entſteht die Frage, wozu es nöthig ſey, ein P
die Hanken zu ſetzen, wenn man es doch wieder davon

nen will? Die Ursachen davon sind diese: 1) Das Pferd geht, ungeachtet der Galopp verlängert wird, dennoch viel leichter und freyer, weil es, ob es gleich nicht so stark zusammen geht, doch mit seinem Hintertheile weit vorgreift. 2) Es kann sich eine Gelegenheit eräugnen, daß man ein Pferd in völliger Carriere pariren muß, wenn man ein Unglück vermeiden will; z. E. im Kriege, oder man sieht plötzlich eine jähe Tiefe vor sich, die man in der Ferne nicht hat beobachten können; diese also nöthige schleunige Parade kann nur ein Pferd machen, welches den Gebrauch seiner Hanken in seiner Gewalt hat; denn durch die geringste Ansträngung der Zügel geht es zusammen, und hält sich auf seinen Hanken, da ein anderes, welches den Gebrauch der Hanken nicht kennt, sich in die Gefahr hinein stürzt. 3) Der Gebrauch der Hanken verschaffet dem Pferde eine richtige Anlehnung auf das Mundstück, und erhält das Maul weich und empfindlich; denn, wenn es im Galopp die Vorderfüße auf die Erde zu setzen im Begriff ist, so ist es auch geneigt, eine Stütze auf dem Mundstücke zu suchen; und bey dieser Gelegenheit hat der Bereiter Zeit, ihm die Zügel empfinden zu laßen, wodurch ihm die Wirkung der Stange am besten bekannt wird, und es ihr nachgeben lernt. Auf solche Art läßt sich auch umgekehrt sagen, daß durch die Zäumung das Pferd mehr auf die Hanken gesetzet, und der Galopp so vollkommen gemacht werden könne, daß er völlig nach der Cadence eingerichtet ist, wie die Abbildung, Fig. 847, zeiget, worin man jeden Zeitpunct und Zwischenzeit wahrnehmen kann, die sich bey diesen vermehren, indem man wirklich 4 Zeitpuncte und 3 Zwischenzeiten bemerkt, welche sich folgendergestalt auszeichnen. Z. E. zuerst stämmet es den auswendigen Hinterfuß auf die Erde, welchem der inwendige folgt; nach diesem fällt der auswendige Vorderfuß, und zuletzt der inwendige Vorderfuß nieder. Von diesen Zwischenzeiten sind die erste und dritte einander gleich, die zweyte aber ist länger.

Aus diesen Gründen muß man nun suchen, auch ein Campagnepferd so stark, als möglich, und so viel es dessen Bau und Kräfte zulaßen, auf die Hanken zu setzen, damit es im Nothfalle den Bahngalopp annehmen und gehen könne. Mit einem jungen abzurichtenden Pferde ist man nun noch anfänglich zufrieden, wenn es nur galoppiret, in dem Galopp die Cadence behält, und die Füße nicht wechselt, wobey man sich nach und nach bemühet, dasselbe anzufeuern, daß es mit dem Hintertheile mehr vorgreife, welches man durch ein sanftes Anrühren der Waden zu bewerkstelligen suchet, wodurch ein allmählicher Gebrauch der Hanken entsteht, auf welchen in eben der Maße eine Erleichterung des Vordertheils erfolgt.

Ferner wird der Galopp, vorgedachter maßen, in den wahren und falschen eingetheilet. Wenn das Pferd die inwendigen beyden Füße vorsetzt, so ist es ein wahrer; so bald aber die geringste Veränderung darunter vorgeht, ist es ein falscher Galopp. Wenn z. E. ein Pferd auf der rechten Hand galoppiret, so setzt es die beyden rechten Füße weiter vor, als die linken; es geschieht aber öfters, daß, zumahl ein junges Pferd, den linken Hinterfuß, oder den linken Vorderfuß, oder aber beyde linke Füße weiter vorsetzt, als die rechten, und alsdenn galoppiret es falsch. Auf gleiche Art geschieht es auch, wenn das Pferd auf der linken Hand galoppiret; daher es eines Bereiters Hauptaugenmerk seyn muß, daß er nicht zugebe, daß ein junges Pferd bey Erlernung des Galoppes einen Fuß verwechsele, weil es sich sonst zu sehr daran gewöhnet, und nicht leicht den Galopp halten lernt. So bald also dieser Fall eintritt, muß er es, durch Anhalten eines Zügels um den andern, wieder in Trab bringen, und es bald darauf von neuem wieder in den Galopp setzen. Ist das Pferd so weit, daß es mit den Paraden bekannt ist, so pariret er es in dem Augenblick, da es einen Fuß wechselt, und sprenget es auf der Stelle von neuem an; oder wenn die Correction

Pferd, beym Anfange des G
vorgesetzt hatte, so hat es n
und setzt jetzt den linken Fuß
Franzosen: ce cheval est dés
ten nach sich zieht, d. i. wen
Hinterfuß zu gleicher Zeit mit
sagen sie: ce cheval est désu

Ein fehlerhafter Gang, is
lopp, Fr. Aubin, wenn das
ten trabet.

An einigen Orten ver
der Schulen durch den sc
welcher darin besteht, daß
len einen Sprung mit ein
angebliche Schule gar nich
mahl da die untermischten
erhabenen Schulen gezäh
nicht nach Regeln geschehe
lär sind, daß man ihnen
kann. Dieser mit den G
ist völlig fehlerhaft, und d

Mittelpunct der Schwere des Pferdes nur eine geringe Bewegung dadurch leidet, welche noch immer mehr verringert wird, je mehr sich das Pferd auf die Hanken setzet. Aus diesem Grunde muß der Endzweck des Galoppes nothwendig der seyn, daß es auf die Hanken gebracht werde; woraus denn folget, daß der Bahngalopp noch bequemer sey, als der Feldgalopp, weil jener mehr auf den Hanken geschieht, als dieser.

Die Bequemlichkeit, welche ein Reiter beym Galoppe verspühret, ist einem Jeden bekannt; und es kommt dieselbe allerdings von der geringen Bewegung her, welche der Mittelpunct der Schwere bey diesem Gange leidet, und von der einförmigern und gelindern Ausdehnung der Kniekehle, wodurch die Bewegung des Galoppes sanfter wird. Diese einförmige und gelinde Ausdehnung aber wird erhalten, wenn sich das Pferd auf die Hanken setzt; woraus folget, daß der Galopp desto bequemer seyn müsse, je mehr er auf den Hanken geschiehet. Die Bequemlichkeit und der Unterschied derselben bey diesem Gange ist so merklich, daß er auch von ganz unerfahrnen Reitern empfunden wird.

Bey der Anweisung eines Pferdes zum Galopp, darf es nicht von selbst wechseln; wenn es aber geschieht, so muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine Verbesserung vorgenommen werden. Ich habe oben, S. 823, der Wechselung, welche junge Pferde bey dem Galopp von selbst vorzunehmen pflegen, Erwähnung gethan, auch angezeiget, wie und auf was Art selbige zu verbessern seyn. Hier bemerke ich nur noch, daß der Bereiter dem Pferde keine Gelegenheit oder Veranlaßung zu der Wechselung geben müsse, welches zum öftern durch einen unsteten Sitz und durch das Rücken der Zügel geschieht; bey welchem letzten man die Absicht hat, es nach und nach mehr zu verhalten, damit es hinten mehr vorgreifen, und seine Hanken brauchen lerne.

ſelben zu verbeſſern. Es
Pferd vor jedesmahliger Le
tet wird, wovon zu der Zei
bet wird, die Abſicht iſt, e
mehr zu entbinden, ſonder
ſetzen, welches den Unterri
ſehr erleichtert. Man fä
fort, bis es darin völlig b
aber zu verbeſſern, iſt es a
le, Schulter einwärts,
ihren Nutzen, werde an ſei

Nachdem ein Pferd die
gebrauchet, iſt die Zeit zu
ſen werden ſolle, auf die
ſeln. Dieſes kann ihm am
ben, wenn man vermittelſt
Bahn von einer Hand auf

Ein Pferd wechſeln, b
Hand auf die andere gehen, u
len Gängen vorgenommen.
Bewegung der Beine unverän

Dieſe Wechſelung muß ſo geſchehen, daß ſie in eben dem Gange, ohne zuvor in einen andern zu fallen, gemacht werde; und auf ſolche Art muß das Pferd in dem durch die Wechſelung veränderten Galoppe mit eben der Cadence fortfahren, in welcher es zuvor war. Man kann leicht einſehen, daß kein Pferd ohne Unterricht zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen könne, und daß man alſo Hülfen wählen müſſe, es zu dieſer Handlung zu beſtimmen. Der Zeitpunct iſt dazu da, ſo bald es auf den Hanken ſteht.

Wie ein Pferd anfänglich, durch Verhalten und eine dabey gegebene Hülfe, zum Galopp angeſprengt werde, habe oben, S. 819. f. gezeiget. Nach und nach, da das Pferd mehr an das Galoppiren und Anſprengen gewöhnet wird, verfeinert man die anfänglich dazu nöthig geweſenen Hülfen, bis ein bloßes Verhalten nebſt einem Zungenſchlage es ſchon dazu beſtimmen, ohne daß man nöthig hätte, einen Schenkel zu bewegen. Da das Pferd, einen Unterſchied zwiſchen dem rechten und linken Verhalten zu machen, die Fähigkeit beſitzt, ſo richtet es auch darnach ſein Anſpringen ein, nachdem es durch den Zungenſchlag benachrichtiget wird, daß es galoppiren ſolle. Nur für einen Soldaten iſt der Zungenſchlag keine ſchickliche Hülfe, weil er dadurch die Pferde ſeiner Cameraden zugleich mit anfeuert, weshalb ſie beſſer thun, daß ſie den Schenkel gebrauchen. Wäre das Pferd auf der rechten Hand, oder es galoppirte rechts, ſo würde man ihm die Hülfe zum linken Anſprengen geben müſſen, damit es im Galopp wechſele. Ehe ich die Art erzähle, wie man dazu am leichteſten gelangen kann, einem Pferde dieſe Wechſelung beyzubringen, will ich erſt die Regel zum voraus feſt ſetzen: daß das Wechſeln nothwendig allemahl in einem ſolchen Zeitpunkte geſchehen müſſe, in welchem es ſein Vordertheil von der Erde erhebet, und auf den Hanken ſteht. Denn ruhet es mit ſeinen Füßen auf der Erde, ſo kann es zwar einen

andern Galopp anfangen, als es zuvor gegangen, es ist aber eben dasselbe, als ob es von neuem dazu angesprenget würde, und man kann nicht sagen, daß es wechsele; ingleichen, wenn das Pferd über der Erde ist, die eine Seite schon vorgeworfen, und im Begriff steht, mit dem inwendigen Vorderfuße nieder zu fallen, so ist auch keine Wechselung mehr möglich, weil die auswendige Seite alsdenn, wenn die Hülfe zur Wechselung kommt, gewiß schon steht. Dieses zum vorausgesetzt, ist es wohl die leichteste und bequemste Art, wenn man ein Pferd anfänglich darin unterrichten will, daß man einen Ort wähle, wo man mit dem Wechseln eine Wendung verbinden kann; denn wenn ihm die Hülfen zu einem gegenseitigen Galopp gerade zu der Zeit gegeben werden, da es zugleich wendet, so muß es schlechterdings mit der inwendigen Seite vorgreifen, und also wechseln. Man ritte z. E. auf der rechten Hand in Galopp, und wollte wechseln, so müßte man gerade über die Bahn reiten, und unweit der Mauer sodann wechseln und wenden, um auf der linken Hand weiter zu gehen. Um es desto besser zu bewerkstelligen, reitet man erst einigemahl über die Bahn, ohne zu wechseln, und alsdenn, da das Pferd es am wenigsten vermuthet, und in der Meinung ist, wieder rechts zu wenden, kommt auf einmahl eine gegenseitige Wendung und Hülfe. Ist diese Wechselung gut von Statten gegangen, so wird es bald darauf pariret und geliebkoset, um es ihm bemerklich zu machen, daß es recht gehandelt habe. Dadurch wird das Pferd aufmerksam, und erwartet beständig die Wechselung, so bald es wieder auf die Stelle kommt, wenn es nur einige Zeit darin geübt ist; und man wird bemerken, daß es so gar von selbst wechselt, welches man aber nicht zugeben darf. Wie man von der rechten zur linken gewechselt hat, eben so verfährt man von der linken zur rechten, jedoch mit gegenseitigen Hülfen.

Wie

Wie man ſich dieſer Wechſelung nur zu Anfange bey einem jungen Pferde bedienet, ſo muß man mit dem Wachsthume ſeiner Geſchicklichkeit auch darauf bedacht ſeyn, ſie zu verfeinern, und es dazu anhalten, daß es auch auf jeder geraden Linie, ohne eine Wendung dabey zu machen, wechſele.

Ein Pferd dahin zu bringen, daß es auf jeder geraden Linie, ohne irgend eine andere Hülfe, bloß durch eine Bewegung der Hand wechſele, geſchieht, nach Hrn. Hauptm. Prizelius Anweiſung, folgendergeſtalt. Nachdem das Pferd an die Wechſelung nahe an der Mauer gewöhnt, und darin ſo lange geübt iſt, daß es ſelbige befolget, nimmt man es an einem etwas von der Mauer entlegenen Orte, und läßt es, ohne zu wenden, auf der geraden Linie, bis an die Mauer mit verändertem Galopp fortgehen, und wenn man an die Mauer kommt, wendet man erſt. Hier wird man wider die Gewohnheit, daß es bey der Wechſelung wenden wolle, zu ſtreiten haben; und es wird neue Arbeit koſten, um es bis an die Mauer gerade zu erhalten. Das dawider zu ergreifende einzige und wirkſame Mittel iſt, daß man den auswendigen Zügel (welcher vor der Wechſelung der inwendige war), feſt halte, daß es nicht von der Linie weichen könne. Dieſe Uebungen werden fleißig wiederhohlet, und ſie ſind um ſo mehr nöthig, weil es dem Pferde zuträglich iſt, daß es im Felde bald auf die eine, bald aber auch auf die andere Hand galoppire, wozu der Reiter durch die Wechſelung gelangen muß; und überdem ſind ſie vortheilhaft, das Pferd in Gehorſam und Unterwürfigkeit zu bringen und zu erhalten. Große Herren, und auch Privatperſonen, welche keine geübte Reiter ſind, verlangen zuweilen, daß ein Pferd beſtändig rechts galoppire, und nicht wechſele; in welchem Falle die Wechſelung ein Pferd nicht gelehret werden darf, ſondern man galoppiret ſie beſtändig rechts; und um ſie deſto mehr in dem Galoppe zu befeſtigen, läßt man ſie auch auf der

terſchenkel, welcher zuerſt b
auf die Erde geſtämmet wir
tragen und forttreiben, dal
wird. Die rechte Seite geh
und die Schenkel auf dieſer
als die auf jener, daher di
währende Laſt, welche auf
Bewegung, welche ſie zu m
zet werden müſſen. Aus di
ter ſein Pferd fleißig im G
rechts, bald links, im Feld

Wenn das Pferd gezäun
Wechſelungen dergeſtalt einz
der Hand das Pferd dazu be
dere Hülfe dazu komme. Z
der Reitbahn in die Länge be
nie zwey bis drey mahl, bis
mit vorzüglichſter Leichtigkeit
er eben ſo wohl im Felde zu
ein Pferd draußen wegen der
ſtände nicht ſo ſehr auf ſeinen

zum Wechseln im Galopp abzurichten, angibt, wird von Herrn Prizelius, in seiner vollständ. Pferdewissenschaft, Leipz. 1777, gr. 4. S. 478, beurtheilet und mit Recht verworfen.

Zum Beschluß gedenke noch mit wenigem des Galoppes der Kutschpferde. Wenn es Kutscher gibt, die, um ihren jungen Herren zu gehorchen, ihre Pferde in Galopp setzen, weil sie einen sehr leichten Wagen, oder sehr rasche Pferde haben: so ist dieses kein Beyspiel für andere Kutscher. Der Galopp ist niemahls der Gang für Kutschpferde gewesen, und wird es auch niemahls, besonders in großen Städten, werden, es sey denn, daß man die Pferde zu Grunde richten, den Wagen in Stücken, und dem Herrn Arm und Beine zerbrechen wollte. Gibt es aber dringende Gelegenheiten, wo man im freyen Felde die Pferde in Galopp setzen muß, so muß es mit Behutsamkeit geschehen. Gemeiniglich sind die Kutschpferde zu schwer, um den Galopp zu laufen. Folgendes ist inzwischen dabey zu beobachten.

Die Pferde müssen willig und leicht laufen, ohne die Vorderfüße gar zu sehr zu heben, welches anzeigen würde, daß ihnen das Galoppiren sauer würde, weil die Schultern nicht folgen. Sie müssen beständig in einer schönen Stellung bleiben, den Kopf hoch, die Schultern niedrig halten. Das Hintertheil muß so gut folgen, daß man nicht bemerken könne, wie die Hinterfüße nach den Vorderfüßen auf die Erde kommen, sondern alle viere müssen gleichsam immer in der freyen Luft seyn. Pferde, welche allzu lange Hüften haben, können keinen kurzen Galopp, sondern nur den gestreckten gehen, weil sie die Knie nicht beugen, und unter sich greifen können. Wenn die Pferde die Füße im Galopp zu sehr heben, so verlieren sie an

der Geschwindigkeit; und es ist ein Zeichen, daß sie kein Athem haben.

Der vollkommene Kutscher, nach der 4ten französ. Ausg. übers von E. M. S. A. Frf. und Lpz. 1772, gr. 8. S. 221.

Galreda, siehe Gallerte.

Galstrig, siehe Ranzig.

Gamache, siehe Strieselette.

Gamander (der), oder das Gamanderlein (*) Diese Nahmen führt überhaupt das ganze linnäische Geschlecht des Teucrium, welches zu den Pflanzen mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und einem nackten oder bloßliegenden Samen gehört, und die Erdkiefer, das Katzenkraut, den Lachenknoblauch, die Scorodonie, und den Bathengel unter sich begreift. Von der Erdkiefer, Teucrium Chamæpitys, s. Th. VIII, S. 513, f. Von dem Katzenkraut, Teucrium Marum, s. in K. Von dem Lachenknoblauch siehe Scordien. Von der Scorodonie, und dem Bathengel, werde jetzt handeln.

1. Die Scorodonie, der salbeyblätterige Gamander, Teucrium Scorodonia *Linn.* wächst hin und wieder in Deutschland, auch England, Frankreich, Italien, an den Hecken und auf Wiesen. Die kurzhafte kriechende Wurzel treibt haarichte, aufrecht stehende, ungefähr 2 Fuß hohe viereckige Stängel. Die gestielten, herzförmig spitzigen, eingekerbten Blätter sind dunkelgrün, runzelig, und mit kurzen Haaren hin und wieder besetzt; diejenigen aber welche bey den Blumen stehen, viel kleiner, rundlich, völlig ganz, und an beyden Enden spitzig. Die Wirtel stehen dicht bey einander

(*) Im Engl. lautet dieser Nahme Germander, Fr. Germandrée, welche Nahmen, so wie der deutsche, vermuthlich aus dem Griech. und Lat. Chamædrys verunstaltet sind, welchen die Pflanzen bey den alten Kräuterkennern führen.

der, und ſtellen gleichſam eine einſeitige Aehre vor. Das Blumenblatt iſt blaßgelb, und deſſen Blumenähre lang und gekrümmt. Die Pflanze vermehrt ſich häufig durch die Wurzel, oder man kann dieſe nach Belieben theilen. Sie dauert füglich in jedem Erdreiche, und in freyer Luft. Der Geruch kommt einiger maßen mit dem Waſſergamander (Lachenknoblauch, Scordien) überein; die Kräfte aber ſind weit geringer.

2. **Der Bathengel**, in einigen oberdeutſchen Gegenden **der Frauenbiß**, Chamædrys major repens *Bauh.* Teucrium Chamædrys *Linn.* Fr. Calamandrier, **wovon das Gamanderlein**, Chamædrys minor repens *Dod.* & *Bauh.* Chamædrys vulgaris ſ. ſecunda *Cluſ.* Fr. Petite germandrée, le petit chêne, petit chêne vert, oder la chênette, **eine Varietät iſt, welche für kräftiger gehalten, und daher officinell geworden iſt.** Dieſe Pflanze wächſt in Deutſchland an vielen Orten, inſonderheit aber in der Schweitz, in Oeſterreich und Ungarn, an den Wegen, und in ſteinigen, ſandigen Gegenden. Sie treibt aus der faſerigen dauernden Wurzel viele mit Aeſten beſetzte Stängel, welche mehr auf der Erde hinkriechen, als aufrecht ſtehen, und gleichfalls den Winter über aushalten. Die ganze Pflanze erreicht ſelten die Länge eines Fußes; mehrentheils iſt ſie nur einer Spanne lang. Sie iſt überall mit Blättern beſetzt, welche einander gegen über und parweiſe ſtehen, geſtielt, länglichrund und am Rande eingekerbet ſind. An den obern Theilen der Aeſte, welche ſich zur Zeit der Blüthe, nähmlich im Junius und Julius, aufrichten, ſtehen zwiſchen den Blättern die röthlichen Blumen; und zwar treiben gemeiniglich aus jedem Winkel drey derſelben. Der Geburtsort ändert zuweilen das Anſehen dieſer Pflanze. Man findet zuweilen mehrere, öfters wenigere Blumen an dem Blattwinkel bey einander; manchmahl ſtehen die Blätter und Blumen gedrungen

bey einander, ein ander mohl sparsam und mehr von einander entfernt. Meistentheils hat die Pflanze keinen, selten einen angenehmen und starken Geruch.

Man findet die getrocknete Pflanze in allen Apotheken, indem sie jederzeit häufig gebraucht worden ist; und sie besitzt auch wirklich gute Eigenschaften. Sie enthält bittere, eröffnende, balsamische und zusammenziehende Bestandtheile, und wird daher von Vielen, besonders Prosp. Alpin und River, mit Wein abgekocht, bey den Wechselfiebern angerühmet, ja, von Chomel'n der Chinarinde vorgezogen. Sie stärket den Magen, stillet die Blutflüsse, verbessert die Bleichsucht, eröffnet die Verstopfungen der Lunge, Leber und übrigen Eingeweide, und dienet folglich bey der Gelbsucht und Engbrüstigkeit. Vornehmlich will man sie als ein bewährtes Mittel wider Gliederschmerzen und die laufende Gicht ausgeben; wie denn schon Vesal gemeldet, daß die genuesischen Aerzte den Gebrauch derselben Kayser Carl V. wider dieses Uebel angerathen haben. Der Cardinal Fleury soll durch einen Thee aus gleichen Theilen Bathengel, Schlagkraut (Teucrium Chamæpitys) und Osterluzey (Aristolochia Clematis), von dieser Krankheit befreyet worden seyn. Andere Exempel zu geschweigen. Boerhaave aber erinnert, daß man bey dem Gebrauche vorsichtig verfahren solle, indem dadurch die Bewegung der Säfte vermehret, und die Hitze erreget werde.

Gambetta, siehe Schnepfe. (Wasser-)

Gambienser Gummi, Gummi Gambiense, gehört zu den neuern, und denjenigen Materialwaaren, von welchen wir noch keine hinlängliche Kenntniß haben. Fothergill hat dasselbe einiger maßen, im 1 B. der übers. Bemerk. der Aerzte in London, S. 327, bekannt gemacht. Es ist ein hartes, zerbrechliches dunkelrothes, oder beynahe schwarzes, undurchsichtiges

Gummi,

Gummi, von welchem jedoch die allerkleinſten Stückchen roth und durchſichtig erſcheinen. Es gibt keinen Geruch von ſich, auf der Zunge aber zerfließt es geſchwinde in ein ſchleimiges Weſen, und verurſachet ein ſtarkes, jedoch angenehmes Zuſammenziehen. Wenn es gröblich geſtoßen iſt, löſet es ſich im Waſſer größtentheils auf, und theilet demſelben eine dunkelrothe Farbe, und einen ſtarken zuſammenziehenden Geſchmack mit. Was in dem Waſſer unaufgelöſet bleibt, ſcheint harzig zu ſeyn. Es unterſcheidet ſich von dem ſenegaliſchen Gummi, weil es weit zerbrechlicher iſt; und von dem Drachenblute, mit welchem es leicht verwechſelt wird, weil es ſich im Waſſer auflöſet. Es ſoll dieſes Gummi wie ein rother Saft aus einem Baume fließen, welcher Pau de Sangue genannt wird, ſonſt aber unbekannt iſt.

Bey eingewurzelten Durchfällen, dem weißen Fluſſe, allzuhäufigen Abgange der monathlichen Reinigung und überhaupt in allen Fällen, welche von einer Schlaffheit und Schärfe herrühren, ſoll dieſes Gummi vorzüglich und nützlich zu gebrauchen ſeyn.

Gamelo, ein Beynahme des Copahubalſams; ſiehe Th. III, S. 453.

Gampferkraut, ſiehe Abrotanum.

Ende des funfzehenten Theiles.

F. 793. S. 70.

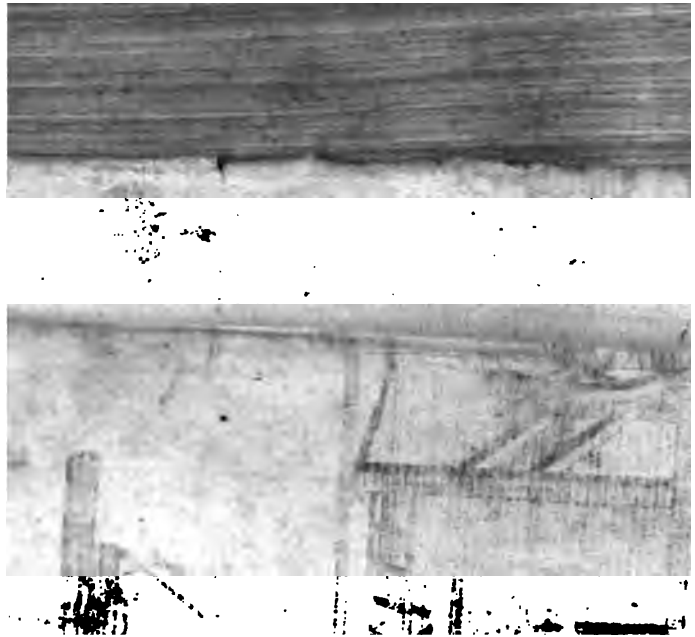
F. 795. S. 71.

Occa. Enc.

Fig. 797. S. 108.

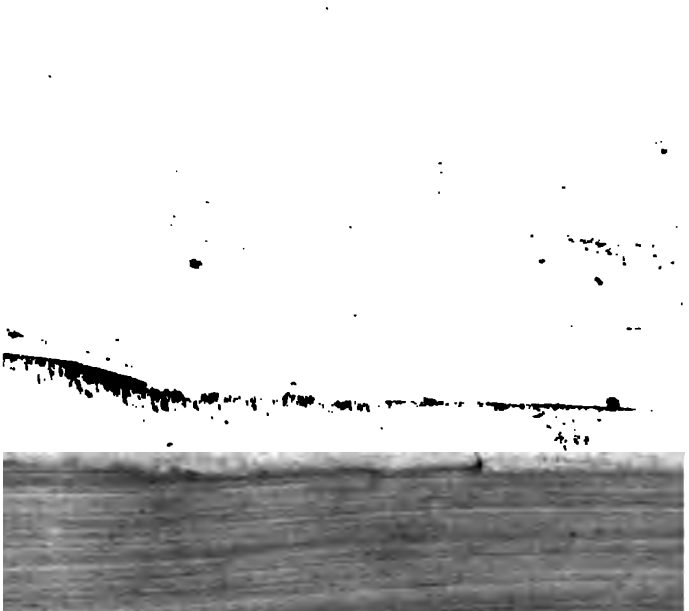
Fig. 799.

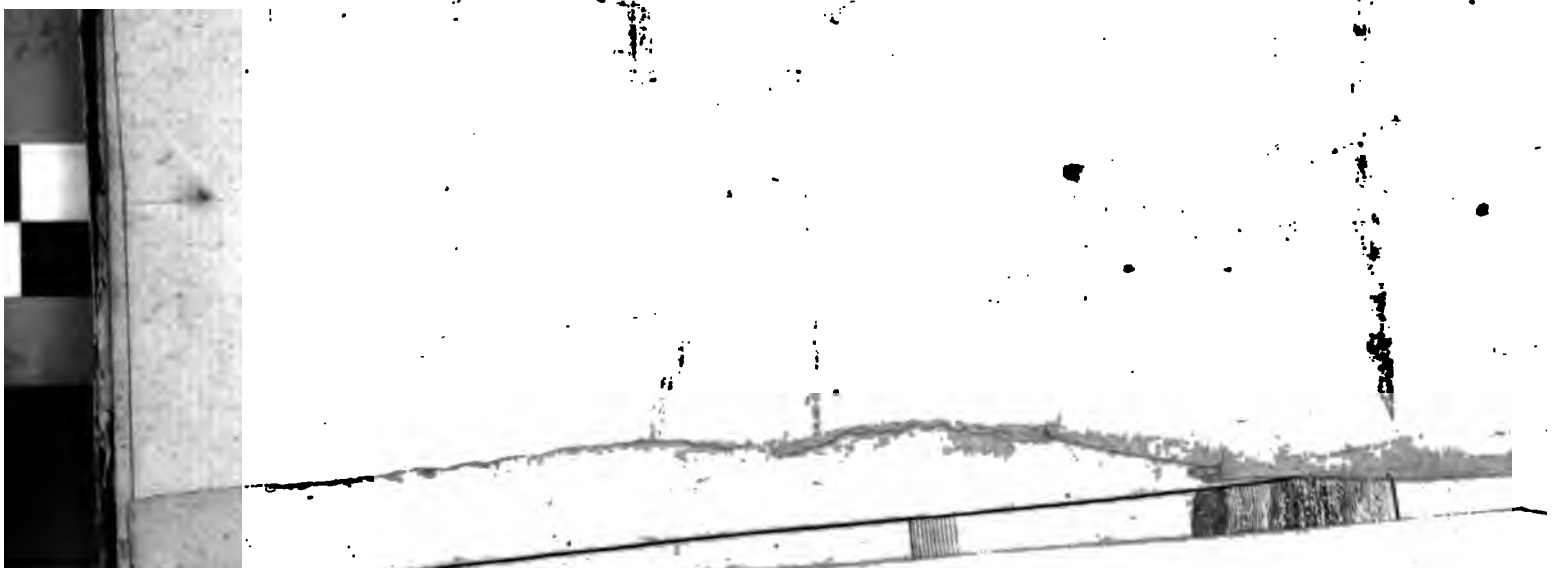
Fig. 802. S. 136.

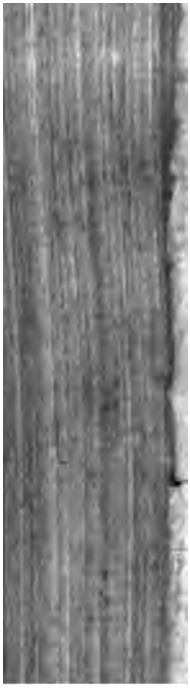


§. 804. §. 141.
§. 803. §. 138.
a
§. 805.
§. 807. §. 148.
§. 810. §. 146.
a
b
b
a
§. 806. §. 144.
d
d
c
§. 808. §. 146.
§. 809. §. 145.
f
b
a
g
h
c

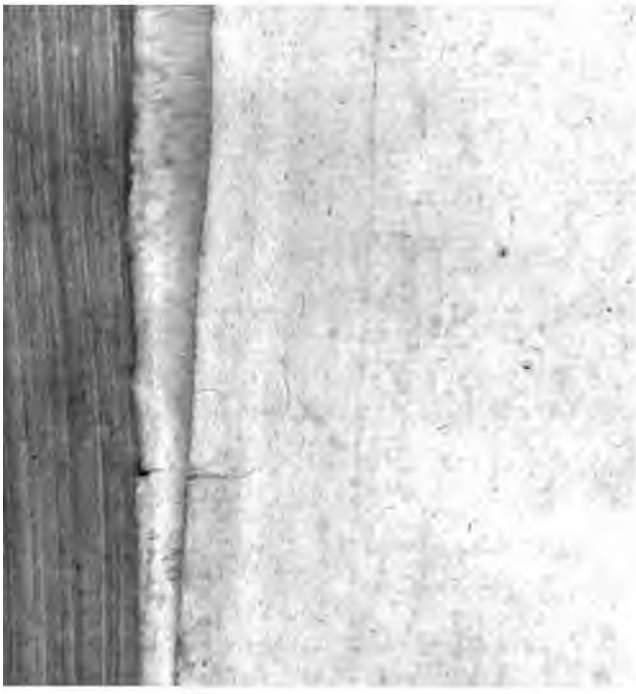
Oec. Enc. XV. Th.







Oec. Enc. XV. Th



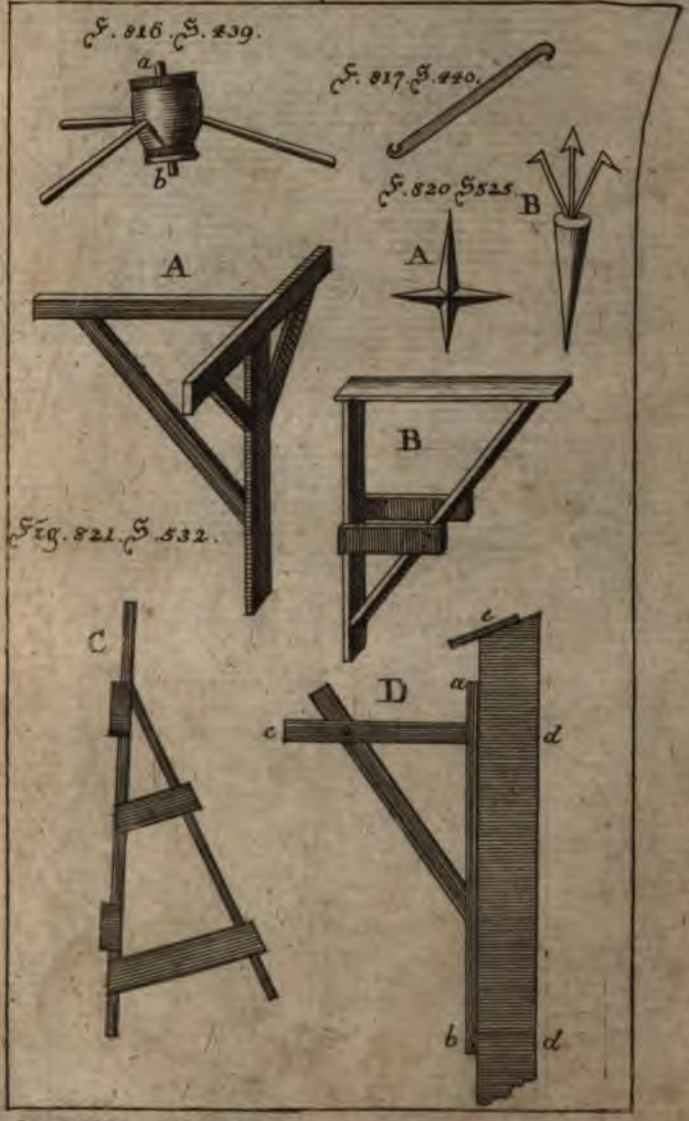
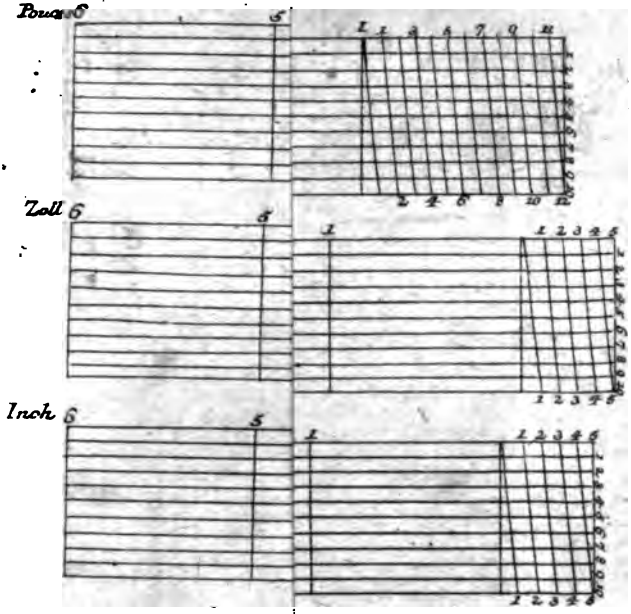
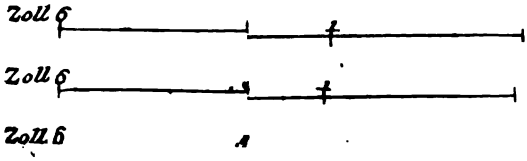
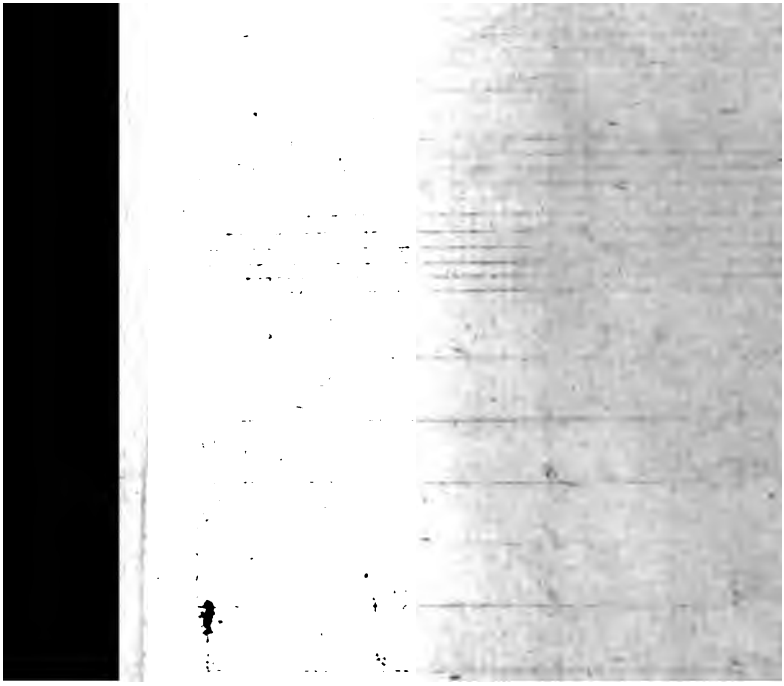


Fig. 816. S. 439.
a
b
Fig. 817. S. 440.
Fig. 820 S525.
B
A
A
B
Fig. 821. S. 532.
C
D
c
a
c
d
b
d

Oec. Enc. XV. Th.


Pouce 6
Zoll 6
Inch 6


Zoll 6
Zoll 6
Zoll 6



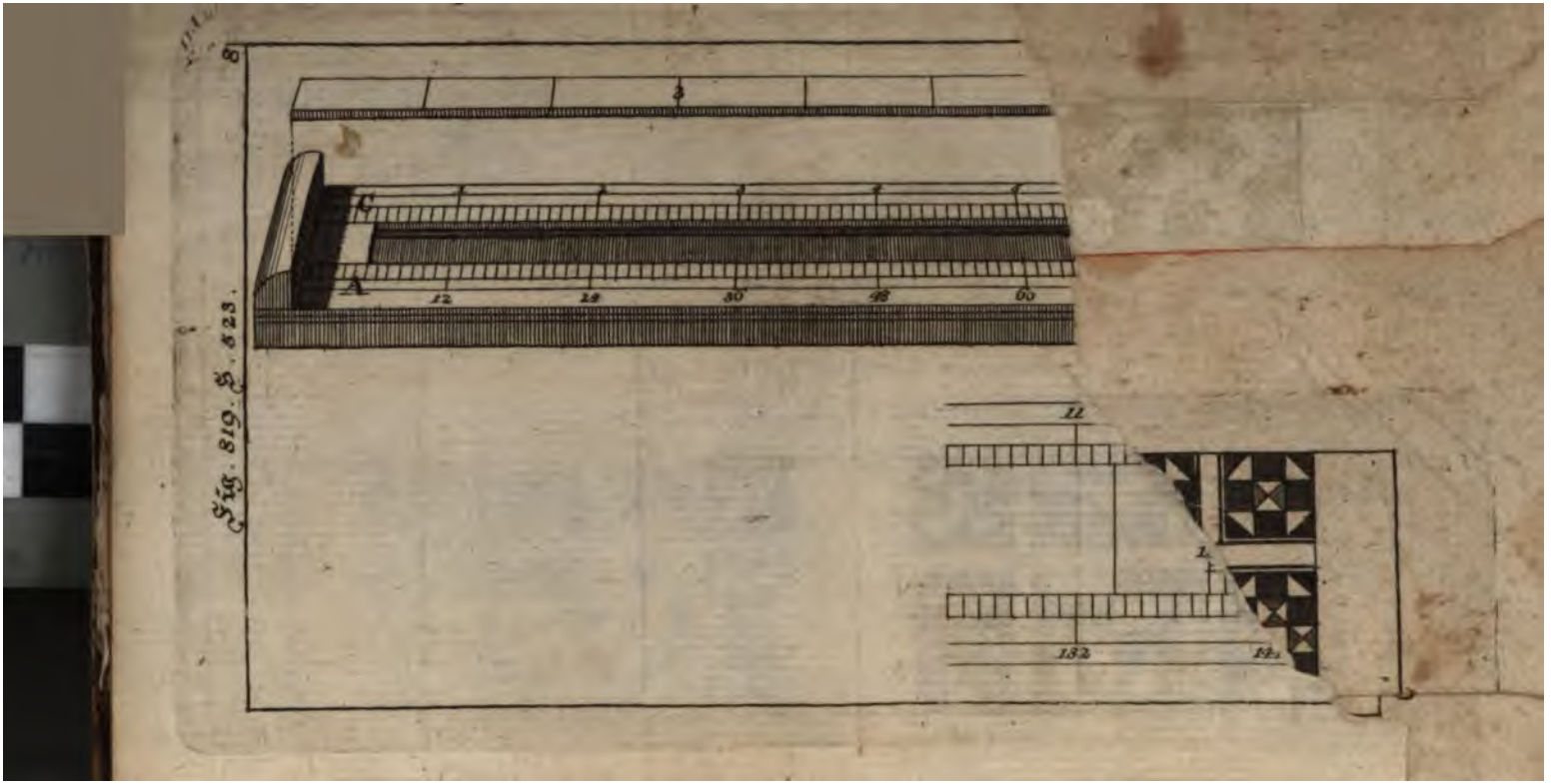
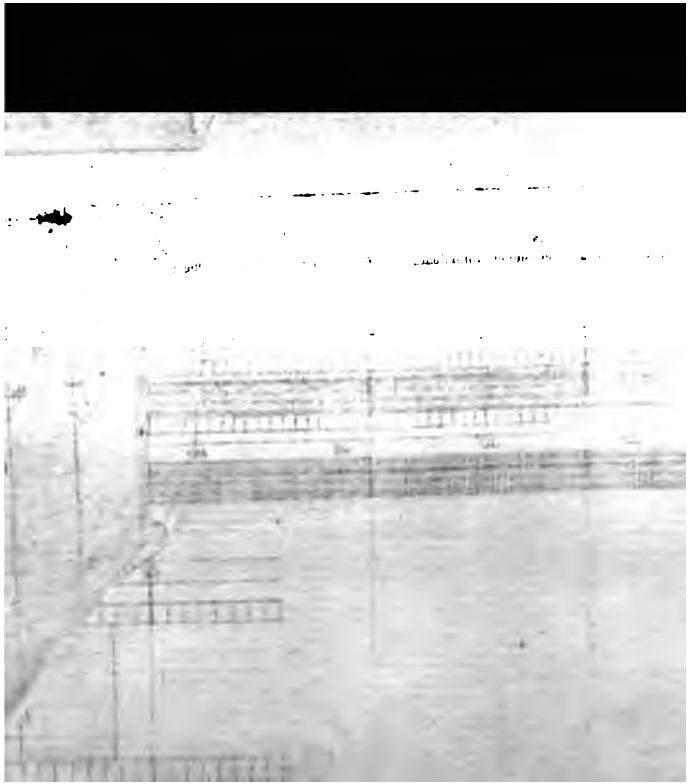


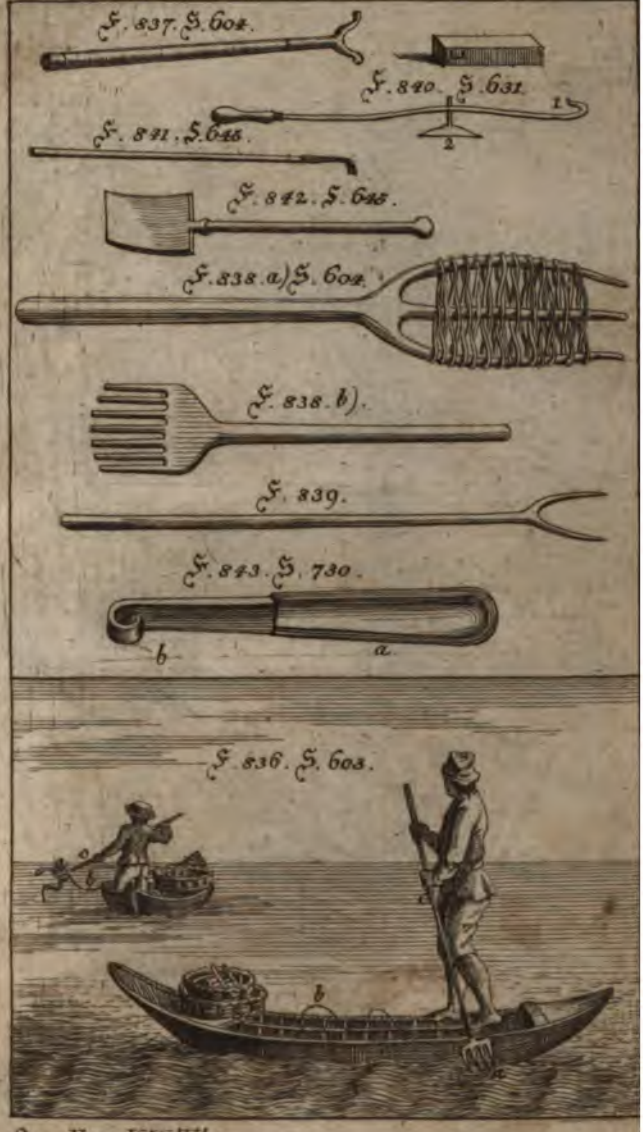
Fig. 819. S. 823.
A
12
18
30
48
60
12
12
18½



9

Fig. 824 §. 562.
Fig. 825. §. 591.
Fig. 823 §. 584.
Fig. 828. §. 599.
Fig. 827.
Fig. 826 §. 599.
Fig. 829 §. 600.
Fig. 830. §. 600.

Oec. Enc. XV. Th.


N. 837. S. 604.
N. 840. S. 631.
1
2
N. 841. S. 645.
N. 842. S. 645.
N. 838. a) S. 604.
N. 838. b).
N. 839.
N. 843. S. 730.
b
a
N. 836. S. 603.
b
a

Oec. Enc. XV. Th.

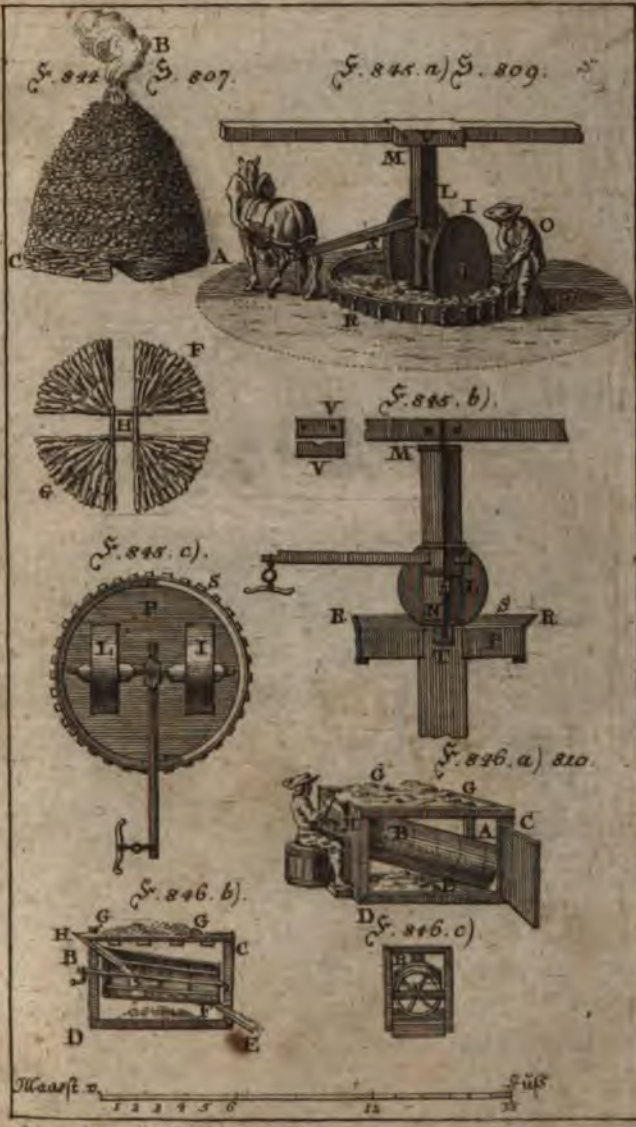
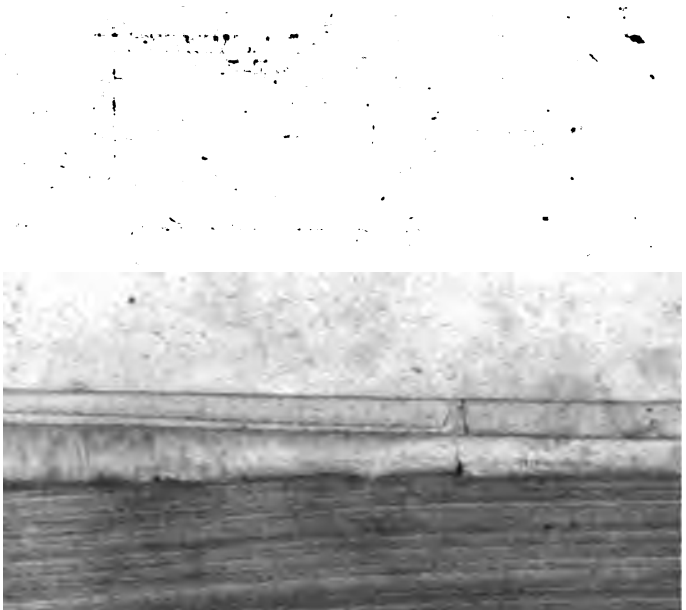
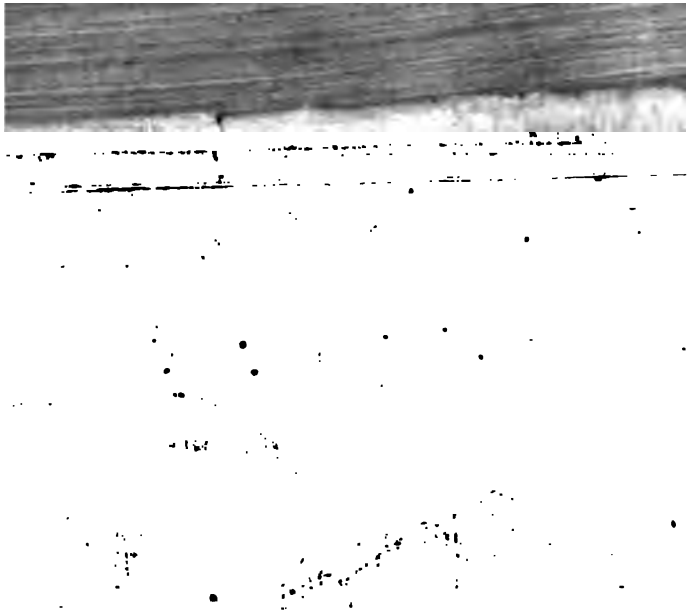
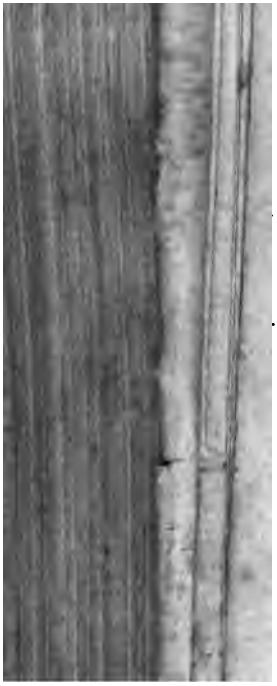


Fig. 844. S. 807.
B
C
Fig. 845. a) S. 809.
M
L
I
O
A
R
F
H
G
Fig. 845. b).
V
V
M
Fig. 845. c).
P
L
I
E
R
Fig. 846. a) 810.
G
G
H
B
A
C
D
Fig. 846. b).
Fig. 846. c)
Maasst.
Füß



Oec. Enc. XV. Th.





Stanford University Libraries
3 6105 014 898 543

Stanford University Libra
Stanford, California

Return this book on or before date d